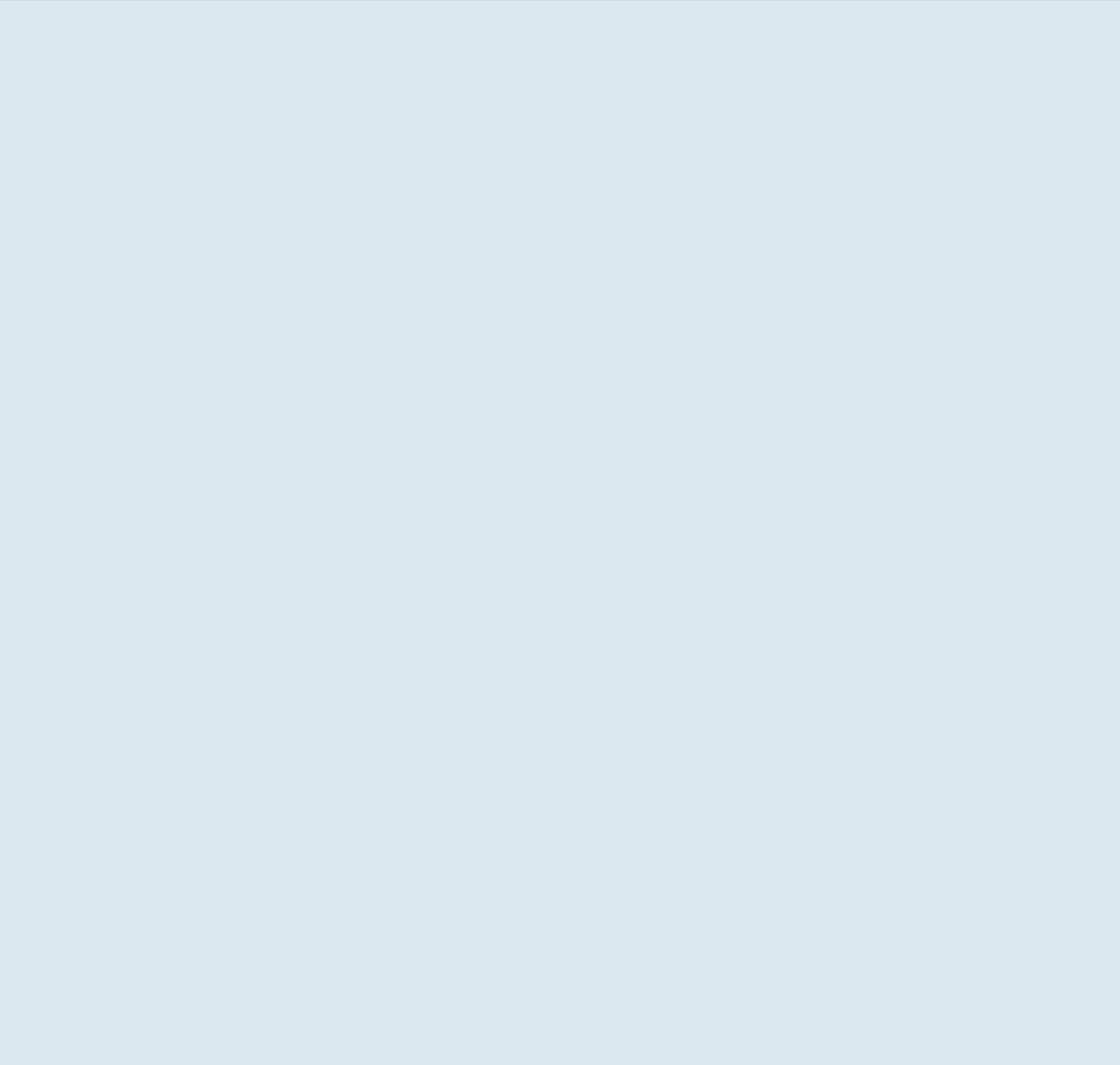


# **DIE BURG**

**GEHEIMNISSE  
HINTER DEN MAUERN**





**DIE  
BURG**

**GEHEIMNISSE  
HINTER DEN MAUERN**

The title 'DIE BURG' is rendered in large, dark blue, bold letters with a slight shadow. Several small window icons are scattered around the letters: a grey window above the 'D', a yellow window above the 'I', a yellow window to the left of the 'B', a grey window inside the 'U', a yellow window to the right of the 'E', and a yellow window above the 'G'. Below this, the subtitle 'GEHEIMNISSE HINTER DEN MAUERN' is written in a smaller, bold, dark blue font.

Eine Gemeinschaftsproduktion von

**GRIT POPPE**

und der

**Schreibwerkstatt**

**der Bezirkszentralbibliothek „Mark Twain“**

Berlin, Marzahn-Hellersdorf

unter Leitung von

**Renate Zimmermann**

Illustrationen:

**Henriette Sitterlee**

Candy Krüger, Mara Weinkauff



Impressum

1. Auflage 2024

Die Burg

Von Grit Poppe und der Schreibwerkstatt Marzahn

[www.grit-poppe.de](http://www.grit-poppe.de)

[www.berlin.de/bibliotheken-mh/angebote/schreibwerkstatt-fuer-jugendliche](http://www.berlin.de/bibliotheken-mh/angebote/schreibwerkstatt-fuer-jugendliche)

Herausgeber:

Förderverein Stadtbibliothek Marzahn-Hellersdorf e.V. und Renate Zimmermann

[www.berlin.de/bibliotheken-mh/wir-ueber-uns/foerderverein](http://www.berlin.de/bibliotheken-mh/wir-ueber-uns/foerderverein)

[renate-zimmermann.com](http://renate-zimmermann.com)

Umschlaggestaltung: Antje Püpke, Berlin

Illustrationen: Henriette Sitterlee, Candy Krüger (S. 197), Mara Weinkauff (S. 149)

Satz & Layout: Antje Püpke, [www.die-illustration.de](http://www.die-illustration.de)

Lektorat: Grit Poppe, Juliane Föhlisch, Renate Zimmermann, Vivian Victoria Nestler

Finanzierung: Förderverein Stadtbibliothek Marzahn-Hellersdorf e.V.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

© Förderverein Stadtbibliothek Marzahn-Hellersdorf e.V.

Berlin-Marzahn, 2024

ISBN: 9783759253408

Danke!

Allen Autorinnen und Autoren sei an dieser Stelle herzlich gedankt für die Bereitschaft, sich mit den unterschiedlichen Geschichtsepochen auseinanderzusetzen. Besonderer Dank geht an Grit Poppe für die Ideenfindung mit der Gruppe, die Gesprächsangebote mit Zeitzeugen, Prolog und Epilog, die vielen Tipps, die geduldige und schnelle Beantwortung aller Fragen und vor allem für das gründliche Lektorat. Juliane Föhlisch war eine sehr hilfreiche und mitdenkende Co-Lektorin. Sie hat noch so manche Ungereimtheit entdeckt und bereinigt. Vivian Victoria Nestler fungierte bei einigen Texten als vierte Korrektorin. Ein Dank und große Hochachtung geht an Henriette Sitterlee für die wunderbaren Illustrationen. Die Künstlerin Antje Püpke hat mit professionellem Layout dem Buch das optische i-Tüpfelchen aufgesetzt. Von Beginn an ist sie eine treue und zuverlässige Mitstreiterin bei der Gestaltung der Storytauschbücher, wofür ihr nicht genug zu danken ist. Nicht zu vergessen der Förderverein Stadtbibliothek Marzahn-Hellersdorf e.V., mit dessen finanzieller Unterstützung diese Schreibprojekte ermöglicht werden. Ohne ihn gäbe es keinen Storytausch.

## INHALTSVERZEICHNIS

<i>Vorwort</i>	6
<i>Grit Poppe Prolog</i>	8
<i>Vivian Victoria Nestler Ihre Kinder</i>	10
<i>Cassy Die tragische Geschichte der Ida R. von Oberstein</i>	36
<i>Johanna Föhlisch Geboren aus Asche</i>	45
<i>Eddie Neumann Stille und Staub</i>	50
<i>Vivienne Pabst Gefunden</i>	59
<i>Maria Walter Oliveira Gala Monteiro Johann</i>	75
<i>Tim Gärtner Nur die Katze ist frei</i>	86
<i>Pia Vahl Dein Vergehen</i>	101
<i>Charlotte Irmelin Piotrowski Briefe eines inhaftierten Freiheitskämpfers</i>	120
<i>Luise Döring Hinter Mauern</i>	127
<i>Mara Weinkauff Crescit Lux</i>	135
<i>Leonie Dittrich How To: Rebuild A Civilisation</i>	150
<i>Bianca Sprotte Abenteuer auf vier Pfoten</i>	167
<i>Marlene Mahlow Das Berghotel</i>	180
<i>Candy Krüger Das Taugenichts-Trio</i>	184
<i>Novalee Steinig Geisterjagd</i>	204
<i>Matilda Wagner Die Flucht</i>	217
<i>Lea Neubert Trauma</i>	221
<i>Jessica Ritter Unter Wölfen</i>	239
<i>Gregor Drieselmann Zu tragende Last</i>	248
<i>Zora Draebert Eine Burg und ihr Geheimnis der Zeit</i>	266
<i>Juliane Föhlisch Glenmoore Castle</i>	273
<i>Lina Voigt Das Ende der Menschheit</i>	317
<i>Louise Ottschofski Der einsame Turm</i>	325
<i>Anyla Fox Die geheime Zauberschule</i>	336
<i>Sanya Lehmann Mein Kleeblatt</i>	351
<i>Grit Poppe Epilog</i>	363
<i>Resümee der Teilnehmenden</i>	368

## VORWORT

*Liebe Leserinnen und Leser,*

Sie halten das 14. Buch der Schreibwerkstatt Marzahn in den Händen.

Das bedeutet: 14 Jahre Storytausch, Zusammenarbeit mit 14 verschiedenen Autorinnen und Autoren mit ebenso unterschiedlichen Schreibstilen.

Eine Herausforderung, der sich die Jugendlichen immer wieder aufs Neue mit Begeisterung stellen. So entstanden über die Jahre hinweg sehr individuelle Bücher, von denen keines dem anderen ähnelt.

2024 begleitete die Autorin Grit Poppe das Schreibprojekt. Von Anfang an nahm sie diese Aufgabe sehr ernst und brachte sich mit vielen Tipps und Vorschlägen in den Schreibprozess ein. Mit ihren Büchern setzt sie sich besonders für die Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit ein, klärt über die damaligen Verletzungen der Kinder- und Jugendrechte auf und schreibt über die Zustände in den Jugendwerkhöfen der DDR.

Sie schlug als Schauplatz der Handlung eine Burg vor, in der die Geschichten der Jugendlichen angesiedelt werden konnten, listete mögliche Nutzungen des Gebäudes in unterschiedlichen Jahrhunderten auf und schrieb zum Einstieg einen Prolog. Danach hatten die Schreibenden alle Freiheiten, mit denen interessanterweise nicht alle umgehen konnten.

Zweimal besuchte Grit die Schreibtreffen, um direkt für Fragen zur Verfügung zu stehen und brachte zu einem Termin den DDR-Zeitzeugen Detlef Jablonski mit. Wir folgten auch ihrem Vorschlag, das ehemalige Untersuchungsgefängnis in der Keibelstraße zu besuchen. Davon profitierten alle, in deren Text diese Zeit eine Rolle spielt. Aber auch das Mittelalter, Fantasy- und Traumwelten oder das 3. Reich wurden gewählt.

Nach der Abgabe der Texte und dem zeitintensiven Korrekturat übernahm Grit Poppe das Lektorat. Eine Vorgehensweise und Erfahrung, die für alle neu und ungewohnt war. Felsenfest von der Qualität, Logik und Lesbarkeit ihrer Geschichten überzeugt, bekamen die Teilnehmenden diese wieder zurück mit vielen kritischen, aber auch lobenden Anmerkungen, Streichungen und Infragestellungen. Manche nahmen das sehr persönlich, aber alle haben dadurch zwei wesentliche Dinge gelernt:

1. Nicht alles, was für den Schreibenden Sinn ergibt, ist für den Leser nachvollziehbar.
2. Alle Autoren müssen sich mit diesem kritischen Draufblick auseinandersetzen, bevor ihr Buch gedruckt wird.

Tauchen Sie nun mit Svenja und Holly ein in die Geschehnisse, die sich in unterschiedlichen Zeiten in der Burg abgespielt haben und erfreuen Sie sich an der Vielfalt der Genres! Wann hat man schon mal Fantasy, Mystery, Krimi, historische Erzählungen, Liebesgeschichten u.v.m. in einem Buch vereint!

*Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen*

*Renate Zimmermann*

*Bibliothekarin und Leiterin der Schreibwerkstatt*





## PROLOG

*Von Grit Poppe*

Holly, die junge Hündin, zog ungeduldig an der Leine. Sie waren längst vom Weg abgekommen. Svenja stolperte ihr auf dem unebenen Waldboden hinterher.

Hatte der Hund etwas gewittert? Einen aufregenden Duft von einem Reh oder Wildschwein oder gar einem Wolf? Auch wenn man die Raubtiere nicht sah: Seit einigen Jahren gab es wieder Wölfe in der Gegend.

Nicht nur deshalb hatten ihre Großeltern, bei denen Svenja die Ferien verbrachte, sie davor gewarnt, diesen Abschnitt des Waldes zu betreten, den verwilderten Teil, in dem diese geheimnisvolle Burg lag, von der ihr Opa manchmal erzählte, leise und hastig, so als ginge allein von der Erinnerung an diese Zeit eine Gefahr aus. Ihr Opa war ein Heimkind gewesen, soviel wusste Svenja. Und er hatte einige Jahre in dem finsternen Gebäude leben müssen – etwas, das sich Svenja kaum vorstellen konnte. Und genau deshalb wollte sie es ganz genau wissen. Was hatte es mit dieser Burg auf sich? Fürs Erste würde sie wenigstens erstmal einen Blick auf das uralte Gebäude werfen.

Svenja fühlte sich fremd hier. Die Äste unter ihr kamen ihr vor wie Schlangen, die jederzeit nach ihr schnappen konnten. Sie wohnte mit ihren Eltern und ihrem Bruder in Berlin, in einem lauten, dreckigen Viertel. Den Verkehrslärm der Großstadt, den herumliegenden Müll, die überfüllten U-Bahnen nahm sie kaum noch wahr. Diese Stille in diesem Wald hörte sie jedoch, sie war sie einfach nicht gewöhnt. Weit und breit keinen Menschen zu sehen, kam ihr unheimlich vor. Wenigstens lief Holly mit ihr durch diese verlassene Landschaft. Benno, der alte Rüde, war vor einiger Zeit gestorben und ihre Großeltern hatten Holly, eine wilde Mischung aus Dackel und Terrier mit plüschigen Schlappohren, aus einem Tierheim in Burg bei Magdeburg zu sich geholt. Ursprünglich stammte die junge Hündin aus Rumänien. Ein Land, von dem Svenja so gut wie nichts wusste, und das sie irgendwie in Verbindung mit Vampiren und dem Grafen Dracula brachte.

Holly besaß keine unheimlichen Züge, erst recht nichts, was an Untote denken ließ. Im Gegenteil, sie wedelte fröhlich mit dem Schwanz, wirkte quicklebendig und höchst neugierig. Svenjas Großeltern waren eigentlich ganz froh, dass ihre Enkelin wenigstens in den Ferien das Gassi-Gehen übernahm. Holly konnte unverhofft losrennen, wenn sie zum Beispiel eine Amsel auf der Wiese herumhüpfen sah. Die alten Leute fühlten sich manchmal von dem Temperament der jungen Hündin überfordert.

Auch jetzt war sie kaum zu bändigen und das, obwohl immer mehr Gestrüpp, umgefallene Bäume und tote sperrige Äste ihnen das Vorankommen erschwerten.

Natürlich könnte Svenja zurückkehren auf den Weg, der zum Dorf führte, aber die Burg konnte nicht mehr weit sein – und genau da wollte sie doch hin.

Sie besaß zwar ein Handy, aber natürlich gab es im Wald kein Netz. Zum Glück hatte sie sich die Strecke vorher bei Google Maps angesehen. Wenn sie sich nicht verlaufen hatten, mussten sie gleich da sein. Svenja würde das Gemäuer nur von außen betrachten, mit der Hündin eine Runde um die Burg drehen und dann zu den Großeltern gehen, die mit Kaffee und Kuchen und ein paar Leckerlis für Holly auf sie warteten.

Gerade als sie einen Zweig beiseiteschieben wollte, jaulte die Hündin laut auf und Svenja spürte gleichzeitig einen jähen Schmerz. Sie zuckte zurück, entdeckte den Splitter in ihrem Fleisch und einen Tropfen Blut, der von ihrem Daumenballen rann. Verdammst nochmal! Sie waren in einen Dornenbusch geraten! Ihre Hand tat weh, sie betrachtete sie kurz wie einen Gegenstand. Rasch entschlossen zog sie sich den Stachel aus der Haut.

„Holly bist du etwa verletzt?“ Svenja ließ die Leine los, zog die Ärmel ihrer Jacke über ihre Hände und drückte das widerspenstige Gestrüpp beiseite, um zu dem winselnden Hund zu gelangen. „Moment, ich komme. Hast du dir auch einen Dorn eingefangen?“ Holly humpelte ein Stück auf sie zu und sah mit ihren großen braunen Augen zu ihr hoch. Doch als Svenja sie streicheln wollte, schnellte auf einmal der Zweig vor und versetzte der Hündin einen Hieb, wie von einer Peitsche. Erschrocken machte das Tier einen Satz. Und ehe sich Svenja versah, lief es davon.

„Holly, warte! Stopp!“

Svenja rannte der Hündin nach. Doch die war schneller als erwartet. Nach ein paar Metern tauchte eine graue Felswand vor ihnen auf. Svenja blieb kurz stehen, japste nach Luft und blickte hinauf. Da erst stellte sie fest, dass sie vor der Burg stand, vor ihrem Ziel. Das poröse graue Gestein wirkte auf den ersten Blick wie ein wuchtiger Felsen. Svenja sah sich suchend um. Holly war nirgendwo zu sehen. Aber ihr Bellen schallte deutlich zu ihr hinüber. Es klang anders als sonst. Aufgeregter und irgendwie nahm Svenja auch einen Widerhall wahr, ein Echo. Offenbar war die Hündin in ihrer Panik in die Burg gerannt.

Nervös starrte Svenja zu dem Eingang hinüber: ein schweres dunkelrotes Tor, das halb offen stand. Es kam ihr vor, wie ein großes aufgerissenes Maul. Was verbarg sich hinter diesen düsteren Festungsmauern? Was hatten ihr Großvater und andere Menschen dort erlebt? Sie spürte einen Druck im Magen – wie etwas Hartes, Kantiges, wie einen schweren Klotz. Doch den Stein in ihrem Bauch gab es nicht wirklich. Sie fühlte ihn, aber er war nicht da. Er war nur ein Knäuel ihrer Angst. Wieder hörte sie ein Bellen. Sie musste Holly in die Burg folgen, es blieb ihr gar nichts anderes übrig.



## IHRE KINDER

Von Vivian Victoria Nestler

### *1852 Landeswaisenanstalt*

Leah weinte fürchterlich, ihr Schluchzen hielt die anderen Mädchen im Zimmer wach. Durch das große Fenster schien das helle Mondlicht herein. Das Schluchzen hielt nun schon mehrere Minuten an, aber keiner sagte etwas. Die Angst saß allen in den Knochen, dass eine der strengen Betreuerinnen hereinkäme und jedes Kind, das noch nicht schlief, aus dem Raum zerren und in die dunkle Kammer zur Strafe werfen würde.

„Leah“, erklang eine sanfte Stimme. Die Mädchen im Raum atmeten auf.

Leah schluchzte weiter, sie hatte weder ein Öffnen der schweren Tür noch die Stimme gehört. Durch ihren Tränenschleier sah sie, wie sich ein Schatten zu ihr ans Bett setzte. Sie sog die Luft scharf ein und zog die Bettdecke übers Gesicht. Bitte nicht, dachte sie, alles, nur nicht die dunkle Kammer. Der Tag war schon schlimm genug!

„Leah“, hörte sie nun endlich die ruhige Frauenstimme sagen. Sie senkte die zur Verteidigung erhobene Decke und warf einen genauen Blick auf die Frau, während sie versuchte, ihre Tränen wegzublinzeln.

„Grete“, ihre Stimme versagte, sie schluckte und fing erneut an zu schluchzen, während sie die Decke beiseite warf und sich in die ausgebreiteten Arme der Frau warf. Ein Wortregen begann leise, als Leah alle ihre Sorgen des Tages der Grete genannten Frau erzählte. Die anderen Mädchen setzten sich teils aufrecht im Bett hin, teils huschten sie in andere Betten, um die Kälte der Wände und ihrer Herzen zu vertreiben. Alle waren erleichtert, dass Grete heute Nacht Aufsicht hatte. Sie war die mit Abstand gütigste aller Betreuerinnen, sie tröstete die Mädchen und schimpfte nie, außerdem waren ihre Umarmungen die besten, die es gab.

Grete lächelte stumm, während sie Leahs Erzählungen lauschte und ließ ihren Blick entlang der vielen Betten schweifen, die den großen Raum füllten. So viele junge, unglückliche Mädchen, die diesen kurzen Moment der Ruhe und Sanftheit genossen, den ihre Gegenwart ihnen spenden konnte. Wie gern sie sie in mehr Nächten, nein, jede Nacht und jeden Tag schützen würde. Wie gern sie ihnen einen Weg aus den kalten Mauern zeigen würde.

Aber diesen Weg kannte sie selber nicht.

### *1434 Wald*

„Margareth!“ Katherinas Stimme versagte fast beim Schreien, während sie ihrer Schwester durchs Dickicht folgte.

Wie sie diese Ausflüge hasste. Aber Margareth war die ältere Schwester, die, deren Geschichten die Eltern glaubten. Ihr Rock blieb an einem Ast hängen, sie stöhnte und zerrte daran, zwecklos. Plötzlich spürte sie etwas an ihrer Schulter, sie schrie und fuhr herum.

„Margareth!“, brüllte sie in das grinsende Gesicht vor sich. Gott, was für eine Wut sie verspürte! Margareth lachte nur und machte sich daran, Katherinas Unterrock zu befreien.

„Jetzt komm, wir sind gleich da!“, säuselte sie ihrer Schwester ins Ohr, packte sie an der Hand und führte sie vorsichtig voran. Sie hatte seit Wochen den Gesprächen der Mägde gelauscht, die von einer alten Frau im Wald sprachen, die in die Zukunft sehen konnte! Margareth war sich sicher, den Weg zu finden. Ob sie Angst hatte, dass ihre Eltern sauer waren, weil sie sich mit ihrer Schwester aus der Burg geschlichen hatte? Sicher. Aber was brachte einem Angst, wenn es die Möglichkeit gab, einen Blick in die eigene Zukunft zu erhaschen? Eine der Küchenmägde hatte es Ketzerei geschimpft. Aber Gott hat doch alle Menschen erschaffen, also auch diese Frau. Und erst recht wachte er über alle, also auch über diese Frau! Wenn das wirklich Ketzerei wäre, dann hätte ER sicher schon etwas dagegen getan. Einen Blitz geschickt oder so. Und überhaupt, was wusste eine ungebildete Küchenmagd schon? Die konnte ja nicht mal lesen!

Der Wald vor den beiden Mädchen lichtete sich und gab den Blick auf eine atemberaubende Lichtung frei. Sie war gefüllt mit allerlei Pflanzen, zwischen denen schmale Pfade waren. Die schönsten Farben erschienen vor Margareth und Katherina. Einige dieser Pflanzen und Blüten hatten sie noch nie gesehen, andere kannten sie wiederum sehr gut. Während Katherina fasziniert die fremden Pflanzen besah und sich sogar hinkniete, ließ Margareth einen Blick über die Bäume am Rand der Lichtung schweifen. Und wirklich, da direkt ihnen gegenüber im Halbschatten der Bäume stand eine kleine Hütte. Sie sah genauso aus, wie die Mägde sie beschrieben hatten. Zufrieden grinste Margareth, nahm Katherina an die Hand und lief vorsichtig die kleinen Pfade zwischen den Beeten entlang, bis sie vor der hölzernen Tür standen. Sie hörte Katherina schwer schlucken.

„Bis du wirklich sicher, wir sollten.“

„Na wen haben wir denn hier?“, erklang eine Stimme, während sich die Tür knarrend einen Spalt öffnete und im Dunkeln ein Paar Augen erschien.

### *1998 besetzte Burg*

Fasziniert starrte sie in die orangefarbenen lodernden Wellen, die die Luft fraßen. Hitze breitete sich aus. Sie war wie gelähmt. Vor Angst. Vor Unwissen. Die anderen liefen wild umher, versuchten Wasser heranzutragen. Die Hitzewellen mit dem

trüben Nass zu löschen. Das kleine Mädchen starrte, unfähig wegzusehen. Was jetzt wohl passieren würde? Mehrere Gebäude brannten, panisch wurden Hühner und Ziegen hinfort gescheucht und gezerrt. Sie hörte das ängstliche Muhen der alten Liese aus der Nähe der Mauern. Jemand rannte gegen das Mädchen. Während Dorothea in den Dreck fiel, hörte sie den Mann fluchen. Er lief weiter. Sie war nass, er hatte einen vollen Eimer in den Händen, schüttete das Wasser direkt ins leuchtende Rotorange. Es wich kurz zurück, dann loderte es wieder hoch.

„Mehr Wasser!“ „Das bringt nichts!“ „Ruft die Feuerwehr!“

Stimmen riefen alle durcheinander. Dorothea fragte sich, was ihre Eltern wohl gerade taten. Sie wollten Pilze sammeln, Dorothea hatte sich aber den Fuß verletzt und sollte bei den anderen Kindern auf der Burg bleiben. Was sie wohl sagen würden, wenn sie vom Pilze sammeln zurückkämen und sahen, dass die Lagerhütte nicht mehr stand? Vielleicht sahen sie noch, wie das Hitzemonster versuchte, die Burgmauern zu fressen. Ob ihm Stein wohl schmeckte?

Schwere Schritte trampelten knapp neben ihrem verletzten Fuß vorbei. Dorothea zuckte, sie zog ihre Knie an den Bauch, immer noch im Dreck liegend und schloss die Augen. Was passierte jetzt? Was, wenn das Feuer alles fraß? Was, wenn sie von der Burg gehen mussten? Würden sie wieder in die alte Zwei-Zimmer-Wohnung ziehen? Würde Dorothea wieder in die alte Schule gehen, die sie vermisste? Aber wie viel Stoff hatte sie wohl verpasst? Ob die anderen schon „Ben liebt Anna“ fertiggelesen hatten? Dorothea vermisste ihre Klassenkameraden, aber sie wollte auch nicht die anderen Kinder auf der Burg missen. Würde sie diese noch oft sehen, wenn sie nicht mehr hier leben durften? Die Polizei und andere Leute in ernst aussehender Kleidung waren in letzter Zeit immer häufiger gekommen und hatten sich alles angesehen. Sie hatten immer unzufriedener, immer grimmiger ausgesehen.

Dorothea spürte, wie Tränen über ihre verdreckten Wangen liefen, um sie herum riefen immer noch alle, es trampelte andauernd jemand an ihr vorbei. Sie wollte hier nicht weg. Die letzten drei Jahre waren zwar irgendwie seltsam, ihre Eltern waren seltsam gewesen, aber sie hatte sich noch nie irgendwo so zuhause gefühlt wie hier. Klar war es sehr komisch, in einer alten Burg zu leben, ohne Fernseher oder einen echten Backofen mit Strom, aber es fühlte sich an, als würde sie eine Zeitreise machen. Ihre Eltern waren da und Tommy, Ashley, Tamara und Eliah, sie spielten immer zusammen. Eliah hatte die besten Spiele parat, von denen Dorothea je gehört hatte. Sie presste ihre Beine doller an ihren Bauch, als jemand an ihrem Kopf vorbeirannte. Sie hörte das Knistern, als der Drache immer mehr ihrer geliebten Burg knusperte.

Dorothea zuckte, als sich plötzlich Hände vorsichtig um sie legten. Sanft hob sie jemand hoch und trug sie weg vom Knistern, weg von den Rufen und dem

Trampeln, das ihren zierlichen Körper erschüttert hatte. Sie drückte ihren Kopf in die rauen Stoffe, die die Person trug. Sie kannte diesen Geruch: Maggie. Vorsichtig drehte Dorothea ihren Kopf zu der Frau hoch, blinzelte durch den Dreck und die Tränen und tatsächlich. Maggie trug sie zielsicher durch die rennenden Menschen und immer weiter weg vom Feuer. Dorothea lockerte ihre ineinander verkrampften Hände, ließ ihre Knie los und klammerte sich an Maggie, umschlang ihren Hals und verschob ihr Gewicht in ihren Armen, bis sie das Gefühl hatte, freier atmen zu können.

„Was passiert jetzt?“ flüsterte sie und versuchte, in Maggies Gesicht ein Gefühl zu erkennen. Wenn sie von hier fortmusste, dann würde sie auch Maggie nicht mehr sehen, oder? Aber sie liebte Maggie! Sie spielte immer mit allen Kindern, sie tröstete sie bei allen kleinen und großen Verletzungen und hatte immer dieses warme Lächeln auf den Lippen. Sie kannte ja nicht einmal ihren Nachnamen, wie sollte sie Maggie da je wiederfinden? Ihre Eltern würden wohl kaum eine Hilfe sein, alle Erwachsenen auf der Burg ignorierten Maggie so gut wie immer, behandelten sie wie eine Ausgestoßene. Aber keiner hatte gleichzeitig etwas gegen ihre Anwesenheit hier.

Maggie setzte Dorothea sanft ins Gras. Sie hatte sie aus den Burgmauern herausgetragen, hin zur Straße, die in einiger Entfernung sichtbar wurde, dort hinter dem Feld des grimmigen Bauern. Dorothea sah Maggie mit tränenverschmiertem Blick an, die wiederum strich ihr wirre Haare aus der gelösten Flechtfrisur aus dem Gesicht. Sie lächelte. Dorothea atmete auf. Wenn Maggie noch lächelte, dann würde alles gut werden.

„Ich weiß nicht, was genau passiert, Doro.“ Maggies sanfte Stimme plätscherte um Dorotheas Ohren wie ein leiser Bach. Sie fühlten sich erschöpft von all dem Lärm des Brandes. Hinter Maggie sah sie die Flammen lodern, schnell sah sie die Frau wieder an.

„Aber was ich weiß“, fuhr sie fort, „ist, dass alles gut wird. Für so ein Mädchen wie dich kann es nur gut werden.“

Dorothea schmiegte sich in die Hand, die an ihrer Wange ruhte, atmete tief durch und schloss die Augen.

„Dorothea!“ Sie öffnete die Augen, als sie ihre Eltern schreiend näherkommen hörte. Maggie war weg.

#### *1434 Wald*

Katherina sprang hinter ihre Schwester vor Schreck. Margareth drückte währenddessen die Schultern nach hinten und richtete sich gerade auf. Sie schluckte die Angst herunter, die sich einen Weg in ihr Herz bahnen wollte.



Nicht jetzt, nicht jetzt, wo das Ziel zum Greifen nah war!

„Sind Sie das Weib, das die Zukunft der Menschen sehen kann?“ Margareth sprach betont langsam und ordentlich, sie musste sich anstrengen, damit ihre Stimme vor Aufregung nicht anfing zu zittern. Ein Kichern ertönte, dann schwang die Holztür auf und ein altes Weib trat auf die Schwelle. Sie war in gewöhnliche Lumpen gekleidet, die Haare unter einer Haube verborgen, nur ein paar weiße Strähnen fielen ihr ins magere Gesicht.

„Ahhh“, sie beugte sich zu Margareth, bis sich ihre Gesichter fast berührten, „zwei mutige Schwestern.“ Ihr Blick fiel an Margareth vorbei auf Katherina. „Oder zumindest Schwestern.“ Ein breites Grinsen zog sich über ihr Gesicht und enthüllte einige gelbe Zähne und Zahnlücken. Katherina unterdrückte ein Würgen. Was wollte sie hier? Diese verdammte Margareth! Sie wollte nur zurück in die Burg, aber ihr Körper bewegte sich kein Stück. Ihre Hände waren verkrampft und in das verdreckte Kleid ihrer Schwester gekrallt. Was ihre Mutter schimpfen würde, wenn sie die teuren Stoffe so ruiniert sähe!

Die alte Frau schnalzte mit der Zunge, dann trat sie zur Seite und machte eine einladende Geste ins Innere der schummrigen Hütte. Margareth atmete tief durch und lief voran, Katherina zog sie dabei einfach mit. Sie würde heute ihre Zukunft erfahren! Was konnte schon wichtiger sein? Klar, ein klein wenig wusste sie eigentlich schon. Zum Beispiel, dass dieser Kilian vom Haus Gerthus ihr Mann werden würde. Aber wie viele Kinder würde sie bekommen? Und was hielt das Leben noch für sie bereit? Katherina stolperte hinter ihr herein und durch den Ruck fielen beide fast zu Boden. Und ihre Schwester erst! Wen würde sie heiraten, würden sie sich weiterhin oft sehen, vielleicht sogar ihre Kinder gemeinsam aufziehen können? Ihre Eltern hatten zwar angedeutet, dass Katherina vorerst bei Margareth und ihrem Mann bleiben würde, bis sich für einen geeigneten Ehemann für sie entschieden wurde, aber – ach es gab so viel zu erfahren!

„Kommt, kommt meine kleinen Sperlinge. Ich habe schon lange genug auf euch gewartet“, säuselte die Frau, als sie an den Mädchen vorbei humpelte und sich auf einen Stuhl in der Hüttenmitte fallen ließ. Zwei weitere, hölzerne Stühle standen um den alten Tisch, der schon lange nicht mehr so rund war, wie er sollte. Margareth starrte ungläubig in ihre Richtung. Ein Sperling war auf dem Wappen ihrer Familie! Katherina drückte sich an ihre Schwester. „Lass uns verschwinden!“, zischte sie und wollte ihre Schwester ziehen, doch diese stürmte nun voran und setzte sich eilig auf einen Stuhl. Der Blick der Greisin ruhte nun auf Katherina, die ausgeliefert im Raum stand. Sie klopfte auf den Tisch und blickte sie ernst an.

„Gerade du solltest dich setzen.“

Ihre Stimme klang plötzlich tiefer, fast drohend. Katherina fühlte sich wie von

einer unsichtbaren Hand zu dem freien Stuhl geschoben. Sie setzte sich und versteifte ihren ganzen Körper. Sie wollte das nicht, nein! Das war alles Margareths ...

„Still!“, die Stimme des alten Weibs drang an ihr Ohr, nein in ihren Kopf? Sie schluckte schwer, ihre Gedanken schwiegen.

„So meine kleinen, lieben Damen“, ihr Blick pendelte ein paarmal zwischen den Mädchen hin und her, „so jung, so unbefleckt.“ Sie lachte. Margareth legte vorsichtig ihre Hände auf den Tisch, rutschte auf dem Stuhl hin und her und versuchte, ihre Stimme zu kontrollieren, was ihr nur bedingt gelang.

„Sie können uns also unsere Zukunft sagen? Was wollen Sie dafür?“

„Du hast meine Hütte betreten, ohne den Preis dafür zu kennen?“ Ihr Blick fiel auf Katherina. „Und deine Schwester hast du auch mitgeschleift?“

„Ich-“, die alte Frau hob die Hand und Margareth verstummte.

„Der Preis ist simpel. Sobald ich eure Zukunft sehe, ist sie bestimmt. Ihr könnt sie nicht abwenden, sie nur ertragen. Das Wissen um euer Leben war mein Preis.“

„Bitte?!“, stieß Katherina hervor, sie wollte aufspringen, doch ihre Schultern fühlten sich schwer an, als ob sie jemand herunterdrückte.

„Das ist alles? Ihr nehmt uns nichts weg?“, fragte Margareth nach, mit einem Seitenblick zu ihrer Schwester. Die alte Frau lachte.

„Ihr habt keine Möglichkeit mehr, euer Schicksal zu ändern. Das würde ich nicht als Nichts bezeichnen, meine kleine Grete.“

„So heißt sie nicht“, erwiderte Katherina trotzig. Sie versuchte, ihre Angst mit Arroganz zu überspielen. Die hellen Augen der Frau richteten sich auf sie; ein Schauer durchfuhr sie.

„Vielleicht noch nicht, doch du bist nicht diejenige mit einer Gabe. Versuchst dich schon jetzt als Diebin, mh?“

Als Katherina protestieren wollte, blickte die Frau kalt. Sie schloss sofort wieder ihren Mund. Es ging hier nicht mit rechten Dingen zu! Und erst recht war sie keine Diebin, was erlaubte sie sich?!

„Dann möchte ich bitte meine Zukunft erfahren“, sprach nun Margareth, die sich den besagten Preis durch den Kopf hatte gehen lassen. Etwas ändern wollen? Aber was, wenn sie das gar nicht wollte? Und hatte nicht Gott eh alle ihre Wege vorbestimmt?

Die Greisin nickte zufrieden, dann wurde ihr Blick jedoch besorgt.

„Du mein liebes Kind, meine unbesorgte Margareth. Deine Augen werden so viel sehen, deine Ohren hören, dein Herz spüren. Viel mehr als ein Leben allein dir zeigen könnte. Aber dein Herz ist so groß, deine Liebe so endlos, du wirst vielen Trost spenden, deine Wärme unzählbare Male teilen und die Hoffnungslosigkeit vertreiben. Du wirst so viele Kinder, die Deinen nennen, doch dein eignes Wunder

wird einige verwundene Pfade einschlagen, um in deine Arme zu finden und dich zurück ins Licht zu führen. Verzweifle nicht, wenn du im Dunklen irrst, versage nie der Hoffnung und denke immer daran, dass manche Seelen zwar unweigerlich zueinander gehören, sie es aber nicht immer im ersten Versuch schaffen.“

Die alte Frau legte ihre Hand auf die des jungen Mädchens, unter dessen schmuckvoll bestickter Haube einige braune Haare hervorlugten.

„Was soll DAS denn bitte heißen?“, platzte es aus Katherina hervor. Sie riss mit ihren Worten ihre Schwester aus der Trance, in die sie die Stimme der Alten gebracht hatte. Ja, was genau sollte das alles heißen?

„Du wiederum“, die Augen des Weibes schienen finster geworden zu sein, als sie ihren Blick der Jüngeren zuwandte, „wirst immer weiter von der Dunkelheit deines Herzens zerfressen werden. Deine Gier, dein Neid, deine Unfähigkeit, sich für deinesgleichen zu freuen, wird deine Seele beflecken, wird dein Wesen vergiften. Du wirst alles bekommen, was du wolltest, nachdem andere das Opfer dafür tragen mussten. Du wirst am Ziel deiner Träume sein, ehe deine Schandtaten dich einholen und das, was du dir erstohlen hast, mit einem noch höheren Preis bezahlen. Du wirst einen Berg erklimmen und andere hinabstürzen, nur damit du am Ende erkennst, dass du dich selbst in die Hölle geworfen hast!“

Katherina schrie, sie sprang auf und der Stuhl fiel laut krachend zu Boden, ein Stuhlbein zersplitterte und knallte gegen ihr Bein. Sie sprang, immer noch hysterisch schreiend, zurück.

„Sie hat mich verflucht!“ Sie brüllte, zeigte auf die Frau, die schelmisch grinste und wich immer weiter zurück. Ihre hohen Schreie klingelten in Margareths Ohren, sie riss den Blick von ihrer Schwester los, sah zur Greisin, die immer noch ihre Hand hielt, Ungläubigkeit erfüllte ihr Gesicht. Die Alte blickte sie ruhig an, schien sich an den Schreien Katherinas nicht zu stören und tätschelte Margareths Hand.

„Du hast recht“, trotz Katherinas Kreischen konnte sie die Alte klar hören, „unsere Wege sind manchmal vorbestimmt. Manchmal sind unsere Sünden so schlimm, dass sie an unseren Seelen haften bleiben. Und manchmal ist ein grausames Schicksal unvermeidbar und so ungerecht, dass uns verwunschene Wege zu unserem Glück gegeben werden. Aber den Gütigen, den Reinen wird nie Gottes Geschenk versagt. Doch gerade diesen Reinen unter uns werden auch Aufgaben auferlegt, die uns zuerst zu groß oder unklar erscheinen mögen.“ Katherina krallte sich in Margareths Schulter und zog sie mit einem Ruck zurück, fast fiel sie auf den Boden, konnte sich aber noch fangen.

„Sie hat mich verflucht! Das ist deine Schuld! Du hast mich hierhergeschleppt! Du!“ Katherina wollte an Margareths Haube ziehen, ihr die Haare ausreißen, sie schien verrückt geworden. Margareth war wie betäubt von diesen ganzen Worten,

den Schreien, den seltsamen Gerüchen in der kleinen, dämmrigen Hütte. Während Katherina versuchte, an ihr zu zerren, hörte sie plötzlich wieder die Alte.

„Aber auch wenn ich meinen Preis behalte, tut manchen das Wissen nicht gut. Du jedoch solltest es dir bewahren. Vergiss nie, dass alles gut wird. Denn für ein Mädchen wie dich kann es nur gut werden.“

Sie hörte wieder, wie die Alte mit ihrer Zunge schnalzte. Plötzlich hörte Katherina auf, an ihrer Schwester zu zerren, sie verstummte, drehte sich um und lief aus der Hütte. Mit einer Geste bedeutete die Alte Margareth lächelnd, ihrer Schwester zu folgen. Katherina sprach kein Wort und verzog keine Miene, bis sie den Wald wieder verlassen hatten.

„Ich geh nie wieder mit dir in irgendeinen Wald! Auf irgendeinen blöden Ausflug! Du kannst allein nach blöden Waldblumen suchen! Sieh dir mein Kleid an! Mutter wird uns rügen dafür!“ Weder Katherina noch die Mägde sprachen je wieder ein Wort von einem alten Weib im Wald und Margareth fand die Lichtung nie wieder.

#### *1442 Burg*

Margareth konnte nur stumm zusehen, wie die liebevollen Blicke, die sie früher auf sich gespürt hatte, nun auf ihre Schwester gerichtet wurden. Sie schluckte den Schmerz herunter, die Enttäuschung und auch die Wut. Katherina kicherte, als Kilian eine Haarsträhne unter ihrer Haube hervorzog und sie zwischen seinen Fingern drehte. „Was für eine Schande, dass du die Zweitgeborene bist, meine Liebste.“ Kilians Blick fiel auf Margareth, die nun vor den beiden stehen blieb, die im Gang an einem Bogenfenster gelehnt standen.

„Immerhin liegt die Schönheit in eurer Familie. Sonst hätte ich bei euren Eltern um einen Tausch bitten müssen.“ Katherina hielt sich die Hand vors Gesicht, Margareth spannte ihren gesamten Körper an. So weit war es nun also. Er sagte es offen ins Gesicht, nach drei Jahren Ehe, nach drei Jahren und so vielen unzählbaren Versuchen, einen Erben zu zeugen, gab sich ihr ach so edler Ehemann nun also ausgerechnet ihrer eignen Schwester hin. Der Schwester, die ihr eigentlich gefolgt war, um ihr bei der Führung des Haushaltes zu helfen, zu lernen und dann selbst verheiratet zu werden. Was ihre Eltern wohl zu dieser Unzucht sagen würden?

„Was willst du?“ Kilians Stimme brachte sie ins Hier und Jetzt zurück. Sein Blick jedoch ruhte auf Katherina, glitt ihren Körper auf und ab.

„Der Stallmeister hat um ein Gespräch gebeten, es müsse beschlossen werden, welche Rösser zur Zucht, zum Verkauf und-“, Kilian hob seine Hand und unterbrach sie barsch.

„Ja, ja. Natürlich. Ich weiß, was der Stallmeister zu dieser Zeit im Jahr von mir will.“ Er küsste Katherinas Hand und ging dann wortlos an Margareth vorbei. Sobald er

weg war, warf Katherina ihrer Schwester einen kalten Blick zu. „Du hattest ihn eh nie verdient.“ Dann wirbelte sie herum und stürmte davon. Was Katherina wohl davon hielt, dass dieser Mann, den sie ja nicht verdiente und der Katherina mit seinen Blicken fast auszog, trotzdem fast jede Nacht das Bett seiner Ehefrau aufsuchte? Margareth konnte sich dem ja schließlich nicht entziehen.

„Lasst das nicht an Euer Herz. Beide werden von Gott für ihre Taten gerichtet werden.“ Anne ergriff nun das Wort, die Dienerin hatte stumm hinter Margareth gestanden und legte nun vorsichtig eine Hand auf ihre Schulter. Die gute Anne, die sie immer tröstete, die ihr lustige Geschichten erzählte, wenn sie ihre Haare flocht und die immer mit ihr betete. Was hätte sie nur all die Jahre ohne Anne getan? Doch Kilian als auch Katherina machten ihr Sorgen. Was, wenn einer der beiden seine Boshaftigkeit an Margarethes engster Vertrauter auslassen würde? Anne konnte sich nicht wehren gegen die beiden, es nur stumm hinnehmen. Es bereitete ihr Kopfschmerzen. Sie konnte den Gedanken ertragen, dass sie gedemütigt wurde, dass ihre eigene Schwester ihr den Mann nahm, der nun mit beiden Schwestern das Bett zu teilen schien. Aber der Gedanke, dass Anne etwas passieren könnte? Nein. Das durfte nicht geschehen. Niemals.

„Oh Simon!“ Margareth blickte auf, als Anne den Mann ansprach, der sich näherte, verbeugte und erst, als Margareth es sagte, wieder aufrichtete. Vielleicht konnte er ja helfen? Er war eine der treuen Wachen, die Margareths Vater mit seinen Töchtern geschickt hatte. Margareth kannte ihn fast so lange wie Anne. Er war gütig und sie hatte seine Treue nie angezweifelt. Vielleicht würde er sich sogar Kilian und Katherina entgegenstellen. Margareth lächelte den jungen Mann warm an. Seine grünen Augen blickten direkt in ihre und sie fühlte sich nicht mehr so hoffnungslos wie vor einigen Momenten.

„Was gibt es?“, fragte sie und überlegte einmal mehr, wessen Tochter eines Tages diese Wache ehelichen würde. Sie schluckte den Gedanken hinunter und ignorierte den Knoten, der sich dabei in ihrem Bauch formte.

### *2000 Wohnung*

Dorothea öffnete vorsichtig die Tür der Transportbox und rutschte dann ein Stück auf dem Badezimmerboden zurück. Sie wartete stumm mit konzentriertem Blick auf die kleine geöffnete Tür. Endlich erschien erst eine getigerte Tatze und dann ein zierlicher Katzenkopf. Die großen Pupillen richteten sich auf Dorothea, dann schnellte der Katzenkopf herum, als sich Annabell in der Ecke des Raumes bewegte und ihr Shirt raschelte. Die beiden Mädchen hielten die Luft an. Dann schlich die Katze vorsichtig aus der Box direkt auf Dorothea zu. Sie streckte ihre Hand langsam aus, die graubraun getigerte Katze roch ausgiebig an ihren Fingern,

ehe sie ihren Kopf in Dorotheas Hand drückte und zu schnurren begann. Dorothea atmete auf und kralte die Katze, die nun jegliche Hemmung verloren hatte und nur noch kritische Blicke zu Annabell warf.

„Siehst du? Sie erkennt mich wieder!“, flüsterte Dorothea aufgeregt ihrer besten Freundin zu. Annabell rutschte langsam näher und ließ sich auch beschnuppern, wurde aber für uninteressant befunden.

„Voll cool“, antwortete sie und lugte vorsichtig in die Box.

„Ich kann immer noch nicht glauben, dass du einfach drei Jahre auf einer Burg gelebt hast.“

Dorothea zuckte mit ihren Schultern und beobachtete, wie zwei kleine Kätzchen mit höchster Vorsicht den Kopf aus der Box streckten.

„Es klingt luxuriöser als es ist. Wir hatten weder Strom noch eine richtige Toilette.“

„Aber ihr hattet flauschige Katzen.“ Annabell zwinkerte Dorothea zu, die lachen musste, woraufhin die kleinen Kitten kurz zuckten, ehe sie mutig ihrer Mutter ins Freie folgten.

„Ich kann immer noch nicht glauben, dass die jetzt ein Hotel daraus machen wollen. Und dass sie alle Tiere dafür vertreiben.“

„Immerhin konntest du Bella retten.“ Dorothea spürte, wie Annabell direkt neben sie rutschte und ihren Kopf auf ihre Schulter legte. Ihre kurzen Haare kitzelten sie am Hals.

„Immerhin Bella und ihre zwei Kleinen, ja. Aber weißt du, manchmal frage ich mich echt, was passiert wäre, wenn es damals nicht gebrannt hätte.“

„Dann hättest du mich nie getroffen und müsstest dich nicht durch die binomischen Formeln mit mir quälen!“ Die beiden lachten, während die Fellknäuel nun auf Dorothea krabbelten und sich Bella von Annabell streicheln ließ.

„Stimmt, mir wäre absolut was entgangen, wenn ich dich nicht getroffen hätte. Aber ich frage mich echt, was aus all den anderen geworden ist. Aus Tommy, Eliah, Tamara und Ashley. Und was mit Maggie geschehen ist, nachdem ich ohnmächtig geworden bin.“

„Beim Brand ist niemand gestorben.“

„Nein, das meine ich nicht. Ich meine ... naja, alle Erwachsenen haben immer so getan, als wäre sie nicht da. Vielleicht hatte sie etwas getan und sich auf der Burg vor der Polizei versteckt.“

„Glaubst du das echt? Dass sie kriminell war? Aber dann hätten deine Eltern dich doch niemals mit ihr spielen lassen. Und auch nicht die anderen Kinder, oder?“

„Ja, eben. Ich, ach, ich weiß nicht. Manchmal glaube ich, dass sie vielleicht krank war. Weißt du? So physisch.“

„Du meinst psychisch“, Annabell zeigte fragend auf Dorotheas Kopf. Sie nickte.

„Genau. Dass die Erwachsenen halt deshalb nichts mit ihr zu tun haben wollten. Oder konnten. Maggie schien das ja selbst nicht zu stören. Aber trotzdem war es für uns Kinder okay, mit ihr zu spielen. Aber nach dem Brand ... ich weiß einfach nicht, ob sie außerhalb der Burg glücklich werden konnte.“

„Aber du konntest ihr nicht helfen.“ Annabell umarmte Dorothea.

„Ich weiß, nur hab ich das Gefühl, dass ich ... ach, keine Ahnung.“ Bella sprang auf Dorotheas Schulter und drückte ihren Kopf schnurrend an ihre Wange. Die Kitten versuchten, ihrer Mutter zu folgen und kletterten an Dorotheas Shirt hinauf. Die Mädchen lachten. Immerhin diesen drei konnte Dorothea helfen. Und immerhin hatte sie Annabell kennengelernt.

### *1443 Burg*

Während Margareth vom Schlag zurücktaumelte, fiel ihr Blick auf ihre Schwester, die stumm immer noch am Tisch saß. Margareth stolperte über ihren Rock, spürte, wie ihre Füße den Halt verloren und sie schließlich rückwärtsfiel. Sie hörte, wie Anne erschrocken aufschrie. Stimmt, Anne war die vielen Male, in denen Kilian sie schon geschlagen hatte, nicht dabei gewesen. Margareths verletzter Stolz und das Bedürfnis, Anne nicht in Schwierigkeiten zu bringen, hatten ihre Lippen ihrer Vertrauten gegenüber jedoch verschlossen gehalten, was das betraf. Es war nicht das erste Mal, es würde nicht das letzte Mal sein und Gott im Himmel, es war leider auch nicht das schlimmste Mal.

Kurz bevor ihr Kopf auf dem Boden aufschlug, spürte sie etwas, das sie davor bewahrte. Hatte jemand versucht, sie aufzufangen? Als sich ihre verschwommene Sicht wieder etwas klärte, erblickte sie Simons Gesicht, der sie erschrocken ansah. Nach einem kurzen Moment, in dem Margareth nicht sicher war, was sie in seinem Gesicht erkannt hatte, wandte er den Blick ab und versuchte, ihr aufzuhelfen. Dabei sah sie, dass er sich wohl selbst auf die Knie geworfen hatte, um zumindest ihren Kopf vor dem Aufprall auf den Steinboden zu schützen. Stimmt, er hatte nicht weit von ihr entfernt, aber doch an der Wand gestanden. Während sie sich bereitwillig aufhelfen ließ, Anne war nun auch zu ihr geeilt, hörte sie Kilian neben sich.

„Aus meinen Augen mit ihr! Ich will dieses Weib nicht sehen!“

Ja genau, dieses Weib, dachte sich Margareth. Und doch würde er heute Nacht reumütig wieder in ihr Bett steigen, ihr Entschuldigungen ins Ohr hauchen, vielleicht sogar wieder einmal versprechen, am nächsten Tag gleich Katherina hinfort zu schicken. Wofür? Er würde es doch eh nicht tun. Am nächsten Tag würde ihr Katherina wieder ins Gesicht lachen und noch schlimmer, Kilian würde mitten am Tag in ihr Bett kriechen! Aber sie konnte nichts dagegen machen. Stumm ließ sie

sich von Kilian in ihr Gemach leiten, während Anne einer Magd auftrag, Wasser und Kräuter für die Wunde zu besorgen. Und Katherina hatte nur stumm zugehört. Margareth hatte in ihrem Blick eine stille Genugtuung gesehen. Was hatte sie ihrer Schwester je getan? Sie hatte es sich nie ausgesucht, die Erstgeborene zu sein, nicht ausgesucht, Kilian zu heiraten und erst recht nicht bei der Entscheidung ihres Vaters mitgewirkt, Katherinas eigene Verheiratung hinauszuzögern.

„Herrin?“ Simons Stimme rief ihre Gedanken wieder ins Hier und Jetzt zurück. Sie standen vor ihrer Tür. Sie richtete sich vorsichtig auf, merkte, wie Simons Hände von ihr abließen und Anne sie stattdessen stützte. Sie blickte die Wache an, die sich nun tief verbeugte. Was, wenn Kilian nun wütend auf ihn und Anne wurde, die zu ihr geeilt waren, statt wie alle anderen stumm zuzusehen?

„Danke“, Margareth versuchte, ihn anzulächeln und merkte, wie ihre Wange immer mehr anfang zu schmerzen, ihr Kopf sich immer noch drehte und sich ein Knoten in ihrem Bauch formte. Simon verbeugte sich noch tiefer, senkte den Kopf. Er räusperte sich und für einen kurzen Moment dachte Margareth, er wollte etwas sagen, doch nichts kam. Sie wandte ihren Blick zu Anne und ließ sich in ihre Gemächer führen, vorsichtig hinsetzen und von Anne begutachten. Der Preis erschien ihr plötzlich unglaublich hoch.

Simon erhob sich, als er merkte, wie die Tür seiner Herrin geschlossen wurde. Warum ließ Gott diese Ungerechtigkeit zu? Und wieso war er so nutzlos?! Er konnte ihr nicht helfen, sie nicht von hier fortbringen. Himmel, ob sie das überhaupt wollte? Er war eine einfache Wache, was sollte er einer edlen Dame schon geben können? Bitte, bitte Herr, erhöre mich und hilf Margareth, dachte er und entfernte sich schweren Herzens von ihrer Tür.

2006 WG

„Was machst du da?“, Annabell beugte sich über Dorotheas Schulter und starrte auf den Bildschirm des Laptops. „Du hast ja ne winzige Schriftgröße eingestellt!“ Dorothea kicherte und stupste ihrer Freundin auf die Nase, diese drehte empört den Kopf in ihre Richtung, dass sich jene jetzt fast berührten.

„Ich recherchiere.“

„Mh, mh, und wozu?“ Annabell zog eine Augenbraue hoch. Ihre Nasen berührten sich immer noch fast. Dorothea konnte Annabells Atem auf ihrer Haut spüren. Wenn sie sich nur ein Stück vorbeugen würde ...

„Doro, wozu denn nun genau?“ Annabell wandte sich wieder dem Bildschirm zu, Dorothea sah, dass ihre Wangen leicht rot waren. Sie bildete sich das also nicht ein. Seit Monaten hatte sich etwas geändert, Stück für Stück, und Dorothea wusste nicht mehr ganz genau, was das nun war zwischen ihr und ihrer besten Freundin, ihrer

Mitbewohnerin. Dorothea wandte den Blick nun auch wieder dem Bildschirm zu. Weg mit diesen Gedanken, sie hatte zu tun.

„Die Burg. Die haben dort wohl mal wieder ein Kinderheim eröffnet im sanierten Teil. Ich hab rausgefunden, dass die Burg schon echt oft dafür genutzt wurde über die Jahrhunderte.“

„Aha. Scheint doch toll für Kinder zu sein, du warst ja auch mal auf ‘nem dreijährigen Erlebnistrip da.“ Dorothea rollte mit den Augen.

„Du weißt genau, dass das was anderes war. Dass meine Eltern und andere da Mittelalter gespielt haben, hat wenig mit den Kinderheimen zu tun. Die Burg wurde immer mal wieder für was anderes genutzt. Auch als Gefängnis.“

„Wie passend.“

„Jedenfalls“, Dorothea warf ihrer Freundin einen Seitenblick zu, „nach dem Brand wollten sie ja ein Hotel draus machen, ehe sie pleite gegangen sind. Die Burg stand leer, verfiel teils. Deshalb können sie derzeit nur im sanierten Teil die Kinder unterbringen.“

„Ah! Stimmt! Du hast dich ja unerlaubt da immer rumgetrieben“, Annabell grinste sie frech an, als Dorothea streng guckte. Immer diese Unterbrechungen. Und wenn überhaupt, sie hatte eben eine Bindung zu diesem Gebäude, da war es doch nicht verwerflich, dass es einen dort immer wieder hinzog.

„Jedenfalls“, ein strenger Blick zur Seite ließ Annabell grinsend die Lippen zusammenpressen, „gibt es Gerüchte, dass da einiges schiefläuft. Früher gab es in den Heimen teils eine dunkle Kammer, in die Kinder als Strafe gesperrt wurden, neben allgemeinen Gewalttätigkeiten und Essensentzug und all dem Horror. Anscheinend haben sich die Betreuer vor Ort ein Beispiel daran genommen, heißt es.“

„Wie, die sperren die Kinder ein?!“, fragte Annabell. Dorothea nickte bedrückt. Es waren bisher nur Gerüchte, aber von irgendwoher mussten die ja stammen. Und in jedem Gerücht soll immerhin ein Fünkchen Wahrheit stecken.

„Ich will herausfinden, woher die Gerüchte kommen und ihnen auf den Grund gehen.“ Sie spürte, wie Annabell ihr die Hand auf die Schulter legte.

„Dann helfe ich dir damit.“ Die beiden hörten, wie die Wohnungstür erst aufgeschlossen und geöffnet wurde und sie dann wieder ins Schloss fiel.

„Perfektes Timing, Brüderchen“, Annabell ging zur Zimmertür und lugte in den Flur.

„Was willst du denn jetzt schon wieder, du Kerkermeister?“, stöhnte Simon und schulterte seinen Rucksack ab. Sein Blick fiel zu Dorothea, die hinter seiner Schwester im Türrahmen auftauchte und er nickte ihr zur Begrüßung zu. Annabell drückte sich an Dorothea und legte ihr einen Arm um die Schulter, ehe sie sich wieder Simon zuwandte.

„Du wirst uns dabei helfen, ein paar Kinder auf Doros alter Burg zu retten!“ Simon blickte die beiden an und nickte seufzend. Was auch immer, wenn Doro etwas gefunden hatte, würde das schon mal ein besserer Ansatz sein, als wenn seine Schwester nur etwas plante. Er sah die beiden an, dann bückte er sich und zog seine Schuhe aus. Wenn die beiden sich jetzt sehen könnten, beide mit knallroten Wangen. Mein Gott, die tänzelten jetzt schon seit Monaten umeinander herum! Wann würde einer der beiden auf den glorreichen Gedanken kommen, einfach mal darüber zu sprechen, dass sie vielleicht mittlerweile mehr als Mitbewohner und beste Freundinnen waren? Ich schwöre, dachte sich Simon, wenn die beiden sich nicht bald küssen, dann drücke ich eigenhändig beim nächsten Filmabend ihre Köpfe zusammen!

#### *1444 Burg*

„Ich werde dir einen Brief an meinen Vater mitgeben. Ich werde ihm schreiben, dass er dich reich entlohnen soll und ebenso Anne. Danach könnt ihr fort, wohin auch immer ihr wollt.“

Margareth sah Simon fast flehend an. Er wich ihrem Blick aus, starrte zum Fenster, wo Anne stand und die Hände rang. Fortgehen? Er und Anne? Und wer würde dann Margareth beistehen? Es ging ihm nicht darum, dass er kein Geld hatte. Margareth hatte alles eingeplant, er könnte sich mit Anne niederlassen und hätte keine Sorgen. Anne sah auch hübsch aus, das war es nicht. Es war Margareth. Es fühlte sich an, als würde er sie verraten. Anne lief vorsichtig auf die beiden zu, sie humpelte leicht.

„Herrin, ich bin sicher.“

„Nein!“, Margareth starrte auf den Boden und ballte die Fäuste. Anne knetete ihre Finger, sie traute sich nicht, ihre Hand wie so oft auf Margareths Schulter zu legen.

„Ihr müsst gehen, beide. Sofort.“ Margareth sprang auf, lief an Anne vorbei zu ihrer Schreibecke und zog aus einer Schublade zwei versiegelte Briefe.

„Ihr geht noch heute Nacht, zusammen. Der Stallmeister gibt euch ein Pferd. Das ist ein Befehl!“ Ihre Stimme brach bei ihren Worten, Anne und Simon sahen, wie sie mit den Tränen kämpfte. Keiner der drei wollte das, aber Margareths Beschluss stand fest. Simon erhob sich, nickte und nahm wortlos den Brief, den Margareth ihm hinhielt. Er hörte sie ein „Danke“ flüstern, ehe er sich zu Anne umwandte. „Pack deine Sachen und halte dich bereit, ich rede mit dem Stallmeister und hole dich.“

„Anne“, Margareth hielt ihr den zweiten Brief hin. Anne wusste, dass sie sich nicht widersetzen durfte, nein, sie konnte es nicht. Tief im Inneren wusste sie auch, dass Margareth recht hatte. Anne mochte dieses Mal mit einem Humpeln davongekommen sein, weil eine der Mägde ihren Sturz von der Treppe abgefangen hatte. Aber es jagte ihr einen eiskalten Schauer über den Rücken, sich vorzustellen, wozu

diese Frau noch fähig war. Anne war eine einfache Magd, der Burgherr hielt nichts von ihr, für Katherina war sie vogelfrei. Sie nahm den Brief ihrer Herrin an und fing an zu schluchzen, verlor alle ihre Hemmungen und warf sich in Margareths Arme, die sie bereitwillig auffing. Sie war nicht einfach ihre Herrin, sie waren nun schon jahrelang beisammen, Margareth war ebenso ihre engste Vertraute. Wenn sie ging, was wurde dann aus ihr?

„Lebt wohl“, hörte Anne Simons Stimme hinter sich.

„Leb wohl und Gott sei mit dir“, erwiderte Margareth. Simon drehte sich mit hängenden Schultern um, seine Schritte klangen schwer, als er langsam das Zimmer verließ. An der Tür richtete er sich auf, schluckte den Kloß im Hals herunter und trat bestimmt hinaus, wie eine Wache, die einen neuen Befehl erhalten hatte.

„Ich werde euren Vater anflehen-“

„Nein, nein“, Margareth strich Anne sanft über die Wange und lächelte traurig.

„Das ist mein Schicksal und ich werde es ertragen. Ich habe Vater geschrieben, er soll an Katherina denken und sie bald verheiraten“, sie deutete auf Annes Brief. Was sollte sie auch dem Vater schreiben? Dass beide Töchter das Bett mit einem Mann teilten, den sie heiraten musste, um einen Konflikt zu lösen? Sie konnte nicht von Kilian weg und er konnte sie ebenso wenig gehen lassen. Sie konnte nur hoffen, dass es besser wurde, wenn Katherina hinfort gerufen wurde. Vielleicht konnte sie dann mit ihrem Vater reden.

Anne nickte, schluckte schwer und sah Margareth an. Es half nichts, die Tränen flossen erneut, als sie Margareths blauen Hals sah. Sie drückte ihre Freundin wieder an sich. Wieso ließ Gott das alles nur zu?

#### *1445 Burg*

Katherinas Lächeln wirkte warm und Margareth hätte sich nur zu gern der Illusion hingegeben, dass alles wieder gut werden würde. Aber sie spürte einen Knoten in ihrem Bauch, als Katherina ihre Hände ergriff, die auf dem Tisch ruhten. Das fühlte sich nicht richtig und erst recht nicht aufrichtig an. Was wollte Katherina bezwecken? Frieden schließen? Als ob das nach all den Jahren so einfach ging. Hatte sie vielleicht Angst, dass sie nun weggeschickt werden würde?

„Ich hab es von den Mägden aufgeschnappt, weißt du. Ach Margareth, ich freue mich so für dich! Endlich trägst du ein Kind unter dem Herzen!“ Katherinas Lächeln ließ Margareth einen Schauer über den Rücken laufen. Sie konnte ihr schlecht aus dem Weg gehen, im schlimmsten Fall hätte Kilian das zum Anlass genommen, sie wieder zu schlagen. Sie konnte das nicht riskieren, sie musste jetzt auch an das Kind denken, Kilians Schläge könnten es töten.

„Ich freue mich auch“, presste Margareth unsicher hervor.

Was sollte sie auch sagen? Es kam ihr ebenso komisch vor, dass Katherina es von den Mägden hatte. Natürlich hatten jene das Ausbleiben ihrer Blutung bemerkt, aber Katherina gab sich niemals mit den Dienern ab. Das hatte ihr noch nie gefallen. Kilian hatte es ihr wohl eher gesagt. Vielleicht hatte er angedeutet, dass sie gehen musste, sobald das Kind da war?

„Ach Schwester, es tut mir so leid, dass ich dich in letzter Zeit nicht angemessen behandelt habe. Aber jetzt wird alles besser! Und ich kann dir helfen, dein Kleines aufziehen, so wie wir es uns als Mädchen immer ausgemalt haben!“ Nicht angemessen behandelt war eine schöne Bezeichnung für all das, was vorgefallen war. Für die letzte Zeit jedoch eine maßlose Untertreibung. Vor vielen Monaten hatte sie Anne und Simon weggeschickt, aus Sorge, dass Katherina ihre Freundin, nein, daran wollte sie nicht denken. Sie merkte den Kloß in ihrem Hals, als sie daran zurückdachte, wie sie die beiden fortgeschickt hatte. Wie sie es ihnen hatte befehlen müssen. Alles hatte sich danach leer angefühlt. Ein Bote hatte zwar einen Brief ihres Vaters gebracht, aber trotz des Wissens, dass es ihnen gut ging, schmerzte die Trennung. Von ihrer besten, nein einzigen Freundin und ... ihm. Herr im Himmel, vielleicht war es besser, dass sie ihn nicht mehr jeden Tag sah, jeden Tag, an dem ihr Ehemann eine andere anschnittete und sie innerlich Bibelverse auf und ab zitierte. Nein, Untreue war eine Sünde. Jedoch waren Kilian und Katherina die, die wohl schon länger keinen Blick mehr in die heiligen Schriften geworfen hatten. Simon und Anne würden sicher ein gutes Leben führen, vielleicht sich sogar eines Tages lieben. Sie wünschte sich so sehr, dass sie glücklich waren.

„Margareth?“, Katherinas Gesicht kam näher und riss sie aus ihren Gedanken. Ja, und was hatte Vater in dem Brief zu Katherina gesagt? Bald. Es gäbe Gespräche mit einem Kaufmann. Bald. Margareth wusste, dass sie das hassen würde. Ein reicher Kaufmann ohne Adelstitel? Sie würde Sachen schmeißen, wenn sie den heiraten sollte. „Ich habe gefragt, ob du dir schon Namen überlegt hast?“

Margareth schüttelte den Kopf. Natürlich hatte sie, schon vor Jahren. Immerhin hatte sie nichts mehr gewollt, als endlich ein Kind zu bekommen, vielleicht endlich Frieden zu haben. Aber Katherina hatte sich das Recht verspielt, über jenes Kind und alle, die vielleicht noch folgen würden, etwas zu erfahren. Nicht nach all dem, was geschehen war. Katherina war zwar noch ihre Schwester, aber schon lange keine Vertraute mehr.

„Oh, aber sicher wird Kilian schon einen finden!“ Sie lächelte. Margareth wurde schlecht. Natürlich, ihr Ehemann hatte eh immer das letzte Wort, immer recht, selbst im Unrecht. Aber das war egal, sollte dieser Mann doch das Kind benennen, sie würde es einfach mit dem zweiten Namen rufen. Sie würde es aufziehen und lieben und dann sollte es selber entscheiden, ob es den Namen des Vaters oder der

Mutter annehmen wolle. Margareth glaubte, dass sie ein Mädchen in sich trug, auch wenn Kilian lieber einen Sohn wollte, natürlich. Vielleicht würde er Margareth deshalb nicht im Weg stehen und sie konnte ihre Tochter ohne Streit benennen. Ein Wunder, ein kleines Geschenk Gottes, ihre Dorothea.

„Gut, aber nun solltest du dich ausruhen! Es ist schon spät.“ Katherina zog ihre Hände zurück und winkte eine Magd heran, die still an der Wand des Speisesaals gewartet hatte. Stumm und bestimmt deutete sie auf das Geschirr, erhob sich und wandte sich wieder an Margareth, während die Magd schnell und leise alles aufsammlte und damit davonhuschte.

„Wir sehen uns morgen, liebe Schwester. Schlaf gut.“ Margareth zuckte fast zusammen, als sich Katherina vorbeugte und ihr einen Kuss auf die Stirn gab, ehe sie davonging. Seit Jahren hatte sie das nicht mehr getan. Aber vieles hatte sich in nur ein paar Tagen geändert. Hatte sich ihre Schwester wirklich gewandelt, eine Einsicht gehabt? Margareth traute dem nicht, aber sie hoffte so sehr, endlich durchatmen zu können. Kilian war begeistert von ihrer Schwangerschaft. Er umgarnte sie wieder, machte ihr Geschenke und war fast jede Nacht bei ihr. Keine Schläge, keine Liebeleien mit Katherina, zumindest vor Margareths Augen. Aber wer wusste schon, ob all das anhielt?

Bereitwillig ließ sich Margareth von einer Dienerin aufhelfen, zu ihrem Gemach begleiten und für die Nacht fertig machen. Kilian kam wenig später und küsste sie überall, flüsterte ihr die schönsten Dinge ins Ohr. Es fühlte sich falsch an, dass Margareth dabei immer wieder an Simon dachte, machte Kilians Nähe aber deutlich erträglicher. Waren diese Gedanken schon Sünde? Dachten Anne und Simon auch an sie? Würde sie die beiden wiedersehen können, wenn das Kind da und Katherina weg war? Aber was dann?

Kilian bekam davon nichts mit. Seine Frau erwartete endlich ein Kind. Seine wunderschöne Margareth, wie hatte er je an ihr zweifeln, viel schlimmer noch, ihre Schwester begehren können? Mit ihr hatte er doch alles, was er je wollte. Eine treue, pflichtbewusste Frau, die seinen Haushalt führte und nie Widerworte gab, schön war sie dazu auch! Gleich morgen früh würde er Katherina wegschicken, um nie wieder in Versuchung zu kommen bei dieser listigen Eva! Nein, er hatte Margareth und bald einen Erben, endlich. Als er morgens aufwachte, griff er zu seiner Ehefrau. Natürlich war sie da, sie war immer für ihn da, wie konnte er das nur je übersehen? Er drehte sich zu ihr, strich ihr über die Wange und flüsterte ihren Namen.

„Wachen!“, Kilian stürmte zur Tür, riss sie auf und schrie immer wieder. Zorn, Panik, Schock und so viel mehr prasselte auf ihn ein und erfüllte seine Stimme. Margareth war tot.

## 2007 *Kinderheim*

„Schhhh, alles wird wieder gut.“ Margareth streichelte dem weinenden Jungen sanft über das Haar, woraufhin er sich nur noch fester an sie drückte. Wie konnte man so etwas nur einem Kind antun? Natürlich hatte sie es früher viele Male miterlebt, aber sie dachte, dass sich nach all dieser Zeit die Menschen geändert hatten. Aber sie waren so grausam wie eh und je. Sie spürte, wie ihr Hals nass wurde, dort, wo der kleine Darius in ihr Kleid weinte und der ganze Stoff schon nass war.

„Es ist so dunkel, ich will raus. Ich will hier nicht mehr sein.“ Sein Schluchzen brach Margareth das Herz. Wie gern würde sie ihn herauslassen, früher hatte sie das getan. Aber wenn die Betreuer die Kinder dann gefunden hatten, wurden sie nur noch länger in die Kammer geworfen. Oder noch schlimmer: geschlagen. Margareth wiegte den kleinen Jungen sanft hin und her und summte ein Schlaflied. Sie konnte ihm nur helfen, die Kammer zu überstehen. Sie fühlte sich so machtlos. Natürlich konnte sie Türen blockieren, öffnen oder schließen, aber wirklich lange half das nicht. Es brachte den Kindern nur manchmal genug Zeit, sich zu verstecken oder so zu positionieren, dass niemand schimpfte.

Das war schon immer so gewesen. Sie konnte ihnen helfen, die Zeit besser zu überstehen. Aber sie konnte sie nicht retten. Sie konnte manchmal sogar nichts anderes, als nur zusehen. Dafür war sie da. Um den Schmerz der Kinder erträglicher zu machen, diese dunkle Zeit in diesen kalten Mauern zu überstehen, bis sie endlich weiterziehen konnten. Es hatte auch schönere Zeiten gegeben. Zum Beispiel, als diese Leute gekommen waren, um so zu tun, als wäre es wieder eine Zeit, die Margareth nur zu bekannt war. Mit Tieren, den schweren Kleidern und den offenen Feuern. Mit den Märkten und ohne das, was sie als Strom kennen gelernt hatte, kleine gebändigte Blitze, die Geräte zum Leben erweckten.

Aber auch diese Leute waren irgendwann wieder gegangen, nach dem Feuer damals. Die Leute gingen immer irgendwann, die Kinder gingen. Nur Margareth blieb und wartete. War das die Aufgabe, von der die Greisin damals gesprochen hatte? Sie wartete auf die neuen Leute, die neuen Kinder, denen sie mit all ihrer Macht, all ihrem Herzen half. Dafür war sie hier, gehen konnte sie nicht. Sie hatte mit angesehen, was mit Kilian passiert war, wie Katherina fortgebracht wurde, wie zerbrochen der Vater von ihrem Tod war. Und dann hatte sie alle nach ihnen gesehen, bis eines Tages ein Kind auch sie gesehen hatte. Und nach ihm alle Kinder. Sie wusste, dass sie für die Kleinen immer so aussah, dass sie keine Angst vor ihr hatten, dass ihr Erscheinen sie nicht verwirrte. Eine Erzieherin, Betreuerin, Insassin oder einfach eine Frau, die eben auch dort wohnte. Sie war da und die Erwachsenen sahen sie nicht, aber sobald ihr Name fiel, schienen sie nie ganz zuzuhören. Wie ein kleiner Zauber, den ER tätigte, damit das Bild für die Kinder stimmte.

Der Junge hörte auf zu schluchzen und sein Griff ließ nach. Er musste sich vor Erschöpfung in den Schlaf geweint haben. Sie seufzte. Wie lange mussten diese Kinder noch leiden? Warum half ihnen niemand? Warum konnte sie ihnen nicht mehr helfen?! Sie hatte ihr Schicksal akzeptiert, akzeptiert, dass sie auf dieser Burg bleiben würde, aber trotzdem fragte sie sich manchmal, warum gerade sie dafür erwählt wurde. Vielleicht, weil sie sich damals so sehr gewünscht hatte, Kinder zu bekommen, eine eigene Familie zu gründen? Der Wunsch hatte sich ja irgendwie erfüllt. Natürlich, das waren nicht ihre Kinder, aber dann wieder doch. Ihre Familie war riesig und sie hatte jedes Mädchen und jeden Jungen über die Zeit in ihr Herz gelassen. Jedes Kind verdiente Liebe, selbst die, die es anfangs nicht erwidern konnten, gerade jene brauchten den Zuspruch, die Wärme.

Aber ein Kind ließ Margareth nicht los. Die kleine Dorothea, die damals mit ihren Eltern auf die Burg gekommen war, um hier in einer fremden Zeit zu leben. Irgendetwas an diesem Mädchen hatte Margareth sofort verzaubert und nie wieder losgelassen. Dabei war sie nicht das einzige Mädchen in all der Zeit gewesen, das den Namen trug, den sie ihrem eigenen Kind mit Kilian damals geben wollte. Das konnte es nicht sein. Es war etwas ... Undefinierbares. Es hatte sie nicht losgelassen, war nie aus ihrem Kopf gegangen, ganz im Gegenteil, es lungerte ständig in ihren Gedanken. Das passierte nur bei diesem Kind. Sie fragte sich oft, wie viel Zeit nun vergangen war. War die kleine Doro schon erwachsen, erinnerte sie sich an den Brand, an ‚Maggie‘? War sie vielleicht schon eine alte Greisin oder gar tot? Margareth konnte es nicht sagen, die Zeit verlief für sie anders. Sie hatte durch die Gespräche mitbekommen, dass die Burg immer wieder menschenleer für Jahre oder Jahrzehnte gewesen sein musste, was sich für sie wie nur wenige Tage angefühlt hatte, in denen die Gänge manchmal ihren Verlauf änderten, Pflanzen wuchsen, verschwanden oder neue Wände auftauchten. Sie konnte nie sagen, wie viel Zeit vergangen war.

Natürlich schnappte sie Zahlen auf, aber jene verwirrten sie nur, irgendwie konnte ihr Kopf damit nichts anfangen. Wenn jemand länger blieb, konnte Margareth sehen, wie die Person alterte, etwas, was ihr selbst verwehrt blieb.

Als sich am Morgen die Tür öffnete und Darius aus der Kammer gelassen wurde, drehte er sich nicht um. Er wusste von den anderen Kindern, dass er dafür gerügt werden würde, wenn er Margareth zuwinkte. Die Betreuer waren komisch, dass sie sie dort mit einsperrten und dann doch wieder rausließen und einfach immer ignorierten. Keins der Kinder wusste, was sie hier trieb. Sie wussten alle nur eines: Margareths Anwesenheit bedeutete Wärme und gehört zu werden, nicht allein zu sein.

### 2009 *verlassene Burg*

Sie sah genauso aus, wie Dorothea sie in Erinnerung hatte. Mit ihren zu einem Zopf geflochtenen Haaren, dem schweren, mehrschichtigen und schlichten Kleid und den Lederschuhen. Maggie war keinen Tag gealtert. Dorothea schluckte schwer. Sie sah sie nur von hinten, aber das war eindeutig Maggie. Was tat sie hier? Wieso war sie noch hier? Oder war sie wie Dorothea einfach an diesen Ort zurückgekehrt? Aber wie konnte sie genauso wie vor elf Jahren aussehen? Bildete Dorothea sich das ein? Bildete sie sich Maggie ein?

Aber nein, nein, das konnte nicht sein. Oder doch? Immerhin hatte sie der Gedanke an Maggies Verbleib nie losgelassen. Vielleicht spielten ihre Sinne ihr einen Streich?

Dorothea drehte den Kopf vorsichtig. Maggie war immer noch da. Sie lehnte an einem Bogenfenster und schien auf den Wald zu schauen, ihr Kopf ruhte auf ihrer Hand. Sie sah Dorothea nicht an. Würde sie verschwinden, wenn Dorothea sich jetzt bewegte? Sie war durch eine offene Tür in den langen Flur mit den vielen glaslosen Fenstern gekommen und hatte in der Bewegung innegehalten, als sie im Augenwinkel eine Person bemerkt hatte. Ein paar Mal war sie bei ihren Erkundungen auf Leute getroffen, aber nie hatte jemand mittelalterliche Kleidung getragen. Und noch nie hatte sie jemanden aus ihrer eigenen Zeit auf der Burg getroffen. Dorothea wusste nicht, was sie tun sollte. Einfach Maggie ansprechen? Aber was, wenn Maggie sich nicht freute, sie wiederzusehen, vielleicht sogar komplett das Gegenteil?

Die Wälder lagen friedlich vor ihr. Die Burg war wieder leer. Seit Jahren vielleicht schon, für sie fühlte es sich wie ein paar Tage an. Margareth stützte den Oberarm auf den Fenstersims und legte ihr Kinn in ihre Handfläche. Sie hatten das Kinderheim geschlossen aufgrund der Misshandlungen. Die Polizei war gekommen. Früher hatte das Margareth verwirrt, aber manche dieser fremden Sachen hatte sie auch dank der Erklärungen der Kinder ganz gut verstehen und sich merken können. Die Polizei war eines dieser Dinge. Sie seufzte. Was nun wohl kommen würde? Wie lange musste sie dieses Mal warten? Sie dachte an die Zeit zurück, als viele Menschen freiwillig auf der Burg gelebt hatten. Sie hatte das geliebt, hatte die heimatischen Gefühle, die das in ihr ausgelöst hatte, geliebt. Wieder einmal kam ihr Dorothea in den Sinn. Margareth hoffte, dass es ihr gut ging. Dass sie ein gutes Leben hatte oder gehabt hatte. Mehr konnte sie nicht. Ein paar Sperlinge flogen zwitschernd vorbei, Margareth schloss die Augen und genoss die hohen Vogelstimmen. Was sich nun wohl an der Burg verändern würde? Wer nun kommen würde? Wie oft schon hatte sie solche Wechsel mitgemacht. Wie oft sich an neue Menschen, neue Situationen gewöhnt und ihre Nischen und Lücken gesucht und genutzt. Wie oft-

„Maggie?“ Margareth öffnete die Augen. Das war doch nicht ...? Sie ließ die Hand fallen und drehte ihren Kopf zur Seite. Doch. Das war sie.

„Ich, entschuldige, ich wollte dich nicht stören, aber, ehm ... du bist doch Maggie, oder?“ Doch. Sie war es wirklich. Margareth richtete sich auf und wandte sich der jungen Frau zu, die zögerlich einige Schritte in ihre Richtung machte, die Hände beschwichtigend hob und dann stoppte.

Doch.

Das war Maggie, ohne jeden Zweifel. Ihre Blicke trafen sich und Dorothea schluckte. Sie hatte sich überhaupt nicht verändert. Selbst ihre Kleidung war dieselbe. Jetzt, wo Dorothea zurückdachte, fiel ihr auch auf, dass Maggie jeden Tag die gleiche Kleidung getragen hatte, sie aber nie gesehen hatte, wie sie jene wusch. Irgendetwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu. Am liebsten hätte sich Dorothea umgedreht und wäre weggerannt. Aber sie konnte nicht. Dieser warme Blick, der auf ihr lag, hielt sie wie magisch fest. Maggie sah auch überrascht aus.

„Dorothea.“

Stille. Beide Frauen sahen sich stumm an, tausend Stürme wirbelten durch ihre Gedanken. Wie konnte das sein? Dass sie sich ausgerechnet jetzt und hier trafen, was hatte das zu bedeuten?

„Ehm, wenn das okay für dich ist, hast du vielleicht Zeit und Lust, ein bisschen mit mir zu reden?“ Dorothea trat nervös von einem Fuß auf den anderen. Auf Margareths Gesicht erschien ein breites, warmes, alleinnehmendes Lächeln.

„Aber natürlich, Doro.“

### *1445 Burg*

„Vater! Nein! Er lügt! Er lügt!“ Katherina warf sich vor ihrem Vater auf den Boden, sie schluchzte, ihr Gesicht war aufgequollen von den Tränen und Schlägen. Ihr Vater wollte an ihr vorbeistürmen, sein Gesicht war rot vor Zorn, sein Herz schwer von Trauer und Ungläubigkeit. Was sagte dieser elende Schurke? Seine eigene Tochter hätte ihre Schwester vergiftet? Seine Katherina sollte so eine Todsünde begangen haben? Katherina umschlang die Beine ihres Vaters, sie bettelte und flehte. Doch sein Herz zog sich zusammen. Er wollte die Wahrheit, egal, was das bedeuten würde. Das war er seiner Margareth schuldig. Der alte Graf blickte über seine Schulter, zwei seiner Ritter kamen herbei und zogen Katherina zur Seite, die nun um sich schlug und immer noch ihren Vater anschrie.

„Ach ja, verführt hat sie mich auch. Dazu gebracht, mein Ehegelübde zu brechen. Ich würde gern behaupten, dass sie mich auch angestiftet hätte, Margareth zu schlagen, aber das wäre eine weitere Lüge. Stumm zugesehen hat sie, belächelt hat sie es. Eine schöne Tochter habt ihr mir mit unters Dach geschickt, mit dem Teufel

ist sie im Bunde. Alles zerstört hat sie, mich verdorben, Margareth getötet ... meine schöne Margareth ...“ Kilians Blick ging ins Leere, seine Stimme klang monoton, leer, als hätte man ihm alle Emotionen genommen, als könnte er nichts mehr spüren. Er sah innerlich gebrochen aus. Katherina wiederum war es äußerlich. Der Vater hatte es von den Mägden und Wachen erfahren, die er zuerst getroffen und befragt hatte. Herr im Himmel, noch Momente davor hatte der Vater selbst gesehen, wie Kilian Katherina angeschrien und gewürgt hatte, sie zu Boden geworfen und gelacht, wie vom Teufel besessen, ehe er geschrien hatte, ob er gekommen war, ihn und die Mörderin zu richten. Wo hatte er seine Töchter nur hingeschickt? Was war aus Katherina geworden, war sie wirklich von Gottes Wegen abgekommen? Hatte seine liebe Margareth den Preis dafür gezahlt? Hatte sie deshalb damals die Magd und die Wache zu ihm geschickt und ihn immer wieder an Katherinas Verheiratung erinnert? Hätte er doch nur auf sie gehört, sie besucht!

Der Vater fasste sich an die Stirn, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Sofort, als er von Margareths Tod erfahren hatte, war er hierhergeeilt. Er hatte gehofft und gebetet. Aber es war wirklich wahr: Seine Tochter war tot, unwiederbringlich. Er war so von Trauer erfüllt, dass er sich einbildete, sie manchmal im Augenwinkel zu sehen, aber wenn er den Kopf drehte, war sie weg, nein, sie war niemals da gewesen. Katherinas Schreie machten ihn wahnsinnig. Alle Geschichten stimmten überein, was die Bediensteten und Kilian sagten. Himmel, zwei Mägde hatten am Tag vor Margareths Tod Katherina beobachtet, wie sie etwas in der Küche ins Essen gab. Seine Katherina in der Küche?! Das war so unglaublich, dass es nur mit Margareths Tod zusammenhängen konnte. Er hob eine Hand. „Nun sei endlich still!“, er fuhr herum und brüllte Katherina an. Die jedoch reagierte nicht, sie schluchzte und schrie weiter. Ihr Schreien lenkte sie von den gebrochenen Knochen ab, die ihr seit Margareths Tod zugefügt wurden. Kilian hatte nicht lang gebraucht, um von den Dienern zu erfahren, was sie getan hatte. Sie hatte ihn verzweifelt um Vergebung angebettelt, nun würden sie endlich zusammen sein können, ganz ohne Margareth! Er brauchte doch eine der Töchter für den Frieden, als Allianz der Familien! Doch Kilian konnte nur daran denken, dass sie seinen Erben umgebracht hatte, dass unter seinem Dach eine Adelige den Tod gefunden hatte. Alles war vorbei, für beide.

Einer der Ritter hielt Katherina den Mund zu, sie wollte ihn beißen, seine ledernen Handschuhe ließen sie aber verzweifeln. Warum konnte sie nicht einfach mit Kilian zusammen sein? Was verstanden die denn nicht? Margareth war nur im Weg gewesen, immer schon! Aber jetzt gab es keine Margareth mehr, nur noch sie! Katherina! Sie konnte doch alles tun, was ihre Schwester auch getan hatte, sogar noch viel besser!

In ihrem Wahn bemerkte Katherina nicht, dass Kilian aufgestanden war und zu

einem der großen Fenster lief. Der Graf brüllte ihn an, was er da tue, aber Kilian hörte sie alle nicht. Was sollte er schon sagen? Sein Ruf war ruiniert, seine Frau und Kind tot, sein Wort nichts wert. Wenigstens sein Ende wollte er selbst wählen, er hatte genug gelitten. Kein Richter konnte ihn schlimmer verurteilen, als er es selbst schon tat. Das Fenster, auf das er zulief, war kaputt, er hatte vor ein paar Tagen einen Stuhl dagegen geschmissen. Das kam ihm jetzt wie eine göttliche Fügung, nein, Weisung vor. Vielleicht beging er keine Sünde, weil er dem folgte, was ER wollte? Als der Graf merkte, was Kilian vorhatte, war es zu spät. Er und alle anderen sahen zu, wie Kilian auf den Sims stieg und nur kurz zur Seite blickte, ehe er vorwärts fiel. Es wirkte so, als ob er jemanden angesehen hatte, die Augen vor Schock geweitet, doch es war zu spät, der Schritt ins Leere schon getan.

Alle waren so überrumpelt, dass sich Katherina aus dem Griff der Ritter befreien konnte und schreiend zum Fenster rannte. Nein, nein, nein! Sie krallte sich an den Sims, schnitt ihre Finger am Glas und blickte hinab auf den Burghof. Sie konnte Kilians Körper erkennen und eine rote Pfütze um ihn, die langsam wuchs, einige Diener standen darum versammelt. Nein, das durfte nicht wahr sein! Sie versuchte, den Sims hinaufzuklettern, verhedderte sich jedoch in ihrem Kleid. Sie spürte, wie sie jemand unsanft packte und zurückriss. Es war ihr Vater. „Du ...“, seine Stimme versagte, sie bebte vor Zorn, vor Trauer, vor Verzweiflung.

„Du wirst über all das schweigen, den Rest deines Lebens schweigen! Du wirst beten für die Seele deiner Schwester, Tag und Nacht! Du wirst um Vergebung beim Herrn flehen, auf dass er dich nicht ins Fegefeuer wirft! Hörst du! Beten!“, er schrie sie immer lauter an. Nein, sie würde nicht noch eine Todsünde begehen, er würde nicht seine zweite Tochter auch noch verlieren. Nicht in diesen verfluchten Hallen der Burg dieses Ehebrechers!

Katherina wurde geknebelt, da sie nicht aufhören wollte, zu schreien und mitgenommen. Der Vater erzählte allen, sie wäre nicht da gewesen, als er Kilian zur Rede gestellt hatte, dass sie geflohen wäre nach dem Tod ihrer Schwester durch Kilians Hand. Seine Ritter und alle Diener der Burg schwiegen und verstreuten sich im Land. Doch penibel achtete der Graf darauf, dass jahrzehntelang eine Ketzerin in seinem Kerker genährt wurde mit Wasser und Brei, auf dass sie bis zu ihrem Lebensende den Herrn um Vergebung für ihre Taten anflehen konnte. Katherina sah nie wieder das Tageslicht oder einen Menschen, noch wurden ihre Worte erhört, denn die beauftragte Wache war nicht nur dem Vater treu, sie war vor allem taub.

### *2009 verlassene Burg*

Dorothea hielt Margareth die Hand hin. Margareths Blick folgte dem Verlauf des großen Torbogens, dann atmete sie tief durch und ergriff die ihr hingestreckte Hand.

Sie hatte es schon einmal durch dieses Tor geschafft, damals beim Feuer, als sie Dorothea hinaustrug. Sie konnte es wieder schaffen. Als sie zur Seite sah, trafen sich ihre Blicke. Dorothea lächelte sie an und Margareth konnte nicht anders, als es zu erwidern.

Es hatte sich viel zu leicht angefühlt, Dorothea alles zu erzählen. Und es hatte sich noch viel leichter angefühlt, sie um Hilfe zu bitten. Vielleicht war diese Frau, dieses Kind, das ihr nie aus dem Kopf gegangen war, dieses Mädchen, das sich wie ihre eigene Tochter anfühlte, der Schlüssel. Margareth hoffte es. Sie hoffte, dass die Greisin recht behalten würde und sie endlich glücklich und frei sein konnte.

„Komm!“ Dorotheas Stimme brachte Margareths Gedanken zum Schweigen. Sie nickte. Dann atmete sie tief durch und lief gleichzeitig mit Dorothea durchs Tor. Nichts passierte. Die unsichtbare Wand war weg, sie spürte keinen Sog, der sie zurückzog. Ungläubig trat sie, sich immer noch an Dorotheas Hand klammernd, mehrere Schritte vorwärts. Einen Schritt weiter weg. Und noch einen Schritt weiter weg. Und einen weiteren Schritt vorwärts. Nichts. Sie blickte über ihre Schulter zurück. Die Burg stand unverändert da. Vögel zwitscherten und das Gras raschelte leise im sachten Wind. Nichts. Margareth spürte, wie Dorotheas Griff sich lockerte und ihre Hand ihr vorsichtig entglitt. Margareth hielt den Blick auf die Burg gerichtet, blinzelte, horchte in sich hinein.

Nichts.

Sie war frei.

### *Epilog*

Annabell und Simon lehnten am Auto.

„Ich sehe was, was du nicht siehst und das iiiiiiiist-“

„Annabell, schau!“ Simon zeigte den Weg durch den Wald zur Burg hinauf. Dorothea tauchte wie abgesprochen auf. Sie war jedoch nicht allein.

„Wer ist das?“ Annabell kniff die Augen zusammen. Das jemand bei ihr war, hatte Dorothea am Telefon nicht erwähnt, als sie die Geschwister gebeten hatte, sie abzuholen. Simon drückte sich vom Auto weg und lief den beiden entgegen, Annabell tat es ihm gleich. Neben Dorothea lief eine junge Frau, sie trug ein langes, weites Kleid, wie Annabell es nur aus Geschichtsbüchern kannte, ihre Haare waren in einem Zopf, der über ihrer Schulter lag. Das Misstrauen verschwand, als Annabell sah, wie Dorothea strahlte. Wer auch immer da neben ihr lief, wenn es Doro glücklich machte, musste es gut sein.

Auf halber Strecke trafen sich die vier.

„Das ist Maggie“, Dorothea machte eine vorstellende Geste, dann sah sie Margareth an, „und das sind Simon und Annabell.“

„Hey, wieso werde ich zuletzt genannt? Das verbitte ich mir, nach all den nerven-aufreibenden Flirts, um endlich deine Freundin zu werden!“

Margareth guckte kurz verwirrt, alle waren stumm. Dann platzte es zuerst aus Dorothea heraus und nacheinander brachen alle in Gelächter aus.

„Okay, okay. Also nochmal. Das ist meine Partnerin Annabell und ihr Bruder Simon.“ Annabell verschränkte die Arme vor der Brust und nickte übertrieben zufrieden.

„Maggie sagst du?“ Simon sah sie sich an. Aus irgendeinem Grund kam sie ihm seltsam vertraut vor, er konnte aber nicht sagen woher, noch, warum ihm sofort etwas flau im Magen wurde.

„Genau, Details erzähle ich euch zuhause, dafür sitzen wir besser am Tisch.“

„Am Tisch? Meine Güte, warum müssen wir dafür sitzen?“ Annabell beäugte Maggie erneut. Maggie war der Name aus Dorotheas Geschichten über die Burg, erinnerte sie sich. Aber müsste diese Maggie nicht älter sein? Sie wirkte auf Annabell genauso jung wie sie selbst oder Dorothea.

„Nun ja, vorerst wird Maggie bei uns unterkommen. Sie ehm, hat bis vor kurzem nämlich auf der Burg gelebt.“

„So sieht sie auch aus.“

„Annabell!“ Annabell zuckte mit den Schultern und grinste schelmisch. Nun lachte Margareth los. Beim Anblick von Dorotheas Freunden musste sie an damals denken, als sie und Katherina das alte Weib im Wald aufgesucht hatten. Sie war nicht mehr in der Burg. Diese drei Menschen, alle keine Kinder, konnten sie sehen und hören. Und noch viel mehr als das, sie hatte das tiefe Gefühl, dass endlich alles gut werden würde, dass sie ihre Aufgabe erledigt hatte.

Sie hatte Dorothea nicht nur wiedergefunden, sie hatte ihr den Weg aus der Burg gezeigt. Sie hatte ihr ein Zuhause angeboten und keine Zweifel an Margareths Geschichte geäußert. Viel mehr noch, ihre zwei Freunde, wie sie dort vor Margareth standen, gaben ihr ein warmes, sicheres Gefühl. Vielleicht lag es daran, dass die beiden unglaubliche Ähnlichkeit mit Margareths lange verlorenen Vertrauten hatten. Aber es fühlte sich wie viel mehr an. Sie sah von Annabell zu Simon herüber und ihre Blicke trafen sich. Seine Augen lächelten bei ihrem Anblick und Margareth hatte das Gefühl, ihm ihr Leben anvertrauen zu können, so, wie es sonst ein König nur bei seinen treuesten Rittern tut.



## DIE TRAGISCHE GESCHICHTE DER IDA R. VON OBERSTEIN

Von Cassy

**M**EINE AMME LACHTE, ALS SIE DAVON ERFUHR, DASS MEIN VATER ENDLICH EINEN GEEIGNETEN HEIRATSKANDIDATEN FÜR MICH GEFUNDEN HATTE. ERST LETZTE WOCHE HATTE SIE MIR GEBEICHTET, DASS SIE glaubte, ich würde niemals verheiratet werden, immerhin war ich schon siebzehn. Noch wusste ich nicht, wer der arme Tropf sein sollte, der eine so alte Jungfer heiraten würde. Ich kämpte seufzend mein langes, goldenes Haar, welches sich immer wieder verknotete.

Meine Mutter betrat wenig später meine Gemächer und hielt ein Kuvert in der Hand, das sie mir freudestrahlend entgegenstreckte. Ich ließ mein Haar sein und griff danach. Als ich es öffnete und das Stück Papier herauszog, sah ich, dass es sich um einen Heiratsvertrag handelte und nur noch meine Unterschrift fehlte. Mir wurde bang, als ich den Namen des Zukünftigen las: Alfons Gregor von Oberstein.

„Mutter, wie könnt Ihr mich nur an König Alfons von Oberstein geben? Hörtet Ihr nicht die Erzählungen über ihn?“ Hoffend, dass sie die Gruselgeschichten kannte, blickte ich zu ihr herüber. Sie schüttelte nur abwehrend den Kopf. „Ida, weißt du eigentlich, wie schwer es war, dich unter die Haube zu bringen? Sei lieber froh darüber, dass es ein König und kein Markgraf wird. Beinahe hättest du unter deinem Stand heiraten müssen.“ Sie war, entgegen meiner Hoffnung, empört.

So kam es, dass ich unterschrieb und einige Monate später den marmornen Gang der Kapelle entlang schritt. Vorne am Altar wartete König Alfons auf seine Braut. Jener König Alfons, dessen Krönung unter rätselhaften Umständen zustande gekommen war. Seine Eltern waren noch jung, als sie eines Tages tot in ihren Gemächern aufgefunden wurden. Die Todesursache blieb für die Öffentlichkeit ungeklärt, aber unter den Adeligen wusste man, dass es sich um eine Vergiftung gehandelt hatte. Auch die erste Frau des neuen Königs starb auf dieselbe Weise. Ich war kurz davor, die nächste zu werden.

Von der Seite blickten mich viele Augenpaare zuversichtlich an. Meine Eltern, König und Königin von Wasserburg, meine Amme, meine Zofen, selbst die Stallburschen durften an der Hochzeit teilnehmen. Vor mir stand nun mein Zukünftiger und grinste über sein ganzes, frisch rasiertes und eingeeiltes Gesicht. Er trug die langen blonden Haare lockig und zurückgesteckt und hatte einen opulenten Pelzmantel um die Schultern gelegt. Für mein Kleid hatte meine Mutter die beste Schneiderin des Hofes engagiert und die ausladende Schleppe legte sich sanft über die Stufen vor dem Altar.



Die Trauung lag schon eine Weile zurück, da eröffnete mir König Alfons, dass er viele Kinder haben wollte, am liebsten zwölf Stück, sechs Buben, sechs Mädels. Abends zitierte er mich in sein Schlafgemach und nahm sich, was seiner Ansicht nach seins war. Ansonsten hielt ich mich fern von ihm, ich beanspruchte den Nordflügel des Hauses für mich, nahm meine Speisen alleine ein und versuchte auch sonst, meinem Ehegatten aus dem Weg zu gehen.

Das Leben zog an mir vorbei und die Freude schwand. Nicht zuletzt, weil es mit dem Kinderkriegen einfach nicht klappen wollte. Es wurde Weihnachten, doch mir war nicht nach Feiern zumute. Nur aus Anstand, der Antrieb hinter eigentlich allen meinen Aktionen war, nahm ich am Gottesdienst teil. Die Kapelle sah immer noch genau so traurig aus wie zu meiner Heirat. Wieder bogen sich die Bänke unter all den Menschen, die den Gottesdienst hören wollten. Ich schritt ganz nach vorne und setzte mich auf meinen thronartigen Stuhl, der schon vor der Heirat für mich angefertigt worden war. Einige Menschen erklimmen die Stufen zum Altar und reihten sich auf. Ein älterer Mann ganz hinten, er trug einen Ständer mit sich. Oben angekommen, stellte er ihn auf, reihte sich mit dem Rücken zur Menge und begann, mit seinen Händen zu dirigieren. Das Ensemble summete, einige Stimmen erhoben sich und sangen. Ich saß da und war verzaubert. Meine Hände umfassten die Armlehnen. Meine Augen und Ohren wollten sich nicht abwenden. Noch nie hatte ich so wohltuende Klänge vernommen.

Zu meiner plötzlichen Entspannung trug bei, dass König Alfons außer Haus war. Was er genau tat, wusste ich nicht, aber es ging mich auch nichts an. Einer der jungen Männer aus der singenden Menge nahm schüchtern Augenkontakt zu mir auf. Ich schätzte ihn etwa auf mein Alter. Er war etwas kleiner, stand deshalb auch außen und hatte eine recht tiefe Stimme. Seine braunen Haare waren streng zurückgekämmt und er trug, wie die anderen Sänger, einen grünen Schal. Ich erwiderte den Blick zögernd.

Sie sangen noch mehrere Minuten und ich sah fasziniert zu. Der junge Mann hatte unseren Augenkontakt nach einigen Sekunden unterbrochen. Davor hatte ich es für ein Zeichen gehalten, jetzt schien es wie Zufall. Ich nahm mir vor, ab jetzt zu allen Vorstellungen des Chors zu gehen.

Das Jahr neigte sich dem Ende zu und König Alfons war selten zugegen. Er hatte mir gegenüber seinen Frust erwähnt, dass ich ihm immer noch keinen Buben geboren hatte. Es war ihm peinlich und er wollte sich außerhalb der Mauern abregieren. Seine Ausflüge ins Umland wurden immer häufiger und vor allem länger. Auch zu Neujahr war er unpässlich.

Ich nutze diese Chance, in die Kapelle zurückzukehren und dem Chor zu lauschen. Auch heute war der junge Mann mit der strengen Frisur dabei.

Er mied meinen Blick, aber als er meinen doch mal traf, nickte ich ihm zu.

Das erste Mal in meinem Leben verspürte ich ein wohliges Gefühl in meiner Brust und musste die ganze Vorstellung über lächeln. Bisher hatte ich nicht darüber nachgedacht, dass es neben König Alfons noch jemanden geben könnte. Ironischerweise wusste ich ganz genau darüber Bescheid, mit wem König Alfons verkehrte und auch von seinen Plänen, mir ein fremdes Kind unterzujubeln, indem er eine seiner Gespielinnen ein Kind austragen ließ. Wieso sollte ich nicht auch mein Leben leben, wie ich es mir vorstellte? Einige Männer hatten mir Avancen gemacht, seit ich hier am Hof angekommen war, doch bisher konnte ich mich nicht über die gesellschaftlichen Erwartungen an mich als Ehefrau hinwegzusetzen. Das sollte sich heute ändern. Ich platzierte mich am Ausgang der Kapelle, als die Sänger ihr letztes Stück aufführten. Sie gingen nach und nach von der Bühne, das Objekt meiner Begierde lief ganz hinten und ich schaffte es, ihn abzufangen. Wieder setzte ich ein Lächeln auf.

Ob in meinem jetzigen Leben oder im vorherigen auf Schloss Wasserburg, ich hatte beinahe immer das bekommen, was ich wollte. Sowohl als Prinzessin als auch Königin konnte mir praktisch nichts abgeschlagen werden. Umso verwirrter war ich, als der junge Mann mir mit einer Handbewegung zu verstehen gab, dass er nicht mit mir reden wollte. Verwundert blieb ich zurück.

In dieser Nacht schlief ich unruhig. Ich konnte einfach nicht verstehen, wie diese Ablehnung zustande kam. Ich drehte mich hin und her und war traurig, dass ich nie immer allein im Bett schlafen musste, obwohl ich nun schon seit vielen Monaten verheiratet war. Als kleines Mädel hatte ich von der großen Liebe geträumt und ich tat es noch. Bei meinen Eltern schien es immer wie die große Liebe. Zumindest in meinen Augen führten sie eine harmonische Ehe und gaben mir nie den Anlass, an ihrer Verbindung zu zweifeln. Sie teilten sich ein Schlafgemach und waren nach über zwanzig Jahren noch glücklich. Augenscheinlich. Nach der Zeit in meiner Ehe war ich reifer geworden und hatte lernen müssen, dass nicht alles, was man sah, auch der Wahrheit entsprach. König Alfons war es wichtig, dass wir vor dem Hofstaat das perfekte Paar abgaben und jeder glaubte, dass sie von einem unerschütterlichen Paar regiert wurden. Doch davon waren wir weit entfernt. Dass ich allein in die Kapelle zum Chor ging, war schon riskant, deshalb erzählte ich ihm auch nichts davon. Er interessierte sich sowieso nicht für Musik und Gesang. Wieder drehte ich mich um, nichts passierte. Ich blieb allein.

Am nächsten Morgen begleiteten mich Bauchschmerzen in den Tag. Wieso schlug der Sänger meine Aufmerksamkeit aus? War ich ihm nicht jung, nicht schön, nicht lieb genug? Ich saß allein an der großen Tafel im Speisesaal, die Tischdecke der massiven Tafel war blutrot, genauso wie der Teppich unter meinen Füßen.

Nachdem der Angestellte den Teller wegnahm, legte er mir ein schneeweißes Kuvert auf den Tisch. Ich öffnete es und nahm den Brief heraus. Er kündigte an, dass König Alfons, anders als ursprünglich geplant, nicht heute, sondern erst in der nächsten Woche ins Schloss zurückkehren würde. Nach dieser Nachricht wurde mir Wein gereicht.

Wieder überkamen mich Gedanken über den jungen Sänger. Heute war keine Chorvorstellung anberaumt, in die Kapelle ging ich dennoch. Ein wenig beten würde mich sicher auf andere Gedanken bringen. Wie immer schritt ich den Gang entlang und zog die Blicke vieler Beteiligten auf mich. Einige grüßten mich auch. Für König Alfons wäre es undenkbar, dass nicht ein jeder Anwesende in die Knie fiel, würde er den Raum betreten. Vielleicht war das auch ein Grund, weshalb er selten hierherkam oder sich kaum dem Volk zeigte. Ich mochte die Bewohner der Burg Oberstein, sie waren lieb und zuvorkommend, aber nicht heuchlerisch. Wenn ich mal über den Markt schlenderte, führte ich viele nette Gespräche und durfte die leckeren Speisen probieren, die feilgeboten wurden. Ich glaubte daran, dass sie mich für eine würdige Königin hielten.

Vorne angekommen, setzte ich mich auf meinen Platz, wurde ruhiger und faltete meine Hände zum Gebet. Ich dankte dem Herrn für mein gütiges Volk, für die Gaben, die wir erhielten, dafür, dass ich noch lebte, auch wenn es makaber klang. Immerhin hatte ich nun beinahe ein Jahr mit König Alfons gelebt. Seiner ersten Frau war nicht so viel Zeit vergönnt gewesen. Ich wagte es nicht, Gott nach der Liebe zu fragen, immerhin war ich eine verheiratete Frau. Leise ausatmend öffnete ich die Augen und fühlte mich entspannt. Ich stand auf und wollte den Rückweg antreten, da sah ich auf einer der Bänke den jungen Sänger sitzen. Meine Gefühle übermannten mich und ich bahnte mir einen Weg durch die anderen Anwesenden, um mich neben ihm niederzulassen.

„Wie heißt Ihr, edler Herr?“, fragte ich ihn leise und lehnte mich zu ihm. Er erschrak leicht und sah mich ehrfürchtig an. „Donny, meine Königin.“

„Wieso seid Ihr so verschreckt, Donny?“ Ich setzte mein sanftestes Lächeln auf.

„Nun, ich erkenne an Eurem Gewand und den Ringen an eurem Finger, dass Ihr König Alfons' Gemahlin seid.“

„Da mögt Ihr Recht haben, doch ist König Alfons nicht daheim.“

Donnys Augen begannen zu leuchten und er musterte mich. Nun konnte er mein Lächeln erwidern und der Schreck wich aus seinem Gesicht. Donny schien in Wirklichkeit ein sehr selbstbewusster Mann zu sein, was mein Herz dahinschmelzen ließ.

„Ich wünsche, Donny, dass Ihr die kommende Nacht mit mir verbringt.“

So musste ich die Nacht nicht allein verbringen, sondern lag in Donnys starken

Armen. Er hatte mehrfach seine Sorgen geäußert, dass ich die Königin sei und er mit dem Leben bezahlen müsste, würde König Alfons davon erfahren. Er hatte recht, doch ich versicherte ihm, dass ich mich vor ihn stellen würde.

Die nächsten Nächte waren die besten meines Lebens. Donny blieb bis zum Morgengrauen bei mir und nahm dann den verlassenen Botengang, der von meinem Zimmer ins Postzimmer führte. Die Liebe, die mich erfüllte, beflügelte mich. Ich sah mir jeden von Donnys Auftritten in der Kapelle an und genoss meine Entscheidung.

Eines Nachts wurde ich durch ein Geräusch geweckt. Ich sah, dass die Tür, die mein Schlafgemach von den Fluren trennte, gefährlich nach innen gewölbt war. Von draußen kam ein Stöhnen. Panisch weckte ich Donny, damit er sich verstecken konnte, doch da war es schon zu spät. Die Tür zerbarst und König Alfons stand im Raum. Ich stürmte auf ihn zu, um mich, wie versprochen, vor Donny zu stellen. Hinter dem König schlich eine Gestalt durch den Gang, den ich als seinen obersten Diener erkannte. Er musste uns verraten haben, König Alfons sollte doch eigentlich erst in mehreren Tagen zurücksein.

Mein Gemahl erhob die Hand und schlug mir so heftig gegen den Kopf, dass ich zur Seite fiel. Verschwommen nahm ich wahr, wie er auf Donny zuing.

„Und, wie gefällt dir das Bett meiner Gemahlin?“, fragte der König provokant. Seine Hand zuckte, als er sie langsam an seinen Gürtel legte, an dem die Halfter seiner Schwerter befestigt waren. Ich war zu schwach zum Aufstehen, geschweige denn zum Handeln.

Donny antwortete voller Inbrunst: „Ich muss sagen, das Bett gefällt mir gut, aber wisst Ihr, Eure Gemahlin gefällt mir noch viel mehr!“

„Erhebe dich“, bellte König Alfons und zog nun doch sein Schwert, dessen Klinge im Licht des hereinscheinenden Mondes glänzte.

„Wie kann ich? Ihr habt gleich zwei edle Schwerter und ich nicht mal ein Taschenmesser!“ Donny zog sich endlich die Decke über den nackten Körper, woraufhin König Alfons das zweite Schwert zog und es Donny hinwarf.

„Edel sind sie fürwahr, nimm dieses, wir kämpfen.“

Das Bett knarzte unter Donny, als er aufstand, nach wie vor in die Decke gewickelt, und das Schwert unelegant erhob. Er war es nicht gewohnt, mit einem solchen Gewicht zu hantieren. Der Rest ging schnell, die Schwerter trafen sich nicht einmal, da lag Donny am Boden und atmete nicht mehr. König Alfons hatte sich selbst auf das Bett fallen gelassen und trat Donnys Leiche mit dem Fuß weg. Dann sah er zu mir. Sein Blick war mörderisch, aber vor allem eines: zufrieden. Er stand wieder auf, griff nach meinem linken Oberarm und schleifte mich zum Bett, dann setzte er mich auf seinen Schoß.

„Weib, sag mir eines: Wen magst du denn nun mehr, diesen dahergelaufenen Burschen oder mich?“

Von meinem nun toten Liebhaber ermutigt, blickte ich böse zurück: „Ich würde lieber Donnys leblose Lippen küssen, als Eure, mein König.“ Daraufhin schrie König Alfons, schmiss mich auf den Holzboden und erhob sein Schwert. Langsam wurde es dunkel um mich herum und ich glaubte, das Bewusstsein zu verlieren.

Als ich die Augen öffnete, lag ich wie gewohnt im Bett. Mir war warm, die Sonne schien auf mich herab. Doch die Wände um mich herum wirkten kalt. Befand ich mich gar nicht in meinem Schlafgemach? Unser Heim war recht groß und dem Ärger meines Ehegatten würde ich zutrauen, mich zur Strafe in ein weniger angenehmes Gemach verschleppt zu haben. Ich entschied mich fürs Aufstehen. Der Steinboden fühlte sich dumpf an und ich hatte Schwierigkeiten, zu gehen. Nach der letzten Nacht war das jedoch kein Wunder. Noch nie hatte der König mich derart angefasst. Auch ich war wütend. Wieso durfte er seine Gespielinnen unterhalten, ich aber wurde für meine Liebelei verprügelt. Nicht zu vergessen die Leiche, die der Abend gefordert hatte!

Ich schritt durch die Öffnung in der Wand, die man kaum mehr als Tür bezeichnen konnte. Weder das Holz noch die Metallverkleidung waren vorhanden. Ich stand nun im Gang, die Fenster zeigten Richtung Hof und ich hörte Kinderlachen. Der gewohnte Gang kam mir verändert vor, dennoch vermisste ich die Ausstattung, die ich gewohnt war. Zwar lag noch ein Teppich am Boden und Bilder hingen an den Wänden, doch diese waren bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt und der Teppich verfärbt und platt. Das Lachen zog mein Blick aus dem Fenster. Der Hof sah zu meiner Erleichterung aus wie immer. Die Marktstände auf dem hellen Sand, die Bürger in ihren Kutten mit den Flechtkörben voller frischer Waren, die spielenden Kinder dazwischen.

König Alfons war sicher wieder ausgeritten, zumindest würde es mich sehr wundern, wäre er länger als nötig hier in der Burg geblieben. Was war wohl mit Donnys Leiche passiert? Würde es eine Abschiedszeremonie geben? Würde ich mich unter die Menge mischen können, wenn ich mich nur in genügend schwarze Kleider hüllen würde? Ich traute mich nicht, irgendwen zu fragen, immerhin war unsere Affäre aufgelogen und ich wusste nicht, wer noch davon Wind bekommen hatte.

Ich schritt den Gang entlang zum nächsten Treppenturm, um in den Hof zu gelangen. Je mehr Schritte ich ging, desto merkwürdiger kam mir meine Umgebung vor. Es fehlten Teile des Gemäuers, die Sonne schien hinein. Hatte ich etwa einen Angriff verschlafen? Auch die Treppen waren demoliert, uneben und die Geländer sahen anders aus. Die Stufen waren feucht und es tropfte nahe meinem Ohr. Die Pforte ins Freie war vorhanden, aber undicht. Als ich die Tür öffnete, knarzte es

laut. Geblendet durch das Sonnenlicht, blinzelte ich und schämte mich dafür, was letzte Nacht geschehen war. Ich hoffte, dass mich, trotz des lauten Geräuschs keiner bemerkt hatte. Mein Wunsch ging in Erfüllung, ich lief über den Platz und niemand würdigte mich eines Blickes. Die Menschen wirkten fröhlich, schlenderten, plauderten oder ließen sich an den Ständen beraten. Hunger hatte ich zwar nicht, irritiert näherte ich mich jedoch einem Obststand. Die Frau dahinter war mir gänzlich unbekannt. Als ich in die Gesichter der Umstehenden blickte, die allesamt in dunkle Kutten gehüllt waren, erkannte ich niemanden.

„Entschuldigt“, räusperte ich mich zaghaft. Ich wurde ignoriert. Weiterhin sah mich keiner an, keiner begrüßte mich. „Entschuldigen Sie“, versuchte ich es nochmal. Nichts. Ich machte einige Schritte rückwärts, verwirrt und nun auch verängstigt. Es fühlte sich an, als wäre ich in meinem eigenen Körper gefangen. Ob König Alfons dahintersteckte?

„Kinder!“ Eine junge Frau, die gerade ihre Kapuze zurechtrückte, rief die spielenden Kinder zu sich. Einige von ihnen gehorchten und kamen angerannt, einige taten so, als hätten sie nichts gehört. Enttäuscht schüttelte ich den Kopf. Die Kinder waren doch sonst immer so vorbildlich gewesen. Wenn das die Mütter wüssten! Die Betreuerin, die mir auch nicht bekannt war, ließ es auf sich beruhen und wendete sich an die Kinder, die sich um sie scharten. „Der Unterricht ist für heute beendet. Bitte denkt an eure Sozialkundehausaufgaben.“ Sozialkunde? Was sollte das denn sein? Und waren die Kinder nicht viel zu jung für Unterricht? Außerdem fiel mir auf, dass sowohl Buben als auch Mädels unter den Kindern waren. Seit wann wurden denn Buben und Mädels zeitgleich und in denselben Fächern unterrichtet?! Ich musste einfach träumen.

Dunkle Wolken schoben sich vor die Sonne und die Verkäuferinnen räumten ihre Waren zusammen. Es würde wohl bald zu regnen beginnen. Die Bürger erhöhten ihr Lauftempo und eilten in die Burggemäuer. Sie drängten sich zusammen und es wirkte, als wollten sie sich vor dem Regen verstecken. Innerhalb weniger Augenblicke war der Hof leer. Bis auf einige kleine Hüttchen, die in seltsamen Farben leuchteten. Auf ihnen waren verschiedene Symbole, einige sahen aus wie Frauen, einige wie Männer. Eines, mit einem Frauensymbol darauf, öffnete ich neugierig und ging hinein. Ein beißender Gestank kam mir entgegen. Die Tür schlug zu und ich stand in der Dunkelheit. Einige Lichtstrahlen fanden ihren Weg durch die leicht undichte Tür und gaben ein Loch im Boden frei. Fliegen surrten und ich hatte genug gesehen. Ich schlug die Tür wieder auf und trat ins Freie. Dann atmete ich durch.

Mir flog ein Stück Papier entgegen – ein Brief etwa? Es blieb an meinem Rock hängen und ich griff danach.

Darauf war ein Portrait einer griesgrämig dreinblickenden Person mit einer

schiefen Nase, darunter der Schriftzug: „Hängt den Verräter!“ Hängen? Das taten wir hier auf Burg Oberstein doch gar nicht mehr! In einer Ecke des Papiers stand eine Zahlenkombination und ich rätselte, wofür sie wohl stehen könnte: „1997“. Vielleicht war das der Schlüssel für meine innere Gefangenheit?

Nun rannte ich. Rannte zurück in die Burg, musste König Alfons finden und falls er ausgeritten war, musste sein oberster Diener herhalten. Was war hier los? Wer waren all die fremden Menschen mit den eigenartigen Sitten? Ich konnte nicht länger in Ungewissheit leben. Falls das alles hier meine Strafe sein sollte, so wollte ich lieber tot sein! Ich überquerte die Brücke, die den Nord- und den Südflügel verband, doch stoppte. Der Wald, der uns umgab, war lichter geworden und der Boden war grau, fast wie Stein. Der Horizont war nicht grenzenlos, sondern eingemauert von grauen Steinen, die zylindrisch in den Himmel ragten. Der Fluss rauschte in der Ferne, viel zu große Schiffe verkehrten darauf. Sirenen erklangen und blaues Feuer entflammte. Röchelnd näherten sich Gefährte, die weder Kutschen waren noch Pferde oder Esel vorgespannt hatten. Im Licht der verbleibenden Sonnenstrahlen glitzerten die merkwürdigen Kuppeln auf Rädern. Ein grasgrüner Streifen umhüllte sie. Menschen purzelten hinaus, sie trugen lustige Hüte und einer hielt sich einen Trichter vor den Mund.

„Das hier ist die letzte Warnung, geben Sie die Burg frei, denn sie steht unter Denkmalschutz! Sie begehen mehrere Straftaten, die wir nicht ungeahndet lassen können!“ Die Stimme klang, als würde der Mann neben mir stehen und ich fuhr herum, war aber allein auf der Brücke. Unter mir, im Hof, brach Tumult aus, die Menschen liefen durcheinander, stießen zusammen, trugen Dinge hin und her. Vor der Burg standen immer mehr von diesen merkwürdigen Gefährten und immer mehr Menschen in grünen Uniformen stellten sich auf. Sie schienen kampfbereit.

„Gut, dann kommen wir rein!“ Die grüne Masse stürmte los, Holz splitterte, Türangeln brachen und ich konnte nur zusehen. Ich wollte schreien, sie aufhalten, aber kein Laut kam mir über die Lippen. Der Tumult im Hof entwickelte sich zu einer lautstarken Auseinandersetzung, Kinder schrien und wurden abtransportiert. Die grünen Männer griffen nach den Bürgern, rissen ihnen die Kutten vom Leib und trugen sie aus der Burg hinaus. Sie wurden in die Gefährte geworfen, die nach und nach wieder wegfuhr. Ich konnte nur zusehen.

Dann sank ich in die Knie. Die Menschen auf dem Hof wurden immer weniger, die Schreie leiser und es begann zu regnen, zu donnern und zu blitzen. Es war wie in einem Schauermärchen, der Regen wusch die Bewohner der Burg hinfert, die Gefährte verschwanden und ich blieb. Allein.



## GEBOREN AUS ASCHE

Von Johanna Föhlisch

**M**EINE AUGENLIDER FLACKERN. ICH SEHE DIE RUSSIGEN FLAMMEN, DIE IMMER NÄHERKOMMEN. LANGSAM UND BEDROHLICH SCHNAPPEN SIE NACH MEINEM KLEID. ICH WILL GEGEN DAS BÖSE GELÄCHTER UM mich herum anschreien, doch meine Lunge ist voller Rauch. Das Mädchen auf der anderen Seite des Stocks schreit auf. Sie muss ein Mädchen aus dem Dorf sein, mit dem ich nun ein Schicksal und eine Bestrafung zu teilen scheine. Ich spüre ihre Tränen, als wären es meine eigenen. Vielleicht sind sie es auch, vielleicht weint sie für uns beide, vielleicht weinen wir zusammen. Ich starte den Versuch, durch die Schmerzen zu atmen und sogleich spüre ich den peitschenden Schmerz in meiner Brust. Ich spüre an meinen Fingern die blutigen des Mädchens. Immer noch schreit und weint sie und erhellt somit die Nacht ebenso wie das heiße Feuer, an das wir beide gefesselt sind. Meine Finger zucken unter der Berührung. Plötzlich verstummt sie. Auch ihre Finger zucken nun. Wie es mit den Fesseln möglich ist, umklammert sie meine Finger. Ich vernehme noch ein Schluchzen. Irgendwann spüre ich, wie der Druck ihrer Finger nach und nach weniger wird und schließlich verschwindet. In meinem Kopf weiß ich, was das bedeutet, doch wahrhaben will ich es noch nicht. Ein kalter Schauer legt sich über meine Schultern und jagt mir eine Gänsehaut über den ganzen Körper. Rasch schüttele ich die Gänsehaut genau wie den bitteren Gedanken von mir ab und spanne meine Schultern unter den beißenden Flammen und Blicken an. Meine Gedanken laufen weiter wild in einer Spirale umher. „Wie lange muss ich diese Qual noch aushalten? Lächelt dieser Blödmann da gerade wirklich hinter den Flammen? War das sein Plan? Hat er nur nach einer Möglichkeit gesucht, mich öffentlich zu quälen und zu demütigen? Doch wie war es nur dazu gekommen?“ Bei dem Gedanken verstummt das Chaos abrupt. Wie der letzte Schlag in einem Kampf, der alles zum Schweigen bringt.

Mein Kopf wird heißer und beginnt mir Bilder von den letzten Momenten in meinem Leben zu zeigen.

Nur wenige Monate, Wochen, Stunden war ich die Gemahlin des Nichtsnutzes von König gewesen. Bei dem Gedanken an ihn rümpft sich meine Nase. Vielleicht liegt das aber auch an dem Geruch des Rauches, verbrannter Kleidung und Haaren. Als die Erinnerungen in Form von Bildern wieder vor meinem inneren Auge aufflackern und sich so fast mit dem Gesicht der heißen Flammen vermischt, vergesse ich für einen Moment die Schreie der Meute, die immer wieder „Hexe!“ und „Verbrennt die Verräterin!“ grölen.

Immer war ich die schöne Ehefrau an der Seite des starken Königs gewesen.

Immer war ich seine ansehnliche Trophäe gewesen. Seine zerstörerischen Pläne für sein Königreich still verurteilend, saß ich neben ihm. Niemals könnte er die Welt durch die Augen eines einfachen Bürgers sehen oder derartige Empathie empfinden. Er würde die Welt immer nur von oben herab sehen und nicht von unten. Niemals würde er ein guter, weiser König sein. Das wussten seine Berater, sein Volk und vor allem ich. Ich wusste, als ich in dieses Königreich geflüchtet war, dass ich nicht lange bleiben konnte. So war es schon mein ganzes Leben gewesen. „Frauen wie wir werden immer verfolgt. So war es schon immer und daran wird auch keine Zeit oder eine noch so starke Kraft etwas ändern können“, hallen die Worte meiner Mutter in meinem Kopf. Oder war es doch meine Großmutter oder deren Mutter? War es eine meiner Tanten? Genau kann ich es nicht sagen. Als der König mich dann bei der edlen Jagd höchstpersönlich auffas, mich, das Kind aus den Wäldern, verloren und allein, so verführerisch, dass er mich heiraten wollte. Mich. Nicht eine seiner Mätressen. Nicht einmal jene, mit der er bereits drei Kinder hatte. Nein, mich, die blauäugige, mysteriöse Frau aus dem Wald. Die Geschichte, in der er als Retter in der Not porträtiert war, gefiel ihm anscheinend etwas zu gut. Ich war damals nur erleichtert gewesen, dass er nicht bemerkt hatte, dass ich wilde Kräuter sammelte. Sonst wäre ich wohl schon damals ein schönes Ziel in einer anderen Jagd gewesen. Die Geschichte von dem König, der doch so viel Nächstenliebe empfindet und ein mittelloses Ding heiratet, das in der Gesellschaft schon fast eine alte Jungfer war, sprach sich schnell im ganzen Land herum. Jedes Mal musste ich schmunzeln bei dieser lügenreichen Geschichte. Genauso schnell war ich jedoch auch verheiratet und eine Trophäe von Ehefrau geworden, der die Mätressen dann doch vorgezogen wurden. Die Geschichten und Gerüchte über eine Königin, die nicht rein und blaublütig genug war, oder über eine Königin, die ihrem Gatten einfach keinen Erben schenken kann, obwohl sie alles dafür tut, boten mir in der Eintönigkeit in der Rolle der frommen Ehefrau eine famose Unterhaltung. Niemals wollte ich in dieser Position sein. Eine Wahl gab es nicht, wenn ich meinen Kopf behalten wollte. Jetzt jedoch musste ich meine neue Stellung und auch den König, der alles über sein Reich zu wissen schien, benutzen. Doch niemals hat er bemerkt, wie meine Hand auf seiner Krone lag. Während ich die Blutspuren verschmähter Bündnisse aufwischte, griff ich schließlich nach seiner Krone. Am Anfang nur ganz sacht, so, dass er es gar nicht zu bemerken schien. Somit war ich es jedoch, die seine Aufgaben tätigte und sich um die anstehenden Angelegenheiten kümmerte. Einen Floh in das Ohr eines Beraters zu setzen, der von sich aus Zweifel hegte, war ein einfaches Spiel. Neue Denkansätze und Vorschläge förmlich zu errichten und deren Umsetzung zu sehen, beflügelten mich, mein Spiel fortzusetzen. Genau wie Zahlen zu vertauschen, die dann doch das Überleben von Bauern sicherten und nicht komplett zunichte-

machten. Es war, als würde ein Kind mit Puppen spielen – zu einfach. Ganze Dokumente aufsetzen zu lassen und Entscheidungen über Abkommen oder soziale Projekte zu treffen, wie die Förderung von Klöstern, die Frauen wie mich aufnehmen würden, waren für mich ein Leichtes.

Immer lebte ich im Schatten. Und hier als Königin sollte es nun weiter gehen. Doch war hier der Schatten weniger erdig und blutrünstig wie zuvor, sondern voller Intrigen. Während ich die brave Gemahlin spielte, wurde ich eins mit der kalten dreckigen Burg, kannte jede Ecke, jeden Winkel in und auswendig und hatte meine Augen und Ohren überall und bei jedem. Jedes Gerücht, jede Theorie, jede Verschwörung nutzte ich für mich. Jede Wahrheit, die darunter verborgen war, verwendete ich für mich und meine Pläne für das Königreich. Und das Spiel, ein Gerücht in das Ohr einer Person mit Einfluss zu setzen und die routinierten weiteren Schritte, nahm seinen eigenen Lauf. Die Leichtigkeit eines solch gefährlichen Spiels war beinahe angsteinflößend. Als ich Dinge überspitzte oder runterspielte, spürte ich die Fäden der Marionetten in den Händen. Doch ehe ich mich versah, war ich die Marionette, die sich mit der gleichen Leichtigkeit in ihren eigenen Fäden verheddert hatte.

Eines Tages sollte die Mätresse seiner Majestät auf den Gedanken gekommen sein, wo nur seine Frau sei, wenn seine Majestät doch seinen Aufgaben und Interessen physischer Natur nachging. Das Spiel der Gerüchte hatte wohl auch in die andere Richtung funktioniert. Gerade war ich damit beschäftigt, einem Abgeordneten aus dem Nachbarland im Norden die Idee einer dauerhaften Zusammenarbeit in seinen Kopf zu setzen. Ich selbst hielt mich für so schlau. Er selbst würde denken, es sei seine Idee gewesen und ich als Frau eines Königs würde in seiner Erinnerung gar nicht mehr vorkommen. Doch da stapfte der König im Morgenmantel auf den Gang. Und schnell wurde aus der stummen, schönen Königin durch ihr Handeln eine Verräterin, die, noch schlimmer, als Hexe offenbart wurde. Für ihn reichte das als ausschlaggebender Beweis. Und auf einmal fielen den ganzen Angestellten meine Angewohnheiten auf, die diesen nur beflügelten. „Sie schreibt sich die Mondphasen auf, sie interagiert bei den täglichen Waldspaziergängen mit Tieren des Waldes und versucht, dies zu verheimlichen. Und noch schlimmer – sie scheint nach wilden Pflanzen des Waldes zu suchen.“

Der Geruch nach verbranntem Fleisch zerrt mich gewaltvoll zurück in die Realität und ich unterdrücke den Würgeiz. Ich nehme nach und nach wieder wahr, wo ich mich befinde. Die Meute um mich herum grölt immer noch widerwärtige Worte. Die Flammen brennen immer noch lichterloh und ich stehe mittendrin mit engen Fesseln an einen Pfahl gebunden, die mir das Blut abdrücken – nein tun sie nicht. Verdattert bewege ich sacht meine Finger. Die hautengen Fesseln lösen sich

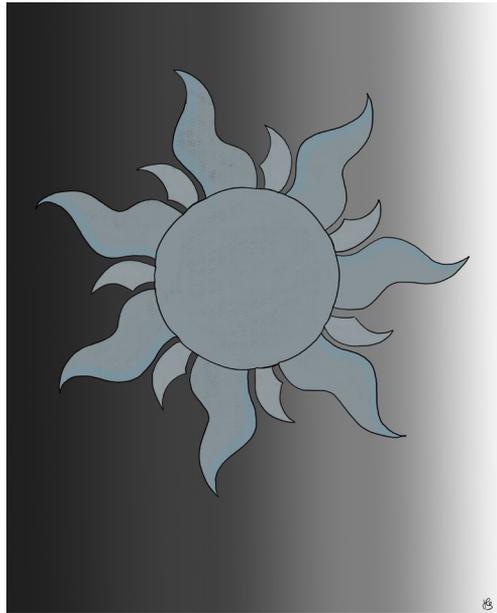
langsam aus ihrem festen Knoten. Ich spüre etwas Staubiges statt des Drucks, das aber an meiner Haut festzukleben scheint. Faserige Krümel jucken und kratzen an meinen feuchten Handgelenken. Langsam ziehe ich meine Hand hinter dem Stock hervor. Das Seil ist durchgebrannt. Ebenso mein Gewand. Nur noch die Flammen scheinen meinen Körper einigermaßen zu bedecken. Doch meine Haut ist komplett unversehrt. Ich brenne nicht. Ich atme schwer aus und eine Mischung aus Verwunderung, Überraschung, aber auch Erleichterung macht sich in mir breit. Ich werde überflutet von Emotionen und Gedanken. Ein Windhauch lässt mein Gewand aus Flammen zucken. Meine Gedanken verstummen. Mit dem Windstoß vernehme ich eine Stimme, die mir etwas zuflüstert: „Wir sind die Töchter von Hexen, wir können nicht verbrennen.“ All die Emotionen verblassen, wie Tinte auf einem vergilbten Papier, die nach und nach ihre Farbe verliert. Doch etwas anderes, etwas viel größeres breitet sich in mir aus: Macht.

Ich ergreife die Flammen und lasse sie in meiner gen Himmel geöffneten Hand tanzen. Mit meiner anderen Hand mache ich es ihr nach, und die Flammen färben sich mit dem nächsten Wimpernschlag tiefblau, ebenso wie meine angespannten Finger. Die entsetzten Laute der Meute werden lauter. Zuerst wandert mein Blick auf meine eine Hand und dann zur anderen. Stehen bleibt er jedoch bei den Verärrern vor mir, deren große Augen mit derartiger Angst gefüllt sind, was mich nur noch weiter antreibt. Mit einem Knacken mache ich einen Schritt aus dem Scheiterhaufen. Für einen Moment falle ich, doch ich lande sicher und in vollem Stand auf der Erde. Ich ziehe die Flammen aus dem Haufen mit und lasse sie an meinem Körper weiter tanzen. Nun fallen sie wie ein Kostüm an mir herunter. Präzise suche und finde ich die Augen meines Gatten, die noch nie mit solch großer Verzweigung gefüllt waren. Ich will diese ganzen Augenpaare schreien hören. Ich will ihre bettelnden Laute hören und sie jagen, so wie sie es mit mir und meiner Art von Frauen gemacht haben. Das Manipulieren von Gedanken, Erinnerungen und Wetter war nur der Anfang. Jetzt sollen sie mich und meine wahren Kräfte kennenlernen. Bei dem Gedanken spüre ich einen angenehm warmen Windhauch. „Bring es zu Ende, auf unsere Art“, flüstert diesmal diese vertraute Stimme, die ich nicht komplett zuordnen kann. Ich schließe die Augen und atme den Wind ein, der die kleine Flamme meiner Kräfte in mir erhitzt und zu einem lichterlohen Feuer entfacht. Die zugesandte Magie wird mich zu etwas so Machtvollem machen, etwas, was sie noch nie zuvor gesehen haben, das spüre ich sofort. Die schöne Königin verschwindet endgültig, was längst überfällig war. Jetzt würden diese Nichtsnutze nur noch diese wunderschön hässliche Form von mir kennen.

Ich werfe einen Blick auf die Burg, die sicher nicht mehr lange in ihrer vollen Pracht mit Stärke und Angst imponieren wird, dafür würde ich sorgen. Bald würde

ich die Quelle der Stärke und Angst sein. Und meine Regentschaft über jene, die Niedrige so schändlich behandeln und damit ihre Schwächen offenbaren, würde qualvoll und eiskalt sein und niemals enden.

„Ihr werdet mich nicht so schnell vergessen“, wispere ich in die verängstigten Gesichter der Menschen vor mir.





## STILLE UND STAUB

Von Eddie Neumann

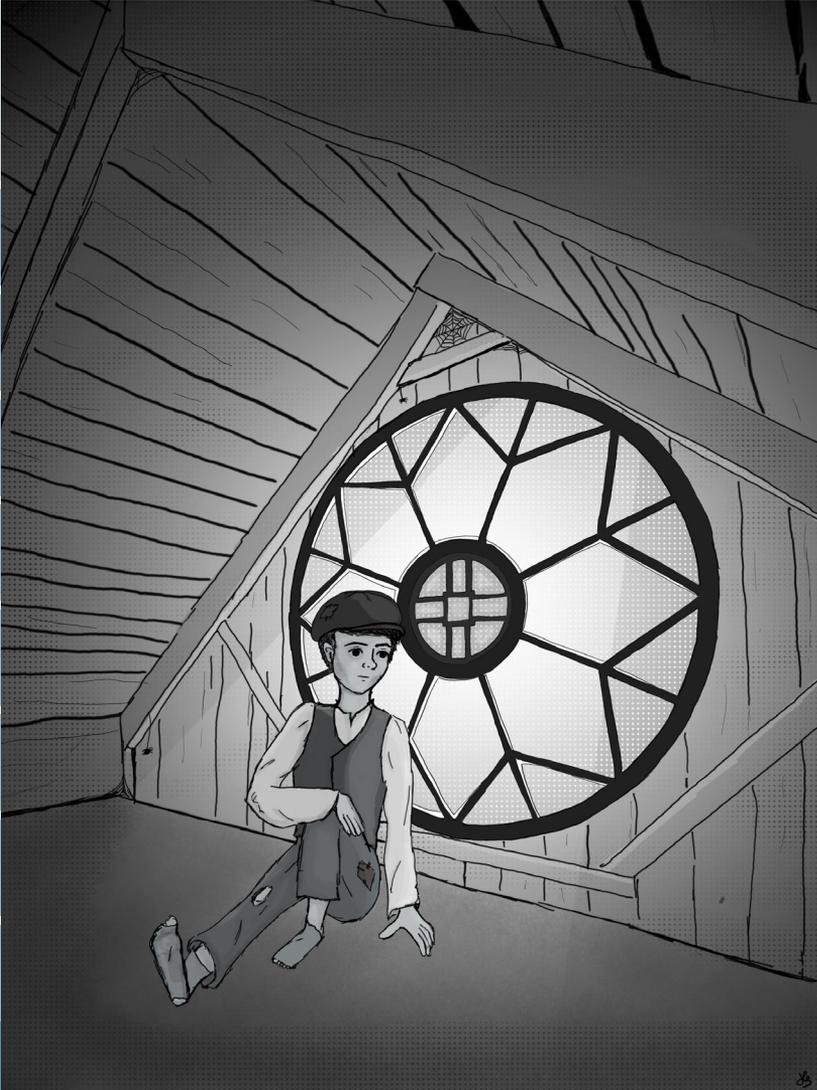
**G**ROSSE, DUNKLE WOLKEN ZOGEN SCHWERFÄLLIG ÜBER DEN HIMMEL UND TAUCHTEN DIE WELT IN EINE TIEFE DUNKELHEIT. ES WAR BEDRÜCKEND STILL. KEIN VOGEL SANG, KEIN TIER SCHLICH DURCH DAS Unterholz der weiten Wälder, selbst der Wind in seiner sonst ewigen Unruhe und aufbrausenden Unermüdlichkeit schwieg an jenem Tag. Der Spätherbst hielt Einzug. Die Türme einer uralten Burg erhoben sich, auf einem steilen Hügel, weit über das umliegende Land. Das Gemäuer bröckelte vor sich hin, ein Relikt aus alten Tagen, langsam zerfallend, stetig vergehend, so wie alles aus alten Tagen zerfällt und vergeht. Die Zeit ließ nur Ruinen übrig von der einstmaligen stolzen Festung und durch die Mauern und Gänge, durch die Höfe und die Keller der alten Burg hallten die Echos von Erinnerungen wider. Geschichten, die nie erzählt wurden, lagen verborgen, zurückgelassen im Schatten.

So auch diese Geschichte. Sie begann in einem abgelegenen Zimmer weit oben auf dem hohen Dachboden des Gebäudes. Dort lag, in eine leidende Stille gehüllt, ein Dachboden mit einem runden Fenster, das einen Blick über die Wälder bis in die Ferne ermöglichte. Hier gab es nichts außer Staub und modrigem Holz. Nicht einmal die Ratten trauten sich in letzter Zeit noch hier hinaufzuklettern. Doch sah man genauer hin, so entdeckte man etwas zwischen der Stille und dem Staub. Sobald die Sonne die Wolkenwand durchbrach und das kleine Zimmer mit Licht durchflutete, ließen sich in der glitzernden Luft Träume erkennen, die den Raum mit Wärme füllten. Diese Schätze wurden dort von einem kleinen Jungen namens Wilhelm vor nunmehr zweihundert Jahren zurückgelassen. Dieser Junge war den meisten jedoch als Willi bekannt.

Es war ein kalter Herbsttag vor zweihundert Jahren. Die Sonne hing müde am Himmelszelt, ihr schwaches Licht reichte kaum aus, um sich darin zu wärmen. Willi saß dort, wo er eigentlich immer saß. Am hohen, runden Fenster auf dem Dachboden des uralten Gebäudes. Die Glasscheibe beschlug von seinem Atem. Es war kalt. Der Winter war nicht mehr fern und die Lumpen, die er trug, wärmten ihn kaum. Doch das war nicht weiter schlimm für den Jungen, denn er hatte etwas viel wertvolleres als teure Kleidung. Für ihn zumindest war es wertvoller. Sein Blick war in weite Ferne gerichtet. Und er träumte. Er träumte von großen Abenteuern, die er erleben wollte. In diesen Abenteuern fand er sich auf einem Schlachtfeld wieder. Als tapferer Offizier der königlichen Armee unter Friedrich Wilhelm III sah er sich kämpfen. Furchtlos schlug er mit seinen Kameraden die niederträchtigen Franzosen zurück. Seine treuen Soldaten gehorchten jedem Befehl und stürzten sich für

ihn in die Schlacht, als er den finalen Angriff einleitete. Keiner konnte seine Truppe aufhalten. Kanonenschüsse ertönten, die Feinde schrieten vor Angst. Die Schlacht war gewonnen. Sie jubelten. Alle feierten sie den Helden. Alle feierten sie ihn, Wilhelm. Wilhelm den Tapferen. Er kniete sich vor den König nieder, der ihm einen Ehrenorden verlieh. Dann geschah es. Die Realität holte ihn wieder zurück. Der königliche Thronsaal wurde wieder zum Dachboden, seine Uniform verwandelte sich in ein schmutziges Hemd, die ranghohen Offiziere, die ihm eben noch zujubelten, wurden wieder zu den Ratten, die ihn neugierig anglotzten. Sein wunderbarer Orden nahm wieder die Form eines alten, einzelnen Pfennigs an, der nicht aus glänzendem Gold, sondern aus Kupfer bestand. Doch sein Pfennig war das Einzige, das für Willi ein Schatz blieb. Vielleicht glänzte er nicht so schön wie ein Silbergroschen, oder wog so schwer wie ein Orden, aber es war sein Schatz und er hielt seinen Schatz ganz fest in der Hand. Der Junge ging ans Fenster und schaute auf den Stand der Sonne. Es war schon spät. Das war nicht gut. Blieb er zu lange weg, würde ihn Schwester Hilde wieder schlagen. Ihm graute es vor Schwester Hilde, sie war die älteste der Schwestern und stand direkt unter Mutter Maria. In dem Waisenhaus, in dem er lebte, gab es Mutter Maria und zwölf andere Schwestern, alle waren Nonnen. Die jüngste von ihnen war Schwester Amalia mit 23 Jahren. Sie kümmerte sich um die kleinen Kinder. Willi war schon zwölf Jahre alt und hatte sein ganzes Leben in dem Waisenhaus verbracht. Er sah Schwestern kommen und gehen und wurde nach evangelischen Grundsätzen erzogen. Er kannte auf der Welt nichts anderes als diesen Ort, aber dafür kannte er ihn wie seine Westentasche. Er schlüpfte mit geübten Tritten und Handgriffen durch die engen Korridore, kletterte durch uralte, geheime Gänge und Löcher in der Decke. Der Dachboden war sein Versteck. Sein Zuhause. Das einzige Zuhause, das er je hatte. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, sie war schon immer sehr schwach gewesen, wurde dem Jungen später erzählt. Seinen Vater kannte er gar nicht, doch die Mutter Maria erzählte ihm einst, dass sein Vater vor Willis Geburt bei einer Wirtshausschlägerei ums Leben kam. Er sei ein Säufer und ein Taugenichts gewesen. Dieser Ort, diese zerfallende Burg, die nun ein Waisenhaus war, war ein böser Ort. Früher hausten hier womöglich Ritter und Fürsten und Abenteuer wurden sich in der großen Halle erzählt. Heute hausten in den Wänden der Schimmel und die Ratten und in der großen Halle, wo die Knaben täglich aßen, war es still. Es war eine angsterfüllte, unerträgliche Stille, denn wer laut war, oder sich nicht benahm, wurde geschlagen. Wer nicht arbeitete, wurde geschlagen. Wer zu lange verschwunden blieb, wurde auch geschlagen oder in den Zwinger gesperrt. Willi fürchtete den Zwinger. Nichts im Leben fürchtete er mehr. In einem dunklen Loch eingesperrt zu sein, war für ihn das grausamste Schicksal auf der Welt. Doch heute hatte er Glück. Die Zählung der Jungen, die täg-

lich vor dem Essen stattfand, hatte noch nicht begonnen, als er in die Halle gestürzt kam. Es fehlten noch einige, er war also nicht der Letzte. Gut. Er fing sich nur einen bösen Blick von Schwester Hilde ein. Oh, wie er diese alte Ziege hasste. Und wie sie ihn hasste. Einmal schlug sie ihn so furchtbar lange und heftig mit der Rute, dass er ins Krankenzimmer gebracht werden musste. Zwei ganze Wochen lag er im Bett und entwickelte ein furchtbares Fieber. Doch er hatte Glück. Schon viele andere in dem Waisenhaus waren am Fieber gestorben, doch er nicht. Er war stark und deswegen wusste er, dass er es in die Armee schaffen würde. Er wusste, dass er schon bald hier herauskommen würde. Doch seine Feindschaft mit der Schwester dauerte an. Immer, wenn sie ihn schlug, tat Willi etwas, um es ihr heimzuzahlen. Einmal biss er ihr in den Arm, ein anderes Mal kippte er einen Eimer Kuhmist über sie aus. Die Strafen dafür waren immer mehrere Tage im Zwinger gewesen. Doch der Junge gab nicht auf. Eines Tages würde er es der Schwester endgültig zeigen. Zunächst jedoch war Abendbrot-Zeit. Wie immer beim Abendbrot, war es bedrückend still. Keiner traute sich, ein Geräusch von sich zu geben. Selbst das Brot kauten sie so leise wie möglich. Nach dem Essen gingen die Jungen zu Bett. Es gab insgesamt fünf Schlafsäle, die mit ihren hohen Decken genauso ungemütlich waren wie der Rest des Hauses. Unglücklich lagen sie alle in ihren Betten, denn morgen war der letzte Tag der Ernte und es musste noch viel eingeholt werden. Es würde ein langer Tag werden, doch Willi hatte bereits einen Plan, wie er sich davonstehlen konnte. Der Weg zum Feld führte durch einen kleinen Wald hindurch, ein Ausläufer des großen Waldes am unteren Hang der Burg. Dort bog der Weg um eine scharfe Kurve und führte um einen kleinen Hügel herum. Ein gutes Versteck. Er würde sich in der Mitte der Kinder einreihen und dann kurz hinter der Kurve den Hang hinaufrennen. So würden ihn weder die Schwestern noch die anderen Jungen sehen. Sein Fehlen sollte auch keiner bemerken, denn bei über dreißig Jungen fiel so etwas nicht auf. Abends würde er sich dann einfach wieder an der gleichen Stelle einreihen. Mit dieser Vorstellung fielen seine Augen zu und Willi sank in einen unruhigen Schlaf. Am nächsten Morgen kamen die Schwestern in den Schlafsaal. Unsanft weckten sie die Kinder und trieben sie zum Frühstück. Schnell nahmen sie ihr Frühstück zu sich und wurden dann sofort weiter gescheucht. Wer sich nicht sputete, bekam Schläge. Die große Truppe, beaufsichtigt von drei Schwestern, verließ die alte Burg, noch bevor die Sonne richtig aufgegangen war. Es war eisig kalt. Der Wind frischte auf. Der Morgen hatte kaum begonnen, als sie über den Pfad eilten. Müdes Stöhnen, Zittern, klappernde Zähne und leises Wimmern begleitete sie, doch die Schwestern blieben kalt und zeigten kein Erbarmen. Willi war müde, konnte kaum geradeaus laufen, als sie die Stelle im Wald erreichten. Die Sonne begann nun aufzugehen. Einzelne, schwache Strahlen bahnten sich ihren Weg durch das Geäst.



Er schaute nach hinten. Schwester Grete lief hinter den Jungen her und ließ müde den Kopf hängen. Auch die Jungen waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass sie Willis Verschwinden bemerkt hätten. Schwester Hilde und Schwester Agnes, die vorne liefen, waren bereits hinter der Kurve verschwunden. Jetzt war seine Chance. Er verlangsamte seine Schritte, sodass der Rest der Gruppe etwas zurückfiel.

Dann lief er schnell um die Ecke, bog scharf links ab, kletterte über einen modrigen Baumstamm und rannte den Hang hinauf. Durch die Bäume hindurch, gelangte er zur Spitze des Hügels und konnte nun den ganzen Zug beobachten. Er lachte in sich hinein. Alle würden sie den ganzen Tag arbeiten, nur er konnte sich im Wald verstecken und die Natur erkunden. Willi hatte schon immer eine besondere Beziehung zum Wald. Andere Kinder fürchteten Wälder, und weil Willi das nicht tat und schon öfter tagelang dort draußen verbracht hatte, fürchteten sie auch ihn. Deshalb hatte er keine Freunde. Auf dieser ganzen, verdammten Welt gab es niemanden, der ihn liebte. Außer der Wald. Der Wald liebte ihn. Der Junge wartete, bis die Gruppe außer Hörweite war. Dann rannte er fröhlich den Hügel hinunter und begann barfuß und ohne Karte oder Kompass die Umgebung zu erkunden. Eigentlich brauchte er auch gar keine Karte und keinen Kompass und Schuhe sowieso nicht. Mit nackten Füßen auf dem Boden fühlte man sich der Erde viel mehr verbunden. Und außerdem kannte Willi hier alles auswendig. Schon oft war er durch die Wälder gelaufen und um den Hügel und die Burg herumgewandert. Deswegen verliebte er sich auch nicht, als er geradewegs auf eine Lichtung zusteuerte. Er stoppte und genoss seinen Triumph, als er sich inmitten einer riesigen Ansammlung von Blaubeersträuchern wiederfand. Darauf hatte er tagelang gewartet. Das fade Essen des Waisenhauses sagte ihm überhaupt nicht zu. Gierig pflückte er die kleinen blauen Leckerbissen aus den Ästen um sich herum. Ein Festmahl nur für ihn. Nach zwei Stunden hatte er sich satt gegessen und legte sich zufrieden unter einen Baum. Eine alte Eiche, deren Äste tief in die Lichtung hinein-ragten, spendeten ihm Schatten. Die Sonne schien und es war warm geworden. Wahrscheinlich war es der letzte warme Tag des Jahres und er faulenzte hier, während die anderen arbeiteten. Der Junge empfand kein bisschen Reue, immerhin gönnten ihm die anderen auch nichts. Warum sollte er es also tun? Wie er da so saß und sich entspannte, begann er, wieder zu träumen: von großen Schlachten und ruhmreichen Heldentaten. Schließlich schlief er ein. Als er erwachte, war es schon sehr spät. Der Wind strich über das Gras. Willi schaute gern zu, wie er durch die Bäume flog und über Felder hinwegwehte. Manchmal schien es, als würde er mit ihm reden. Vielleicht hatte er außer dem Wald ja noch einen Freund. Doch genug davon, die Sonne würde bald untergehen und er musste die anderen auf dem Rückweg erwischen. Er rannte los, zurück zu der Stelle, an der er fortgelaufen war. Hoffentlich hatte er sie nicht verpasst. Jetzt plagten ihn Zweifel. Die Strafe für so ein Vergehen waren bestimmt zwei Monate Zwinger. Das wäre sein Ende. Sie mussten einfach noch auf dem Feld sein. Willi betete, während er noch schneller wurde. Dort war die Stelle. Schnell stürmte er den Hügel hinauf, um sich umzuschauen. Tatsächlich sah er die anderen Jungen und die Schwestern, allerdings waren sie schon an der Kurve vorbei und kurz davor,

den kleinen Wald zu verlassen. Sobald das geschah, konnte Willi nicht mehr heimlich in die Reihe schleichen. Einen kurzen Moment, nur einen Wimpernschlag lang sprang ein Funke in seinen Kopf und entfachte eine Idee, die sein Herz schneller schlagen ließ: Sollte er lieber gar nicht zurückkehren? Sollte er lieber losziehen und diesen widerlichen Ort hinter sich lassen? Doch er fasste sich wieder. Er musste realistisch sein. Ohne Wasser, Essen oder Ziel einfach so losziehen? Nein, das war töricht. Er rannte also los. Schnell kam die Gruppe näher. Willi versuchte, leise hinter einem Baum vorzukommen und sich flink einzureihen. Doch das Schicksal hasste ihn. Er stolperte über eine Wurzel und fiel zu Boden. Die anderen Jungen um ihn herum traten zurück. Er lag nun in der Mitte und hielt sich schluchzend das Knie. Und dann überkam ihn ein Grauen, denn vor ihm stand Schwester Hilde und schaute ihn wütend an. In ihren Augen blitzte Genugtuung auf. „Du steckst in großen Schwierigkeiten, junger Mann.“ Willi lief ein Schauer über den Rücken. Angst stieg in ihm hoch, denn er wusste, was ihn jetzt erwartete. Als sie alle die Burg wieder erreichten, wurde der arme Junge von der schadenfrohen Schwester in den Zwinger geworfen. Die schwere, gusseiserne Tür ging quietschend auf, ein Geräusch, das durch Mark und Bein ging. Er wurde unsanft hineingedrängt und die Tür hinter ihm krachend zugeschlagen. Da war er nun in der dunklen Kammer. Ein kleines schmales Fenster am oberen Ende der Wand war die einzige Lichtquelle des Raumes. Doch da die Sonne bereits auf der anderen Seite des Hügels untergegangen war, war es stockfinster. So setzte er sich an eine Wand und weinte.

Die Tage vergingen quälend langsam. Einmal am Tag gab es etwas Brot und Wasser, das durch eine kleine Luke gereicht wurde, einmal in der Woche gab es frisches Stroh. Zumindest glaubte Willi, dass es einmal in der Woche war, denn er konnte nur zählen, wie oft das Licht durch das Fenster schien und wieder verschwand. Mehr bekam er nicht mit von der Außenwelt. Das Licht vom Fenster kam, blieb für kurze Zeit und verschwand wieder. Bis es erneut auftauchte, verging sehr viel Zeit. Die Tage wurden kürzer. Die Dunkelheit war nun sein Begleiter. Die Dunkelheit und die Kälte. Es war so kalt in der Kammer, dass er seinen Atem sehen konnte. So fror er täglich mehrere Stunden und litt schon ziemlich bald an einer Erkältung. Er begann zu husten und seine Nase war zu. Außerdem zitterte er. Es war eine Qual, in dieser ewigen Dunkelheit zu hocken, zu frieren und zu weinen. Vielleicht hatte er doch die falsche Entscheidung getroffen, als er zur Gruppe zurückkam. Nein, nicht vielleicht. Ganz sicher sogar hatte er die falsche Entscheidung getroffen. Er würde lieber draußen in Freiheit in der Nacht erfrieren oder tief im Wald verhungern oder von Wölfen gefressen werden, als hier drin vor sich hin zu leiden. Und er litt schlimm. Es war nicht die fehlende Wärme, die ihn quälte. Es war auch nicht sein Husten oder sein knurrender Magen. Es war nicht einmal die Dunkelheit.

Es war das verzweifelte Gefühl, ungeliebt und ungewollt an einem kalten, grausamen Ort vergessen zu werden. Das Licht kam und verschwand, kam erneut und verschwand wieder und blieb immer länger fort. Kälter wurde es auch. Doch schließlich, eines Tages oder auch in der Nacht, er konnte es wirklich nicht sagen, besuchte ihn jemand. Der Wind wehte durch das kleine Fenster herein. Sein alter Freund war gekommen. „Warum hast du so lange gebraucht“, fragte der Junge den Wind. Doch er erhielt keine Antwort, nur ein weit entferntes Heulen drang in seine Ohren. Erneut erschien das Licht und verschwand. Mittlerweile hatte er jedes Zeitgefühl verloren. Überhaupt hatte er jedes Gefühl verloren. Stroh wurde ihm schon seit siebzehn Nächten keins mehr gebracht. Wasser und Brot wurde aber noch regelmäßig durch die Luke gereicht. Jedes Mal, wenn das Licht schien, kam auch das Brot. Er hatte gehofft man würde sich seiner erbarmen. Als er hier hineingesteckt wurde, dachte er, er wäre nach zehn, vielleicht zwanzig Tagen wieder frei. Er dachte, sie würden ihn vor dem Winter rauslassen. Aber nun war er sich sicher, er würde hier erfrieren. Er würde in diesem Loch sterben. Der Kleine war nicht dumm, er hatte die Tage gezählt. Er hatte gezählt, wie oft das Licht die Kammer erhellte. Doch er hatte nach dem dreißigsten Mal aufgehört, weil er nicht weiter zählen konnte und weil Zeit mittlerweile bedeutungslos war. Nach einigen Tagen kam der Wind zurück. Wieder war es nur ein weit entferntes Heulen. Doch mit geschlossenen Augen, Willi hatte sie seit drei Sonnenaufgängen nicht aufgemacht, hörte es sich anders an. Weniger zufällig und irgendwie ganz klar und freundlich. Der Wind sprach zu ihm, erst leise, er flüsterte, dann rief er ihn. Und da wurde ihm eines klar. Er war ein Waisenjunge, ein Außenseiter. Niemals würden sie ihn in der Armee aufnehmen. Er würde nie Heldentaten vollbringen. Er war ein Niemand. Warum sollte er überhaupt für einen König kämpfen, der sich nicht für ihn interessierte? Warum sollte er Menschen beschützen, denen sein Leben wertlos war? Wieso durfte er nicht einfach frei sein? Der Gedanke festigte sich in ihm, während das Licht kam und verschwand und die Dunkelheit immer länger blieb. Und während Willi in seiner finsternen Kammer saß, sehnte er sich nicht nur danach, die Sonne wiederzusehen, sondern er sehnte sich nach wahrer Freiheit. Er wollte weg. Nein, er musste weg. Er schwor sich, würde er es jemals aus diesem Loch rausschaffen, würde er weit wegrennen und nie zurückblicken. Schließlich kam das Licht erneut und endlich öffnete sich die eiserne Tür. Das schwere Quietschen erfüllte den gesamten Raum. Mehr Licht strömte in den Raum, mehr als in den letzten paar Wochen zusammen. Eine Person stand in der Tür, die Willi vor sehr langer Zeit noch ganz eindeutig als Schwester Hilde erkannt hätte. Nun war es einfach nur die Person, die ihn befreit hatte. Er lag kauern auf dem Boden. Schwester Hilde stand lächelnd über ihm. „Du siehst grauenhaft aus, Junge. Du bekommst ein Bad, und dann darfst du zu den

anderen gehen.“ Wie ein seelenloser Körper stand der Junge auf und folgte. Er wurde gebadet und bekam neue Sachen, seine Alten waren kaum noch mehr als Fetzen. Als er beim Essen aus dem Fenster schaute, sah er Schnee. Langsam, aber sicher kam Willi wieder zu sich. Er verhielt sich ruhig, folgte den Anweisungen, die man ihm gab und fiel nicht auf. Seine Augen waren leer. In der Annahme, sie hatte ihn gebrochen, ergötzte sich Schwester Hilde am Anblick des Jungen. Es war kalt draußen. Der Winter sorgte für eine noch bedrückendere Stimmung, als sie sowieso schon herrschte. Der Alltag des Waisenhauses war kalt, grau und traurig. Doch ein wenig konnte Willi sich vergnügen, indem er wieder auf seinen geliebten Platz auf dem Dachboden hinaufkletterte und in die Ferne schaute. Endlich konnte er es wieder tun und er genoss jeden einzelnen Augenblick, den er nicht mehr in der Dunkelheit des Zwingers verbringen musste. Eines Tages dann ergab es sich, dass Willi durch ein Loch kletterte, in einen Gang hinein, der direkt über dem Zimmer einer Schwester verlief. Durch einen Riss in der Wand belauschte er ihr Gespräch. „Bist du dir da ganz sicher?“ „Ja, ich denke Schwester Hilde ist die Einzige, die in der Lage ist, alle Kinder allein ruhig zu halten, bis nach zwei Wochen die anderen Schwestern eintreffen.“ „Warum werden wir überhaupt im Frühjahr in ein anderes Waisenhaus gebracht?“ „Die brauchen uns hier nicht mehr. Die Ernte war dieses Jahr schlecht. Es kommen nun andere.“ „Sogar Mutter Maria muss gehen. So eine Schande, die Kinder lieben sie. Manchmal tun einem die Kleinen schon leid.“ „Ich hoffe nur, dass sie Schwester Hilde in den zwei Wochen nicht zerfleischen.“ „Oh ja, das hoffe ich auch.“ Schwester Hilde musste also für zwei Wochen allein auf alle Kinder aufpassen? Das war nicht gut. Sonst hatten die anderen Schwestern sie oft daran gehindert, die Kinder zu hart zu bestrafen, doch wer sollte sie nun zurückhalten? Als das Wetter wieder aufklarte und der Schnee zu schmelzen begann, kehrte auch in das Waisenhaus wieder etwas Leben zurück. Schon bald verabschiedeten sich die Schwestern eine nach der anderen. Schließlich blieb nur noch Schwester Hilde übrig. Sie hatte die volle Gewalt über die Kinder. Sie konnte tun, was sie wollte. Bereits nach drei Tagen wurden fünf Kinder in den Zwinger gesteckt, selbst die Kleinen wurden nicht verschont. Überall hörte man nun Geschrei, da wieder jemand geschlagen oder hinter Gitter gezerrt wurde. Und überall herrschte die Angst. Selbst da, wo Schwester Hilde gerade nicht war, fürchtete man sich zu reden, und das ganze Haus war in eine leidende Stille gehüllt. Doch Willi schmiedete bereits seine Pläne. Es kam der Tag, da folgte er der Schwester heimlich in den Zwinger hinunter. Gerade hatte sie ein Kind herausgeholt und wollte nun den Dreck wegmachen, vermutlich, um gleich das Nächste dort einzusperren. Diese widerliche, alte Hexe liebte diesen Kerker. Warum, dachte sich Willi, sollte sie nicht auch mal etwas Zeit dort drin verbringen, damit die Welt einmal von ihr

befreit sei. Als Schwester Hilde gerade mit einem Wischmopp hineinging, schlich Willi um die Ecke, den Gang entlang. Er war fast da. Kein Geräusch gab er von sich, er hatte aus seinen Fehlern gelernt. Nie wieder würde ein Kind Opfer ihrer Untaten werden, dachte sich der Junge. Er war bei der Tür angelangt, warf einen Blick auf Schwester Hilde, die noch kurz erschrocken auf sah und schlug die Eisentür mit all seiner Kraft, all seiner aufgestauten Wut und all seinem Hass zu. Er verriegelte sie und sperrte Schwester Hilde ein. Schreie ertönten von der anderen Seite. Die Schwester hämmerte gegen die Tür und schrie vor Zorn und vor Verzweiflung. Ihre Flüche wurden schließlich zu flehenden Rufen und die Rufe irgendwann zu verzweifeltem Schluchzen und dann wieder zu wutentbrannten Schreien. Und Willi stand die ganze Zeit da und hörte sich alles an. Weder mit Hass noch mit Genugtuung. Er fühlte eigentlich gar nichts. Er war nur froh, dass die Schwester endlich weg war. Schließlich kehrte er dem Zwinger für immer den Rücken und schlenderte den Gang entlang. Die Schreie verhallten hinter ihm, sie bedeuteten ihm nichts. Er lief hoch in den Schlafsaal und packte sich einige Sachen zusammen. Er ging auch in die Küche und steckte sich Brot, Käse und Wurst in einen Reisesack, wahre Schätze, die er nur selten kosten durfte. Aus dem Zimmer der Schwester nahm sich Willi etwas Geld und aus der Wäschekammer holte er sich frische Kleidung. Dann rannte er zum Haupttor und riss es auf. Er ließ es offenstehen, als er fortging. Es war der erste richtig warme Tag des Jahres. Ein frischer, warmer Wind streichelte über seine Haut. Der kleine Junge lächelte zufrieden. Der Wind tat gut auf der Haut. Die Sonne erwärmte sein Gesicht. Endlich war er frei. Das Schicksal des Jungen war ungewiss. Die Burg jedoch, die sein Gefängnis gewesen war, lag noch zweihundert Jahre später auf ihrem Hügel und seufzte im Wind. Sie bröckelte vor sich hin und die Trümmer begruben die Geheimnisse und Schätze, die dort lagen, unter sich. Darunter auch die Träume eines kleinen Jungen namens Willi.



## GEFUNDEN

Von Vivienne Pabst

**D**IE SONNE SCHOB SICH LANGSAM ÜBER DIE KARGEN ZIEGEL DER REIHENHÄUSER. SIE TAUCHTE JEDE NOCH SO VERWINKELTE GASSE IN WARMES LICHT, WELCHES SICH IN DEN SCHNEEFLOCKEN WIDERSPIEGELTE. NACH und nach öffneten sich die Türen und der Boden knirschte unter den Stiefeln verschlafener Arbeiter, die sich auf den Weg in die Minen und Fabriken begaben. Nur wenige nickten sich höflich zu, die meisten blickten gedankenverloren in die Ferne. Trotz des Stampfens und Knirschens blieb die Stadt geradezu erdrückt von geisterhafter Leblosigkeit, gehüllt in die Kälte wie die eines Wintermorgens. Die Menschen kamen und gingen, bis die Straßen wieder nahezu leer schienen. Nur die Fußspuren in dem mittlerweile zu Schlamm reduzierten Schnee ließen auf ihre Existenz schließen.

Er stand abseits vom morgendlichen Geschehen, im Schatten der kleinen Dorfkirche. Sobald Rauch in der Ferne aufzusteigen begann, glitt er leise aus seinem Versteck. Der Junge blickte sich um, bevor er sich auf den Treppen der Kirche niederließ. Der Schatten des Kreuzes auf dem Dach lag ihm gleichermaßen zu Füßen, wie er über ihm hing. Erstmals konnte er sein Umfeld ohne Kerzen erkennen. Seine Augen suchten die Häuser ab, bis sie an dem Schild eines heruntergekommenen Ladens hängen blieben. Zwar konnte er die Buchstaben trotz abgeblätterter Farben erkennen, doch die Worte kamen ihm fremd vor. Wie aus einem fernen Traum, an dessen letzte Fragmente er sich krampfhaft zu erinnern versuchte. Zunächst griffen seine Hände das Treppengeländer, dann hievte er sich in einem Zug hinauf. Er trat einen Schritt nach vorn und fühlte kurz darauf einen stechenden Schmerz in seinem Knöchel und Handgelenk. Die unteren Treppenstufen waren fast gänzlich vereist. Die bemalten Fensterscheiben spiegelten sich in ihnen wider. Der Junge verzog kurz das Gesicht und strafte sich für derartige Unachtsamkeit. Da fühlte er das Unbehagen einer klammen Hand, die sich ruckartig auf seine Schulter presste und ihn fast gänzlich zu Fall brachte.

„Was suchst du hier?“

Der Kopf des Jungen schnellte in die Richtung, aus der die Stimme hallte. Sie gehörte einem Mädchen, vermutlich nur wenige Jahre jünger als er selbst. Ihre Kleidung war an vielen Stellen provisorisch geflickt worden und ihre Beine in Lumpen gehüllt, um sie vor der Kälte zu schützen. Er hätte sie für einen Bettler gehalten, hätte das ausgewaschene Grau ihre Herkunft nicht preisgegeben: ein Waisenkind.

„Hast du dir etwa die Zunge ausgebissen?“, fragte das Mädchen erneut, diesmal nachdrücklicher.

Er konnte ihre Handgelenke sehen. Zwischen Ruß und Staub stachen ihre Knochen leicht hervor. Und auch ihre Haare hätte er rabenschwarz genannt, wären dort nicht die vereinzelt roten Strähnen, die klar vom Rest herausstachen. Er wandte den Blick von ihr ab und blickte zurück zum Eingang der Kirche. Selbst Waisenkinder waren selten so heruntergekommen wie das Mädchen vor ihm. Sie wirkte wie eine Vogelscheuche, eine Karikatur dessen, wofür Besucher eines Kuriositätenkabinetts hohe Summen bezahlten.

„Die Kirche?“ Die Fremde war seinem Blick gefolgt. Ihr Griff an seiner Schulter lockerte sich. „Du bist hergekommen, um in der Kirche Zuflucht zu suchen, oder?“ Stille, gefolgt von lautem Gelächter. „Lass mich raten, gehalten für einen Bettler haben sie dich, oder? Und doch haben sie dir Hilfe verweigert und dich zurück in die Kälte verbannt. Wobei“, das Mädchen bäugte den Jungen skeptisch, während dieser ihren Blick wenig amüsiert erwiderte, „du siehst nicht aus wie ein Bettler. Deine Kleider sind kaputt, fast zerfetzt, aber einem Bettler gehören sie nicht. Man könnte sein ganzes Hab und Gut für einen Fetzen derartigen Stoffes verkaufen.“ Demonstrierend hob sie einen seiner Ärmel an, um ihn in der Morgensonne zu betrachten. Unverkennbar stahl sich zwischen Staub und Schmutz ein leichtes, blaues Schimmern hervor. Fasziniert strich das Mädchen über den Stoff, der, trotz starker Gebrauchsspuren mit Leichtigkeit, durch ihre Finger glitt. Sie fand erst ihre Stimme wieder, als der Junge den Arm beinahe angewidert zurückzog: „Wie heißt du?“ Auf ihre Neugier traf ein kurzes, amüsiertes Lächeln. „Ich habe keinen Namen. Wohin der Wind mich trägt, werde ich ihm folgen. Und dringt mir ein Name bald ans Ohr, so soll er der meine sein.“ „Aber wenn du keinen Namen hast, wie soll man dich dann nennen?“ „Wie immer du willst.“ Das Mädchen überlegte kurz, dann hellte sich ihre Miene auf: „Sieben! An deinem Ärmel fehlt ein Knopf. Damit sind an deiner Jacke nur sieben Knöpfe. Das ist meine Glückszahl, also muss es Schicksal sein, dass wir uns getroffen haben!“ Der Junge überlegte kurz, dann nickte er: „Dann sollst du mich so nennen.“ Er kicherte: „Wir können schließlich alle ein wenig Glück in unserem Leben gebrauchen.“ Das Mädchen griff erneut seinen Arm und zog ihn enthusiastisch hinter sich her: „Komm mit, Sieben! Ich muss dir unser Dorf zeigen!“ Sie drehte sich zu ihm um und fügte rasch hinzu: „Mein Name ist Magda.“

Stumm ließ Sieben sich durch die schmalen Gassen schleifen. Hin und wieder schwankte sein Blick zwischen den vorüberziehenden Schaufenstern und Magda, deren Worte sich vor Aufregung stets überschlugen. Jegliches gut platzierte Misstrauen schien schlagartig an kindliche Naivität verloren gegangen. Sie schien aufgeschlossen, wenn nicht sogar ein wenig zu bereit, Fremden in die Arme zu laufen. Vermutlich war selbst die anfängliche Skepsis kein Werk ihres eigenen Verstandes, sondern dass eines anderen – ein Zeichen, wie schnell man sich ihre Unwissenheit

zunutze machen konnte. Ihre Neugier steckte auch Sieben an, weshalb er sich entschied, ihr vorläufig Gesellschaft zu leisten. Die beiden liefen so lange weiter, bis die Kirche hinter Dächern verschwunden war und sie so viele Kurven gerundet hatten, dass Sieben beinahe glaubte, sie seien zum dritten Mal im Kreis gelaufen. Nur Magdas Selbstbewusstsein und ihre sicheren Schritte gaben preis, dass sie die Straßen wie die Taschen ihres Kleides kannte.

Sieben wusste nicht, wie lange er Magda bereits gefolgt war. Die Straßen waren so weit ineinander verschwommen und verwinkelt, dass er glaubte, in ein Labyrinth geraten zu sein. Jede Himmelsrichtung gab nicht mehr als einen Ausblick auf weitere Gassen, weiteren Schnee, weitere Rauchfahnen. Die Sonne stand mittlerweile senkrecht zu den Kindern und wachte über die Fabrikhallen am Horizont, die, trotz des langen Weges, noch immer kein Stück näher lagen. Zunächst hatte Sieben vermutet, dass die großen rußgeschwärzten Gebäude Magdas Ziel waren, doch weder ihre Schritte noch ihr konstanter Strom von Worten und Gesprächsthemen ließen darauf schließen. Es brauchte nur wenig Überwindung, bis Sieben sie schließlich abrupt unterbrach: „Die Fabriken. Woher stammen sie?“ Sofort begann Magda mit einem weiteren Vortrag. „Die Fabriken wurden vor vielen Jahren gebaut und sind der Grund, weshalb unser Dorf überhaupt existiert! Die zwei größten Gebäude links gehören Jakobs Eltern. Das ist mein bester Freund und er hat mir viel davon erzählt! Jeden Tag gehen fast alle Erwachsenen dorthin und verschwinden hinter den großen Toren. Dann weben sie viele schöne Kleider ohne Löcher und Flecken und bekommen dafür ihr Geld! Ich war schon oft dort und wurde mehrmals fast von dem bösen Wachtmeister erwischt. Der will nämlich nicht, dass wir mit den gruseligen lauten Monstern spielen.“ Demonstrativ baute sich das Mädchen auf und fuchtelte mit den Armen. „Die sind riesig und fressen Kohle und spucken dann Rauch! Jakob hat mir gesagt, dass die Fabrikmonster wichtig, aber auch sehr gefährlich sind und ich niemals zu ihnen gehen darf. Sonst werde ich nämlich gefressen!“ Magda stampfte und grölte, als wolle sie die Monster nachahmen. „Aber ich habe sie natürlich trotzdem schon einmal von weitem gesehen! Und manchmal frage ich mich, ob meine Eltern auch in so einer Fabrik gearbeitet haben. Vielleicht hat sie ja ein großes Monster gefressen!“ Sieben wandte sich ab. Er hatte genug gehört. Magda hatte in ihrer Eile seine Frage nicht beantwortet und er war nicht in der Stimmung, sie zu berichtigen.

Auch wenn er sich das Schicksal Magdas und ihrer verschwundenen Eltern nur zu gut ausmalen konnte, ließ er sich nicht darauf ein, Mitleid zu zeigen. Es gab zu viel Elend in ihrer Welt und der beste Weg, nicht auf gleiche Weise zu enden, bestand darin, das Unglück Außenstehender nicht in eigene Kreise zu lassen. Sieben wusste, welche Zukunft optimistischen und emphatischen Menschen wie Magda bevor-

stand. Da knurrte plötzlich sein Bauch, woraufhin Magda sich zu ihm umdrehte: „Du musst bestimmt Hunger haben!“ Er nickte nur. Seitdem der Junge das Dorf erreicht hatte, wurde er von Hunger geplagt. Doch er hatte weder Geld, noch kannte er den Weg zum Markt. Mittlerweile hatte er die Hoffnung auf Nahrung beinahe aufgegeben. Er wusste nur, dass er sich wie ein ausgehungertes Wolf auf jegliches Essbares stürzen würde. Insgeheim war er ein wenig dankbar für Magdas Mühen. Schnell führte sie ihn um den Block, bis sie vor einem kleinen Laden standen. Sofort lief Sieben das Wasser im Mund zusammen, als ihm aus der leicht geöffneten Tür der Geruch von frischem Brot und anderen süßen Backwaren entgegenschlug. Magda hielt ihm höflich die Tür auf und nickte ihm zu. Ihre Mimik und ihr Ton wurden plötzlich ernst: „Der Bäcker ist gerade aus der Backstube zurückgekommen. Geh zu ihm und frage, wie du zum Bahnhof kommst!“ Mit diesen Worten schob sie Sieben in den Laden, woraufhin er unschlüssig zu dem älteren Mann stolperte. Der Bäcker war mindestens zwei Köpfe größer als er und türmte mit seinem großen Körperbau bedrohlich über dem Jungen. „Entschuldigung, aber könnten Sie mir den Weg zum Bahnhof zeigen?“ „Der Bahnhof? Was führt dich denn dorthin?“ Der Mann warf Sieben einen skeptischen Blick zu. Schließlich sah er nicht wie ein typischer Bahnreisender aus, geschweige denn wie jemand, der sich die teuren Fahrkarten leisten konnte. „Botengang. Ich habe mich auf dem Rückweg verlaufen“, entgegnete er, ohne zu zögern und mit klarer Stimme. „Und dein Name?“ „Peter Koch.“ Da hellte sich die Mine des Bäckers auf: „Aber natürlich! Dann muss Wilhelm Koch dein Vater sein! Er kommt oft her, um Brot für euch zu kaufen. Jeden Sonntag!“ Daraufhin begann der Mann Sieben freundlich den Weg zum Bahnhof im kleinsten Detail zu erklären. Er verriet ihm sogar Abkürzungen und die besten Möglichkeiten, Brot frisch zu halten und Gepäck zu verstauen. Schließlich schickte er Sieben mit einem letzten „Pass gut auf dich auf, Junge! Hier gibt es viele Taschendiebe. Und denk daran, deinen Vater von mir zu grüßen und dem alten Herrn auch tüchtig zu helfen!“ nach draußen. Sofort wurde er von Magda freudig empfangen: „Du hast ganz schön lange gebraucht, aber dich trotzdem gut geschlagen!“ Wortlos trat der Junge einen Schritt zurück, um ein wenig Distanz zwischen die beiden zu bringen. Es war ein Glückstreffer, dass der Bäcker einen Mann namens Koch kannte.

Da drang der verräterische Geruch von warmen Brötchen an seine Nase. Magdas versteckte ihre Hände hinter ihrem Rücken und lächelte. Dann präsentierte sie ihm stolz einen Arm voll frischer Brötchen, die noch immer leicht in der Winterluft dampften. „Es trifft sich gut, dass ich dich getroffen habe! Ich habe schon lange keine Brötchen mehr gegessen.“ Sie nahm einen großen Bissen und seufzte zufrieden. „Und sie sind sogar noch warm!“ Nur Sieben teilte ihre Freude nicht. „Du hast gestohlen“, antwortete er knapp. Magda hielt ihm eines der Brötchen entgegen:

„Was bleibt uns übrig? Wir haben kein Geld und der Bäcker so viel Brot, dass er es kaum verkaufen kann.“ Zunächst wollte Sieben das Brötchen nicht annehmen, doch der einladende Geruch und die Wärme machten es ihm zunehmend schwerer, sich zu beherrschen. Schließlich griff er doch zu und begann, ihre Ausbeute gierig zu verschlingen. Es kümmerte ihn nicht, wie er dabei aussah oder dass Mehl an seinen Ärmeln hängen blieb und diese somit mit Beweisen seiner kleinen Straftat befleckte. Seine Komplizin sah ihm dabei belustigt zu und ging nicht weiter auf seine Bedenken ein. Bald schon hatten die beiden einen Großteil der Brötchen verputzt und merkten, wie ihre Stärke allmählich zurückkehrte. Magda ließ den Rest ihrer Ausbeute in ihren Taschen verschwinden und begann, weiterzulaufen: „Die letzten bringe ich Jakob mit. Er freut sich bestimmt, endlich wieder etwas Richtiges zu essen zu bekommen!“ Sie drehte sich um und strahlte Sieben an: „Du sollstest mitkommen, Sieben. Du hast mir sehr geholfen und Jakob würde dich bestimmt auch mögen! Du bist ein richtiger Glücksbringer.“ Die letzte Bemerkung des Mädchens amüsierte ihn. Er wurde in seinem Leben vieles genannt, doch ‚Glücksbringer‘ war weit von den gewohnten Ausdrücken entfernt. Er nickte Magda zu und folgte ihr. Es kam ihm gelegen, dass das Mädchen ihm eine vorübergehende Bleibe anbot und er nicht draußen in den eisigen Nächten erfrieren musste.

Die beiden streiften durch das Dorf und erreichten schon bald dessen Grenze, welche in einen tiefen Kiefernwald überging. Schon nach einigen Minuten waren selbst die letzten, von Holzfällern zurückgelassenen Baumstümpfe verschwunden und das Stampfen der Fabrik verstummt. „Nachdem wir das Waisenhaus verlassen mussten, haben wir eine lange Zeit im Wald gelebt. Viele Beeren und Pilze sind essbar und manchmal haben wir es sogar geschafft, an einem kleinen Bach Fische zu fangen. Und wenn wir trotzdem Hunger hatten, haben wir im Dorf entweder Geld oder Essen besorgt. Aber wir konnten leider nicht für immer hierbleiben. Der Wald ist zu gefährlich für Jakob und im Winter war es zu kalt. Das erinnert mich! Unser Dorf hat Besuch!“ Schnell war Magda hinter einem morschen Baumstamm verschwunden. Sieben folgte dem Mädchen und fand sich bald auf einer Lichtung wieder, die ihm zu bekannt vorkam. Er sah seiner neuen Kameradin zu, wie sie sich erst umsah und dann die Hände in die Hüften stemmte: „Vorgestern standen hier noch die Wagen eines Kuriositätenkabinetts. Sie hatten ein großes Zelt in der Nähe vom Marktplatz aufgebaut. Ich hätte gerne einen ihrer Auftritte angesehen.“ Das Mädchen zuckte mit den Schultern und seufzte. „Aber sie sind wohl schon weitergezogen. Schade.“ Sie kletterte wieder über den Baumstumpf zurück und setzte den Weg fort. „Ich habe gehört, dass sie sogar magische Wesen hatten! Vielleicht sogar dieselben, wie man sie aus Märchen oder Wiegenliedern kennt. Böse Hexen machen mir zwar Angst, aber ich bin trotzdem neugierig.“ Sie blieb

kurz stehen, damit Sieben aufholen konnte. „Wie bist du eigentlich hergekommen?“ „Eine Gruppe Reisender hat mich aufgenommen.“ Magda stutzte: „Dann musst du von weither gekommen sein! Du musst Jakob und mir alles erzählen, ich wollte schon immer einmal wissen, wie es außerhalb des Dorfes aussieht. Oder am Meer. Oder in den Bergen!“ Sie sprudelte weiter, bis sie sich stoppte: „Aber wie haben sie dich gefunden?“ Ein amüsiertes Lächeln breitete sich auf Siebens Gesicht aus: „Sie haben mich aus dem Wasser gezogen.“ „Was?!“ Belustigt lief der Junge neben seiner Weggefährtin her, die ihn neugierig mit Fragen löcherte und verzweifelt auf eine Erläuterung wartete.

Möwen kreischten, während das kleine Schiff sich seinen Weg durch die Wellen bahnte. Wochen schon wurde es vom Wind über das Meer getragen, während nur die Sonne und der Mond seine Einsamkeit linderten. Allmählich schmückten weiße Klippen und grüne Wälder den Horizont und die Silhouette einer Stadt begrüßte die Passagiere mit der vielversprechenden Wärme eines Bettes und frischem Essen. Das Schiff umrundete die Klippen, an deren steilen Felsen Wellen brachen. Nur ein abstehender Turm mit einem Kreuz zeugte von dem Bauwerk, das die Spitze der Klippe zierte. Da erspähte ein Mitglied der Mannschaft eine Gestalt, die plötzlich reglos vom Himmel fiel. Zunächst vermuteten sie, dass es sich um einen Vogel, ein aus dem Nest gefallenes Jungtier handelte. Doch bald wurde klar, dass es kein Tier, sondern ein Mensch war. Ein Kind. Niemand wusste, wie es nach dem Fall unverseht aus dem Wasser geborgen werden konnte. Niemand wusste, woher es kam oder wie es hieß. Und doch erhielt Findus an jenem schicksalhaften Tag ein neues Leben an Bord eines kleinen, namenlosen Schiffes.

Die Zeit verging wie im Flug und Sieben war so abgelenkt gewesen, dass er nicht einmal die Silhouette erkannt hatte, die sich langsam über den Horizont schob: eine alte Burg, die auf einem Hügel türmte und deren verschlissene Fahnen sie bereits von weitem mit zeitverwuschener Eleganz begrüßten. Am Fuße des Berges teilten sich ihr Weg und der breiter werdende Trampelpfad, von dessen einstiger Pflasterung nur noch einzelne verrirte Steine übriggeblieben waren. Die beiden Kinder umrundeten den Berg, bis sie auf halber Strecke stehen blieben. Magda schob einige Brombeersträucher beiseite und grub in einem schneebedeckten Blätterhaufen. Bald kam ein schmaler Tunnel zum Vorschein, durch welchen sich ihre kleinen Körper mühelos hindurchzwängen konnten. Das Mädchen winkte Sieben zu, bevor sie von Schatten verschluckt wurde.

Der Tunnel war dunkel und feucht und nahm Sieben schnell sämtliche Orientierung. Vorsichtig tastete er sich voran und folgte Magda, die er zwar nicht sah, aber

dafür hörte. Ihr Weg führte sie erst vorwärts, dann um eine Kurve und schließlich nach oben. Allmählich wurde der Gang breiter und Sieben fühlte die Kanten von Treppenstufen an seinen Knien. Er stand auf und merkte, dass sich seine Augen allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Magda lief ein gutes Stück vor ihm und erklimmte unermüdlich die Stufen, die sie zu einer alten Holztür führten, welche unter der Nässe stark gelitten hatte. Es wurde vermutlich keine große Kraft benötigt, ihr rostiges Schloss aus dem morschen Holz zu brechen.

Die beiden schritten durch die Tür und fanden sich in einem Korridor wieder, der in weitere Gänge mündete, welche ebenso unendlich wirkten. Sieben blickte in die Schwärze, während Magda eine von vielen Fackeln auf dem Boden entzündete und fortlief. „Die Burg hat viele Geheimgänge und Fluchtwege. Man kann sich hier schnell verlaufen, weshalb wir Kinder nie in den Keller durften. Vor langer Zeit habe ich dann den Eingang beim Brombeerenpflücken gefunden und seit einigen Monaten wohnen wir hier unten, wo uns niemand finden wird.“ Zielsicher stapfte Magda durch die Katakomben und nach einer Weile erreichten sie eine weitere Tür. Sie schien einst beschriftet gewesen zu sein, doch mittlerweile konnten nur noch Löcher in der Wand und ein vermodertes Stück Holz dies bezeugen. „Jakob, ich bin wieder da! Ich habe einen neuen Freund gefunden!“, rief Magda und lehnte sich gegen die Tür, welche sich ihr mit einem erstickten Quietschen fügte. Sie drehte sich zu Sieben um und grinste: „Willkommen in der Burg!“

Sieben spähte an dem Mädchen vorbei. Vor ihnen lag eine geräumige Kammer, die nur spärlich von einigen halb abgebrannten Fackeln erhellt wurde. Magda nahm eine Fackel und flutete den Raum bis in die hinterste Ecke mit goldenem Licht. Ein Großteil der Leuchtkraft wurde von alten Weinfässern abgefangen, die runde Schatten an die kargen Ziegelwände warfen und diese somit noch größer aussehen ließen. Nur ein kurzer Atemzug reichte aus, um Sieben in der Vermutung zu bekräftigen, in einem ehemaligen Weinkeller gelandet zu sein. „Jakob!«, hallte es erneut durch den Raum. Magda ließ die Tür ins Schloss fallen und schob sich an Sieben vorbei. Sie öffnete eines der Fässer, griff eine Hand voll Kerzen, zündete sie an und verteilte sie im Keller. Daraufhin entzündete sie diese mit der verbleibenden Flamme ihrer Fackel und stellte das glimmende Holzstück in einer Ecke ab.

Da bemerkte Sieben eine Bewegung. Eine zuvor noch in Schatten gehüllte Wand gab nun eine kleine Nische frei, in der sich etwas regte. Unter dem Rascheln verschiedener Stoffe und mit einem verschlafenen Gähnen schob sich der Kopf eines Jungen hervor. Das Licht der Kerzen spiegelte sich in seinen blonden Locken wider, als er sich Magda zuwandte: „Magda? Wo warst du die ganze Zeit? Tom ist schon lange weg und ich habe mir Sorgen um dich gemacht.“ Jakobs Ton war ernst und autoritär, dennoch strahlte er eine Aura von Ruhe und Verständnis aus. Magda lief

schnell zu ihm hinüber und fiel ihm um den Hals, um seine Sorgen zu besänftigen: „Es tut mir wirklich leid, dass ich nicht früher zurückgekommen bin. Ich habe einen neuen Freund gefunden!“ Sie fischte die Brötchen aus ihren Taschen und hielt sie ihm entgegen. „Wir haben dir etwas zu Essen mitgebracht. Frische Brötchen, die magst du doch so sehr!“ Jakob sah aus, als wolle er etwas erwidern, beließ es jedoch bei einem kurzen „Denk daran, vorsichtig zu sein.“ Er setzte sich auf und begann ebenfalls gierig die Brötchen zu verspeisen, so, wie Sieben und Magda es zuvor getan hatten. Sieben bewegte sich keinen Zentimeter vom Fleck und observierte die beiden Freunde. Es frustrierte ihn, dass er Jakob nicht so leicht durchschauen konnte wie Magda. Der Junge schien etwa so alt wie sie zu sein, allerdings konnte der Eindruck trügen, da er noch abgemagerter und blasser als das Mädchen war. Zweifellos war er auch derjenige, der Magda stets daran erinnerte, vorsichtig zu sein. Jakob biss von seinem Brötchen ab und redete weiter, wechselte nahtlos zwischen Bissen von seinem Brötchen und Gesprächsthemen mit Magda. Dennoch stahl sich sein Blick immer wieder möglichst unbemerkt zu Sieben. Schließlich brach Magda das Schweigen: „Sieben ist vor Kurzem in unser Dorf gekommen. Er hat kein Zuhause und ich konnte ihn nicht im Winter erfrieren lassen.“ Endlich drehte Jakob den Kopf zu Sieben. Plötzlich verlor seine Stimme an Höhen und Tiefen, als versuche er, sein Misstrauen zu verdecken: „Vielen Dank, dass du Magda geholfen hast. Was führt dich her?“ „Ein Äffchen hat’s mir geflüstert.“ „Ein Äffchen also. War es deine einzige Begleitung?“ „Und wenn? Selbst ein Äffchen“, Sieben lächelte, „ist gute Begleitung. Vor allem, wenn es sich in seinen undurchdachten Spielen ausweglos verheddert.“ Jakob wandte den Blick ab und zupfte mit einer Hand an seiner Bettdecke. „Sieben hat mir Glück gebracht. Ich weiß, dass etwas Gutes passieren wird, wenn er bei uns bleibt!“ Magda stupste Jakob an, um die angespannte Situation aufzulockern. „Außerdem ist er bestimmt fast so schlau wie du, Jakob – wenn Sieben uns hilft, brauchst du dir keine Sorgen mehr um mich machen!“ Der blonde Junge verzog das Gesicht. Es war klar, dass er Sieben nicht vertraute, geschweige denn, ihn in seinem Umfeld haben wollte. Schließlich seufzte er: „Abgesehen von meinem Verstand vertrete ich die klare Einstellung, dass wir niemandem in unserer Lage Hilfe verweigern sollten.“ Er nickte bekräftigend. „Wenn Magda dir vertraut, habe ich keine Einwände gegen deinen Beitritt. Aber nur, solange wir uns gegenseitig helfen.“ Jakob streckte selbstbewusst dieselbe Hand aus, die eben noch an seiner Decke gezupft hatte: „Komm her. Lass uns darüber die Hände schütteln. Ich würde dir entgegenkommen, wenn ich das könnte.“ Jakobs Ton fiel in der letzten Anmerkung leicht ab, doch der Moment war schnell verstrichen, als Sieben seine Hand ergriff und ebenfalls schüttelte. Erst jetzt fiel dem Jungen auf, dass Jakob stets nur seinen rechten Arm bewegte.

Sein anderer Arm und seine Beine blieben regungslos.

„Jakob, der Buchladen war geschlossen, aber ich habe dir neue Zeitungen mitgebracht!“ Stolz präsentierte Magda ihren neuen Fund. „Liest du mir wieder etwas vor? Ich mag es, dir zuzuhören.“ Der Junge nickte und machte Platz in der Nische, damit Magda und Sieben Platz nehmen konnten und blätterte in der Zeitung. „Eine der Dampfmaschinen in der Stofffabrik scheint kaputt zu sein. Es wird ein Vermögen kosten, sie zu reparieren.“ Magda richtete sich auf. „Du meinst, eines von den großen lauten Monstern?“ „Genau.“ Daraufhin verschränkte das Mädchen die Arme vor der Brust: „Warum konnten sie für dich kein Vermögen aufbringen, als deine Beine kaputtgegangen sind?“ „So leicht geht das nicht, Magda“, seufzte Jakob. „Sieh es so: wäre das nicht passiert, hätten wir uns nicht kennengelernt.“ Er lächelte und wuschelte ihr durch die Haare. „Und dann wäre ich viel trauriger.“ Magda schmolle und lehnte sich gegen ihn: „Du hast recht. Aber ich finde es trotzdem gemein.“

Sieben war eben noch in Gedanken versunken, bis die Worte seiner neuen Freunde ihn wieder in die Wirklichkeit des kargen Weinkellers zurückbrachten. „Ein Haus auf einem schäbigen Fundament wird eines Tages in sich zusammenfallen.“ Er sah hinüber zu den anderen und wies zur Zeitung: „Welche Neuigkeiten gibt es?“

Das Publikum tuschelte und die Kinder konnten sich kaum auf ihren Plätzen halten. Jeder hing an den Lippen des Direktors, der stolz seinen nächsten Akt präsentierte. Hundert Augen waren auf die kleine Bühne im Zentrum des bunten Zelts gerichtet und brannten sich in deren Boden wie das Wachs halb abgebrannter Kerzen. Im spärlichen Licht des Raumes konnte man die groben Umrisse einiger Plakate und Schilder erkennen. Nur das Flackern naher Lichter gab einen Blick auf die Zeichnungen frei: Menschen mit unnatürlichen Proportionen, Größen oder sogar dreifachen Armen und Beinen. Einige von ihnen waren bunt bemalt, andere spielten mit wilden Tieren oder sogar Kreaturen, die den wildesten Geschichten der kindlichen Fantasie entsprungen zu sein schienen. Märchen, Realität – in ihren seltensten, unbekanntesten und surrealsten Formen waren sie in einem Kuriositätenkabinett vereint. Eine Vorstellung, die in ihrer Absurdität die Massen faszinierte. Der Direktor hob die Arme und kündigte die nächste Vorstellung an. Doch statt einer „legendären Sirene“ stand nur ein kleiner, schwächlicher Junge vor dem Publikum, geschmückt mit einem blauen Anzug und teurem Schmuck. Seine Bewegungen waren beinahe mechanisch, als er die Blicke des Publikums erwiderte. Mit dem Gedanken, dass dies sein letzter Abend sein würde, verbeugte er sich und verkündete mit einem spöttischen Grinsen: „Hodie mihi, cras tibi.“

Wochen verstrichen und trotz der Seltsamkeit seiner Lage hatte Sieben kaum Schwierigkeiten, sich einzuleben. Magda und er verbrachten die Tage an frischer Luft, manchmal getrennt, manchmal gemeinsam. Sie verdiente ihr Geld durch Betteln oder gelegentliche Arbeit. Und wenn ihre Ersparnisse nicht mehr ausreichten, griffen sie zu denselben Methoden wie jenen, die ihnen bei ihrem ersten Treffen geholfen hatten. Jakob wartete stets in der mittlerweile vertrauten Nische des Weinkellers. Er las den anderen aus Zeitungen und Büchern vor, die sie ihm mitbrachten oder erzählte von seiner Zeit in der Stofffabrik. Er war der erstgeborene Sohn der Inhaber und hatte somit als Erbe Zugang zu Hausunterricht. Einige Male versuchte er, Magda das Lesen beizubringen, doch sie lehnte stets ab. Stets behandelten die beiden einander mit einem Sinn von Wärme und Respekt, der selbst ihren Umständen trotzte. Eine Wärme, die sie bedingungslos mit Sieben teilten. Dieser sprach nur wenig und ging kaum auf die anderen ein. Ihr Umgang kam ihm fremd vor und verinnerlichtes Misstrauen bohrte sich mit jeder Interaktion tiefer in sein Herz. Er wusste, dass Magda und Jakob harmlos waren, und doch konnte er seine Gedanken nicht begraben und sich wahrhaftig sicher fühlen. Auch wenn die drei Essen teilten oder sich in kalten Nächten gegenseitig wärmten, jene Gedanken ließen ihn oft in endloses Grübeln verfallen.

Es war nicht selten, dass Sieben sich daraufhin davonstahl, um allein zu sein. Während er ziellos durch die Straßen lief, beobachtete er die Menschen. Trotz der verschiedenen Gesichter wirkten sie alle gleich, während sie dem Jungen entgegenkamen: erschöpft. Sieben lief weiter, bis die Fabrikhallen so groß vor ihm in den Himmel ragten, dass ihre Schatten ihn zu verschlingen schienen. Sein Weg führte ihn nach links, bis er vor den beiden einst größten Gebäuden stehen blieb. Amüsiert beobachtete er, wie die Rauchfahnen von seinem letzten Besuch zwar verschwunden waren, aber nun ein riesiges Loch in der zweiten Halle klaffte. Der Junge verweilte kurz an Ort und Stelle, dann begab er sich auf den Weg zurück zur Burg.

Noch bevor er die Tür zum Weinkeller öffnete, drang lautes Lachen an sein Ohr. Die Stimmen verrieten, dass Tom zurückgekehrt war. Magda und Jakob hatten Tom im Waisenhaus kennengelernt. Nachdem die beiden älteren Kinder aus der Burg verwiesen wurden, war Tom zurückgeblieben. Tom war ähnlich schweigsam wie Sieben. Beide wechselten selten Worte. Doch Sieben hatte generell kaum Kontakt zu dem Waisenhaus. Wäre es nicht für Magda und Jakobs Geschichten, hätte er vermutlich generell dessen Existenz angezweifelt. Die Waisenkinder lebten in der Burg, Siebens Freunde lebten in den Katakomben. Zahllose Tonnen Steine trennten ihre kleinen Welten und nur Tom konnte uneingeschränkt in beiden leben. Deshalb besuchte der Junge manchmal seine alten Freunde, um ihnen vom oberen Teil der Burg zu erzählen. Die meiste Zeit jedoch blieb er im Waisenhaus.

Sieben betrat den Raum, nickte Magda zu und nahm neben Jakob Platz, der nervös in der Zeitung blätterte. Tom saß ihm gegenüber und erzählte vom Waisenhaus. Nur kurz hörte Sieben dem Jungen zu, bis er sich Jakob zuwandte: „Was liegt dir auf der Seele?“ Der blonde Junge blickte von seiner Zeitung auf und er lächelte angestrengt. „Nichts. Ich habe nur gerade die Zeitung gelesen, die Magda gestern mitgebracht hat. Die kaputte Dampfmaschine in der Stofffabrik ist explodiert.“ Jakob faltete die Zeitung und schob sie in einen Spalt zwischen zwei Wandziegeln. „Leider sind meine Befürchtungen wahr geworden. Aber genug dazu.“ Er wandte sich Tom zu: „Bist du dir sicher, dass du oben bleiben willst?“ Tom rieb sich die von Prellungen gezeichneten Arme. Er nickte: „Meine kleine Schwester hat Angst im Dunkeln. Ich will sie nicht alleine in der Burg lassen. Bestimmt wird alles irgendwann besser werden. Wir brauchen einfach ein wenig Glück.“ „Aber du bist auch bald zu alt, um im Waisenhaus zu bleiben. Du und deine Schwester sollten gehen, bevor ihr getrennt werdet“, antwortete Jakob mit besorgter Stimme. „Nein. Wir bleiben. Wir haben schließlich keine andere Wahl“, entgegnete Tom nachdrücklich und erhob sich plötzlich. Eine Spur Ärger schwang in seiner Stimme mit. „Ich will mich nicht irgendwo verstecken. Ich werde für uns Geld verdienen und dann kaufen wir uns ein warmes Haus und hungern nie wieder.“ Der Junge lief zur Tür und winkte den anderen hastig zu: „Ich muss zurück nach oben. Ich habe heute Küchendienst.“ Mit diesen Worten verschwand er eilig im dunklen Gang. Jakob wartete, bis das Hallen der Tritte auf den Treppen verklungen war. Daraufhin erhob er die Stimme: „Ich habe es schon oft genug versucht, aber Tom steckt zu tief in seiner Fantasie, um die Realität unserer Welt zu verstehen. Selbst wenn er einen Beruf findet - er wird nicht genug Geld verdienen, um sich eine Bleibe leisten zu können.“ Der blonde Junge senkte den Blick und schüttelte den Kopf: „Im schlimmsten Fall wird er verhungern oder als Kaminkind oder Minenarbeiter verenden.“ Ein kurzer Moment der Stille legte sich über die Kinder und ließ die Luft schwerer werden. Sieben schloss die Augen für einen Moment und dachte an die Geschichten der anderen zurück. Vermutlich zeugten auch ihre Arme und Beine von ihrer Zeit im Kinderheim.

Trotz der wiederkehrenden Schneeschauer ließen die Frühjahrsknospen nicht davon ab, ihren Auftrag zu erfüllen und den weißen Winter allmählich zu durchbrechen. Zwei Wochen waren vergangen, seitdem Tom die anderen zum letzten Mal besucht hatte. Sieben verschwendete nur wenige Gedanken an ihn, doch Magda war sichtlich besorgt um den Jungen. Seit Tagen schlich sie um die Burg, um einen Blick auf Tom und die anderen Waisenkinder zu erhaschen. Auch nachdem sie von einem ebenfalls besorgten Jakob ausgeschimpft und belehrt wurde, änderte sich nicht viel an ihrer Einstellung. Daher hing es nun hauptsächlich von Sieben ab, die Gruppe zu versorgen. Der Junge saß geduldig auf den Treppen zur Kirche

und wartete. Einige Menschen hatten Mitleid und spendeten ihm Geld, andere gaben nach, sobald er nachdrücklicher wurde. Die Sonne hing zwar am Himmel, dennoch schien sie sich am heutigen Tag beschämt hinter dunklen Wolken zu verstecken. Ihr Licht reichte nicht einmal aus, um die Farben der bunten Fenstergläser auf den nüchternen Steinboden zu werfen. Stattdessen wirkte es, als wäre an diesem Morgen die ganze Welt grau. Sieben musste zugeben, dass er die Lichtspiele der Fensterscheiben vermisste. Allerdings blieb ihm nur wenig Zeit, die Farben zu betrauern, als er jemanden näherkommen sah. Noch bevor der Junge sein Gesicht sah, wusste er, dass es sich um einen Mann handelte. Von Kopf bis Fuß war er in saubere, flickenfreie Kleidung gehüllt und auch sein Schuhwerk war penibel poliert. Der Fremde würdigte Sieben keines Blickes und lief an ihm vorbei, eine Zeitung in der Hand. Er schien es eilig zu haben. Sofort stand Sieben auf und begann, dem Mann zu folgen. „Verzeihung?“ Keine Reaktion. Der Junge schmolte und stellte sich dem Fremden in den Weg: „Ich bitte Sie, ich habe kein Geld und ...“ „Geh mir aus dem Weg, Junge“, bellte der Mann und schob Sieben unsanft beiseite. Dieser schnaubte und stellte sich dem Fremden erneut in den Weg: „Es tut mir leid, Sie derartig Ihrer Zeit zu berauben. Ich vermute, dass ein feiner Herr wie Sie sich seinen Reichtum selbstverständlich durch sein großes Herz verdient hat. Schließlich wollen wir alle der Welt nur Gutes ...“ „Verschwinde.“ „Der Herr sagt, dass wir denen in Not ...“ „Ich sagte, verschwinde!“, brüllte der Mann, woraufhin Sieben sich an ihn klammerte und weiterhin bettelte. Daraufhin spürte er einen stechenden Schmerz an seiner Schläfe und landete unsanft auf dem Boden. „Fass mich nicht an, du dreckige Ratte! Scher dich zurück in dein Loch und lass andere in Frieden, auf dass du nie wieder herausgekrochen kommst!“ Der Fremde stürmte davon und ließ Sieben im Schnee sitzen. Dieser schenkte dem Mann nur wenig Aufmerksamkeit. Stand auf, klopfte sich den Schnee von der Kleidung und studierte seine neuste Ausbeute: eine Ledergeldbörse. Er ließ das Diebesgut in seiner Tasche verschwinden und machte sich auf den Weg zurück zur Burg. Der Mann hatte in seiner Rage nicht bemerkt, dass Sieben seine Taschen durchsuchte.

Auf halber Strecke drang eine fern vertraute Stimme an Siebens Ohr: „Peter, Junge!“ Er blieb stehen und drehte sich um. Der Bäcker, den Magda vor Monaten bestohlen hatte, winkte ihm von seinem kleinen Laden zu. Sieben hielt kurz inne, bevor er sich zögerlich auf den Mann zubewegte. Dieser seufzte erleichtert: „Gut, dass du hier bist! Du bist doch Lieferjunge, oder?“ Ein kurzes Nicken folgte. „Hör zu, ich habe einen Auftrag für dich. Einer meiner Kunden hat heute Morgen sehr viel frisches Brot bestellt, kann es allerdings nicht selbst abholen. Ich kann es ihm nicht vorbeibringen, weil ich meine Bäckerei nicht allein lassen kann. Wegen der Diebe.“ Der Mann lächelte: „Könntest du mir den Gefallen tun? Ich gebe dir auch eine

Belohnung für deine Mühe!“ Sieben tastete nach der Geldbörse in seiner Tasche. Seine Ausbeute sollte der Gruppe für einige Wochen genügen. Er hatte es nicht nötig, für heute weitere Arbeit anzunehmen. Doch nach kurzer Überlegung seufzte er resigniert und nickte. „Perfekt! Kennst du den Weg zur Stofffabrik? Mein Kunde arbeitet dort.“ Der Zufall belustigte den Jungen. Es war eine überraschende Wende der Ereignisse. Während er zuvor nur zum Zeitvertreib die Fabrik beobachtet hatte, wurde er nun direkt zu ihr gerufen. Er ließ sich eine Liste und einen Korb geben, während der Bäcker weiterhin auf ihn einredete. Die beiden verabschiedeten sich und Sieben beteuerte, schnell zurückzukehren. Daraufhin trennten sich ihre Wege und der Junge machte sich hastigen Schrittes auf den Weg.

Der Junge ließ die Straßen schnell hinter sich und nasse Kiesel knirschten unter seinen Füßen. Einige Male geriet er vom Geruch des Brotes in Versuchung, ein Stück zu probieren, doch er besann sich. Der plötzliche Auftrag verschaffte Sieben ein seltsames Gefühl, welches seinen Verstand nur vor weitere Rätsel stellte. Deshalb entschied er sich, die Lieferung schnell hinter sich zu bringen und anschließend zur Burg zurückzukehren. Vermutlich warteten Jakob und Magda schon auf ihn. Er umrundete Häuserblöcke und durchquerte schmale Gassen. Normalerweise legte er keinen Wert auf Tempo, weshalb ihm dieser Weg an Magdas Eskapaden erinnerte. Der Gedanke, wie enthusiastisch sie ihm das erste Mal die Stadt gezeigt hatte, ließ ihn schmunzeln. Die Fabrikgebäude kamen näher und der Junge drehte nach rechts, wie vom Bäcker angeordnet.

Sieben hatte die Tore der Fabrik schon oft gesehen, jedoch noch nie aus derartiger Nähe. Viele Tore im Dorf waren entweder aus morschem, leicht zerbrechlichem Holz oder Eisenbarren. Keines von ihnen konnten sich jedoch mit dem Giganten messen, der vor ihm lag: Fast gänzlich aus massiven Baumstämmen und so hoch, dass der Junge den Kopf in den Nacken legen musste, um das Ende zu sehen. Die Ansicht war einschüchternd, fast schon angsteinflößend. Als wären nicht nur die stampfenden Maschinen, sondern die ganze Fabrik ein röhrendes, rauchendes Monster, das jeden Morgen seine Arbeiter mit seinem riesigen Maul verspeiste. Auch wenn Menschen kamen und gingen, schien mit jedem Tag erneut das Licht aus ihren Augen zu schwinden, um Erschöpfung Platz zu schaffen. Sieben hatte miserable Gestalten gesehen. Einige von ihnen wurden für wenig Geld zur Schau gestellt, um den Menschen zu versichern, dass sie Glück hatten. Oder, dass Magie existiere, die eines Tages in ihrem Interesse wirken würde. Der Junge schüttelte missbilligend den Kopf und klopfte an die Tür. Kurz darauf hörte er ein Krächzen auf der anderen Seite der Baumstämmen: „Wer ist da?“ „Peter. Ich habe eine Lieferung für Herrn Schmidt.“ Kurz war es still, bis sich das Tor mit einem lauten Quietschen öffnete, das Sieben noch Momente danach in den Ohren lag. Gerade,

als der Junge durch das offene Tor treten wollte, flog ihm ein Schwarm Tauben entgegen, die unter aufgebrachtem Kreischen und Flügelschlagen hektisch davonflatterten. Als versuchten auch sie, möglichst schnell das Weite zu suchen. „Hierher, Junge“, schnarrte die Stimme erneut. Sie gehörte einem alten Mann, dessen bärtiges Gesicht kaum hinter einer schweren Eisenkurbel hervorlugte. Vermutlich hatte er das Tor mit deren Hilfe geöffnet. Sieben trat näher und präsentierte ihm den Korb: „Wo finde ich Herrn Schmidt?“ Die Augen des alten Mannes weiteten sich und seine Hände zuckten, als wolle er sich den Korb krallen und dessen Inhalte sofort verschlingen. Daraufhin schnappte er wieder die Türkurbel, um sich selbst zu bändigen. Der Mann warf den Backgütern einen letzten sehnsüchtigen Blick zu, bevor er antwortete: „Immer zu geradeaus, Junge. Die letzte Tür am Ende des Ganges. Aber beeile dich. Du darfst nicht hierbleiben.“ Sieben nickte und machte sich auf den Weg.

Beim Laufen streifte sein Ärmel eine Wand. Zu seiner Überraschung hinterließ er rote Spuren auf dem Grau. Er legte eine Hand gegen die Wand. „Verschwende nicht meine Zeit Junge, beeile dich!“, krächzte es wieder hinter ihm. Sieben sah, dass seine Hand vom Staub grau gefärbt war. Angewidert wischte er sie an seiner Jacke ab und setzte seinen Weg fort. Nach einer Weile beschleunigte er seine Schritte. Es kam ihm vor, als bewegte er sich nicht vom Fleck, egal, wie viele Meter er hinter sich ließ. Der alte Mann neben dem Eingangstor wurde immer kleiner, doch die Tür am Ende des Gangs behielt dieselbe Größe. Sieben vermutete, dass der Mann der Türwächter war, von dem Magda damals gesprochen hatte. Allerdings mangelte es ihm an sämtlichen furchteinflößenden Merkmalen. Seine zerzausten Haare und krummen Beine ließen ihn eher bemitleidenswert wirken. Schließlich verlor Sieben die Geduld und rannte die letzten Meter zur Tür. An seinem Ziel angekommen stützte er sich auf die Knie und versuchte, seinen Atem zurückzuerlangen. Er wischte sich mit der freien Hand übers Gesicht und musste kurz darauf wegen des Staubes lautstark husten. Auf einmal hörte er, wie sich im Raum vor ihm etwas regte. Das unverwechselbare Klicken von Lederschuhsohlen wurde lauter, bis sie kurz vor der Tür stoppten und sich ein Schlüssel im Schloss drehte. Sieben trat einen Schritt zurück und landete mit dem Rücken abrupt an der Wand, woraufhin sich eine weitere Staubwolke über ihm ergoss und ihn in grau tauchte. Als er die Silhouette hinter der Tür erkannte, schnürte sich sein Hals zu. Es war der Mann, den er wenige Minuten zuvor auf der Straße ausgeraubt hatte. Während Sieben den Mann ungläubig anstarrte, nahm dieser ihm ohne Begrüßung den Korb aus den Händen. „Hat lange genug gedauert“, brummte der Mann. „Wäre diese Göre heute Morgen nicht gewesen, hätte ich das auch selbst geschafft.“ Er zuckte mit den Schultern und würdigte Sieben keines Blickes. „Sag deinem Herrn Bescheid, dass ich die Lieferung

erhalten habe. Bezahlt wurde er im Voraus.“ Daraufhin knallte die Tür zu und Sieben stand wieder alleine im Gang. Er brauchte einen Moment, bis er sich genug gefangen hatte, um den Rückweg anzutreten. Erst, als er das Fabrikgebäude lange hinter sich gelassen hatte, war er in der Lage, wieder klar zu denken. Der Fremde hatte ihn nicht erkannt. Und erst eine kleine Pfütze am Straßenrand erklärte, warum: von seinen verlotterten Haaren bis zu der schäbigen Kleidung war er gänzlich mausgrau. Eher wirkte er wie eine riesige Ratte als ein dahergelaufener Junge. Mit einem Kichern klopfte Sieben sich den Staub aus Kleidern und Haaren, bevor er den Weg zurück zur Bäckerei antrat.

„Du bist schon wieder zurück?“, rief der Bäcker erstaunt. Daraufhin lächelte er und ließ einige Goldstücke in seine Hände fallen. „Vielen Dank, Kleiner. Ich habe Glück gehabt, dich heute zu treffen. Herr Koch muss stolz sein.“ Während Sieben damit beschäftigt war, seinen Lohn zu zählen, hielt er plötzlich inne. „Du warst mir eine große Hilfe. Ich würde mich freuen, wenn du mir öfters helfen kannst. Ich kann nicht viel Geld bieten, aber ich hoffe, dass du frische Brötchen magst!“ Diese Worte blieben fest in Siebens Gedanken hängen, wie eine Fliege in einem Spinnennetz.

„Sieben! Hierher!“, Magda fiel dem Jungen, wie immer, ohne Vorwarnung um den Hals. „Wir haben schon drei neue Aufträge! Jakob hat gesagt, dass wir uns bestimmt heute selbst übertreffen!“ Sieben nickte und lächelte. Magda gefiel ihm viel besser. Ihre roten Haare waren gekämmt und sauber unter einem Tuch geflochten. Sie hatte richtige Schuhe und auch ihr Kleid war flickenfrei. Wenn sie Körbe und Kisten schleppte, stachen ihre Knochen nicht mehr hervor und auch ihre Augenringe waren nach einigen Nächten im Trockenen gänzlich verschwunden. „Magda, Herr Schulz braucht Hilfe in der Backstube! Bringst du ihm den Schubwagen?“, schallte es von der Theke. Jakob schob Münzstapel von einem Ende des Tisches zum nächsten, die neuste Zeitung ordentlich neben ihm gefaltet. Er nahm einen Stift und vermerkte sauber die neusten Einnahmen und Aufträge. „Die Brötchen kommen vorne in die Auslage und eines der Brote in die große Straße. Der Apfelstrudel ist für Herr Schulz' Mutter und die Kekse für Tom und seine Schwester als Dankeschön für ihre Hilfe.“ Magda nickte eifrig und verschwand im hinteren Teil der Bäckerei. Auch Jakob sah gesünder aus. Sein Gesicht hatte mehr Farbe bekommen und er fand Gefallen daran, nach vielen Monaten im Weinkeller die Kunden der Bäckerei freundlich zu begrüßen. Manchmal stahl Magda heimlich den Schubwagen des Bäckers, um Jakob das Dorf zu zeigen oder Tom und seine Schwester zu besuchen. Nachdem Jakob und Magda in die Bäckerei gezogen waren, hatte die verwitwete Mutter des Bäckers die beiden Kinder aufgenommen. Die Geschwister leisteten der alten Dame Gesellschaft und wuchsen ihr schnell ans Herz. Und auch Jakob und Magda lebten sich in der Bäckerei schnell ein. Herr Schulz hatte selbst keine

Kinder, weshalb er sich umso mehr freute, die beiden um sich zu haben. Sieben beobachtete seine Freunde eine Weile aus einer versteckten Ecke, dann wandte er sich mit einem Lächeln zur Tür. Er winkte Jakob zum Abschied. Sein Weg führte ihn durch die nun begrünten Wege. Vögel sangen über ihm, während sie sich nach dem besten Nistplatz umsahen. Auch die Kinder anderer Familien trauten sich allmählich wieder auf die wärmeren Straßen. Auf seinem Weg hielt Sieben nur kurz inne und blickte zum Boden. Vor ihm spielten erneut die Reflektionen der bunten Fenstergläser der Kirche. Für einen Moment schloss er die Augen und fühlte den Wind durch seine Haare streifen, während er den Geräuschen der Natur lauschte. Vogelgesang, Hundegebell, Blätterrascheln und nur in weitester Ferne ein Hinweis auf das Dröhnen der Fabriken. Sieben blickte zurück zu den Treppen der Kirche, auf denen er Magda zum ersten Mal gesehen hatte. „Du bist ein Glücksbringer“, murmelte er und lachte.

Das Pfeifen des Zugführers schrillte über den Bahnhof und hallte von den Wänden wider. „Letzter Aufruf! Alle einsteigen!“, brüllte er, während er sich am Geländer seines Zuges festklammerte. Rings um ihn herum drängten sich die Passagiere, um einen guten Platz in der Eisenbahn zu erhaschen. Viele von ihnen trugen Koffer, die fast halb so groß waren wie ihre Besitzer. Unzählige Packjungen wimmelten um die Reisenden, um ihnen zur Seite zu stehen. Fast jede Seele, die die Eisenbahn betrat und verließ, umgab ein Hauch von Erfahrung. Als hätten sie in ihrem Leben mehr gesehen, als man sich je würde vorstellen können. Der Zugführer warf einen Blick auf seine Uhr, dann piffte er nochmal. „Verzeihung?“ Die plötzliche Anrede warf den Mann aus seiner Routine. Überrascht blickte er sich um, bis sein Blick auf einen kleinen, schwächigen Jungen fiel. Er hatte ihn beinahe übersehen. „Guten Morgen, wie kann ich dir helfen, Kleiner?“ Münzen klimperten, als der Junge ohne zu zögern eine Geldbörse in die Hände des Mannes entleerte: „Eine Fahrkarte. Nach Osten.“ Noch bevor der Zugführer antworten konnte, war der Junge auch schon zwischen Passagieren und Gepäck in den Tiefen des Waggons verschwunden. Ungläubig blickte der Mann dahin, wo das Kind eben noch gestanden hatte. Dann ließ der das Geld unschlüssig in seiner Hosentasche verschwinden und schloss die Tür zum Wagen. Ein letztes Mal kreischte die Pfeife der Eisenbahn, bevor sich die Räder unter Rütteln und Quietschen in Bewegung setzten.



## JOHANN

*Von Maria Walter Oliveira Gala Monteiro*

**E**R RANNT. RANNT, ALS OB DIE STERNE NICHT VERSCHWAMMEN, DER MOND NICHT SEINE LETZTEN BLICKE AUF DIE ERDE WARF UND DIE SONNE NICHT SCHON IHRE MONSTRÖS ELEGANTEN FINGER AUF SIE LEGTE. ES GAB eine Zeit, da hatte ihn nichts mehr erfreut als die Sonne. Wie sie ihn mit ihren verschiedenen Farben betört hatte, verstand er bis heute nicht. Und an keinem Morgen war die Versuchung, zu bleiben, größer als an diesem. Ihr Strahlen fraß sich in jeden seiner Blicke, in die Umgebung und in jeden einzelnen seiner Gedanken. „Hätte es doch nie einen Krieg gegeben“, dachte er, während er das Gefühl in seinen Beinen immer mehr verlor. Der Krieg hatte viele Narben hinterlassen, aber in diesem klitzekleinen Augenblick war nur wichtig, dass es wegen ihm nun ein Gefängnis mehr in Preußen gab. In einer Militäranstalt in einer Burg, umgeben von riesigen Feldern. Die Burg, die er Heimat nannte. Die Burg, in der Johann eingekerkert war.

Der Himmel war jetzt dunkler. Die Wolken lagen schwer über ihm, als würden sie Friedrich hindern wollen, einen Schritt weiterzugehen. Doch dafür war es zu spät. Die Burg stand schon vor ihm. Mit all ihrem veralteten Prunk, mit all ihren respekt-einflößenden Mauern, mit all ihren vertrauten Gesichtern. All das war die Burg und all das würde sie auch für immer bleiben. Der Schweiß tröpfelte ihm von der Stirn. Die Nacht war zwar kühl, aber nicht zu kühl gewesen und nach den vielen Tagen, die er gewandert war, war all das Rennen, trotz seiner Ausbildung, immer noch anstrengend. Deshalb war er wirklich froh, als ihm jemand von hinten überrascht zurief: „Friedrich? Was machst du denn so früh hier? Ich habe gehört, der Krieg sei erst seit einer Woche vorbei. Willst du nicht lieber in dein Dorf zurück, um deine Familie zu sehen?“ Friedrich kannte diese Stimme nur zu gut. „Und ich dachte, du würdest in zwei Jahren eine bessere Stelle finden“.

„Du kennst mich doch, Brüderschaft steht bei mir vor jeglicher Ambition“, antwortete die Stimme ein letztes Mal, bevor ein Wächter mit kurzen schwarzen Haaren, einem blauen Mantel und einem etwas zu lockeren, schwarzen Gürtel hinter ihm stand und ihn fest umarmte. Friedrich erwiderte die Umarmung. „Ich habe dich vermisst, Richard“, sagte er mit einem Lächeln, dass in seiner puren Freude nicht zu übertreffen war. „Ich dich auch“, erwiderte Richard. „Was aber nicht meine Frage beantwortet, warum du dich hier so früh blicken lässt. Ich fühle mich zwar geschmeichelt von deiner Präsenz, doch glaube ich nicht, dass diese mit purer Nächstenliebe erklärt werden kann.“ „Da hast du Recht, mein Freund. Ich benötige deine Hilfe.“ Friedrichs Ton wurde mit jedem Wort düsterer, seine Lautstärke

schwächer, bis das letzte Wort so leise war, dass man es für den Wind halten konnte. „Was ist denn los?“, antwortete Richard, halb scherzhaft, halb besorgt. „Soweit ich weiß, wurde Johann verurteilt und verbringt hier seine Tage hinter Gittern. Ich weiß, dass ihr nie gute Freunde wart, aber ich“, er stockte, „ich dachte, es wäre gut, ihn noch einmal zu besuchen. Dann wäre dieses Kapitel meines Lebens auch abgeschlossen. Er war mein Freund, bevor er der Feind wurde und diesem Freund möchte ich meinen Respekt erweisen. Gibt es irgendwas, das du machen könntest?“

„Das ist schwierig, schwieriger, als du es ahnen kannst.“

Sein Gesichtsausdruck nahm nur ein wenig an Freude ab, doch ‚ein wenig‘ konnte bei Richard so viel mehr als bei jedem anderen bedeuten. „Die Leute hier öffnen nicht gerade herzlichst ihre Türen für Menschen, die Hochverräter sehen wollen. Auch wenn sie hier ausgebildet wurden oder praktisch Einheimische der Burg sind.“

„Glaubst du nicht, dass Hochverrat ein wenig übertrieben ist? Er wollte lediglich nicht mehr Teil dieses Krieges sein. Wir wissen beide, wie viele andere sich dasselbe wünschten, aber dann doch nichts taten und letzten Endes im selben Krieg starben. Das ist auch irgendwie mutig. Da musst du mir doch zustimmen.“ „Er hat seine Treue zu seinem Land aufgegeben, als es ihn am ehesten brauchte.“ Richards Stimme war nun vollkommen ernst. „Es gibt kein anderes Wort für so einen Akt als Hochverrat. Wäre er nicht desertiert, würden manche preußische Soldaten, die heute nicht mehr auf dieser Erde weilen, zu ihren Familien zurückkehren können.“

„Aber es hätten genauso viele Soldaten, die den Krieg überlebt haben, wegen ihm sterben können“, erwiderte Friedrich.

„Pass auf deine Worte auf, mein Freund. Aus Erfahrung kann ich dir sagen, dass hier jeder jedes Wort verdrehen und verändern kann, wenn er nur den Willen hat. Und mit so einer Einstellung wirst du dir keine Freunde machen.“ Richard atmete so tief ein, sodass Friedrich schon fast Angst hatte, er würde sich an seiner eigenen Luft verschlucken. „Doch ich will dir helfen, ich schulde dir viel zu viel, um dir jetzt den Rücken zuzudrehen.“

Er nickte den anderen Wachen zu, um ihnen zu vermitteln, dass er seinen Posten verlassen würde und führte Friedrich durch das Tor. Dahinter befand sich ein größerer Eingangsbereich mit ein paar bunten und sehr detaillierten Stickereien, die von den Wänden hingen. Die Fenster waren groß und es gab viele Türen, die zu vielen ihm bekannten Räumen führten, doch eine fiel Friedrich sofort ins Auge. In der Mitte befand sich eine Tür, die größer und imposanter als jede Tür und jedes Fenster in diesem Raum war. Früher war der Raum dahinter ein einfacher Speisesaal für die Auszubildenden gewesen und Friedrich erinnerte sich, wie er die Tür damals schon ein wenig zu pompös dafür fand. Aber jetzt fiel ihm erst auf, wie prunkvoll

sie eigentlich war. Zusammen mit ihren großen, goldenen Klinken, uralten Schnitzereien und der hellen Eintönigkeit des Buchenholzes, aus dem sie geschaffen war, hätte sie genauso gut eine Kirchentür sein können.

„Das ist jetzt die Tür zum Gericht.“ Richard musste seinen Blick verfolgt haben, denn er blieb stehen. „Sie wirkt deshalb immer ein wenig imposanter auf mich, als sie es früher tat, wenn ich ehrlich sein darf. Früher war sie eine Tür aus dem Mittelalter, die niemand wirklich beachtete, aber jetzt muss man beim Öffnen stets daran denken, wie viele Burgherren sie genauso geöffnet haben, wie man es eben in diesem Moment tut. Kurzgefasst, ich bin nicht so gerne im Gericht.“

Friedrich konnte sich zu keiner Antwort zwingen und nickte deshalb nur kurz. Wie sich Johann wohl gefühlt haben muss, als er durch diese Tür ging? Wie er wohl auf Richards Distanz reagiert hat? Friedrich würde ihn das als Erstes fragen. Natürlich würde die konventionelle Höflichkeit, die von ihm erwartet wurde, das Gespräch eröffnen, aber diese Frage würde als Erstes kommen. Denn er konnte nicht verstehen, wie Richard nun von Johann wie von einem Fremden reden konnte. Er selbst sagte, dass Brüderschaft für ihn vor allem stehen würde. Und war Johann kein Bruder? War er nicht der älteste, treueste Bruder, den sie je kennenlernen durften? Also was war anders? Wie war diese Situation, in der er den Gerichtssaal betreten hatte, anders als all die Male, in denen die Drei zusammen in den Speisesaal gegangen sind? Was hatte Johann getan, damit er alle so verärgern konnte? Nicht alle waren dem Krieg freundlich gesonnen, noch nicht mal alle hier in der Militäranstalt. Aber trotzdem schrieb niemand Friedrich einen Brief über Johanns Aufenthalt. Es machte alles einfach keinen Sinn.

„Kommst du?“, unterbrach Richard Friedrichs Gedanken. Friedrich bemerkte erst jetzt, wie lange er diese Tür angestarrt hatte. Wieder nickte er nur kurz.

Sie bogen durch eine kleinere, simpel gehaltene Holztür nach links ab und gingen dann einen düsteren, steinernen Gang hinunter.

„Das sieht eher nach einer Ausbildungsstätte aus als dieser ganze Prunk dort oben“, flüsterte Friedrich in die Stille.

Richard drehte sich kurz um, scheinbar verwirrt darüber, dass Friedrich wieder sprach und dies seine ersten Worte zu ihm waren. Trotzdem schenkte er Friedrich ein Lächeln. „Sie haben die Burg erst vor Kurzem renoviert. Offiziell war es, damit sie ansehnlicher für alle Auszubildenen wäre. Inoffiziell ist es das Werk von irgendwelchen Aristokraten, die mit dem Krieg nicht gerade Gewinne gemacht haben und sich mit ihrem Namen auf einer Plakette einer uralten Burg einreden können, dass sie trotzdem noch reich wären. Deshalb auch die Zellen.“

„Ich dachte, die wurden angebaut.“

„Würden sie auch. Es war sogar eins der ersten Dinge, die sie hier geändert haben. Sie sagen, die Zellen wären im ganzen Land mit Kriegsgefangenen überfüllt. Deshalb liegen sie auch in der hintersten Ecke des Schlosses. Leider ist niemandem dabei eingefallen, dass man dafür auch die Gänge renovieren müsste.“ Wie auf Kommando fiel ein Tropfen von der Decke auf Richards Gesicht. Dieser wischte sich, halb genervt, halb angeekelt, mit dem Handrücken die feuchte Stirn ab. Friedrich sah dabei leicht amüsiert zu und erwiderte: „Offensichtlich ändern sich manche Dinge hier wirklich nie.“

„Fast nichts ändert sich hier. Nur damit sie neue, nicht verrostete Waffen kaufen, müsste ein wahres Wunder geschehen“, antwortete Richard, während er so herzlich lachte, wie Friedrich es von ihm kannte. Friedrich erinnerte sich noch an die antiquierte Trainingseinrichtung, als er hier trainiert hatte. Rüstungen, die bei der kleinsten Berührung zusammenfielen, als ob sie aus Papier bestehen würden, Schwerter, die so verrostet waren, dass man denken konnte, sie würden aus Kupfer bestehen und Generäle, die so alt und verschrumpelt waren, dass man sich manchmal wunderte, dass sie überhaupt noch lebten. Aber all das machte diese Burg auch so besonders. Sie hatte Geschichte. Sie hatte ein Vermächtnis. Alles Sachen, an denen Friedrich noch arbeiten konnte. An denen er jetzt arbeiten würde. Aber eine Person, die er kannte, konnte das nicht. Nicht wie er. Johann saß in dieser Zelle jetzt seit gut einem halben Jahr und konnte dabei in keiner Weise sein Vermächtnis ändern. Denn er trug das Vermächtnis vom Krieg in sich. Er teilte sich dieses Privileg mit tausend anderen Kriegsgefangenen, Witwen, Waisen und Toten. Alle viel mehr vom Krieg beeinflusst als die Generäle, die die Kommandos gaben. Viel mehr als die, die den Krieg führten. Aber wollte er dieses Vermächtnis nicht auch? Er wollte Soldat werden, nicht Friedrich. Im Gegenteil, Friedrich wollte sich weiterbilden, vielleicht ein Stipendium an einer Universität bekommen und dort Karriere machen. Die Militärausbildung war eine Notlösung gewesen. Und trotzdem hat der Krieg Johann mehr zu schaffen gemacht als jedem anderen. Ihm kam eine Szene in den Sinn, kurz nach der ersten großen Schlacht. Sie und ein paar andere Soldaten saßen rund um ein Lagerfeuer an den Grenzen ihres Camps und brieten ein paar Stücke Fisch. Der Großteil der Gruppe unterhielt sich so munter, wie sie es schon vor dem Kampf getan hatten, sie erkundigten sich nach Familie und Freunden, freuten sich über gute und beschwerten sich über schlechte Neuigkeiten. Doch eine Person fehlte bei diesem Gespräch. Johann hatte die ganze Zeit einen abwesenden Gesichtsausdruck während all des Geplauders um sich herum und schwieg. Doch er schwieg nicht, weil er nichts beisteuern konnte, wie es Friedrich oft tat, nein, er schwieg trotz der geistreichen Kommentare, die er machen konnte. Johann hatte bei den früheren Gesprächen immer ziemlich viel zu sagen gehabt und

war deshalb recht beliebt unter den Soldaten gewesen. Vollkommene Stille war ein schlechtes Omen, vor allem zu einer so gesprächigen Zeit. Friedrich warf ihm deshalb öfter Blicke zu, in der Hoffnung, er würde dadurch wissen, dass er da wäre, falls er ihn brauchte. Auch die anderen Soldaten versuchten, ihn in die Konversation einzubinden, indem sie ihm Fragen stellten oder extra lange Pausen zwischen Sätzen machten, damit Johann doch noch einspringen konnte, um einen Witz über ihre nicht allzu ideale Lebenssituation zu erzählen. Aber nachdem Johann fertig mit dem Essen war, ging er fort, ohne ein Wort gesagt zu haben. Friedrich, der schon länger fertig war und auf seinen Freund gewartet hatte, sprang überrascht auf und folgte ihm, da sie normalerweise immer zusammen zu ihrem Zelt liefen. Johann



eilte durch die Gassen zwischen den Zelten und lief dann an den Wachposten vorbei. Friedrich folgte ihm auf Schritt und Tritt, bis sie beide auf einem Trampelpfad standen, Friedrich nur wenige Schritte von Johann entfernt. Zu ihrer Rechten befand sich ein goldgelbes Rapsfeld, das zur Dämmerung an Farbe verlor und nun im Hintergrund verschwand. Johann hatte sich auf den Boden gesetzt und starrte den hohen Raps an. Friedrich setzte sich, zuerst widerwillig, neben ihn und schaute dabei auf den Boden. Sie schwiegen eine Weile, bevor Johann endlich sprach, den Blick immer noch auf den Raps gerichtet: „Ich dachte früher immer, wir Menschen wären alle auf einer großen Liste. Diese Liste hätte drei Spalten: Eine für den Namen, eine für alle guten Eigenschaften und eine für alle schlechten Eigenschaften des Menschen. Sie würde uns sagen, was falsch und was richtig an uns allen ist.“

„Und wo soll es diese Liste geben?“, fragte Friedrich.

„Es ist keine echte Liste“, antwortete Johann und schmunzelte dabei nur ein wenig. „Eher eine gedankliche, vielleicht sogar metaphorische. Eine, die nicht wirklich existiert, die aber so viel mehr bedeutet.“

„Eine, mit der man alles begründen könnte“, vervollständigte Friedrich den Gedanken seines Freundes und Johann seufzte kurz. „Ich hoffe, so etwas wird es nie geben.“

„Ich dachte, du wolltest diese Liste haben“, sagte Friedrich verwirrt. „Damals war ich dümmer“, antwortete Johann, wieder ein wenig abwesend. „Ich habe sie mir nur für den dummen Grund des Krieges ausgedacht. Ich dachte, die Leute, gegen die ich irgendwann kämpfen sollte, haben diesen Kampf und ihren möglichen Tod verdient, nur weil sie ein paar sehr subjektive Stichpunkte mehr als ich auf einem imaginären Blatt Papier hätten. Dabei war einer dieser negativen Eigenschaften, dass sie der Feind waren. Und selbst wenn es sie geben würde und sie komplett sachlich sein sollte, würde so eine Liste niemandem helfen, noch nicht einmal denen, die sie schreiben würden. So eine Liste würde nichts als Schaden anrichten. Aber weißt du, was das Schlimmste an allem wäre?“ Friedrich schüttelte nur kurz den Kopf, den Blick immer noch zum Rapsfeld gewandt. Viel zu eingenommen von der Eleganz der Szene, um Johann anzuschauen. Er bereute dies rückblickend. „Niemand könnte sie aufhalten. Diese Liste würde so vielen Leuten dienen, dass sie niemand mehr abschaffen könnte. Sie würde so vielen dienen, dass viele sie schon nachgeahmt haben mit dem Wissen, dass nichts, was sie erschaffen werden, ihr je ähneln wird. Denn mit ihr könnte man alles begründen. Auch alles, was man ihnen antut. Deshalb nehmen sie Teile von ihr. Nutzen Begründungen, um Leute zu gruppieren. Zum Feind oder Freund zu machen. In der Hoffnung niemand würde die Tugenden der Feinde oder die Sünden der Freunde dadurch erkennen. In der Hoffnung, wenn man die Feindschaft lange genug mit dieser Liste begründen

würde, wäre das Bildnis, der Stereotyp des Feindes Grund genug, um zu kämpfen. In der Hoffnung, wenn man ihr Bildnis nur lange genug mit dem Freund assoziieren würde, könnten ihre schlechten Eigenschaften verdrängt werden. Diese Liste würde es vielleicht für mich leichter machen weiterzukämpfen, aber so viele andere würden sie für das sehen, was sie ist: ein schlechter Versuch zu verstecken, worum es wirklich geht: Macht.“ Er stockte und öffnete dann seinen Mund, als ob er fortfahren wollte, schwieg aber. Friedrich blieb ebenfalls stumm, und so schwiegen sie, bis die Sonne untergegangen war und das Rapsfeld nur noch mattgelb war. Friedrich erinnerte sich nicht mehr genau, wann und wie sie zum Zelt gelaufen waren, aber er wusste noch, dass Johann im Halbschlaf mit müden Augen flüsterte: „Fünf Leute sind heute wegen mir ums Leben gekommen“, bevor er in den verdienten Schlaf fiel.

Sie waren vor einer verrosteten Tür angekommen. Einer der Gitterstäbe hing schon gefährlich aus der Mitte, während auf einem kleinen Hocker daneben eine Liste lag mit ein paar Namen, die angekreuzt waren. Alle außer einem. „Vielleicht eine Anwesenheitsliste“, dachte Friedrich noch, bevor seine Gedanken von Richards vertrauter Stimme abgelenkt wurden. „Ich kann dir nichts versprechen, aber nur für dein Eigenwohl hoffe ich, dass du ihn finden wirst.“ Er öffnete die Tür ein wenig, damit Friedrich eintreten konnte. Dieser ging nur mit langsamen Schritten in den Korridor. Alles um ihn war laut. Die meisten Gefangenen schrieten. Er war düsterer als jeder andere Raum in der Burg. Nur ein paar Fackeln beleuchteten die Zellen von außen. Alles hier war älter, als es wahrscheinlich sein sollte. Vor allem für einen Neubau. Man hatte also nicht nur bei den Durchgängen gespart. Ihm war unklar, wieso es keiner dieser Gefangenen geschafft hatte, zu entkommen. Dann erinnerte er sich an die Liste vor der Tür. Ein Name war nicht abgehakt gewesen. Sein Herz machte einen kurzen Sprung nach oben, bis er sich genauer umschaute. Er konnte in jeder Zelle einen Schatten erspähen, das hieß, jede von ihnen war belegt. Johann konnte nicht entkommen sein. Doch das würde Friedrich die Chance geben, mit ihm zu reden. Durch die schlechte Beleuchtung konnte er die Körper der Gefangenen kaum erkennen, aber er hörte sie dafür klar und deutlich. Und er war sich sicher, Johanns Stimme aus all den Jahren gut genug zu kennen, um sie unter hundert anderen wiedererkennen zu können. Er suchte jeden Gang ab, sah in jedes einzelne, vernarbte und wundete Gesicht dieses Raumes, aber er erkannte in keiner dieser Personen Johann wieder. Er wollte sich gerade von dem letzten Gefangenen abwenden, ganz sicher, dass dies ein Missverständnis sein musste und Richard sich einfach nur verzählt hatte, als dieser anfing, zu lachen. „Du wagst es, über die Leiden von jemandem zu lachen, der mehr geleistet hat, als du es dir je wünschen könntest,

Fremder?“ Friedrich vertiefte seine Stimme, um dem Gefangenen ein wenig mehr Respekt einzuflößen. Er war vielleicht nicht das Ebenbild des perfekten, preußischen Kriegers, doch war er trotzdem ein Soldat, der mehrere Jahre gedient hatte, und im richtigen Licht sollte er in den Augen eines physisch und psychisch gebrochenen Eingekerkerten einigermaßen furchteinflößend wirken.

„Sparen Sie sich die Stimme, ein Soldat macht mir schon lange keine Angst mehr.“

Friedrich trat näher an den Gefangenen heran und seine Augen trafen auf einen relativ jungen Mann, der scheinbar unversehrt an diesem Ort der zerstörten Gesichter zu ihm blickte. Seine braunen, verstrubbelten Haare bewegten sich ein wenig in dem Luftstrom, der aus einem kleinen Gitterfenster kam, und er trug ein paar zusammengeflackte Stofftücher, welche gerade so als Gewand durchgingen. Der Gefangene starrte ihm direkt in die Augen, obwohl er auf dem Boden saß und deshalb seinen Kopf extra hoch strecken musste, um mit Friedrichs schneller Bewegung mithalten zu können.

„Was interessiert dich dann an diesem so sehr, dass du über dessen Leiden lachst?“ sprach Friedrich, „wenn du ihn noch nicht einmal fürchtest?“

Der Mann lachte einfach weiter. „Dieser Frage fehlt es so an Sinn und Menschenverstand, dass ich sie nicht beantworten kann. Doch ich kann von mir berichten, dass ich ein guter Zuhörer bin. Deshalb erzähle mir doch von diesen Leiden, die du so oft zu erwähnen pflegst.“ Friedrich kannte solche Leute. Er kannte sie zu gut. Im Dorf gab es viele stolze Scharlatane und hochnäsige Bettler, die, anstatt ihr Leben zum Vollsten zu benutzen, es vorbeischweifen ließen und darauf stolz waren. Und er wusste, dass es hier nicht anders war. Aber vielleicht wusste dieser Mann ja tatsächlich etwas, was Friedrich interessieren könnte. Vielleicht wusste er etwas über Johanns Zustand. Also ging er in die Knie und flüsterte durch die Gitterstäbe: „Ein guter Freund von mir soll in diesem Zellentrakt eingesperrt sein. Da ich ihn aber nicht sehen kann, muss es sich um ein Missverständnis handeln. Weißt du etwas darüber?“ Ein starker Geruch von Metall und nassen Wänden drang in seine Nase. Das Gesicht hinter den Gitterstäben verzerrte sich, bis es ein Lächeln widerspiegelte. Doch waren seine Zähne gelb, wenn sie nicht komplett fehlten. Er spürte, wie sich sein Gesicht verzog und ihn der Ekel überkam. „Ein Freund? Da kenne ich tatsächlich, Sie werden es nicht glauben, doch recht viele. So kann ich Ihnen wohl nicht helfen.“ Seine Stimme klang spöttisch und er wollte sich schon von Friedrich abwenden, als dieser sprach: „Er war preußischer Soldat und desertierte zur Mitte des Krieges.“

Das Gesicht des Fremden änderte sich kein Stück. Es blieb genauso furchteinflößend. „Ich kenne leider auch nicht nur einen Soldaten. Dafür schickt Preußen zu

viele in den Tod.“

„Wie wäre es damit“, Friedrich Stimme wurde mit jedem Wort lauter, „ein Name für einen anderen. Wenn ich dir den Namen meines Freundes nenne, sagst du mir deinen.“

„Wieso?“, konterte dieser, während ein frischer Luftstoß durch die Gitterstäbe blies und Friedrich den Gefangenen einfach weiter anstarrte. Der Gefangene hielt dem Blickkontakt stand, während dieses grausame Lächeln weiterhin sein Gesicht schmückte. „Ich vergaß meinen Namen vor einer Weile. Wenn es Ihnen jedoch behilflich ist - die meisten nennen mich einfach den alten Katte, da ich genau wie der Jugendfreund des alten Fritz viel zu früh hierherkam und dazu noch aus einem viel zu unwichtigen und mir noch nicht mal bekannten Grund, wegen dem ich eines Tages, wohl oder übel, sterben soll.“

„Wie lange bist du denn schon hier?“, fragte Friedrich durch die Gitterstäbe.

„Man muss mich kurz nach der Geburt in diese Zelle gelegt haben, da ich mich an keinen Moment erinnern kann, den ich nicht hier verbracht habe“, antwortete der Gefangene binnen Sekunden. „Selbst die ältesten Wächter können mir nicht sagen, warum ich hier bin, aber hier gibt es Essen, hier gibt es Wasser und ein Dach über dem Kopf. Außerdem lassen mich die Soldaten größtenteils in Ruhe.“ Eine schmerzvolle Erinnerung, dass sie sich inmitten von vernarbten und verwundeten Gefangenen unterhielten. Während des Krieges wäre das kein Problem gewesen. Schmerz war Normalität, man hinterfragte ab einem gewissen Punkt nichts mehr. Die das taten, starben früh. Friedrich wurde schlecht. „Jetzt wissen Sie meinen Namen oder zumindest, was davon übrigblieb. Ändert das irgendetwas an Ihrer Meinung? Macht das irgendeinen Unterschied? Sehen Sie mich jetzt nicht immer noch als komischen, hässlichen, ja sogar dummen Gefangenen, der Ihre Zeit mit Worten verschwendet, die er selber nicht einmal verstehen kann? Wegen eines Namens?“

Friedrich schwieg. Und auf eine komische Weise verstand er auch. Denn im Krieg hatte ein Name auch keine wirkliche Bedeutung. Die meisten taten so, doch machte es schlussendlich keinen Unterschied. Man war immer ein Name auf irgendeiner Liste, egal wie stolz man tat und wen man kannte. Man lebte oder nicht. Hier durfte es nicht anders sein. Die Wachen müssen einen foltern, wenn dies die Anweisungen sind. Natürlich kann man Verbindungen spielen lassen, natürlich kann man sich wehren und versuchen zu entkommen, aber es wird immer einen Moment geben, in dem eine fremde Person entscheiden wird, ob du lebst oder stirbst. Friedrich verstand langsam Johanns Worte vor diesem sanften Rapsfeld in der Abenddämmerung. Denn auch wenn heute so viele Menschen diese fremden Mörder sind, wäre die Anzahl dieser Personen mit dieser Liste so hoch, dass es viel-

leicht keine Person mehr auf Erden gäbe, die unschuldig ist. Jeder würde nur das Schlechte im Anderen sehen und die andere, die wichtigere Hälfte der Liste, würde überhaupt nicht mehr beachtet werden, vielleicht sogar mit der Zeit verschwinden. Man würde Gut und Böse als objektiv, nicht subjektiv betrachten und die Welt würde in sich verfallen. Aber war diese Liste nicht schon Teil ihres Lebens? War sie das nicht immer, wenn sie einen fremden Soldaten wegen einer Nationalität oder dem bloßen Anschein einer Nationalität töteten? Waren sie in diesem Moment nicht eine eigenständige Person und nicht einfach nur der Feind? Bestärkte dann nicht Feindschaft als Konzept diese Liste? Tat das dann Freundschaft auch? „Offensichtlich nicht.“, unterbrach der Gefangene, nein Katte, seine Gedanken. „Deshalb verstehe ich nicht, was an dem Namen Ihres Freundes so besonders sein kann, dass jemand wie ich ihn nicht wissen darf.“

„Johann. Er heißt Johann. Oder brauchst du seinen vollen Namen, um dich an ihn erinnern zu können?“

Katte antwortete nicht. Seine schwarzen Augen starrten in die von Friedrich. Und Friedrich verstand sofort. Richards Worte, die Worte dieses Fremden. Sie alle meinten dasselbe. Unsicherheit. Über sein Leben. Und das hieß Tod. Wie konnte Friedrich nur so unaufmerksam gewesen sein? Johann hätte seinen eigenen Tod wahrscheinlich schneller erkannt, hätte alle offensichtlichen Zeichen verstanden, hätte alles richtig gemacht. Doch wäre das der richtige Weg gewesen? War es nicht besser so? So durfte er ein paar Momente mit der Hoffnung verbringen, dass er noch lebte. Dass dieser eine Abend vor dem Kornfeld nicht eine der wenigen, unendlich kostbaren Erinnerungen an ihre verlorene Freundschaft war. Dass sie keine Chancen mehr bekommen sollten, weitere zu schaffen. War das nicht am besten? Aber er wusste, dass er sich dabei nicht sicher war. Er war sich in nichts mehr wirklich sicher. Denn wenn der Krieg der Feind ist, ist dann nicht der eigene Staat der Held? Der, der nichts falsch tat, nichts Falsches tut und nie etwas Falsches tun wird? Aber der Staat nahm ihm seinen Freund, er steckte Katte im Kindesalter in eine Zelle, ohne dass dieser wusste, warum. Und während all dies passierte, tat er so, als hätte er keinen einzigen Fehler. Tat dies ein Held? Er schloss seine Augen. Nach all der Stille musste das komisch aussehen, aber er wollte noch einmal die Sonne spüren. Er fühlte sein Herz mit jeder Sekunde schneller rasen. Der Gedanke, dass nur eine Person seinen Tod vor Augen hatte und nichts gemacht hat, sich wahrscheinlich noch nicht einmal in Gedanken gewehrt hat, brachte sein Blut zum Kochen. Er wollte diese Person eigenhändig finden, sie anschreien, schütteln und schlagen, ihr sagen, dass er Freunde und Familie hatte, wie sie sowas nur tun konnte, aber er wusste, dass das nichts bringen würde. Sie hatten ja alle Freunde. Sie hatten ja alle Familie. Jeder Gefangene, den man hier umbringen ließ, jeder Soldat, den er

ermordet hatte. Das war es wohl, was sie alle vereinte. Das war es, was sie menschlich machte.

Er stand langsam auf. Der Blick des Fremden bohrte sich in ihn hinein, aber er ignorierte ihn und lief wieder zurück zur Tür. Dort stand Richard mit einer neuen Liste in der Hand. Die Liste auf dem Stuhl war verschwunden. „Wir wechseln sie wöchentlich aus“, sagte er mit abgewandtem Blick. Selbst er schien sich zu schämen. Denn er wusste genau, dass auf dieser Liste Namen wie Johann stehen würden. Das jeder dieser Namen Freunde und Familie hatte. Das die Namen dieser Liste nie objektiv böswillige Personen widerspiegelten. Und dass trotz all dem hinter jedem dieser Namen irgendwann ein Kreuz stehen würde.



## NUR DIE KATZE IST FREI

Von Tim Gärtner

Treppenstufen. Stiefelnägeln auf Stein. Es klingt wie Applaus.  
Aber ich bezweifle, dass unsere Handlungen Applaus verdienen.  
Vor mir Stahlhelme, hinter mir Stiefel.  
Treppenstufen.  
Die Stiefel wie Gewitter-Donner, oder doch eher Gewehrfeuer.  
Gewehre über den Schultern.  
Treppenstufen ins Licht –  
Männer Schulter an Schulter.

*Wilhelm Fleischer, Soldat?*

„Wieso glaubst du, DU von allen müsstest dich melden?“ Natürlich war sie nicht begeistert. Elisabeth war auch 1914 nicht begeistert gewesen, als ich mich das erste Mal gemeldet hatte. „Reicht dir denn der Weltkrieg nicht? Reichen dir vier Jahre nicht? Oder macht es dir Spaß, uns das noch einmal anzutun?“

Sie hatte recht. Weiß Gott, wie sie recht hatte. Das alles war ein Alptraum. Wäre es nur nach mir gegangen, dann würde nichts hiervon passieren. Aber im Betrieb war eine Mappe eingetroffen. Aus Duisburg. Mit Bildern.

Und zwar nicht die, die sie in der Zeitung, im „Beobachter“ zeigten. Ganze Häuserzeilen. Einfach weg. Alle Meister hatten sich die Bilder anschauen müssen. Also auch ich. Und dann sagen, ob das noch machbar war. Die Ruinen abreißen. Neu bauen. Aufräumen.

Aber wofür? Wären sie morgen fertig, würden übermorgen die Briten wieder über der Stadt sein. Und alles wieder von vorn losgehen. Nein, wenn das aufhören sollte, würde man Churchill, den neuen Premierminister in London, aufhalten müssen.

Aber um Churchill aufzuhalten, würde Deutschland Soldaten brauchen. Auch alte, verbrauchte, Weltkriegsveteranen.

„Wäre es denn gerecht, zu Hause zu bleiben?“, fragte ich deshalb. „Wir haben es immerhin verbockt. Hätten wir den letzten nicht so schmachvoll verloren, müssten jetzt nicht die Jungen in den Krieg.“

Es war noch weitergegangen. Aber Elisabeth wollte von alledem nichts hören. Wollte nicht glauben, dass mehr Bombenflugzeuge kommen würden. Sie fand, es sollten einfach alle Frieden schließen. Wollte mich, ihren Wilhelm, nicht schon wieder im Krieg sehen.

Obwohl ich ein schlechtes Gewissen hatte, machte ich mir doch weniger Sorgen als 1916. Damals war sie nach einem Frontbesuch von mir schwanger geworden

und ich quälte mich mit dem Bild der Kriegswitwe und dem Kind. Sollte es heute zum Schlimmsten kommen, hätte sie Martha und Frieda, um im Haus zu helfen, und Anna und Friedrich waren fast erwachsen.

Natürlich wollte ich nicht sterben. Nur Narren und Kinder glaubten wirklich, dass es schön wäre und süß, den Heldentod fürs Vaterland zu sterben. Der Kaiser hatte gekniffen, als ihm der Kelch gereicht worden war. Ich hatte auch keine Sehnsucht nach damals, nach Granatenlied und Grabenkameradschaft.

Doch gerade die Erinnerungen trieben mich an: die Fotografien aus Duisburg sahen aus, wie die Städte und Dörfer in Frankreich ausgesehen hatten. Aber das waren Frontstädte gewesen, Schlachtfelder. Duisburg lag weit weg von Warschau oder Paris. Der Feind war bereit, jede deutsche Stadt zur Frontstadt zu machen – vorwarnungslos, schonungslos.

Ich hatte den Krieg gesehen. Er ängstigte mich. Aber ich wollte meinen Beitrag leisten, diesen Alptraum von meiner Familie fernzuhalten.

„Geboren 1895, Vater Polizist in Berlin. Selbst Meister im Baugewerbe, Vater von vier Kindern, davon ein Sohn, Weltkriegsveteran mit EK I. Stimmt das so?“ Verkürzt, aber nicht falsch. Ich nickte.

„Sehen Sie, Volksgenosse, ich weiß Ihren patriotischen Einsatz fürs Vaterland zu schätzen“, fuhr der Chef der Musterungskommission im Kreiswehrrersatzamt fort. „Doch, wirklich. Aber selbst mit Ihrer Erfahrung und Ihren Verdiensten kann ich Sie nirgendwo einsetzen. Der Krieg hat sich nun mal verändert und wir müssten Ihnen praktisch alles von vorne beibringen. Dazu Ihr Alter. Hätten Sie 1918 in einer Sturmtruppen-Einheit gedient, sähe das vielleicht anders aus, aber wie die Sache hier liegt...“ Plötzlich bricht der Mann ab, als hätte er eine Idee. „Wobei, Ihr Vater! Haben Sie den vielleicht mal bei der Arbeit begleiten dürfen oder ihm in irgend-einer Form geholfen?“

Nicht im Traum. Aber nichts wäre beschämender, als hier ohne Bescheid wieder rauszumarschieren. „Natürlich, ab 1911 hat er mich für meinen Eintritt in den Polizeidienst vorbereitet. Ohne den Weltkrieg wäre ich Schutzpolizist geworden“, log ich deshalb, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Sehr gut, sehr gut. Sehen Sie, ich habe hier eine Anforderung von der Militärpolizei für Kandidaten mit Polizei-Erfahrung, bevorzugt Weltkriegsveteranen für einen Dienstposten. Wir schmücken einfach die Paukerei mit Ihrem Alten ein wenig aus und betonen, dass es ja nur auf Grund Ihres Weltkriegseinsatzes nicht zum Eintritt in den Polizeidienst kam. Dann läuft das schon. Bei der Wirtschaftslage von 1919 hinterfragt doch niemand, wie aus Polizeianwärtern plötzlich Maurer-Lehrlinge wurden.“

*Sommer 1940*

Genau so kam es. Mit Wirkung zum 01. Juni 1940 erhielt ich meine Papiere für einen Dienstposten in den Reihen der Mannschaftsdienstgrade im Wachdienst eines Militärgefängnisses. Der Dienort: eine alte Burg. Elisabeth war erleichtert – rückwärtiger Dienst klang nach einer sicheren Sache. Vor Ort stellte ich fest, dass wir uns die Anlage mit der Gestapo teilten, grimmig ausschauende Kerle, die fast durch die Bank ihre Partei und NS-Organisationsabzeichen präsentierten. Obwohl ich mir die letzten zwanzig Jahre nie viel darauf eingegeben hatte, trug ich jetzt meine Orden auch offen – diese Typen sollten ruhig sehen, dass ich nicht Soldat spielen musste, sondern dass ich tatsächlich gekämpft hatte.

Ständiger Begleiter der Burgbesatzung war eine orange-weiß gestromte Katze. Manchmal kam sie mir mit ihrem Talent, plötzlich neben einem aufzutauchen, schon beinahe wie ein Ersatz-Burggespenst vor. Dann kralte ich der kleinen Tigerin abends noch eine Ewigkeit Kinn und Ohren, ihr sanftes Schnurren war meine Begleitung in den Schlaf.

Tagsüber fand ich mich oft in Begleitung eines jungen Soldaten namens Hans Maurer. An ihm waren keine Parteiabzeichen oder SA-Schmuck zu sehen.

Ich wusste nicht, ob unsere häufigen Einteilungen für Postengänge und Wachestehen zu zweit Zufall oder von irgendwo gelenkt waren, aber schnell hatte ich den Burschen kennengelernt. Er war Jahrgang 1920 und konnte sich an die Härte jener Jahre nicht erinnern. Der große Krieg dagegen, dessen Zeuge er nicht geworden war, füllte seine Vorstellungen in schon beinahe beunruhigendem Maße aus. Kein gemeinsamer Dienst verging, ohne dass der Jüngling nicht eine neue Frage zu diesem oder jenem Umstand des vergangenen Weltenbrandes an mich hatte. Ich glaube, er haderte damit, hier und nicht an der Front eingesetzt zu sein.

Ich wusste nicht, ob ich für ihn eine Art Held war, ein Ersatz-Vater (er wurde dazu nicht deutlich, aber ich bekam den Eindruck, dass sein Vater entweder nicht gedient hatte, gefallen war oder aber über seine Erfahrungen nicht redete), oder er einfach eine sehr ausgeprägte, morbide Neugier hatte. Ich war ihm nicht böse – ich konnte mich noch gut an meine eigene kindlich-unbedarfte Begeisterung für alles Militärische im Knabenalter erinnern – aber es ließ ihn immer so jung auf mich wirken. Hier lag das wahre Problem: unsere Uniformen erinnerten mich viel zu sehr an den Weltkrieg. Für jemanden aber, der im Graben gelegen und den Granaten gelauscht hatte, war Hans zu unschuldig. In seinen Augen war noch immer dieses Leuchten, das ich in den letzten Monaten des Krieges nur noch bei Neulingen gesehen hatte, die dann viel zu oft sich selbst und andere in den Tod gerissen hatten, im Versuch, Helden für Gott, Kaiser und Vaterland zu werden.

Alles an ihm schrie: „Ich bin ein Kind!“ Außer seine Uniform, die rief: „Ich werde

hier sterben!“ Ich hatte eindeutig verdrängt, unterschätzt oder vergessen, wie es gewesen war, mit diesem Typ Jungspund zu dienen. Vieles, was er tat, sagte oder vor allem auch nicht machte, erinnerte mich immer wieder an “Männer“, die eigentlich noch Kinder gewesen waren und nie alt geworden sind. Ihre Namen hatte ich vergessen, aber abends, vor allem wenn die Katze mich nicht begleitete, hörte ich ihre Stimmen, sah ihre Gesichter, erlebte ihre Fehler erneut. Wieder und wieder war da dieses Gefühl – dieser Junge gehört nicht hierher!

Am 22. Juni kapitulierte die französische Führung in Compiègne. Es war unwirklich. Was meine Generation in vier Jahren erbittertstem Kämpfen und Sterben nicht erreicht hatte, gelang der neuen Generation in wenigen Wochen ernsthaften Angreifens. Weniger als 50.000 Soldaten waren unsererseits gefallen – bei der Schlacht an der Somme allein hatten wir doppelt so viele Jungs in einem einzigen Monat verloren! Fast ärgerte ich mich ein wenig, dass ich die Orden angelegt hatte, sie kamen mir jetzt geringer vor, als hätte unsere Armee damals nicht richtig gekämpft, als würde ich mich selbst jeden Tag als einer jener Männer markieren, die 1918 nicht geschafft hatten, was nun in kürzester Zeit vollbracht worden war. Aber ich legte Spangen und Orden dennoch nicht ab – wenn auch nur, um nicht nach außen zugeben zu müssen, dass mich diese Gedanken quälten.

Alle erwarteten jetzt ein baldiges Ende des Krieges, doch wir sollten enttäuscht werden, im Himmel über England und Deutschland sowie zur See ging der Krieg weiter. Auch unsere Blitzkrieger konnten nicht über Wasser laufen und Churchill blieb fest in London sitzen, von wo aus er wieder und wieder deutsche Großstädte mit Luftangriffen überzog. Bald wurde deutlich, dass unsere Luftwaffe weder die Angriffe verhindern konnte noch die Briten an den Verhandlungstisch zu zwingen vermochten.

Es war schon ironisch, dass es unter dem Eindruck des ersten Luftangriffs gewesen war, dass ich mich wieder zur Fahne gemeldet hatte und es genau diese Folge des Krieges war, die nun trotz aller Siege bestehen blieb.

### *Perspektivwechsel*

Es war im März 1941, als plötzlich drei LKW in den Burghof einfuhren. Ich hatte Bereitschaftsdienst, vom Fenster der Wachstube im ersten Stock aus konnte ich die Wagen und ihre Ladung genau erkennen. Gefangene. Aber mehr, als wir jemals zuvor auf einmal bekommen hatten. Bevor ich den Gedanken weiterverfolgen konnte, klingelte das Telefon, das die Wachstube mit dem Posten im Hof verband.

„Stabsgefreiter Fleischer, hier wartet Arbeit! Packen Sie Ihre Leute und kommen Sie runter! Ach und, nehmen Sie die MPi!“ Es war Hauptmann Ernhard, der nach dem Befehl sofort wieder auflegte. Die Maschinenpistole mitbringen, erwartete der

Chef Ärger? Die Gefangenen im Hof waren für so einen Fall zu viele, als dass man sie in Schach hätte halten können, außer mit der vollautomatischen Waffe. Doch warum sollte hier irgendjemand die Art von Ärger machen, für die man erschossen werden konnte? Wir waren jetzt im Treppenhaus, hinter mir der Bereitschaftstrupp. War das die Arbeit eines Unteroffiziers? Dabei hatte ich den Rang doch noch nicht mal erreicht. Auf einmal Befehle interpretieren wollen, Sinn suchen und Fallstricke prüfen? Hinterfragte ich zu viel? Scheiße noch eins, was, wenn ich einfach nur Befehle ausführen sollte und gerade meine Gedanken auf sowas verschwendete? Sei's drum, auf dem Bau hätte sich der Chef auch nicht bedankt, wenn ich sehenden Auges schlechtere Arbeit ablieferte, als mir möglich gewesen wäre. „Jungs, zugehört! Irgendwas stimmt nicht. Maurer, Sie sichern gleich die Tür zur Treppe.“ Damit wäre der Junge aus dem Weg. „Fischer kommt mit mir, Hauer, Maurer und Schüler sichern uns von hinten. Wenn es Ärger gibt, halte ich uns die Kerle mit der MPi vom Hals, Sie schießen nur auf Ziele, die versuchen, an uns vorbei oder auf uns drauf zu kommen, verstanden?“ „Jawohl!“, lautete die vielstimmige Antwort.

Wir traten aus der Tür im Torhaus in den Hof. Vier Soldaten in zwei Doppelposten bewachten das offene Burgtor. Uns gegenüber am Südenende hatte die reguläre Wache die LKW umstellt, zusätzlich sah ich neue Gesichter, die wohl ein Begleitkommando für die Fahrt gewesen waren. Es ergab sich tatsächlich eine Todeszone zwischen Gefangenen und Tor – die Schützen an den Wagen würden durch das offene Tor hinausschießen können, die Schützen am Portal hätten die LKW als Kugelfang. Keine eigenen Leute im Sperrfeuer. Zufrieden stellte ich fest, dass mein Trupp sich ohne weitere Anleitung in die Aufstellung einfügte, Hauer, Maurer und Fleischer hielten sich an die östliche Mauer des Burghofs und hätten freies Schussfeld mit dem Hof bis zur westlichen Mauer.

„Zugehört, Kommunistenschweine!“ Der Wachhabende war offensichtlich schon gut in Fahrt. „Ich habe gehört, die jüngsten Terrorangriffe der Briten haben bei euch so eine Art kreativen Schub ausgelöst. Zur Belohnung für eure harte Arbeit, all die Verleumdungen und Kampagnen, die ihr so schön aufgezo-gen habt, spendiert euch der Führer einen Aufenthalt in unserer schönen Burg hier. Es gibt für jeden ein Bett, Essen und harte Arbeit. Wenn es nach mir ginge, bekämt ihr nur die Arbeit und ein Blei in den Kopf – aber wie es aussieht, braucht es selbst heute noch Prozesse und das ganze Gehabe. Von daher bitte, bitte, tut mir den Gefallen und versucht, abzuhaufen. Dann darf ich euch abschießen, Schmutz, der ihr seid.“ Das Gesagte ließ Hauptmann Erbhart einen Augenblick wirken. Nicht nur die Gefangenen wirkten geschockt, auch ich hatte zu verdauen, was gerade gesagt worden war. Hinrichtung ohne Prozess? Natürlich war auch ich kein Freund der Kommunisten, die uns 1918 verraten hatten, aber solche Verbrechermethoden waren doch eher das

Metier von Stalin im Osten, der Millionen seiner Bürger verhungern, erschießen und verschwinden ließ? Waren wir so tief gesunken? Eins stand für mich fest: ich nicht. Dafür hatte ich mich nicht gemeldet. Ich bemerkte, dass sich unbewusst mein Griff um die Waffe verkrampft hatte, versuchte meine Finger zu lockern und rief in Gedanken den Gefangenen zu: „Bitte nicht! Bitte versucht es nicht, das wird nicht gut enden!“ Da zeigte der Hauptmann plötzlich auf mich. „Seht ihr da drüben den Stabsgefreiten Fleischer? Schaut euch sein Gesicht an, die Hände an seiner MPI. Er kann es auch kaum erwarten. Also wirklich: bitte, bitte, versucht es! Dann können wir alle früher in die Mittagspause.“

„Bitte nicht. Bitte nicht!“

Ich sah die Augen der Gefangenen, die Blicke voller Angst vor mir. Was auch immer ich glaubte, wofür ich mich gemeldet hatte – diese Menschen waren davon überzeugt, dass ich ihr Feind war, bereit, sie zu töten. Keiner von ihnen versuchte, zu fliehen.

*Angst? Nicht mehr nach dem ersten Schuss*

„Du siehst das zu eng. Ich meine, das sind Kommunisten!“ Hans war sich seiner Sache sehr sicher. Seine Stimme war fest und seine Haltung strahlte Überzeugung aus. „Hätten sie die Gelegenheit, würden sie uns, ohne zu zögern, aus dem Weg räumen.“

Wir saßen im Aufenthaltsraum, für heute war unser Dienst beendet. Ich wollte gern heftig widersprechen, denn auch wenn die Kommunisten das Kaiserreich verraten hatten, der Kaiser hatte sich nicht gewehrt. Die meisten Toten in den folgenden Unruhen waren Rote gewesen – denn gegen sie hatten Reichswehr, Reichsbanner und Freikorps ohne Gnade gekämpft. Hitler und seine Getreuen hatte man nach ihrem Bierhallenputsch im Vergleich dazu mit einem Klaps auf die Hand laufen lassen.

Aber der Junge wusste es nicht besser. Außerdem wäre es nicht schlau gewesen, ausgerechnet hier eine politische Diskussion anzufangen, die man als regierungskritisch hätte lesen können. Die Beziehung zu ihm zu vergiften, hätte zu nichts geführt, außer dass er mir nicht mehr zugehört hätte.

„Ich weiß nicht Hans. Im letzten Krieg gab es sowas nicht. Wir haben alle an einem Strang gezogen. Da hat niemand nachts die Leute aus ihren Wohnungen, ihren Betten geholt.“ Ich schaue ihm in die Augen. Wir würden beide nie erfahren, wie Deutschland unter kommunistischer Herrschaft aussehen würde, alles Gesagte war also nur heiße Luft in leeren Diskussionen. Aber er musste nachdenken. Oder er würde schneller, als es ihm lieb sein konnte, einen Punkt erreichen, an dem alles Nachdenken auch nichts mehr nutzen würde.

„Wilhelm, genau das ist doch das Problem! Wer ist euch denn damals in den Rücken gefallen, gerade als die Kaiser-Schlacht die Entente zum Innehalten gebracht hatte?“ Er hatte Feuer in den Augen. Wie oft hatte er diesen Satz wohl in der Schule gehört? Ich konnte mich beim besten Willen nicht daran erinnern, dass die Entente den Eindruck erweckte, nach der Frühjahrsoffensive 1918 innehalten zu müssen – im Gegenteil. Innerhalb von drei Monaten hatten sie uns so kräftig in die Ärsche getreten, dass von allen Erfolgen des Frühlings, ach was des ganzen Krieges, nichts mehr übrig gewesen war. Die Hölle in der Siegfriedstellung war eines von nur drei Kriegereignissen, das mich heute noch manchmal im Schlaf heimsuchte.

Ja, Liebknecht und Scheidemann hatten die Republik ausgerufen, aber der Krieg war zu diesem Zeitpunkt schon lange verloren gewesen. Nachdem wir den gesamten Feldzug zuvor unsere Erfolge in einzelnen Metern gemessen hatten, trieben uns die Feinde wochenlang kilometerweise vor sich her. Als in Berlin der politische Schlussstrich unter die Regentschaft des Kaisers gezogen wurde, standen die Franzosen, Briten und Amerikaner schon vor Deutschlands Toren.

„Mir ist niemand in den Rücken gefallen“, antworte ich stattdessen. „Von 1914 bis 1917 war mein direkter Vorgesetzter ein jüdischer Leutnant. Einer meiner treuesten Kameraden war Spartakist, aber das meiste, was ich an roter Soße von ihm mitbekommen habe, war das Franzosenblut, das er vergossen hat.“ Gott wie Paul die Frösche gehasst hatte. Ich schüttelte den Kopf, bevor ich weitersprach. „Wir waren alle Frontschweine, arme Hunde und oft genug alleine mit uns selbst im Niemandsland. Da gab es keinen Unterschied mehr zwischen uns. Nur Schlamm, Dreck, Blut und Modder.“

Die Bilder aus Meesen fielen über mich her. Nein nicht jetzt! Mehr Kopfschütteln. Das konnte ich jetzt nicht brauchen, aber ich hatte Pech, der Junge wechselte ohne weiteres seinen Modus - raus aus Propaganda, rein in die Heldengeschichten.

„Habt ihr viele Franzosen getötet?“ Er sagte das Wort noch so, wie es ein Knabe sagen würde. Getötet. Kein Respekt, keine Angst. Faszination und nicht gerechtfertigte Ehrfurcht.

„In Meesen waren es Briten und Kanadier.“ Die Bilder waren wieder da, alle. Auf einmal. Die Gerüche. „Über zwei Wochen haben sie uns in unseren Unterständen bombardiert. Als der Beschuss aufhörte und wir wussten, dass sie kommen würden, stürmten wir nach oben in die Stellungen.“ Ich blickte ihm in die Augen. „Ich hatte gerade die Brustwehr erreicht, als der erste Engländer schon reingesprungen kam. Die einzige Warnung, dass es Giftgas geben würde, waren die Masken, die Schläuche auf ihren Gesichtern. Ich spürte, wie mein Hals anfang zu krampfen – aber da war noch gar kein Gas. Das war nur die Erinnerung an die Male davor. Ich hab' dem Tommy meinen Spaten mitten ins Gesicht gehauen, mit der Kante sauber

durch Maske – und ich nehme an, auch durch den Knochen dahinter, wieder aufgestanden ist er jedenfalls nicht. Franzl ist an mir vorbei, mit dem Bajonett dem nächsten Insellaffen sauber zwischen die Rippen. Und ich fing an, meine Maske aus der Tasche zu fummeln, dabei die ganze Zeit GIFTGAS, GIFTGAS brüllend, aber die schieß Schnalle klemmte.“ Ich sah es direkt vor mir. Wie Franzl mit dem Feind kämpfte, während ich nur mit meiner verdammten Ausrüstung zu tun hatte. Als hätte ein böser Zauberer mich in die Vergangenheit transportiert. „Als ich dann die dumme Maske endlich über Mund und Nase hatte, passierten zwei Sachen: der Brit hinter dem Briten, mit dem Franzl kämpfte, schoss meinem Kameraden in den Kopf. Ein Heidenschuss von ihm, sauber an seinem Kameraden vorbei. Gleichzeitig rauschten Granaten rein – aber es folgte nicht das übliche Schlagen und Dröhnen, das bumm, bumm, bumm. Es macht plopp, plopp, plopp. Als würde eine ganze Kompanie sich ihre Bügel-Pullen-Bier aufmachen. DAS war das Gas. Um mich herum wurden die Gasmasken-Monster-Briten immer mehr, während die Kameraden hinter mir noch die Verschlüsse an ihren eigenen Masken dicht zogen.“ Die Szene war vor mir und gleichzeitig auch nicht. Einerseits sah ich die gesichtslosen Feinde auf mich einstürmen, die Schläuche ihrer Atemapparate, meine Alpträume mit Tentakelfratzen aus diesem anderen, knapp überlebten Leben – auf der anderen Seite Hans. Vor mir. Im Mannschafts-Speisesaal der Burg. In meinem Schoß die Katze, und wie ich feststellte, streichelte ich sie.

Ich wollte weiterreden. Erzählen. Vom Kampf in Meesen. Vom Mut meiner Kameraden. Ihren Opfern. Wie schließlich die britischen Tanks – die ersten Panzer! – auftauchten und all den Stacheldraht und Mut und Menschen und Blut einfach in den Schlamm walzten. Aber mein Hals krampfte und meine Augen und Hände griffen nach meinem Gürtel, als müsste dort immer noch der Tornister mit der Maske auf mich warten. Wie ich dabei die Tigerin halb von mir stieß, halb sie erschreckt von mir springen ließ, merkte ich im Rausch selbst nicht.

Bevor ich keine Luft mehr bekommen konnte, brach ich ab (niemals vor dem Jungen schwach sein!) und sagte lapidar: „Am Ende des Tages war ich der letzte Überlebende des Trupps. Der Spartakist, der jüdische Leutnant und all die anderen waren tot, gefallen für Gott, Kaiser und Vaterland. Für den von mir an diesem Tag gezeigten heldenhaften Mut, meine Tapferkeit und meine vorbildlichen Leistungen im Angesicht des Feindes zeichnete man mich mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse aus.“ Die Toten bekamen ein Kreuz aus Holz auf einem Acker in Flandern.

*Auf Schwarz sieht man das Blut nicht mehr*

Hans zeigte keine offensichtliche Veränderung nach meiner Erzählung. Er urteilte mich nicht, aber seine Faszination für den Krieg blieb ebenfalls ungebro-

chen. Das alte Problem an allen Heldengeschichten: die Überlebenden sprachen. Paul, Franzl und all die anderen würden nie ihre Versionen vortragen. So würden alle Erzählungen über den Krieg am Ende eben doch einen guten Ausgang finden, vom Bestehen trotz aller Widrigkeiten berichten, statt von zehntausend ungelebten Träumen, unerfüllten Wünschen und gebrochenen Versprechen.

Dafür veränderte sich der Hauptmann. Scheinbar hatte ihm gefallen, was er im Hof von mir gesehen hatte. Wo ich zuvor nur einer von vielen Wachmännern gewesen war, hatte ich nun seine Aufmerksamkeit. Wenige Tage, nachdem die Gefangenen uns erreicht hatten, wurde ich in sein Dienstzimmer zitiert.

„Fleischer, gute Arbeit mit dem Transport.“ Herr Hauptmann kam direkt zum Punkt, keine Umschweife. „Leute wie Sie kann man immer gebrauchen. Denken mit, haben Erfahrung. Gute Leute. Vorbild für die jungen Hüpfen.“ Sein Blick war auf meinen Orden hängen geblieben. „Aber Fleischer, nur Stabsgefreiter, wie? Einer wie Sie sollte höher zielen. Sehen Sie, dafür könnte ich sorgen.“ Ich will nicht lügen, unabhängig was ich sonst von ihm hielt, eine Beförderung kam mir gelegen. Ich verdiente in der Wehrmacht weniger als im Bau zuvor, und Elisabeth gab es zwar nicht zu, aber ich wusste, dass sie gerne mehr Geld zur Verfügung gehabt hätte – insbesondere in Kriegszeiten. Die Hungerwinter des großen Krieges waren nicht leicht zu vergessen.

Der Hauptmann musste mein Interesse erkannt haben. „Sehr gut“, sprach er weiter, „ich sehe, das kommt für Sie anscheinend nicht ungelegen. Die Sache ist aber die: Sie müssten dafür die Uniform wechseln. Ein guter Freund von mir stellt im Moment ein neues Regiment für die Waffen-SS auf. Dafür braucht er schneidige Kerls und erfahrene Hunde. Mit Ihrem Hintergrund müssen Sie sich im schwarzen Haufen keine Gedanken um Ihre Zukunft machen. Zum Eintritt fallen Sie direkt ein paar Ränge rauf, Unteroffizier und Unterfeldwebel überspringen Sie. Feldwebel klingt doch gut, oder nicht? Wobei es dann natürlich bei denen mehr wie Oberscharführer klingt, haha!“

Der Versuch des Witzes kam bei mir nicht ganz an. Aber ich konnte mir jetzt denken, worum es ging - die Truppen der Waffen-SS waren ausschließlich Freiwillige. Wenn man dort neue Einheiten aufstellen musste, war es natürlich schwer, die Leute mit der dafür notwendigen Erfahrung zu bekommen, immerhin hatten die in der Regel schon einen Platz in der Wehrmacht.

„Wenn Sie mir die Frage erlauben, Herr Hauptmann, woher wissen Sie davon? Ich dachte, Ihr Platz wäre hier im Militärgefängnis, bei den roten Bastarden und anderen Volksfeinden.“ Einen Vorgesetzten nach seiner Motivation zu fragen, war immer heikel. Besser die Frage anbiedernd ausklingen lassen, wie bittere Medizin, die man auf Zucker träufelt.

„Naja Fleischer, das ist doch einfach, oder? Natürlich ist die Aufgabe hier wichtig. Aber es ist nicht das, wofür ich mich gemeldet habe. Ich will an die Front, nach vorne.“ Ich stutzte – der Hauptmann hatte doch auch im großen Krieg gedient? Wie konnte man sich das zurückwünschen?

„Sie erscheinen mir wie jemand, mit dem man geradeheraus reden kann, Fleischer“, sprach der Hauptmann weiter. „Von daher kurz und knapp: Damit ich mit meinem aktuellen Rang zu den Schwarzröcken wechseln kann, muss ich ein paar Leute mitbringen. Als Einstand sozusagen. Mannschaften waren kein Problem. Aber Unteroffiziere und Feldwebel gestalten sich schwieriger. Mit Ihnen an der Hand wäre ich meinem Ziel schon ein ganzes Stück näher.“

Also wollte der Hauptmann nicht einfach nur die Uniform wechseln, er wollte auf Teufel-komm-raus in den Kampf zurück. Keine Vorstellung, der ich mich anschließen konnte. Aber Elisabeth mit einem besseren Auskommen zu unterstützen, war trotzdem keine Option, die ich leichtfertig in den Wind schlagen durfte.

„Ich werde es auf jeden Fall in Betracht ziehen. Aber Sie verstehen sicherlich, dass ich so eine wichtige Entscheidung nicht unüberlegt treffen will.“

„Natürlich, Fleischer. Um Ihnen bei der Entscheidung unter die Arme zu greifen, teile ich Sie der Wachmannschaft im Gefangenentrakt zu. Dann können Sie sich die Arbeit der SS schon mal aus der Nähe ansehen.“

So kam es dann, dass ich vorläufig von Hans getrennt war. Die Zeit im Hafttrakt war zuerst nicht anders als die davor: Wache stehen, Meldung machen, wiederholen. Neue Kameraden, alte Arbeit.

Am dritten Tag allerdings änderte sich das. Der Leutnant, ein Mann von der Schutzstaffel, also korrekt eigentlich Herr Untersturmführer, sammelte den Bereitschaftsdienst. „So, Männer. Aus Berlin kam ein Anruf. Einer von den Roten bei uns ist wohl eine Nummer größer, als wir angenommen haben. Wir sollen den heute nochmal ordentlich durch die Mangel nehmen, um das zu prüfen. Wenn sich die Anschuldigung bestätigt, lässt Berlin die ganze Truppe abholen. Wenn nicht, überstellen wir die ganze Bagage ans nächste Arbeitslager. Auf geht's! Fleischer, schauen Sie genau zu, heute lernen Sie, wie die Elite des Reiches arbeitet.“

Es zeigte sich, dass die Elite des Reiches eine Horde widerlicher, verachtenswerter Schläger war. Wenigstens die Hälfte der Gefangenen hatte keinerlei Ahnung von den Aktivitäten ihrer Zelle und Aufenthaltsorte von Untergetauchten, aber trotzdem wurden sie mit voller Härte geschunden. Immer und immer und immer wieder. Kein Jammern, kein Betteln half. Als endlich der Mann, den Berlin zur erneuten Befragung angezeigt hatte, gestand, war der Untersturmführer immer

noch nicht zufrieden. „Das ging zu einfach. Der Feigling hat vielleicht nur gelogen, um den Hieben zu entgehen. Fleischer, jetzt Sie! Der Hund soll sehen, dass hier niemand auf seiner Seite steht.“

Ich wollte nicht. Das war nicht, wofür ich mich gemeldet hatte. Ich sah das Blut auf den Uniformen meiner Kameraden, aber es war nicht das Blut unserer Feinde. Es waren unsere Landsleute, die hier unter unseren Händen litten.

Aber ich wollte auch nicht feige aussehen. Ich wollte nicht schwach wirken. Ich wollte weiter für Elisabeth sorgen können. Ich brachte es nicht über mich, mit der Faust zuzuschlagen. Also zog ich den Gürtel aus der Hose und schlug mit der Koppel zu.

Auf dem Weg zurück zum Wachraum schlug mir der Untersturmführer kameradschaftlich auf die Schulter. „Siehst du, Fleischer, gar nicht so schwer, oder?“ Er machte einen zufriedenen Eindruck auf mich. Der Mann, den Berlin überprüft haben wollte, hatte alles gestanden, was wir herausfinden sollten. Außerdem hatte er noch neue Informationen preisgegeben, nachdem wir angefangen hatten, seinen Begleitern mehr Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Den Kommentaren der SS-Leute nach, schienen diese zu erwarten, dass wir in den nächsten Tagen noch etliche weitere Gefangene bekommen würden, denn unter den Geständnissen waren Aufenthaltsorte und Verstecke mehrerer Verdächtiger in der näheren Umgebung unserer Haftanstalt.

„Worauf du aber achten solltest“, fuhr der Untersturmführer jetzt fort, „ist, Politische nicht kaputt zu machen. Also keine Gürtel, Stuhlbeine oder so. Noch gibt es da draußen Anwälte, Angehörige, Volksfeinde aller Art, die sich von Bildern wie dem, was du angerichtet hast, ganz gut gegen die Partei mobilisieren lassen würden. Meiner Meinung nach sollte man es ja einfach drauf ankommen lassen. Soll das ganze Gesocks doch ruhig Fahne gegen Deutschland bekennen. Dann können wir sie wenigstens alle auf einmal abfertigen. Aber im Moment gibt es Befehl, sich zurückzuhalten. Bei denen jetzt macht es keinen Unterschied. Bei den Geständnissen, die sie abgelegt haben, würde es mich wundern, wenn das Pack in Berlin noch mal irgendwen zu sehen bekommt. Also erfährt auch niemand von deiner – sagen wir Übermotivation. Halt dich in Zukunft an die Handarbeit.“ Er grinste. Wie widerlich. Und ich – gehörte dazu. War wie er. Er sah meinen Ekel, aber verstand ihn völlig falsch. „Mach dir keinen Kopf, Fleischer, bald bist du einer von uns und auf Schwarz“, er klopfte gegen seine Uniformjacke, „sieht man das Blut nicht mehr!“

*Katzenjammer*

*„Lieber Wilhelm. Ich hoffe, diese Nachricht erreicht dich, bevor andere Meldungen es tun. Es gab einen Luftangriff, einen kleinen nur, weshalb ich mich traue, zu hoffen, dass keine*

*Zeitungs- oder Rundfunkmeldung dich in Angst und Unruhe versetzen könnte, bevor diese Zeilen dich erreichen. Wir sind alle sicher und wohlauf. Allerdings wurde der Bauhof zerstört und alle deine Kollegen eingezogen. Um den ausgebombten Volksgenossen zu helfen, wurde außerdem erlassen, dass alle Einwohner der Stadt gemeinsam für die obdachlos gewordenen Bürger aufkommen sollen. Ich habe die Wahl, fremde Menschen in unser Haus zu lassen, oder eine Ausgleichszahlung zu leisten. Ich weiß, dass du sicherlich auch so genug um die Ohren hast, aber muss doch fragen: Wüsstest du einen Weg, wie wir die Mittel zur Versorgung der Menschen aufbringen könnten?*

*In Liebe, Elisabeth“*

Ich saß mit Hans auf dem Wehrgang zwischen den Zinnen. Links die Freiheit, naja, erst noch die Gefängnismauer, aber dann die Freiheit, rechts der Burghof. Ich haderte mit allem. Hans hatte eine Schnapsflasche organisiert. Außerdem saß in seinem Schoß die Katze.

Die Tigerin mied mich seit meiner Versetzung. Als ich versucht hatte, sie zu streicheln, hatte sie mir mit ihrer Pfote einen blutigen Kratzer verpasst. Hans verstand die ganze Sache irgendwie falsch. Er schien vor allem zu sehen, dass man in der schwarzen Uniform vom Wachdienst wegkommen konnte. Raus an die Front. Ein weiteres Schuldgefühl, der Junge würde mir wohl zu diesen Monstern folgen, würde ich erst einmal dorthin wechseln.

Der Wind blies kalt, der Schnaps hielt warm. Elisabeth hatte seit dem Brief meine Überlegungen bestimmt, aber mit Hans hier drang die neue Verwendung immer weiter in den Vordergrund meiner Gedanken. „Ich kann nicht mehr sagen, ob ich der Gute in dieser Geschichte bin, Hans“, sagte ich frei heraus, mutig durch den Alkohol. „Im großen Krieg habe ich kein einziges Mal gezögert. Egal ob Brite, Amerikaner, Franzose oder sonst wer. Ich wusste: die sind der Feind, vor dem ich die Heimat beschütze. Ich diene Deutschland. Aber wem dienen wir hier? Wer ist der Feind?“ Draußen an der Gefängnismauer liefen zwei Posten. Sie wechselten vom Schatten der Nacht ins Licht der Lampen auf der Mauerkrone. Alle paar Schritte von schwarz auf weiß.

„Dieselben wie letztes Mal“, antwortete Hans, in den Augen Stahl, in der Stimme Härte. „Du hast im großen Krieg gekämpft, Wilhelm. Alle nach alter Ordnung, mit offenem Visier. Aber irgendwann haben sich die Regeln geändert. Hunderttausend starben, ohne die Front zu bewegen. Agenten verwandelten deine Nachbarn zu Feinden des Staates. Am Ende fiel die Armee, weil sich ihr die Heimat versagte.“ Schon wieder fing er damit an. Ich hatte gehofft, mein Erlebnis im Zellentrakt würde ihn aufrütteln. Vielleicht hatte ich zu hoffen gewagt, Zuspruch zu finden in

der Meinung, dass das nicht Recht sein konnte. Doch ich hatte mich getäuscht und jetzt verblieb mir keine Kraft, ihm zu widersprechen. Nicht mehr. Es war einfach alles zu viel.

„Dieses Mal bemühen sich die Feinde Deutschlands von Anfang an, die Einheit der Nation zu untergraben. Sie bombardieren unsere Städte. Hetzen die Leute gegen die Regierung auf. Weil sie aus dem großen Krieg gelernt haben, dass der einfachste Weg, uns zu schlagen, ist, eine Heimatfront zu eröffnen und sich gar nicht groß um die deutschen Heere zu kümmern.“

Plötzlich kam mir die Frage, wie sie das geschafft hatten. Der einzige Effekt, den das ständige Kaiser-Hymne-Wiederholen in der Schule auf mein jungliches Ich gehabt hatte, war Langeweile gewesen. Aber Hans hier, hatte sich seine Packung Führer-Hingabe in genauso einer Einrichtung abgeholt und war vollständig überzeugt. Er liebte Erzählungen über den Krieg – wie fast jeder Junge – aber obwohl ich ihm (als einer der dabei gewesen war!) jedes Mal versucht hatte, zu erklären, wie schlimm und todbringend das alles gewesen war, machte er trotzdem weiter. Aber sich solche Fragen zu stellen, brachte meine Kraft auch nicht zurück.

„Wer weiß. Mag sein, dass du recht hast. Im Grunde spielt es keine Rolle.“

Ich trank einen weiteren Zug aus der Flasche. „Wir sind Soldaten. Wir befolgen Befehle. Ob wir sie nun von Kaisern oder Führern erhalten. Es steht uns nicht zu, Befehle zu diskutieren, nicht zu befolgen oder uns eigene auszudenken. Große Pläne und entscheidende Ideen verfolgen höhere Geister als wir. Unsereins muss sich einfach nur darauf verlassen, dass die da oben schon wissen, was sie tun und treu und brav bleiben.“

Ich prostete mit der Flasche nach oben, ohne zu wissen, ob ich den Allmächtigen oder die da oben in Berlin meinte. Ich blicke Hans in die Augen. „Gott mit uns. Nicht wahr?“

Hans sah nicht so aus, als könnte er meinem Gedanken folgen. Ich selbst hatte Probleme dabei, den Sprüngen meiner Gedanken über die Klüfte des Alkohols in meinem Kopf zu folgen. Religion war kaum Thema in der Burg, obwohl es eine Kapelle gab. Ich wusste gar nicht, wann ich aufgestanden war. Ein Schritt nach vorne, und ich wäre frei gewesen. Zehn Meter tiefer, zwischen der Gefängnis- und der Burgmauer, aber frei. Frei von all dem Scheiß hier. Aber auch das wäre eine Sünde gewesen, nicht wahr? Ich sollte nicht töten. So stand es geschrieben. Aber im Krieg hatte ich so viele Leben genommen. Keines davon sollte Sünde gewesen sein? Oder waren alle Sünde? Dann wäre doch eins mehr auch nicht schlimm.

Plötzlich sprang die Tigerin von Hans' Schoß auf. Mit einem entschlossenen Satz warf sie sich von den Zinnen. Geschockt, mit offenem Mund stand ich da. Doch sie erreichte einen kleinen Vorsprung weiter unten an der Mauer, dann noch

einen und schließlich den Grund. Im hohen Gras folgte sie einem schmalen Pfad, der mir zuvor nicht aufgefallen war. Sie duckte sich unter einen Busch und plötzlich hörte ich auch, was sie wohl schon deutlich zuvor wahrgenommen hatte: zartes Miauen, zögerliches Kätzchenjammern. Da fiel mir mit einem Mal wieder ein, dass ich nicht allein war. Auch ich hatte eine Familie zu versorgen.

*Wilhelm Fleischer: Mörder?*

In den nächsten Tagen blieb der Druck weiter hoch. Der Gedanke, dass ich so oder so hier gelandet wäre, half mir erheblich, mit der Lage umzugehen. Eigentlich stand ich durch meine Freiwilligenmeldung sogar besser da als die Kollegen aus dem Betrieb. Ich hatte schließlich schon eine Möglichkeit zur Beförderung bei der Hand, mit der ich den Verdienstausfall komplett ausgleichen konnte. Nur, dass die Annahme der Beförderung gleichbedeutend war mit der Aufgabe der Tugenden, die für mich das Soldatenwesen ausmachten. Tapferkeit, Gnade und der Schutz der Gemeinschaft. Nichts davon wurde hier geleistet. Es war nicht tapfer, wehrlose Gefangene zu foltern. Es zeugte nicht von Gnade, ohne Zurückhaltung die eigene Aggression an anderen Menschen auszulassen. Genauso wenig, wie man die Gemeinschaft schützte, indem man sich an ihr vergriff. Aber meine Familie brauchte mich – und wenn ich mich dem verweigerte, was sagte das über mich aus?

Eine Woche nach jenem Tag im Gewölbe der Burg kam der Untersturmführer in die Kaserne. Ich hatte mich noch nicht entschieden – warum stand der Mann plötzlich vor uns?

„Aufgemerkt, Wachmannschaft! Eben kamen neue Befehle aus Berlin. Der Volksgerichtshof hat die Fuhre Gefangene von vorletzter Woche geschlossen zum Tode verurteilt. Die Vollstreckung wurde uns überlassen, da die Tiefflieger-Bedrohung auf der Strecke nach Berlin zu dem Risiko führt, dass sie uns verloren gehen. In dreißig Minuten treten alle Mann zur Musterung im Bereitschaftsraum an. Dann Abmarsch in den Hof, wir erledigen die Vollstreckung mit allen auf einmal, damit wir im Anschluss hoffentlich vor dem Mittag mit dem Aufräumen fertig werden. Ansonsten gibt es heute kaltes Essen für alle Trödler! Nicht, dass das Risiko besteht – ich erwarte tadellose Umsetzung von jedem von Ihnen!“

Damit war der Moment gekommen – der Moment, in dem ich mich entscheiden musste. Wie würde es jetzt weiter gehen und was würde ich tun? Ich glaubte nicht daran, dass diese Männer rechtmäßig verurteilt wurden, tatsächlich hatte ich ja bei der unrechtmäßigen Erlangung ihrer Geständnisse mitgewirkt. Das Richtige zu tun würde bedeuten, den Befehl zu verweigern. Elisabeth würde irgendwie zurechtkommen, sie hatte die Kinder, sie hatte zwei Schwiegersöhne. Welche Folgen würde es für meine Kinder haben, einen Verräter zum Vater zu haben? Allein, ich spürte,

wie mir mit jedem Herzschlag der Mut schwand – wie der Moment, in dem ich die Kraft gehabt hätte, das Richtige zu tun, an mir vorbeizog. Vielleicht war das Teil des Geheimnisses zum Überleben. Wir, die wir aus Krisen und Kriegen lebend hervorgingen, waren gar nicht die Besten, die Mutigsten, die Tauglichsten. Wir waren die, die das Maul hielten, einfach folgten. Wir waren die, die Ausreden dafür fanden, nicht das Richtige zu tun. Wir waren die, die im Granattrichter liegen blieben, während ihre Kameraden den Angriff fortsetzten. Die dafür dann einen Orden bekamen, weil sie so vorbildliche Soldaten waren.

Mein zuerst unruhiger Blick fiel auf die Tür zum Treppenhaus, war wie gefangen. Gleich sollten wir dort hinuntersteigen. Alles in mir sträubte sich gegen den Befehl. Dennoch legte ich mit allen anderen zusammen die volle Uniform an. Die Stiefel wurden noch einmal geputzt und Katzenhaare von den Uniformjacken gebürstet. Stahlhelme auf, Gewehr geschultert.

Der Durchgang zum Treppenhaus öffnete sich. Durch das Fenster konnte ich sehen, dass andere Männer in schwarzen Uniformen, derselben wie meiner, die Verurteilten in den Hof führten. Weder die Gefangen noch wir waren wirklich frei. Keiner von uns konnte einfach gehen. Ich versuchte, mich zu sammeln, straffte die Schultern und trat auf die Tür zu. Ich hatte mich hier reingebracht, jetzt musste ich sehen, wie ich zurechtkam. Eine gehässige Stimme in meinem Kopf fragte mich, welche Geschichte ich wohl diesmal erfinden würde. Da ließ mich ein Maunzen zögern, langsam drehte ich mich um. Die Tigerin saß am anderen Ende des Raumes, neben dem zweiten Tor, das aus dem Bereitschaftsraum herausführte. Beton langsam leckte sie ihre Vorderpfote. Dann stolzierte sie hinaus.

Nur die Katze war frei.





## DEIN VERGEHEN

Von Pia Vahl

### ADELE

Oscar Wilde schrieb einst: „Heutzutage kennen die Menschen den Preis von allem und den Wert von nichts.“ Und ich glaube, dass das „Heutzutage“ kaum von Bedeutung ist. Ich denke, es liegt schlichtweg in der Natur eines Menschen, den Preis über den tatsächlichen Wert zu stellen.

Die Menschen haben vor allem vergessen, welchen Wert das Leben besitzt. Jedes Leben.

Aber welche Bedeutung hat der Sinn im Angesicht von Prinzipien? Prinzipien, die ihre Hände in jeden Winkel des Landes ausstrecken, um jeglichen Widerstand zum Schweigen zu bringen. Und damit leugnen sie jeglichen Wert.

Aber es wurden bereits 35 Milliarden Reichsmark in den Rüstungsaufbau investiert. Das gesamte Volkseinkommen liegt bei 45 Milliarden Reichsmark. Die Zahl der Arbeitslosen liegt unter einer Million - förderlich für die Wirtschaft. Wir kennen die Zahlen von allem und den Wert von nichts. Zahlen und Preise, die Sinn und Wert auf ihre Funktion begrenzen. Auf ihre Funktion für die Prinzipien und Ideale, die jegliche Individualität verleugnen.

Ich starre an die Decke der kalten Gefängniszelle. Vor der Tür sind leise Schritte zu hören. Eine weitere Nacht muss vorüber gegangen sein. Als ich mich aus meiner eingekrümmten Position an der harten Steinwand löse, durchzucken mich Schmerzen. Ich habe zu lange vor mich hin gegrübelt. Ich lege mich stattdessen auf das Bett, was nicht sehr viel angenehmer ist, und betrachte weiter die Decke. Mittlerweile kenne ich sie in- und auswendig. In der linken Ecke ist ein dunkler Fleck – vielleicht führt dort ein undichtes Rohr entlang. Der Fleck ist in letzter Zeit größer geworden. Ansonsten ist auch die restliche Decke nicht besonders sauber und weist diverse Einkerbungen auf. Direkt über dem Bett sieht eine dieser Einkerbungen aus wie ein Herz.

Je häufiger ich es anschau, desto mehr scheint es mich auszulachen.

Desto häufiger höre ich ihre Stimme.

Wie sie mir zuflüstert.

Wie sie lacht und weint.

Wie sie mir begeistert von ihrer Kunst erzählt.

Und mir wird jedes Mal aufs Neue bewusst, wie sehr ich Lotte liebe.

Mir steigen Tränen in die Augen. Doch ich bemühe mich, keinen Ton von mir zu geben. Das letzte Mal, als ich es mir erlaubt habe, mich derart meinen Gefühlen hinzugeben, hat mich einer der Aufseher mit Freude verprügelt. Keiner der Insassen

darf einen Ton von sich geben. Zwar geht es viel mehr darum, nicht zu reden, doch das ist den Wachen schlichtweg egal. Wenn sie die Möglichkeit bekommen, Gewalt anzuwenden, nehmen sie sie wahr. Es ist noch gar nicht so lange her, seit ich die Schreie aus einer entfernten Zelle vernommen habe. Sie wollten für lange Zeit nicht verstummen und haben sich in meinen Kopf eingebrannt. Manchmal verfolgen sie mich bis in meine Träume. Ich muss lächeln. Sie haben versprochen, dass Träume wahr werden können. Doch sie haben vergessen zu erwähnen, dass Alpträume auch Träume sind. Auch dieser Spruch stammt von Oscar Wilde. Seit ich „Das Bildnis des Dorian Gray“ von ihm gelesen habe, bin ich, wie Lotte immer zu sagen pflegte, vernarrt in seine Literatur. Ich habe beinahe jedes Theaterstück und jeden Roman von ihm gelesen. Ganz zu schweigen von seinen zahlreichen Gedichten. Und egal, wie viele seiner Werke die Nazis auch verbrennen würden, seine Worte werde ich niemals vergessen. Im Gegenteil. Ich schließe sie nur noch enger in mein Herz und wiederhole sie im Kopf. Ich möchte sie nicht vergessen.

Genauso wenig, wie ich ihr Gesicht jemals vergessen werde.

Ich denke an Lottes tiefe braune Augen, in denen man sich so einfach verlieren kann. Ich denke an ihre feine Haut und ihre starken Hände, denen man das Talent für Kunst sofort ansieht. Ihre weichen Gesichtszüge, die von kurzem braunen Haar eingerahmt werden. Wenn sie gemalt hat, hat sich eine Strähne immer aus ihrem Zopf gelöst und hing ihr permanent im Gesicht. Egal, wie oft sie sie hinter das Ohr gestrichen hat.

Ich muss mir eine Hand auf den Mund pressen, um ein aufsteigendes Schluchzen zu unterdrücken. Es ist so qualvoll, sich zu erinnern. Aber ich möchte nicht vergessen. Deswegen erinnere ich mich. Immer.

Wütend eilte ich durch die Straßen von Berlin. Der lange Rock lag viel zu eng an meinem Körper und ich musste mich dazu zwingen, nicht die ganze Zeit daran herumzuziehen. Auch die Jacke schien mir die Luft zum Atmen nehmen zu wollen.

Aufgebracht dachte ich an die Worte meiner Mutter, bevor ich überstürzt das Haus verlassen hatte: „Du siehst so wunderbar weiblich darin aus, Adele. Ich verbiete dir, etwas anderes anzuziehen. Am besten ich beauftrage Josephine damit, deine ganzen Hosen zu verbrennen, die du in deinem Schrank horest.“ Länger wollte ich ihr nicht zuhören. Kopfschüttelnd hatte ich unser Haus in der Friedrichshaller Straße verlassen und war jetzt auf dem Weg zu Philipp. Wir hatten uns im Philosophiestudium kennengelernt. Vor zwei Jahren wurde ich dann mehr oder weniger diskret der Universität verwiesen, weil ich keinen Dienst im Frauenarbeitsdienstlager nachweisen konnte. Und man müsse vermeiden, dass die Hochschulen zu überfüllt wären, weshalb ich es bestimmt verstände, dass ich mich doch statt-

dessen „der Arbeit einer Frau hingeben und dem Land dienen sollte“. Letztendlich wurde mir keine Wahl gelassen.

In meiner Rage über die Frau, die sich meine Mutter nannte, bemerkte ich den Mann, der mir eine Zeitung in die Hand drückte, beinahe nicht. 15. August 1939. Mehr las ich nicht. Stattdessen verstaute ich sie gehorsam in meiner kleinen Tasche und lief zügig weiter. Zwar hatte ich geplant, erst in einigen Stunden bei Philipp aufzutauchen, doch ich hoffte, dass er mir auch schon vorher die Tür öffnen würde. Ich bog in die Lippspringer Straße ein. Doch als ich klingelte, öffnete mir niemand die Tür. Gerade als ich überlegte, noch eine Runde spazieren zu gehen, was angesichts meines aufgebrachtten Gemütszustands gar keine schlechte Idee war, hörte ich hastige Schritte hinter der Tür. Fast panisch öffnete Philipp sie. Ich starrte ihn nachdenklich an. „Egal, was du da drin gerade tust, Philipp, du stellst es nicht besonders klug an, wenn ich dich so erschrecke“, sagte ich langsam. Erleichterung glitt über sein Gesicht, als er mich erkannte, und er sah mich betreten an. Doch er sagte nichts.

„Danke, dir auch einen angenehmen Vormittag. Ich komme dann einfach später wieder“, meinte ich trocken und wendete mich langsam ab. Das war der Moment, als ich ihre Stimme zum ersten Mal hörte. Sie lachte laut, was Philipp zusammenzucken ließ.

„Lass sie rein, Philipp. Sie klingt sympathisch“, hörte ich ihre Stimme sagen.

„K-klar“, stotterte der arme Mann: „Komm doch rein.“ Also betrat ich vorsichtig sein Haus. Der Flur war nur sehr klein, weshalb man eine gute Übersicht über die Räume in der unteren Etage hatte. Im Wohnzimmer war eine kleine Truppe an Männern und Frauen in unserem Alter versammelt. Ich musste lächeln, als ich die zahlreichen Skizzen, Texte, Bücher und Bilder auf dem Tisch verbreitet liegen sah.

Diese Menschen praktizierten zweifelsfrei Kultur, die Hitler verboten hatte. Das machte sie mir ebenfalls sehr sympathisch. Als mein Blick zu dem Bild auf der Staffelei fiel, stockte mein Atem. Es war in dunklen Tönen gehalten und zeigte eine Frau, die in einem leichten, fast durchsichtigen Gewand dargestellt war. Ihre Augen waren vor Wut weit aufgerissen und sie schien den Finger anklagend auf den Betrachter gerichtet zu haben. Die Pinselstriche sahen ebenso abrupt und wütend aus, wie die Frau selbst. Ich verstand sichtlich wenig von Malerei, doch wenn ich das Werk betrachtete, fühlte ich mich schuldig, obwohl ich nicht wusste, für was.

„Gefällt es dir?“, fragte die Frau neugierig, die der Staffelei am nächsten saß.

„Es ist sehr ausdrucksstark. Und deswegen finde ich es wunderschön“, erwiderte ich bestimmt. Die Frau zuckte mit den Schultern. „Es ist noch nicht fertig.“

Philipp stellte uns vor: „Also Adele. Unsere Künstlerin hier ist Liselotte.“

„Lotte. Einfach Lotte.“ Philipp zuckte mit den Schultern. Ich lächelte.

Lotte. Es war ein schöner Name. Ebenso schön, wie sie es war. Ich wurde rot bei

dem Gedanken. Lotte grinste, was mich aus dem Konzept brachte. Philipp stellte mir die weiteren Personen dieser nicht genehmigten Versammlung an jungen Menschen vor, und es wurde ein wunderschöner Abend. Ein Abend, an dem ich das erste Mal auf Menschen traf, die das Leben als das verstanden, was es war: Kunst. Ich musste an diesem Abend an ein Zitat von Paul Auster denken: „Der wahre Sinn der Kunst liegt nicht darin schöne Objekte zu schaffen. Es ist vielmehr eine Methode, um zu verstehen. Ein Weg, die Welt zu durchdringen und den eigenen Platz zu finden.“

Die Menschen kamen an diesem Abend zusammen, um jene Kunst zu praktizieren, welche die Nazis verboten hatten. Wir schrieben zusammen Gedichte, diskutierten Philosophen, malten zusammen Bilder und spielten Musik.

Ich kam erst spät nach Hause, was meine Mutter mit einem anklagenden Stirnrunzeln zur Kenntnis nahm. Doch ich war zu müde, um mich in diesem Augenblick mit ihr zu streiten. Als ich dann jedoch in meinem Bett lag, bekam ich kein Auge zu. Ich dachte an das Bild von Lotte. ‚Dein Vergehen‘, so wollte sie es nennen.

„Ich hoffe, dass die Nazis es irgendwann sehen. Dass sie sich schuldig fühlen, für die Vergehen, die sie am Leben begangen haben.“

In diesem Moment war ihre Miene kalt und von so viel Wut durchzogen, dass ich kurz erschrak. „Ich weiß gar nicht, ob sie wissen, was das ist“, erwiderte ich, während ich das Bild betrachtete.

„Was? Das Leben?“

„Oscar Wilde hat mal gesagt, dass das Leben die Kunst weit mehr imitiert als die Kunst das Leben. Und ich glaube, dass das stimmt. Ich glaube, Kunst in jeglicher Form bedeutet, zu leben.“ Lotte sagte nichts. Unsicher hatte ich mich zu ihr gedreht. Als ihre Augen meine fanden, spürte ich, wie eine leichte Röte meine Wangen überzog. Einer der Männer hatte angefangen, Klavier zu spielen. Lotte lächelte. „Ja. Ja das denke ich auch.“ Sie hatte nicht einmal geblinzelt oder weggeschaut. Ihre leuchtenden Augen sollten mich bis in meine Träume verfolgen.

Diese Begegnung liegt mittlerweile fast vier Jahre zurück und sie erfüllt mich noch immer mit so viel Wärme, wie sie es an jenem Sommertag tat. Es sollte nicht das letzte Mal gewesen sein, dass ich Lotte zu diesen Veranstaltungen traf. Beinahe ein Jahr lang haben wir uns ausschließlich bei diesen Treffen gesehen. Und ich habe mich jedes Mal unsagbar darauf gefreut. Philipp hatte uns die Termine immer kurzfristig auf allen möglichen Wegen zugesteckt. Wenn man nichts plant, bekommen es die Nazis nicht mit. Davon sind wir fest überzeugt gewesen. Bis Philipp uns nicht mehr Bescheid sagte. Er ist nicht mehr in der Universität aufgetaucht, wie uns Kommilitonen von ihm mitteilten, noch öffnete mir jemand die Tür, wenn ich klingelte.

Es war ein kleiner Junge, der mich traurig darüber aufklärte, dass sie ihn geholt hatten. Und als ich fragte, wer ihn geholt hatte, antwortete er: „Die bösen Männer mit dem falschen Kreuz.“

*LOTTE*

Meine Hand ist gebrochen und an meiner Schläfe tropft Blut hinunter. Ich spüre keinen Schmerz. Auch als der Wachmann mir mit voller Kraft ins Gesicht schlägt und ich zu Boden taumle. Ich muss würgen.

„Lesbischer Abschaum“, zischt der Mann mit verzerrtem Gesicht. Nach einem letzten Tritt verlässt er meine bescheidene Zelle. Ich kann nicht anders und grins. Scheiß Nazis. Als gäbe es nichts Wichtigeres im Leben, als andere Menschen zu schikanieren. Ich atme langsam ein und dann wieder aus. Der Schmerz betäubt mich. Er betäubt mich jedes Mal. Und trotzdem verhindert er es nicht. Die Angst kriecht gleichwohl in jede Pore meines Körpers. Genauso wie die Sehnsucht. Ich schließe meine Augen und atme weiter. Und weiter. Und immer weiter. Seit ich diese zehn Quadratmeter mein Zuhause nennen darf, gibt es nicht selten Momente wie diese, in denen ich bedaure, nicht einfach damit aufhören zu können.

Diese zehn Quadratmeter mit einem defekten Rohr, dass den Großteil der rechten Decke verfärbt. Ich hasse es.

Und dann sehe ich ihr Gesicht. Und ich weiß nicht, ob es mir hilft oder all das noch schlimmer macht. Dass ich sie irgendwie sehe und sie trotzdem nicht berühren kann. Als wäre sie ganz nah und gleichzeitig so unglaublich fern, dass ich mich frage, ob ich sie jemals wiedersehen werde. Wie aus Reflex strecke ich meine unverletzte Hand aus, um nach ihr zu greifen. Nach Adele und der Hoffnung, sie wiederzusehen. Langsam lasse ich sie wieder sinken.

Ich starre auf meine rechte Hand, die mittlerweile blau und lila angeschwollen ist. Diese Hand vollbringt Wunder, hatte Adele zu mir gesagt, als sie mir dabei zugehört hatte, wie ich versuchte, einen Sonnenuntergang für sie zu malen. Ich hatte sie nur angegrinst und musste mich zurückhalten, etwas unverschämte Unanständigkeit von mir zu geben, wie ihre Mutter es gerne bezeichnet hatte.

Ob diese Hand jemals wieder einen Pinsel in der Hand halten wird? Ob sie jemals wieder die Frau, die ich liebe, berühren wird? Ich vermisse sie. Es tut schon fast weh, an ihr Gesicht zu denken. Doch selbst, wenn ich wollte, könnte ich nicht damit aufhören. Ich lächle.

Das Fenster knarrte leise, als ich es vorsichtig aufschob. Ich verdrehte die Augen. Ich wollte es schon seit Wochen ölen, natürlich hatte ich es vergessen.

Vorsichtshalber wartete ich einige Sekunden, bevor ich durch das Fenster in die

kalte Nachtluft kletterte. Ich kam ohne Probleme auf der nassen Wiese vor unserem kleinen Fenster auf. Es hatte geregnet. Stirnrunzelnd blickte ich zum Himmel. Im April war die Wahrscheinlichkeit nicht gering, dass es aus dem Nichts anfang zu regnen. Gestern hatte der Himmel sogar Hagel geschickt. Ich verfluchte mich dafür, keinen Schirm mitgenommen zu haben. Andererseits würde man mit diesem auch schneller auffallen. Seufzend machte ich mich also auf den Weg zu dem Pavillon im Park, an dem Adele und ich uns verabredet hatten. Ich grinste, als ich an unser letztes Treffen dachte.

Im Nachhinein verfluchte ich mich für meine Naivität zu glauben, dass das Glück, was wir damals hatten, von Dauer sein könnte. Aber ich war Künstlerin. Egal, wie realistisch ich zu denken versuchte, ich konnte den Nazis keinen Schritt voraus sein. Irgendwann kamen sie jedem, der ihrem Fanatismus im Wege stand, auf die Spur.

Doch in dieser Nacht wanderte ich beinahe unbeschwert durch die Straßen und genoss in stiller Vorfreude die kühle Nachtluft. Meine Schritte wurden schneller, je näher ich dem kleinen Waldstück kam. Adele saß bereits auf einer kleinen Bank im Pavillon und schaute auf den kleinen Teich dahinter. Als ich näherkam, erkannte ich einen Schwan auf dem Wasser.

„Das wäre ein Gemälde wert, wie Van Gogh es gemalt hätte“, erklärte ich grinzend. Adele zuckte zusammen und sah mich böse an. Das verzogene Gesicht tat ihrer Schönheit keinen Abbruch.

„Was wäre, wenn ich aufgeschrien hätte?“

„Du warst schon immer die Vernünftigere von uns beiden“, stellte ich fest und zog sie zu mir heran. „Scheint so“, sagte sie spöttisch. Als sie ihren Kopf auf meine Brust legte, schlug mein Herz schneller. Ich zog sie fester zu mir. Eine ganze Weile blieben wir so stehen und genossen die Anwesenheit des anderen. Meine Hand glitt über ihren Rücken, während ich ihren vertrauten Geruch einatmete und überlegte, wie ich diesen Moment am besten aufs Papier bringen konnte. Traurig stellte ich fest, dass mir für ein Ölgemälde die Farben fehlten. Zunächst musste eine Bleistift-Skizze genügen. Als arme Frau Geld für Farben auszugeben, war in dieser Zeit zu gefährlich. Ich wusste, dass Adele sie mir wieder besorgen könnte. Ohne zu zögern, hatte sie mir vor einem Monat eine ganze Palette zum Geburtstag geschenkt. Doch es würde auffallen, wenn sie zu viel Farbe kaufte. Es war riskant genug, dass ich mit dem Zeichnen und Adele mit dem Schreiben nicht aufhörte. Wenn ein Braunhemd die Werke und Karikaturen entdeckte, würde es für uns keine Zukunft geben, in der ich all die Motive, die in meinem Kopf feststeckten, zu Papier bringen konnte.

Adele schien meine Beklemmung zu spüren. Sie wandte mir den Kopf zu, sodass ich auf sie hinabschaute und mich in ihren Augen verlor.

„Was ist los?“, flüsterte sie und kam meinem Gesicht näher. Mein Blick fiel auf ihre

blassen Lippen und meine Sorgen waren vergessen. Ich neigte den Kopf hinunter und küsste sie sanft. Adele schmiegte sich an mich und ich wusste, dass ich diese Frau nie wieder gehen lassen konnte. Der Mond kam hinter den grauen Wolken hervor und ich fühlte mich wie in einer Szene von Casper David Friedrichs „Zwei Männer betrachten den Mond“.

„Hey!“, schrie eine Stimme, die aus der Dunkelheit der Bäume zu kommen schien. Entsetzt führen wir auseinander. In Adeles Augen stand pure Angst. Und ich wusste, dass ich nicht anders aussah.

„Was machen Sie beide hier?“ Drei Männer kamen auf uns zu. Der Mond tauchte sie in bedrohlich wirkende, lange Schatten.

„Frau Schwarz?“, fragte der Mann in der Mitte. Er hielt eine grell leuchtende Taschenlampe in der Hand.

„Oberst Weber“, brachte Adele mühsam heraus und fuhr sich mit einer Hand durch die Haare.

„War es das, wonach es aussieht, Frau Schwarz?“ Die Stimme des Obersts klang harsch und streng. Sein hässlicher Schnurbart ließ ihn aussehen wie eine Ratte und seine Augen wirkten milchig, irgendwie charakterlos.

Die anderen beiden Männer widerten mich fast noch mehr an. Ein ekliges, wissendes Grinsen lag auf ihren Lippen, als würden sie wissen, dass sie uns im nächsten Moment ins nächste Arbeitslager bringen konnten.

„Nun, Herr Oberst, es ist so. Sie kennen bestimmt Herrn Rieder, nicht wahr?“, setzte Adele an, wie wir es für den Notfall besprochen hatten. Einen Notfall, von dem ich überzeugt gewesen war, dass er niemals eintreffen würde.

„Ein wunderbarer junger Mann, der die Firma seines Vaters übernehmen wird“, schwärmte ich. Ich sollte eine Schule für Schauspielerei in Betracht ziehen, dachte ich bei mir.

„Allerdings“, antwortete Weber knapp.

„Sehen Sie, es ist so, dass er Interesse an mir bekundet hat. Ist das nicht wunderbar?“, plapperte Adele freudig weiter. Mit jeder Faser meines Körpers zwang ich meine Gesichtsmuskeln dazu, nicht angeekelt das Gesicht zu verziehen. Adele hatte es verdient, Schriftstellerin zu werden und ihren Träumen nachzugehen. Sie hatte es verdient, selbstständig über sich bestimmen zu können und ihr Leben nach ihren Vorstellungen zu gestalten. Sie sollte so viel Wilde, Dostojewski, Jane Austen und Thomas Mann lesen können, wie sie wollte. Sie brauchte keinen arroganten und selbstsüchtigen Nazi an ihrer Seite, der ihr die Kunst verbot, egal, ob es sich dabei um einen Mann, wie Thomas Rieder oder Herrn Schwarz handelte.

„Und stellen Sie sich vor, wir würden tatsächlich heiraten – alle meine Wünsche könnten wahr werden, Herr Oberst. Aber ich muss ihn als Frau doch zufrieden

stellen, nicht wahr? Also habe ich Liselotte dazu überredet, es mit mir einmal auszuprobieren.“

„Frau Schwarz, ich muss Sie darauf hinweisen, dass ein solches Verhalten nicht gewünscht ist. Eine solche Tribadie ist eine Schande für unsere Rasse.“

Meine Finger juckten. Sie waren mehr als bereit, dem Mann die Nase zu brechen. Bedauerlicherweise tat ich es nicht. Stattdessen fragte ich entsetzt: „Tribadie? Aber Oberst Weber, wir hatten die besten Absichten, das versichere ich Ihnen.“

„Unbedingt, Herr Oberst“, pflichtete Adele mir eifrig bei.

„Das glaube ich Ihnen, Frau Schwarz. Ich habe erst morgen wieder ein Treffen mit Ihrem werten Herrn Vater. Ich werde ihm davon berichten, damit er Ihnen diese Ungehörigkeit angemessen ausreden kann.“

Zwei Jahre lang ist alles gut gewesen. Heute weiß ich, dass auch das eine Lüge gewesen ist, die wir uns selbst immer und immer wieder zurechtgerückt haben. Doch ohne diese Hoffnung wäre aus der Zeit nicht die geworden, die sie letztendlich war.

Hoffnung ist eine miese und hinterlistige Verräterin. Sie macht dich naiv. Und lässt dich glauben, dass es letztendlich auf irgendeinem Weg funktionieren muss. Dass es eine Lösung für ein Problem gibt, das kein Problem, sondern viel mehr ein Prinzip ist, gegen das man nicht ankämpfen kann. Hoffnung versteckt letztendlich nur den festgelegten Ausgang.

Seit dieser Nacht am Pavillon habe ich die Hoffnung aufgegeben. Die Hoffnung auf eine Zukunft mit der Frau, die ich über alles liebe. Die Hoffnung auf ein Leben voller Kunst. Die Hoffnung auf eine freie und tolerante Gesellschaft. Sie ist verschwunden, als wäre sie nie da gewesen.

#### *ADELE*

Das Essen im Gefängnis ist übererregend. Und trotzdem zwingt mich jeder Bissen nach und nach in den Mund. Ich muss an die ausgefallenen Speisen denken, die ich von zu Hause gewöhnt bin und unwillkürlich läuft mir das Wasser im Mund zusammen.

Dabei habe ich diese unnötig pompösen Familienfeiern immer gehasst. Wir sind nie eine besonders reiche Familie gewesen. Doch mein Vater hat ein ausgefeiltes Händchen dafür, den Nazis zu schmeicheln. Er ist schnell in seinem gesellschaftlichen Ansehen aufgestiegen und bald waren wir zu beinahe allen wichtigen Veranstaltungen der NSDAP eingeladen worden. Seine „arischen“ blauen Augen haben einen entscheidenden Teil dazu beigetragen.

Mit Beginn der Nazi-Diktatur gab es bei uns jede Woche Familienessen, die in

ihrer Fülle kaum zu übertreffen waren. Und wie ich sie gehasst hatte.

„Ein Volk, ein Reich, ein Führer.“

„Deutschland erwache.“

„Meine Ehre heißt Treue.“

Man hörte diese Worte überall. Juden und Fremde wurden aufs Übelste beleidigt. Wir als „arische Rasse“ wurden als das Reinste und Sinnvollste angepriesen.

Das Einzige, was mir an den Familienfeiern in diesem Moment tatsächlich fehlt, ist das Essen. Ich schiebe mir das letzte Stück des trockenen Brotes in den Mund und stehe auf. Dabei merke ich, wie sehr ich in letzter Zeit abgenommen habe. Ich schlinge meine Arme um den Bauch, der jetzt nicht mehr so sehr schmerzt. Trotzdem stechen meine Rippen daraus hervor. Auch meine Arme sind kläglich dünn, sodass ich mein Handgelenk ohne weitere Anstrengung mit meinem kleinen Finger und Daumen umfassen kann. Ich frage mich, ob das wenige Essen, was ich bekomme, auf einer Strategie beruht, die auf ein Geständnis bei einem Verhör hinauslaufen soll oder ob ich ihnen schlichtweg zu schade für das Essen bin. Bei meiner Ankunft habe ich zwei Wachen belauscht, die von Torgau gesprochen haben. Vor einiger Zeit hatte ich meinen Vater darüber sprechen gehört, auch wenn er das ziemlich sicher nicht durfte.

„Sie haben weitere Häftlinge nach Torgau verlegt. Stell dir vor, es war ursprünglich eine Ritterburg aus dem Mittelalter. Und jetzt gibt es im Burgsaal seit über 30 Jahren ein Gericht mit Zellentrakt und allem Drum und Dran. Es ist unglaublich. Fast schon ein historisch-kultureller Luxus für die Inhaftierten“, erinnere ich mich an die Worte meines Vaters.

Ich habe besagtes Gericht noch nicht gesehen. Wenn man es so betrachtet, habe ich die Zelle seit meiner Ankunft noch nicht einmal verlassen. Auch der „historisch-kulturelle Luxus“ ist mir bisher nicht aufgefallen.

Mir steigen Tränen in die Augen. Ich habe tatsächlich nie viel von meiner Familie und ihrem Sinn nach einem luxuriösen und angesehenen Leben gehalten. Und doch erfüllt es mich mit Trauer, wenn ich an die Gesichter meiner Eltern denke. Im nächsten Moment hasse ich mich dafür. Meine Eltern sind Nazis. Alle anderen Annahmen oder Hoffnungen sind dumm und unnötig. Wenn ich an Nazis denke, spüre ich Hass, Enttäuschung, Verzweiflung, Angst und Wut. Doch es gibt Momente, in denen ich mich frage, ob all diese Menschen nicht auch wie meine Eltern sind. Sie sind weder unschuldig an den Vergehen der Nationalsozialisten noch möchte ich sie verteidigen. Die einzige Frage, die ich mir immer wieder stelle, ist: warum? Warum sympathisieren so viele Menschen, die von anderen Menschen geliebt werden und starke individuelle Persönlichkeiten sind, mit den Prinzipien der Nazis? Was ist in der Vergangenheit verkehrt gelaufen, dass die Gesellschaft so

bereitwillig zerstört und tötet? Was ist mit dem Wert eines Lebens passiert? Hat es diesen Wert je gegeben? Warum hinterfragen so viele Menschen sich selbst und ihr Handeln nicht oder laufen lediglich der breiten Masse hinterher? Aus Angst? Liegt es schlichtweg in der Natur eines Menschen, zu verraten und nur an sich selbst zu denken?

Ich muss an Thomas Hobbes denken, den ich früher gerne bei Literaturtreffen diskutiert habe. Seine Annahme, dass Menschen in ihrem Naturzustand lediglich um die Sicherheit ihrer eigenen Bedürfnisse kämpfen, habe ich stets hinterfragt. Vielleicht ist es naiv, aber ich kann mir eine solche Einstellung nicht vorstellen, wenn Menschen wie Lotte existieren. Sie hat stets um Menschen und Kunst gekämpft, selbst als klar war, wohin es uns führen würde.

„Sie können uns deswegen nicht wegsperren, Adele. Es gibt kein Gesetz, das es Frauen verbietet, lesbisch zu sein. Es hat wohl doch Vorteile, nicht mit Männern gleichgestellt zu werden“, sagte Lotte trocken. Ich wischte mir Tränen aus meinem Gesicht. Der Vorfall am Pavillon lag beinahe eine Woche zurück. Wir hatten keinen der Offiziere seitdem wieder gesehen, noch mussten wir irgendwo vorsprechen. Das Gespräch mit meinem Vater war alles andere als angenehm gewesen, auch wenn ich ihn letztendlich von derselben Ausrede überzeugen konnte, wie den Oberst auch. Den Fingerabdruck auf meiner linken Wange musste ich trotzdem immer noch überschminken.

„Das ist nicht witzig, Lotte. Es wurden schon Frauen weggebracht“, erwidere ich etwas gereizt.

„Ich weiß“, sagte Lotte und streckte die Beine auf ihrem großen Sofa aus. „Aber du ganz sicher nicht. Selbst wenn sie von den Sachen, die wir verteilt haben, etwas wüssten, könnten sie dich nicht ohne weiteres einsperren. Deine Familie ist hochangesehen. Das wäre ein viel zu großer Skandal.“ Ich schwieg.

„Und was ist mit dir, Lotte?“ Ich hörte selbst, wie sehr meine Stimme zitterte. Lotte hatte keine wohlhabende Familie, die hinter ihr stand. Ihre Eltern waren bei einem Unfall verstorben und nur ihre Schwester Klara war Lotte an Familie geblieben.

„Komm her.“

Schluchzend legte ich mich neben sie auf das Sofa und kuschelte mich an sie.

Draußen regnete es leise, und bedächtig lauschten wir dem Konzert aus Stadteräuschen und Ruhe, die der Regen mit sich brachte. Es war wie ein Aufatmen oder Abkühlen nach zu langen Sommertagen. Eine ganze Weile genossen wir die Situation, ohne zu sprechen. Lottes Hand fuhr unter mein Oberteil und sie begann meinen Rücken zu streicheln, während ich dem angenehmen gleichmäßigen Geräusch ihres Atems lauschte.

„Ich habe heute einen britischen Spion kennengelernt“, flüsterte Lotte dann.

Ich erstarrte. „Einfach so?“

Sie schüttelte bedächtig den Kopf. Ihre Augen leuchteten, als ich zu ihr hochsah.

„Ich habe viel nach Philipp gefragt. Darauf ist er aufmerksam geworden und hat mich heute in einem Café, in dem ich eigentlich mit einer Freundin verabredet war, angesprochen. Ziemlich sicher, dass sie da auch mit drinsteckt. Er war begeistert von den Flugblättern, die wir vor einiger Zeit verteilt haben“, erzählte sie leise.

Wovon redete sie? Was bedeutete ‚da drin‘? Handelte es sich dabei um ein ganzes Netzwerk? Von wo kam der Spion? Welche Absichten hegte er? Die Fragen stürmten auf mich ein wie Mücken an Sommerabenden. Aber ich schwieg. Weil ich nicht wusste, was ich sagen sollte. Ich wusste, dass Lotte so etwas nie auf die leichte Schulter nehmen oder unbedacht handeln würde.

Ein ganzes Jahr war nötig gewesen, um uns zu trauen, aufeinander zuzugehen und nötige Geschichten zu erfinden, die wir in Fällen wie der Nacht am Pavillon erzählen konnten. Ich vertraute ihr mehr als jedem anderen Menschen auf der Welt.

„Es ging um dich.“ Ich richtete mich auf und starrte Lotte entgeistert an. „Hör zu, ich weiß, du wolltest dem nicht nachgehen. Aber du besitzt die nötigen Kontakte. Du bist in der Position, in der du an Unterlagen gelangen könntest.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht, Lotte. Es ist ein Risiko, das ich nicht bereit bin, einzugehen. Weder für mich noch für dich.“

Lotte schloss die Augen. Und als sie sie wieder öffnete, zuckte ich beinahe zusammen. Wut. Sie war unglaublich wütend. Ich habe erst später verstanden, dass diese Wut nicht gegen mich gerichtet war.

„Weißt du was? Ich verstehe es nicht. Wie kannst du bei dem, was dort draußen passiert, nicht handeln wollen? Andauernd schwärmst du von Helden und Autoren, die sich aufgelehnt haben. Du preist ihren Mut und vergötterst sie regelrecht. Aber wenn es darum geht, was außerhalb deiner Bücher passiert, willst du es nicht sehen.“

Mit offenem Mund sah ich sie an. Ich dachte an das Bild, an dem Lotte bei unserem ersten Zusammentreffen gearbeitet hatte. Dein Vergehen. Ich kam nicht drum herum, mich in diesem Moment als die angeklagte Person zu erkennen.

„Wir sind genauso Täter, wenn wir wegschauen. Du hast es selbst gesagt. Es wurden Frauen weggebracht. Auch Kinder und Männer, die nichts weiter getan haben, als zu leben. Vielleicht waren sie Künstler wie wir. Und hatten einen kleinen Buchladen. Mit Büchern von Oscar Wilde und Thomas Mann. Oder sie waren in eine Person desselben Geschlechts verliebt. Oder verlangten nach Demokratie. Oder sie waren Juden. Sie hatten keine blauen Augen und blonden Haare.“

Ihr einziges Vergehen bestand darin, individuell zu sein und nicht in das System zu passen. Warum helfen wir diesen Menschen nicht, wenn wir es können?“

Ich zog die Beine an meinen Körper und starrte aus dem Fenster. Ich wusste, dass Lotte recht hatte. Und ich glaube, es gab viele Menschen wie mich. Die aus Angst die Augen verschlossen. Vor der Wahrheit und den Menschen, die dahinterstanden. Mein Herz schlug schnell. Viel zu schnell. War ich besser als meine Eltern, die ich so sehr für ihr Handeln verabscheute? Wie konnte ich sie anklagen, wenn ich selbst nicht besser war?

„Ich sollte gehen“, sagte ich und stand auf. Ich war nicht bereit, mit Lotte über mein Gefühlschaos zu reden. Ich brauchte Zeit, um es zu sortieren.

Lotte betrachtete mich traurig. Aber auch mit Verständnis und Mitgefühl. Ich war mir sicher, dass sie eben dieses Gefühlschaos auch durchlebt hatte. Aber sie war mutig. Und umso mehr war ich dankbar, dass sie in mein Leben getreten war. Ich liebte diese Frau. Ihre Worte machten es mir umso mehr bewusst.

So kam es, dass ich mein Zimmer in dieser Nacht verließ und in das Arbeitszimmer meines Vaters schlich. Ich las Briefe und nahm sie mit, um sie in meinem Zimmer abzuschreiben und sie anschließend wieder zurückzulegen. Aus dem Papierkorb fischte ich einige ältere Dokumente. Wer wusste schon, ob sie helfen würden. Die ganze Zeit lauschte ich auf Geräusche im Haus, doch es tat sich nichts. Meine Eltern waren über das Wochenende verreist und nur die Haushälterin und einige Bedienstete waren zugegen. Doch es kam niemand empört in das Zimmer gestürmt. Ich schlich zurück in mein eigenes Bett und verstaute meine gesammelten Informationen in einer Tasche, zusammen mit anderen Papieren.

Am folgenden Nachmittag machte ich mich auf den Weg zu Lotte. Als sie mir die Tür öffnete, verrieten Farblekse auf ihren Händen, dass sie gemalt hatte. Ich lächelte. Ich hatte keine Ahnung, wo sie in diesen Zeiten Farbe, geschweige denn Leinwände herbekam. Doch so wichtig, wie mir das Schreiben war, bot ihr die Kunst Zuflucht und Klarheit, welche sie in der Realität nicht mehr finden konnte.

„Ich dachte, ich hätte dich vergrault“, murmelte Lotte. Sie lächelte mich so erleichtert an, dass ich grinsen musste. Als sie die Tür geschlossen hatte, meinte ich trocken: „Du wirst mich nicht mehr los, Liselotte Albrecht.“ Sie zog mich zu sich und küsste mich grinsend. „Da bin ich aber froh, Adele Schwarz.“ Sie holte Luft. „Ich wollte dich nicht unter Druck setzen. Und es tut mir leid, dass ich dich beschuldigt habe. Es macht mich wütend, nichts ausrichten zu können. Nur danebenzusitzen, während unsere Kultur zerstört wird.“ Ich reichte ihr meine Tasche. Stumm nahm sie sie entgegen und betrachtete die Dokumente und Briefe. Ihr Blick wurde mit jeder Sekunde, die verging, erstaunter, bis er in absoluter Fassungslosigkeit gipfelte.

„Du hattest recht mit dem, was du gesagt hast, Lotte. Aber ich musste mir die

Wahrheit eingestehen. Dazu brauchte ich Zeit für mich. Und die habe ich mir genommen. Anschließend bin ich ins Arbeitszimmer meines Vaters gegangen, was er ja nie abschließt, wie du weißt. Ich habe nicht so viel gefunden, wie es vielleicht nötig wäre, aber ich dachte, es ist ein Anfang und ...“ Dieses Mal war es an Lotte, mich zu unterbrechen: „Habe ich dir jemals gesagt, wie sehr ich dich liebe?“ Ich nicke. „Du kannst es mir auch gerne zeigen“, neckte ich sie und spürte, wie ich rot wurde. Lachend zog sie mich ins Wohnzimmer.

Die nächsten Tage verbrachten wir vor allem damit, zu planen. Lotte traf sich häufiger mit dem Informanten und überreichte ihm dabei immer wieder Unterlagen, die ich zusammengetragen hatte. Es waren oft nur Briefwechsel zwischen meinen Eltern und Nazi-Offizieren, die nichts weiter als rassistische „Banalitäten“ enthielten, aber vielleicht konnten die Agenten Codes entschlüsseln oder andere Informationen daraus ableiten. Wir erfuhren nie, wie hilfreich diese möglichen Informationen waren. Je weniger wir vom jeweils anderen wussten, desto weniger konnte bei möglichen Festnahmen schiefgehen. Doch es fühlte sich endlich so an, als würde man sich dem Kampf anschließen. Als würde ich endlich für meine Hoffnungen einstehen. Es war nicht so, dass Lotte oder ich keine Zweifel und Ängste hegten. Es konnte so schnell schief gehen. An einem Nachmittag bat Lotte mich sogar, aufzuhören. Sie hatte furchtbare Angst um mich, weil mein Vater mich auf einen vermissten Brief ansprach und wütend das gesamte Haus absuchte. Auch mein Zimmer, in dem er versteckt lag. Doch er kam nicht auf die Idee, unter einer von mir gelösten kleinen Holzplatte nachzusehen. Lotte hatte die Nachricht allerdings nicht gut aufgenommen und mich gebeten, es zu lassen, obwohl die ganze Aktion auf ihren Anstoß hin entstanden war.

Ein anderes Mal drängte ich Lotte dazu, sich die Sache zu überlegen, als in dem Restaurant, in dem sie und der Agent Informationen austauschten, ein von uns unabhängiger Spion verhaftet worden war. Die Aufgabe, der wir uns gestellt hatten, war weder einfach noch ungefährlich. Doch sie war notwendig. Und deswegen machten wir weiter. Bis zum 25. April 1943. Diesen Tag werde ich niemals vergessen. Alles war lange vorher geplant worden.

Der Oberst, der uns vor einigen Monaten am Pavillon erwischt hatte, sprach bei einem Abendessen im Kreis meiner Familie von einer wichtigen Aufgabe für die Gesellschaft, die ihm zugeteilt worden war. Ich sollte nie erfahren, worin diese Aufgabe bestand, wenn es sie überhaupt gab. Ich erzählte Lotte davon. Der Agent teilte ihr dann eifrig und aufgeregt mit, dass es sich hierbei um eine außerordentliche Möglichkeit handelte, um einen Einblick in die deutsche Kriegsführung zu ermöglichen. Es seien zwar trainierte Spione in der Stadt, allerdings würde es Monate

dauern, bis sie das Vertrauen des Obersts gewinnen konnten, um in die Nähe der Unterlagen zu kommen. Also fragte er uns, ob wir einen Weg kannten. Wir diskutierten lange. Und obwohl wir letztendlich zu dem Ergebnis kamen, dass es keine sinnvolle Idee war, die Geburtstagsfeier seiner Tochter zu nutzen, um die Unterlagen zu besorgen, wussten wir, dass wir im Grunde keine andere Wahl hatten.

Schweigend saßen wir auf Lottes Sofa, wo alles seinen Anfang genommen hatte.

„Also lassen wir es?“, fragte Lotte trocken. „Wer die Segnung der Freiheit genießen will, muss sich der Mühe unterziehen, dafür einzutreten“, zitierte ich Thomas Mann nach weiteren Sekunden des Schweigens. Und sah Lotte nachdenklich an. Als sich unsere Blicke trafen, war es entschieden. Wir würden keinen Frieden mit uns finden, wenn wir es nicht zumindest versuchten.



Also machten wir uns eine Woche später am 25. April auf den Weg zu Lisa. Ich hatte nur wenig mit dem Mädchen zu tun, doch eingeladen war ich trotzdem. Und in Absprache mit dem Oberst durfte ich Lotte mitbringen. Nervös klingelte ich. Lisa würdigte uns kaum eines Blickes, als wir das Haus (man konnte es beinahe ein Anwesen nennen) betreten. Mit hochgezogenen Augenbrauen sah Lotte mich an.

„Eine sehr höfliche Gesellin.“ Ich verzog das Gesicht. Wenn sie wüsste. Lisa war vor allem eins: verwöhnt und von der Rassenlehre ihres Vaters absolut überzeugt. Auf der Feier machten wir uns die Mühe, mit einigen Leuten zu reden. Sie interessierten sich vor allem für die Arbeit meines Vaters, wobei ich immer wieder betonen musste, wie bedeutungsvoll für die Gesellschaft seine Position im Ministerium war, in dem er für die Hitlerregierung arbeitete. Darum hatte er mich ausdrücklich gebeten, bevor ich das Haus verlassen hatte.

„Deutschland erwacht endlich, Adele. Also feiere diesen Sieg des Führers.“ Das waren die letzten Worte gewesen, die er jemals an mich richten sollte.

Der Nachmittag ging in den Abend über und die Stimmung lockerte sich. Den ersten Gästen merkte man bereits an, dass sie zu viel von dem köstlichen Champagner getrunken hatten, den Bedienstete permanent ausgaben. Lotte und ich genehmigten uns ebenfalls ein Glas. Und unter dem Vorwand, auf die Toilette zu müssen, verließen wir die Gesellschaft. Zu dieser Uhrzeit wunderte sich auch niemand mehr, dass wir zu zweit gehen mussten. Dachten wir zumindest. Leise stiegen wir die Treppe hinauf. Vor wenigen Tagen war ich mit meiner Mutter hier zu Besuch gewesen. Peinlich genau hatte ich mir die Wege und Zimmer eingepägt. Auch, welche Treppenstufen besonders laut knarzten.

Das Arbeitszimmer lag dunkel und verlassen vor uns, als wir die Tür am oberen Ende der Treppe öffneten. Der Schreibtisch war leer, abgesehen von einer Schreibmaschine und einem kleinen Funkgerät. Fragend warf ich Lotte einen Blick zu. Es war ungewöhnlich, ein Funkgerät zu besitzen. Als wir näherkamen, erkannte ich, dass die Schreibmaschine nur das sein konnte, was Lottes Spion als Enigma beschrieben hatte. Ein modernes Kommunikationsmittel, das die Nazis für den Krieg verwendeten. Einen Krieg, der genauso absurd wie brutal war. Es war erschreckend, wie sehr er von der deutschen Gesellschaft legitimiert wurde. Erst neulich hatte ich einen Passanten sagen hören, dass Hitler besser sei als jeder Kriegsgott von falschen Religionen. Mir lief damals ein Schauer über den Rücken, so wie in diesem Moment auch.

Möglichst lautlos machten wir uns daran, Schubladen und Regale zu durchsuchen. Mein Herz klopfte so laut, dass ich fürchtete, man könnte es im gesamten Haus hören. Meine Hände zitterten unablässig und ich bekam mit der Zeit kaum

noch Luft. Als Lotte mir beruhigend die Hand auf die Schulter legte, hätte ich beinahe aufgeschrien. Vorsichtig strich sie mir über den Arm.

Und gerade, als ich dachte, ich würde mich beruhigen, ging die Tür knarzend auf. Wir erstarrten, während Lotte mir weiterhin tief in die Augen sah. Angst. Liebe. Schuld. Sehnsucht. Bedauern. Und unendliche Trauer erkannte ich in ihrem Blick. Wir wandten uns den beiden Männern zu, die im Türrahmen lehnten. Beide hatten sie Waffen in der Hand. Sie warfen sich bestätigende Blicke zu und grinsten. Lotte zog mich an sich. Umarmte mich ein letztes Mal. Ich sog ihren Duft ein.

Sie wussten es. Jemand hatte uns verraten. Und in diesem Moment begriff ich, dass wir es vermasselt hatten. Es war vorbei.

### LOTTE

Sie zerren mich aus der Zelle. Dabei ziehen sie mich vielmehr den Flur entlang, als das ich selbst gehe. Meine Beine sind blau von den Tritten der Wachen. Ich weiß nicht, wann ich zuletzt eine Mahlzeit hinunterwürgen konnte. Ich würge sie jedes Mal wieder hoch, als hätte mein Körper den Sinn von Nahrung vergessen. Vielleicht, weil es keinen mehr gibt. Seit meinem letzten Schlaf ist das Fieber dazugekommen, sodass ich mein eigenes Körpergewicht kaum noch zu stemmen vermag.

Ich sitze in einem weißen Raum. Kann den Kopf kaum oben halten. Mein Blick verschwimmt. Höre die Stimmen nur gedämpft. Mein Atem stockt immer wieder. Mir ist heiß. Nein kalt. Oder doch heiß. Die Tür geht auf. Ich erstarre. Adeles Eltern sehen mich angeekelt an.

„Was für eine minderwertige Kreatur sie doch ist“, sagt ihre Mutter. „Schau sie dir an, nicht anders als einer dieser abgemagerten Affen aus dem Zoo.“ Stille.

„Wie konntest du unserer Tochter das nur antun?“, zischte ihr Vater nun. „Sie so hinters Licht zu führen. Ihre Naivität zu missbrauchen, um deine verräterischen Praktiken auszuüben. Adele hat den Führer und seine Prinzipien immer geehrt. Du Gesindel bist schuld, dass sie nun fälschlicherweise angeklagt ist und in diesen Käfigen verrottet.“

Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich gelacht. Wie oft Adele die Nazis und den Krieg verflucht hat. Ich weiß nicht, ob sie unter anderen Umständen auch dazu in der Lage gewesen wäre, Hass zu empfinden. Sie ist eine der verständnisvollsten und toleranteren Menschen, die mir je begegnet sind. Aber Hitler und seine Prinzipien hat sie gehasst. Aus tiefstem Herzen. Nur in einem Punkt hat ihr Vater recht. Es ist meine Schuld. Es war meine Idee. Damit anzufangen, das Richtige zu tun. Es war das Richtige für die Gesellschaft. Aber das Falsche für uns. Unter anderen Umständen und in einer anderen Zeit hätten wir vielleicht glücklich werden können. Das Bild, was ich mir in den letzten Monaten vorgestellt habe, taucht vor meinem inneren Auge auf.

Adele, die in unserem gemeinsamen Garten auf der Wiese sitzt und ein Buch von Oscar Wilde liest. Ich sitze vor meiner großen Leinwand und versuche, die Szene im Stil von Monet festzuhalten. Eine Träne fließt mir über die Wange.

„Nun, du kriegst die Möglichkeit, es wieder in Ordnung zu bringen“, fährt ihr Vater fort. Unter Anstrengung hebe ich den Kopf. „Ich habe mit dem Oberst eine Abmachung aushandeln können. Wenn du diesen Akt der Spionage auf deine Schultern nimmst und zugibst, die Schuldige zu sein, kann Adele in ihr Leben zurückkehren. Nicht, dass es mich nicht trotzdem Summen an Geld und Respekt kostet, aber es ist wohl für alle Beteiligten besser so.“

Selbst die Freiheit seiner Tochter misst dieses Monster an Geld. Er setzt sich für sie ein, um seinen Ruf in der Gesellschaft nicht zu verlieren. Ich will nicht, dass sie ihr Leben bei solchen Menschen verbringen muss. Ich zittere. Aber dort draußen würde Adele eine Chance haben. Hier nicht. Und für mich besteht nicht die geringste Chance, dieses Gefängnis zu überleben.

„Ich habe sie erpresst. Sie war meine beste Möglichkeit, um an Informationen zu kommen“, krächze ich also und lasse den Kopf hängen. Der Spion hatte mir bei einem unserer letzten Treffen von den Konzentrationslagern erzählt, von denen eh jeder wusste. Wenn sie mich nicht hier töten, dann dort. Ich denke an Adele. Wie sie als alte Frau lächeln kann und den Sonnenuntergang betrachtet. Wie sie vor einem großen Bücherregal steht und nicht weiß, für welches Buch sie sich gerade entscheiden soll, für Oscar Wilde oder Thomas Mann. Es bringt mich zum Lächeln. Sie bringt mich zum Lächeln. So wie sie es immer getan hat.

Ich liebe dich, Adele.

#### ADELE

Der Himmel ist rot. Und lila. Und rosa. Und orange und gelb. Ich lächle. Er ist wunderschön. Einen so wunderschönen Sonnenuntergang habe ich seit langer Zeit nicht mehr gesehen.

Ich schlucke. Lotte hätte ihn genauso auf die Leinwand bringen können. In Momenten wie diesen tut ihre Abwesenheit weh. So sehr, dass es schwer ist, zu atmen.

„Adele!“, ruft Klara von der Veranda. Erschrocken schaue ich auf. Lottes Schwester winkt mich zu sich. Sie hält etwas in der Hand. „Philipp hat vorbeigeschaut“, erklärt sie mir, als ich mich neben sie auf die Veranda stelle. „Er ist schon weg?“, frage ich entrüstet. Klara schweigt.

„Er war über eine Stunde da. Aber du wirktest so in Gedanken, als wolltest du für dich sein. Deswegen dachte ich, es wäre besser, dich nicht vom Trauern abzuhalten.“

Jetzt schweige ich. Es passiert mir seit meinem sechsmonatigen Gefängnisauferhalt häufiger, dass ich so sehr in Gedanken versinke, dass ich kaum etwas anderes bemerke. Dort ist es meine Hauptbeschäftigung gewesen. Und auch danach. Mir stockt der Atem. Torgau. Die Wände, die ich bis heute in und auswendig kenne. Diesen Geruch, den ich nie wieder vergessen werde.

Klara reicht mir ein Bild. Mir entweicht ein Schluchzen. Lotte und ich in der Zeit, als wir uns bei Philipp kennenlernten. „Philipp hat es mitgebracht. Man hat es in seinem alten Haus in Berlin gefunden“, erklärt Klara mir leise. Ihre Stimme klingt belegt.

Ich bin nie wieder nach Berlin zurückgekehrt. Nachdem meine Eltern mich aus Torgau geholt hatten, waren wir bei meiner Tante untergekommen.

Mitten in der Nacht hatte meine Tante mich geweckt. „Komm Mädchen“, hatte sie zu mir gesagt und mich an die Hand genommen. Draußen wartete ein Wagen. Ein Mann lehnte davor und betrachtete mich traurig. „Sie müssen Adele sein. Lotte hat sehr viel über Sie erzählt.“ Der Mann lächelte freundlich. Es hatte mich wie ein Schlag getroffen. „Der Spion.“ Er nickte.

„Er wird dich mit nach London nehmen“, meinte meine Tante bestimmt. Verdutzt schaute ich sie an. Sie lächelte nur und überreichte mir eine Reisetasche. „Schau nicht zurück, Mädchen. Sei stark.“ Dann war ich ins Auto gestiegen. „Sie war auch dort.“

„Lotte? Wo?“, fragte ich monoton. Es tat so weh. „In Torgau“, flüsterte der Mann. Es klang, als würde ihm das Sprechen schwerfallen. Ich bekam keine Luft mehr. Sechs Monate hatten wir im selben Gebäude verbracht. Und ich hatte es nicht gewusst.

„Warum bin ich hier und sie nicht?“ Ich versuchte mit aller Kraft meine Tränen zurückzuhalten. Aber ich wollte schreien, treten, fluchen, weinen. Ich wollte nicht länger still sein. „Sie behauptete, dich erpresst zu haben.“

Ich hielt sie nicht länger zurück. Die Tränen kamen und kamen und hörten nicht mehr auf.

Auch wenn ich das Bild betrachte, auf dem wir beide glücklich wirken, kommen mir die Tränen. Damals im Auto, bin ich wütend auf sie gewesen. Warum nimmt sie die Schuld auf sich, obwohl wir es gemeinsam getan haben? Warum verlässt sie mich? Warum lässt sie mich alleine leben? Heute weiß ich, dass ich auch so gehandelt hätte. Sie hatte die Hoffnung eben doch nicht aufgegeben. Sie hoffte für mich, wenn auch nicht mehr für sich selbst. Und diese Hoffnung hat mich gerettet. Jetzt sitze ich mit Lottes Schwester in einem Landhaus im Süden Englands und kann die Landluft und Sonnenuntergänge genießen. Und manchmal kann ich sogar das

Leben genießen. Der Spion hatte mir in dieser Nacht offenbart, was Lotte und ich niemals zu träumen gewagt hätten. Die Dokumente, die ich meinem Vater und anderen Offizieren entwendet hatte, enthielten tatsächlich Informationen über Pläne der Nazis und konnten einigen Menschen helfen, auf die es die Nazis abgesehen hatten.

Es ist nicht umsonst gewesen. Lotte ist in dem KZ, wo sie die letzten Wochen ihres Lebens zugebracht hatte, nicht umsonst gestorben. Sie hat Menschen ihren Wert zurückgegeben und sie beschützt. Meine mutige Lotte. Ich lächle.

Klara bleibt neben mir stehen, während wir zusammen die Fotografie von Lotte und mir betrachten. Ich spüre, wie mir eine Träne das Gesicht hinunterläuft. Doch ich weigere mich, mich erneut der Trauer hinzugeben.

„Ich habe so furchtbar Angst“, hatte ich einmal zu Lotte gesagt. „Wovor genau?“, fragte sie mich, während sie konzentriert ihren Pinselstrich verfolgt hatte.

„Vor den Nazis. Vor der Zukunft. Davor, alles falsch zu machen. Wir leben nur einmal. Ich denke, ich habe Angst, es zu verhaufen“, antwortete ich nachdenklich und hatte in den Himmel geschaut. Lotte legte ihren Pinsel beiseite und schaute mich an.

„Ich glaube, den Fehler machen viele Menschen. Sie glauben, dass sie nur diese eine Chance haben. Aber das stimmt nicht, Adele.“ Sie machte eine Pause und ich hatte sie erwartungsvoll angeschaut. „Wir sterben nur einmal. Aber leben – wir leben jeden Tag.“

Und jeder Tag birgt neue Chancen, neue Hoffnungen und neues Glück. Ich werde einen Teufel tun und Lottes Worte vergessen. Ich werde leben. Jeden Tag. Für sie und für mich.



## BRIEFE EINES INHAFTIERTEN FREIHEITSKÄMPFERS

Von Charlotte Irmelin Piotrowski

Folgende Briefsammlung erzählt uns die Geschichte des Kommunisten Herbert Rauf, der von 1943 bis 1944 in der Burg, dem ehemaligen Zuchthaus Brottkow, in sogenannter Schutzhaft, also ohne vorherigen Prozess, einsaß. Die Briefe schrieb er während der Inhaftierung an Angehörige und Gleichgesinnte. Soldaten der Roten Armee fanden sie nach der Befreiung des Zuchthauses und Deutschlands vom NS-Regime noch in den Kammern der Burg. Die Gestapo hatte sie zurückgehalten und so konnten sie nie ihre vorgesehenen Empfänger erreichen. Allerdings nun uns, den Erbauern der neuen Welt:

*Brottkow, der 15.07.1943*

*Liebste Rosalie,*

*ich sitze nun schon einige Tage ein und ich sage Dir, ich muss unmenschliche Qualen durchleiden. Nicht nur, weil ich euch nicht mehr sehen kann (küss den Joseph von mir), sondern auch wegen den Verhältnissen hier. Man lässt uns mehrere Tage nicht schlafen und ja, ich sage, ich wurde geschlagen.*

*Jeden Tag verhören sie mich, weil sie die Namen der anderen wissen wollen. Ich sage, ich weiß von nichts, und selbst, wenn ich es wüsste, würde ich nichts sagen. Das hat etwas mit Ehre und Verbundenheit zu tun. Das kennen die Herren hier gar nicht. Sie verbindet nur der falsche Stolz, der Hass. Die Blindheit eint sie. So traurig mich das hier macht, so positiv stimmt es mich für die Zukunft. Dieses Band der Blindheit und des Hasses wird in naher Zukunft gebrochen werden MÜSSEN. Sie können gar nicht gewinnen. Egal, wie viele sie von uns einsperren, wir sind doch immer noch die Mehrheit. Den echten Frieden kann man nicht mit Panzern in anderen Ländern erkämpfen. Den können nur wir hier bringen. Wir selbst. Und das wird geschehen, es wird zwangsläufig so sein. Uns eint echte Brüderlichkeit.*

*Rosalie, sag mir, schreib mir: Hast Du den Kurt gesehen? Geht es ihm gut? Sag ihm, er muss mir schreiben.*

*Jetzt das Wichtigste: Wie geht es Dir? Und wie Joseph? Vermisst mich nicht zu sehr. Ich werde hier alles tun, was ich kann, um nicht verrückt zu werden. Tut ihr draußen weiter alles, was ihr könnt! Dann sehen wir uns bald wieder.*

*In ewiger Verbundenheit,  
Bertel*

*Brottkow, der 16.07.1943*

*Kurt,*

*gestern schrieb ich meiner Frau Rosalie, dass sie sich bei dir erkundigen solle, aber ich halte das Warten nicht aus. Ich hocke hier in der Zelle und kann nichts anderes tun als schreiben und lesen. Ich lese die Zeitung, die mir ein Polizist brachte, aber viel kann ich ihr nicht abgewinnen. Entweder Seiten fehlen ganz oder es wurden Teile rausgeschnitten. Sie denken, damit könnten sie mich ärgern, aber insgeheim freu ich mich. Es bedeutet, dass sie mir etwas verschweigen wollen. Irgendetwas ist passiert, was den Nazis nicht gefallen hat. Waren es nun die sowjetischen Brüder oder die Deutschen. Das weiß ich nicht, aber ich weiß: Beide werden keine Ruhe geben, bis beide befreit sind. Und dann werden wir in der neuen Welt leben, wo es keinen Unterschied zwischen uns gibt und wir nur noch Brüder, Genossen, möcht ich sagen, sind! Von dieser Welt träume ich hier in Gefangenschaft. Ich weiß, es wird nicht mehr lang nur ein Traum sein. Wir werden von dieser ungerechten Welt zu einer gerechten gelangen, durch uns. Eine Welt des Volkes für das Volk.*

*Grüß mir auch die anderen und deine Familie!*

*Herbert*

*Brottkow, der 03.09.1943*

*Liebste Rosalie,*

*ich erhielt leider immer noch keine Antwort von Dir. Mich beschleicht langsam das Gefühl, die Wache hält deine Briefe zurück, damit ich keinen Kontakt zur Außenwelt halten kann. Das ist sogar gegen ihr eigenes Gesetz. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Das ist das erste, was sie in ihrer Verfassung schreiben, aber auch das erste, woran sie sich in keinsten Weise halten: das Volk wird eingeschüchtert, manipuliert, verfolgt, vertrieben, eingesperrt, hingerichtet. Das letzte, was die Faschisten wollen, ist ein mächtiges, selbstdenkendes Volk. Kurzer Einschub - mir ist heute Morgen folgendes Gedicht in den Sinn gekommen: (Ich habe es für dich geschrieben, mein Täubchen)*

*In den tiefsten Gründen meiner Seele,  
den klarsten Bächen meines Herzen,  
entspringt ein Gefühl so drängend,  
treibt mich zu ungewohnten Schmerzen.*

*Möchte ich es packen,  
und mir aus dem Busen schneiden,  
merk ich, es ist die Sehnsucht,  
die mich lehrt das Leiden.*

*Ich möchte es nicht missen,  
denn nach meinem Wissen,  
liebe ich das Vermissen:  
Denn dann bleibt mir wenigstens die Erinnerung an dich.*

*Rosalie, ich weiß, du wartest auf mich. Sag Joseph, sein Vater liebt ihn und ist stolz auf ihn. Die Zustände hier werden immer schlimmer, mein Schatz. Jeden Tag wird mir mit dem Tod gedroht, wenn ich nicht bald über Genossen rede. Aber ich halte meinen Mund. Diese Hunde kennen keinen Anstand. Ohne Prozess sitz ich hier. Das ist Unrecht. Selbst nach ihren Gesetzen. Aber wer hält sich hier noch an irgendetwas. Die Welt scheint verrückt geworden zu sein. Manchmal wünsche ich mir, sie würde einfach untergehen, anstatt so zu bleiben, aber dann erinnere ich mich daran, dass sie sowieso niemals so bleiben kann, wie sie ist. Die Dialektik des Lebens.*

*Selbst wenn ich es nicht mehr mitbekommen sollte und sie mich hier hinrichten sollen, dann weiß ich doch, ich habe alles richtig gemacht. Und für die gute Sache gekämpft. Für die eine, für die es sich zu kämpfen lohnt. Für unsere Freiheit und die unserer Kinder und Kindes-  
kinder. Die Revolution kommt, es brodelt schon.*

*Ich küsse dich von Herzen,  
Bertel*

*Brottkow, der 27.11.1943*

*Genossen,*

*ich weiß nicht, wer von euch diese Zeilen noch lesen wird, aber lasst euch folgendes gesagt sein. Euer Kampf ist nicht umsonst, führt ihn weiter und führt ihn gut!!! Ich weiß jetzt in Gefangenschaft umso mehr, wofür wir kämpfen und dass wir bald siegen werden. Lasst uns und alle die Gewehre umdrehen. Lasst die Arbeiter kämpfen, quasi das Ammenmärchen vom Dolchstoß durch die Sozialisten, durch das werktätige Volk wahr machen.*

*Lest, Genossen, lest. Wörter sind eine Waffe. Wissen ist Macht. Alle Macht geht vom Volke aus (so muss es echt sein).*

*Rotfront,*

*Genosse Rauf*

*Brottkow, der 22.12.1943*

*Meine liebe Rosalie,*

*wie zerreißt es mich innerlich, nicht von dir hören zu können. Ich frage mich, was du wohl von meinen Briefen denkst. Ob du antwortest, ob du sie überhaupt bekommst. Von außen sehe ich auch schon ganz zerrissen aus. Ich bin dürr und mager, fast so wie die Knochen, an denen Paulchen immer nagt. Und ich stinke. Manchmal denke ich, du kannst froh sein, mich so nicht sehen zu müssen. Aber ich liebe dich auch zu sehr, um dich nicht sehen zu wollen. Ich denke, dir geht es ebenso. Du bist die stärkste Person, die ich kenne. Vielleicht ist nur noch der Joseph stärker (Wie geht es ihm?). Du würdest mich so aushalten. Mich so wieder mit nach Hause nehmen.*

*Aber noch geht das nicht.*

*Ach Rosalie, die Welt ist verloren, wenn es so weitergeht. Meine Welt ist es nicht mehr. Ich will nicht mehr. Aber sie müssten mich schon totprügeln und ich würde diese Welt trotzdem nicht verraten.*

*Hier in Einzelhaft ist es einsam. Die Einzigen, die ich sehe, sind Wärter oder Polizisten mit dem Knüppel. Hilf mir. Ich brauche dich! Finde bitte wenigstens heraus, wie du mir einen Brief zukommen lassen kannst. Oder irgendetwas!*

*Ich liebe dich!*

*Sei gedrückt,*

*Bertel*

*Brottkow, der 12.01.1944*

*Kurt,*

*ich bekomme keine Briefe von dir. Sie werden wohl zurückgehalten. Oder du hast meine gar nicht bekommen.*

*Ich bin traurig, aber hoffnungsvoll. Traurig, weil es mir gerade so schlecht geht, aber hoffnungsvoll, weil ich weiß, dass nicht alles schlecht ist. Ihr seid noch da draußen und jetzt gerade verändert ihr die Welt. Die Gestapo will es bloß vor mir geheim halten. Sie schämen sich, weil sie wissen, dass wir selbst eingesperrt noch stärker sind als sie frei. Obwohl, frei sind sie auch nicht. Ihre Gedanken sind die eingesperrten. Ihre Augen sind versperrt. Sie sind blind. Sie wissen nichts, aber denken, alles zu wissen. Sie sagen, sie wissen, sie sind besser als andere, aber es ist sicher, sie sind schlecht, durch ihr Verhalten.*

*Alle Menschen sind gleich, nur das, was sie tun, macht sie besser oder schlechter. Für die falsche Sache zu kämpfen ist schlecht. Mich und andere Genossen einzusperrn ist falsch. Wir kämpfen für die gute Sache. Es wäre auch ihre Sache, wenn sie schlau wären.*

*Freiheit schadet niemanden, außer denen, die an unserer Gefangenschaft verdienen. Hitler ist nur eine Spielpuppe. Jede andere Puppe wäre ihnen auch recht. Und wenn eine Puppe sich „falsch verhält“, dann kommt die nächste. Hauptsache, wir werden immer wieder ausgebeutet, wir verlieren immer wieder unsere Liebsten im Krieg. Es ist richtig, das Volk, die Arbeiter profitieren nie vom Krieg, ob das Land siegt oder geschlagen wird. Von so einem Krieg hat das Volk nichts. Nur Hunger, Zerstörung, Armut, Krankheit und Tod. Wir würden uns niemals selbst in einen Krieg schicken gegen andere Völker. Arbeiter können untereinander friedlich leben, das müssen sie. Kapitalisten, Faschisten brauchen den Krieg, um zu verdienen. Um uns klein zu halten, damit wir nicht zu mächtig werden und, Gott bewahre, eine gerechte Welt schaffen. In der sie selbst auch gut leben könnten, wenn sie nur hören würden.*

*Wir Arbeiter würden uns nicht selbst in so einen Krieg schicken, und doch, wenn der Schlächter ruft, trotten viele wie die Kälber zu ihm und lassen sich blind eines nach dem anderen abschlachten. Das liegt an dieser Verwirrung im Volk, die immer gestreut wird. Die Solidarität im Volk muss sein. Sie muss! Dann sind wir mächtiger. Ein paar wenige können nichts anrichten gegen das ganze Volk, gegen die organisierte Masse. Selbst wenn sie mit aller Gewalt vorgehen würden.*

*Wir sind die Fabrik! Wir sind der Hafen! Wir sind die Macht!*

*Pass auf alle auf!*

*Herbert*

*Nachtrag: Ich berichtete dir schon von der Zensur der Zeitungen. Ich frage mich, was sie damit bezwecken. Genauso gut könnten sie mir Märchenbücher in die Zelle geben und*

davon Seiten entfernen. Sicher wollen sie mich bloß kirre machen. Ich soll eingehen. Ich denke, es könnte ihnen sogar gelingen. Ich brauche einfach etwas zu tun. Meine Zeit draußen an der frischen Luft ist zudem unmenschlich kurz. Wenn ich nicht an Unterernährung sterbe, dann sicher bald an Unterbeschäftigung. Ich schaue gerade aus dem kleinen Kerkerfenster und betrachte die Gitterstäbe. Der Rost erinnert mich an unseren Keller, in dem wir schon als Kinder gespielt haben. Ich wusste schon damals, du würdest mich nie im Stich lassen. Auf dich ist immer Verlass. Und du kannst dich bei mir desselben sicher sein. Alle Zukunftspläne, die wir mit den anderen geschmiedet haben, all die Nächte und Tage, all die Aktionen werden nicht umsonst gewesen sein. Ich bin sicher, ein paar habt ihr auch ohne mich durchgeführt und lasst euch nicht unterkriegen. Niemand weiß hier im Zuchthaus irgendetwas. Kein Wärter, keine Ratte, kein Floh. Vom letzten gibt es hier übrigens einige. Das sind hier Zustände, die du dir nicht mal im Entferntesten vorstellen könntest. Unser kalter Rumpelkeller ist ein Palast dagegen.

Wie gesagt... ich bin versichert, ihr plant auch ohne mich neue, wichtige Aktionen und führt sie mit Sorgfalt und gut geplant durch. Dir und allen rufe ich aus der feuchten Zelle zu und hebe meine knöchernen, mit blauen Flecken übersäte Faust empor: Rotfront!

*Brottkow, der 14.02.1944*

Liebste Rosalie,

ich werde immer dünner. Ich frage mich, ob sie bezwecken, mich auszuhungern. Mich hungern zu lassen, damit sie keinen Mord vor dem Volk gestehen müssen. Sie könnten ja einfach sagen, ich hätte was nicht vertragen oder von mir aus nicht gegessen und es verweigert. ich schreib es dir schon mal, falls etwas Derartiges passieren sollte.

In der Zeitung „Das Reich“ stand, ein „Deutscher Sieg“ sei sicher. Nur noch ein paar Wochen. Das glaube ich nicht. Dazu kenne ich die Sowjetrussen und ihre Genossen zu gut. Sie sind zu stark für die Faschisten, weil sie auf der richtigen Seite stehen. Diese Seite gibt einem Mut, sie gibt einem Kraft und Zuversicht. Ich habe selbst erlebt, wie es brodelte, wenn nur ein paar Hundert für die gute Sache stehen. Das aber sind ein paar Tausende, es sind Millionen. Da kann Hitler und seine Herde nichts ausrichten. Da ist jeder Mann gefestigt und weiß, wofür er kämpft. Bei den Faschisten gibt es das nicht. Keine Überzeugung bis in die kleinste Reihe. Das sind alles Mächtegerns. Das sind Angsthäsen, die sofort das Weite suchen, wenn sie die geballte Kraft der Kommunisten sehen.

Ich liebe dich und Joseph! Ihr seid mein ein und alles!

Die Polizei hat mir gestern offenbart, dass ich morgen verlegt werde. Nach Buchenwald. Ich soll alles mitnehmen wurde mir gesagt. Sehr lustig, was soll ich hier schon haben, das wissen sie auch.

*Sie haben gesagt, ich werde dort arbeiten müssen, für das Deutsche Reich. Das will ich nicht. Für dieses Deutschland werde ich nicht arbeiten. Ich werde für ein anderes Deutschland arbeiten: bald. Es wird Sowjetdeutschland sein.  
Ich schreibe dir, wenn ich ankomme, noch einmal. Damit du weißt, wie es mir ergeht und wie alles aussieht.*

*In ewiger Liebe,  
Bertel*

Nach diesem letzten gefundenen Brief lässt sich nur noch ein Eintrag im Totenbuch des KZs Buchenwald finden. Laut diesem soll Herbert Rauf am 15.02. an plötzlichem Lungenversagen gestorben sein. Angenommen wird jedoch, dass der Freiheitskämpfer am Abend des 15.02. gleich nach seiner Ankunft im KZ von einem Wärter wegen seiner Ansichten und dem Streben nach einer besseren und gerechteren Welt erschossen wurde.

Seine Frau erfuhr bis zuletzt nichts von seiner Verlegung oder seinem Tod. Sie und der gemeinsame Sohn wurden beim Luftangriff am 3. Februar 1945 tödlich verletzt.

Der Genosse Kurt hingegen starb schon einige Monate vor Herbert, als er auf offener Straße beim Flugblätterverteilen von der Gestapo erschossen wurde, als er versuchte, zu fliehen.

Die Briefe dienen der Nachwelt, um den Kampf mit sich selbst in der Einsamkeit zu verstehen. Der Kampf, nicht verrückt zu werden und die Hoffnung nicht zu verlieren.

Wie schon der Freiheitskämpfer 1937 im Konzentrationslager Aschendorfermoor, im später unter Insassen beliebtesten Lied geschrieben: Wir wissen, dass nach dieser Not uns leuchtet hell das Morgenrot.

Genauso kämpft jeder von euch heute für die neue, sozialistische Welt!

Horst Ziller, Historiker  
21. August 1948

(Alle Personen sind frei erfunden, aber angelehnt an echte Freiheitskämpfer, insbesondere die echte Geschichte Ernst Thälmanns während seiner elfjährigen Einzelhaft und anschließenden Hinrichtung und die gute Sache, für die sie kämpften.)



## HINTER MAUERN

Von Luise Döring

**M**EIN BLICK WANDERTE ZUM FENSTER, ICH SCHAUTE IN DEN HOF, UND MEINE GEDANKEN DRIFTETEN AB, BIS ICH SCHLIESSLICH NICHTS MEHR DACHTE. ICH HATTE KEINE AHNUNG, WIE VIEL ZEIT vergangen war, bis Frau Lehmann plötzlich vor mir stand und mich mit einem lauten Klopfen auf meinen Tisch zurück in die Realität holte. „Anja! ANJA! Das ist jetzt nun schon das dritte Mal heute. Es wirkt, als wäre mein Unterricht zu langweilig für dich. Wenn das so ist, kann ich dir gerne zusätzliche Aufgaben geben“, sagte Frau Lehmann scharf. „Nein, Frau Lehmann, ich werde gewiss von nun an Ihren Unterricht mit voller Aufmerksamkeit verfolgen“, erwiderte ich schnell, um mögliche Konsequenzen zu vermeiden. Daraufhin wandte sich Frau Lehmann um, ging mit einem „Gut. Dann machen wir weiter!“ wieder vor zur Tafel und wollte gerade dazu ansetzen, irgendwelche mathematischen Formeln zu erklären, als es zur Pause läutete.

Alle Mitschülerinnen stürmten hinaus, während ich von Frau Lehmann noch einmal zu ihr gerufen wurde. „Anja! Bleibst du bitte noch einen Moment hier?“, sagte Frau Lehmann in einem ernsten Tonfall. Ich nickte stumm und wartete, bis die anderen Schülerinnen den Raum verlassen hatten. Frau Lehmann verschränkte die Arme und musterte mich eingehend. „Was ist los mit dir, Anja?“, begann sie, ihre Stimme ist voller Strenge und Genervtheit. „Du warst in letzter Zeit sehr abwesend und du weißt, dass so ein Verhalten nichts in meinem Unterricht verloren hat.“ Ich schluckte und nickte wieder, unfähig, die Wahrheit auszusprechen. Frau Lehmann seufzte ungeduldig. „Gut, wenn du meinst, mir nicht antworten zu müssen. Aber vergiss nicht, dass dieses Verhalten beim nächsten Mal Konsequenzen haben wird. Ich kann das nicht weiterhin dulden.“ Ihre Worte trafen mich hart. Ich fühlte mich unverstanden und beschämt. Ich hasste es, wenn man mir in einem solchen Tonfall begegnete. In solchen Momenten wie diesen, verdunkelt sich die Welt vor meinen Augen, es fühlt sich an, als wäre ich in einem Nebel. Es gibt nur mich und diese, auf mich bedrohlich wirkende Stimme und alles in mir zieht sich so zusammen, dass ich unfähig bin, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Darum murmelte ich nur leise ein „Ich verstehe, Frau Lehmann“, woraufhin sie mich mit einem kurzen Nicken entließ. Ich eilte hinaus, froh, der unangenehmen Situation entkommen zu sein.

Im Speisesaal setzte ich mich neben Kerstin, die nur vor ihrer trockenen Scheibe Brot saß und sich immerzu nervös umsah, statt zu essen. Ich sah Susanne am anderen Ende des Saals. Sie lächelte mir kurz zu, bevor sie sich wieder ihrem Essen

widmete. Susanne war einen Jahrgang über mir, wir sind uns in einer Pause einmal zufällig begegnet und verstanden und sofort. Nachdem ich heute Morgen aufgestanden war, fand ich einen kleinen Zettel neben meinem Bett, ich wusste nicht, wie es Susanne nachts in den Schlafsaal meines Jahrgangs geschafft hatte, aber auf dem Zettel stand „Heute Nacht bei der alten Eiche. Deine Suse.“ Suse wurde sie von niemandem sonst genannt. Er musste von ihr stammen. Ich schaute nochmal im Speisesaal zu Susanne hinüber und lächelte in Gedanken zurück. Ich freute mich auf unser Treffen.

Die strengen Regeln des Heims verboten jegliche Unterhaltungen während der Mahlzeiten. Die Stille im Raum war erdrückend, nur das Klirren von Besteck und das leise Schmatzen der essenden Mädchen, was mich innerlich immer zur Weißglut brachte, war zu hören. Einige Schülerinnen tuschelten dennoch leise miteinander und riskierten damit, erwischt zu werden.

Die bedrückende Atmosphäre ließ mich innerlich verkrampfen. Gleichzeitig fühlte ich mich ausgeschlossen. Das heimliche Getuschel der anderen Mädchen schürte meine Unsicherheit. Ich wusste nicht, worüber sie sprachen, und fragte mich unweigerlich, ob sie über mich lästerten. Ich hatte eh schon nicht das beste Verhältnis zu den anderen, weil sie mir immerzu widerspiegelten, dass ich komisch sei und nicht zu ihnen gehörte.

Kerstin versuchte, sich unauffällig ein Stück Brot in ihre Tasche zu stecken. Ich bemerkte es aus dem Augenwinkel, sagte aber nichts. Sie wirkte genauso angespannt wie ich, und ich verstand ihren Drang, sich etwas für später zu sichern.

Plötzlich durchbrach direkt neben mir ein lautes Geräusch die Stille. Ein lautes Klatschen und ein Aufschrei ließen mich zusammenzucken. Kerstin war erwischt worden. Die Erzieherin packte sie grob am Arm und zerrte sie von ihrem Stuhl.

„Was glaubst du eigentlich, was du hier machst?“, brüllte sie. Kerstin stammelte eine Entschuldigung, aber die Erzieherin war unerbittlich. Sie schlug Kerstin ins Gesicht.

Die Szenen vor meinen Augen verschwammen. Ich war nicht mehr im Speisesaal, sondern in unserem Wohnzimmer zu Hause. Ich sah meinen Vater, wie er sturzbetrunken auf meine Mutter losging, seine Hand, die auf ihr Gesicht niederfuhr. Ich hörte das verzweifelte Schreien meiner Mutter, vielleicht schrie ich selbst auch. Ich spürte die Angst, und sah mich, wie ich Steffen, meinen kleinen Bruder, aus dem Zimmer zog, damit er das Grauen nicht mit ansehen musste. Aber es war zu spät. Mein Vater hatte mich dabei gesehen. Er kam auf mich zu, schrie mich an, packte und schlug mich, bis ich nur noch zusammengekröchen auf dem Boden lag und zu geschockt war, um zu weinen. Ich spürte auch keine Schmerzen, dafür war

mein Körper mit zu viel Adrenalin geladen. Ich spürte sie noch nicht.

Ich schnappte nach Luft, versuchte mich auf die Gegenwart zu konzentrieren, aber es gelang mir nicht. Panik überkam mich, mein Herz raste und meine Atmung wurde flach. Alles um mich herum verschwamm.

Ich sah Susanne am anderen Ende des Saals, wie sie besorgt in meine Richtung blickte, aber sie konnte nicht zu mir kommen. Laut den Regeln des Heims war es nicht erlaubt, den Platz während der Mahlzeiten zu verlassen, erst recht nicht, um zu Mädchen einer anderen Jahrgangsstufe zu gehen.

Meine Hände begannen zu zittern, Schweiß trat auf meine Stirn. Ich fühlte mich, als würde ich ersticken, als ob die Luft um mich herum immer dünner wurde. Ich dachte, jetzt müsste ich sterben. Die Stimmen im Raum wurden zu einem dumpfen Summen, während mein Herzschlag in meinen Ohren hämmerte. Die Welt drehte sich um mich herum, und ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Verzweifelt griff ich nach etwas, um mich festzuhalten, aber meine Hände fanden nur die harte Tischkante. Tränen liefen über mein Gesicht, und ich versuchte verzweifelt, meine Atmung zu kontrollieren. Ein- und Ausatmen, ein- und ausatmen, sagte ich mir immer wieder, doch es half kaum.

Niemand schien zu bemerken, was mit mir los war. Die Erzieherin war immer noch damit beschäftigt, Kerstin zu bestrafen, und die anderen Schülerinnen waren entweder zu schockiert oder zu ängstlich, um einzugreifen. Ich war ganz auf mich allein gestellt.

Nach einer gefühlten Ewigkeit begann mein Herzschlag sich langsam zu beruhigen. Ich konzentrierte mich auf die kleinen Dinge um mich herum: das leise Klirren von Besteck, das entfernte Murmeln der Gespräche, das Rascheln der Blätter der Bäume im Hof. Schritt für Schritt fand ich zurück in die Realität, aber die Angst ließ mich nicht los.

Ich sah erneut zu Susanne hinüber, die mich immer noch besorgt beobachtete. Ihr Blick gab mir ein wenig Halt, auch wenn sie mir nicht direkt helfen konnte.

Ich wischte mir die Tränen ab und versuchte, mich auf mein Essen zu konzentrieren, während die Welt um mich herum langsam wieder ihre gewohnte Form annahm.

„Danke“, flüsterte ich in Gedanken, nicht an eine bestimmte Person gerichtet, sondern an das Universum, das mir erlaubt hatte, diesen Moment zu überstehen. Susanne nickte mir aus der Ferne zu, und ich wusste, dass ich nicht völlig allein war, auch wenn die Umstände es oft so erscheinen ließen.

Nach dem Mittagessen gingen wir zum Mädchenchor. Singen war mein Zufluchtsort, mein einziger Moment des Friedens in diesem strengen Spezialkinderheim. Die Proben fanden in einem alten, zwar heruntergekommenen Raum

der Burg statt, aber dessen hohe Decken und steinernen Wände konnten einen wunderbaren Klang erzeugen. Die Akustik war perfekt und verlieh jeder Note eine besondere Tiefe, die mein Herz ergriff und mich für einen Moment alles andere vergessen ließ. Doch als die Chorleiterin, Frau Müller, ein neues Lied ansagte, das wir heute üben würden, spürte ich direkt einen inneren, sich immer weiter aufbauenden Druck. Es war eigentlich ein anderes Stück für heute angekündigt worden, und auf dieses hatte ich mich schon vorbereitet, was dazu führte, dass ich mich von der plötzlichen Änderung stark überrumpelt und überfordert fühlte.

„Frau Müller, das war doch gar nicht angekündigt“, wagte ich zu sagen. Die Chorleiterin sah mich streng an. „Anja, das ist meine Entscheidung und diese Entscheidung wirst du gefälligst akzeptieren und hier das machen, was dir gesagt wird. Und Reinrufen gehört dort erst recht nicht dazu.“ „Aber -“, setzte ich an, doch sie unterbrach mich scharf. „Genug! Du hast jetzt für die nächsten zwei Tage Ausgangssperre und wirst diese Probe hinten in der Ecke verbringen.“ Sie zeigte auf die hinterste Wand, die, so sah sie aus, wahrscheinlich noch nie entstaubt und von Spinnweben, die von der hohen Decke ragten, befreit wurde.

Ich stand wie angewurzelt da, unfähig zu reagieren. Schließlich schleppte sie mich in diese Ecke. Mit meiner Hand fasste ich ungewollt in eines der Spinnnetze und zog sie schnell wieder zurück. Der Lärm der anderen Stimmen und die gefühlte Enge des Raumes wirkten auf mich ein. Tränen stiegen in meine Augen, aber ich biss die Zähne zusammen, um nicht laut loszuweinen. Ich wollte mir nicht den nächsten Ärger einhandeln. Je länger ich dort stand, desto intensiver wurden die Reize um mich herum. Die Stimmen der anderen Mädchen vermischten sich zu einem unerträglichen Summen. Das Licht war grell, jeder Schatten wirkte bedrohlich. Die Luft schien schwerer zu werden, und ich hatte das Gefühl, nicht genug Sauerstoff zu bekommen. Alles war zu viel – die Geräusche, die Enge, das Licht. Mein Kopf schien kurz vor dem Explodieren zu stehen.

Irgendwann konnte ich es nicht mehr zurückhalten und fiel in einen Zustand völliger Überforderung. Die Tränen liefen unkontrolliert über mein Gesicht, ich kniff meine Augen angestrengt zusammen und presste meine Hände fest gegen meine Ohren, in der verzweifeltten Hoffnung, die Außenwelt irgendwie auszusperren.

Als die Stunde zu Ende war, kam Frau Müller zu mir. „Anja, wir müssen reden“, sagte sie scharf. Doch ich konnte nicht antworten. Kein einziges Wort kam über meine Lippen. Meine Gedanken waren ein wirres Durcheinander, und die Angst hielt mich in ihrem eisernen Griff. Frau Müller interpretierte mein Verhalten scheinbar als Reaktion des Ich möchte aber nicht mit Ihnen sprechen, drehte sich wütend auf der Stelle um und ließ mich alleine im Raum. Sie schloss die Tür ab. Eingesperrt. Kontrollverlust.

In der Dunkelheit des Raumes kroch die Panik wieder in mir hoch. Ich schrie, schlug mit den Fäusten gegen die Tür, bis ich keine Kraft mehr hatte. Dann wurde ich still. Nachdem ich eine Weile nur auf dem Boden gelegen, und an die hohe Decke gestarrt habe, begann ich, die Chorlieder zu singen, was mich auf andere Gedanken brachte und mich selbst ein wenig entspannte. Die vertrauten Melodien halfen mir, wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Plötzlich hörte ich Schritte auf dem Flur. Das rhythmische Klackern der Schuhe, die mir begann vorkamen. Dann schließlich öffnete sich die Tür.

Es war meine Lieblingserzieherin, Frau Schneider. Sie hatte meinen Gesang gehört und kam, um nach mir zu sehen.

„Anja, komm raus. Alles ist gut.“, sagte sie sanft.

Ich folgte ihr nach draußen, dankbar für das, was sie tat. Frau Schneider wollte mich in den Arm nehmen, aber ich wich zurück. Ich hasste das Gefühl, umarmt zu werden. Frau Schneider ließ davon ab und nahm mich stattdessen an die Hand und führte mich zurück in den Wohnbereich. „Es wird alles gut, Anja. Ich bin für dich da“, flüsterte sie beruhigend. Für einen Moment fühlte ich mich etwas sicherer und geborgener in ihrer Nähe. Doch gleichzeitig hielt ich innerlich Abstand, getrieben von dem tief verwurzelten Misstrauen, das meine Erfahrungen mir eingeprägt hatten.

Nach dem Chorabend lag ich im Schlafsaal und starrte an die Decke.

Meine Gedanken rasten und kreisten sich darum, wie ich hier rauskommen könnte, um Susanne zu sehen. Nachts war es strengstens verboten, das Zimmer zu verlassen, und erst recht, wenn man eine Ausgangssperre hatte. Ich wusste, dass es doppelt Ärger geben würde, wenn ich erwischt würde.

Das Licht im Schlafsaal wurde gelöscht, und ich wartete geduldig, bis alle anderen Mädchen eingeschlafen waren. Das gleichmäßige Atmen meiner Mitbewohnerinnen erfüllte den Raum. Ich wartete noch einen Moment länger, um wirklich ganz sicher zu gehen, dass nicht doch noch jemand wach war, dann setzte ich mich schließlich vorsichtig auf, zog mir etwas Wärmeres über und schlich mich leise zur großen Fensterfront. Der alte Boden der Burg knarrte ein wenig und ich hoffte, dass ich niemanden dadurch aufwecken würde, aber es schien mir zu gelingen.

Das Zimmer lag nur im ersten Stock, aber als ich hinunterblickte, schien es mir trotzdem hoch. Dennoch entschied ich mich dazu, zu springen, denn die Sehnsucht, aus dem alten Gemäuer für ein paar Augenblicke herauszukommen und vor allem die Gedanken daran, Susanne zu treffen, waren stärker.

Ich öffnete das Fenster und kletterte hinaus. Ohne groß nachzudenken, wie ich später wieder zurück ins Zimmer kommen würde, sprang ich hinunter. Der Aufprall

war härter, als ich erwartet hatte. Mein rechter Fuß knickte beim Aufkommen um. Mist! Ich spürte den Schmerz in meinem Fuß, aber davon ließ ich mich nicht aufhalten und machte mich somit etwas humpelnd auf den Weg zur alten Eiche.

Ich schaute mich ständig um, immer darauf bedacht, nicht entdeckt zu werden. Die Dunkelheit war mein Verbündeter, aber auch eine ständige Bedrohung. Plötzlich sah ich rechts neben mir in der Ferne ein Licht aufblitzen. Sofort duckte ich mich hinter einen Busch und hielt den Atem an, bis das Licht wieder erlosch. Dann schlich ich weiter, gedeckt von den Schatten.

Ich musste einmal um die ganze Burg herumlaufen, da mein Schlafsaal genau auf der anderen Seite des Geländes lag. Insgeheim hasste ich mich dafür, den Vorschlag gemacht zu haben, uns dort zu treffen, aber es war der einzige Ort, wo man am unwahrscheinlichsten erwischt werden würde, weil die Erzieherinnen dort nicht so oft nachsahen.

Als ich bei der großen Eiche ankam, wartete Susanne schon auf mich. Zur Begrüßung umarmten wir uns fest. Wir legten uns ins hohe, leicht nasse Gras und schauten in den sternenklaren Himmel. Heute Nacht konnte man die Sterne ganz deutlich sehen.

Eine Sternschnuppe zog über uns hinweg. „Schau mal dort!“, sagte Susanne leise zu mir. „Eine Sternschnuppe. Jetzt darfst du dir etwas wünschen. Aber verrät es mir nicht. Sonst geht es nicht in Erfüllung.“ Die letzten Worte flüsterte sie nur noch. Ich dachte einen kurzen Moment nach und der erste Wunsch, der mir einfiel, war, in einer Welt zu leben ohne Gewalt und dass jeder Mensch diejenige Person lieben durfte, den sie möchte. Ein großer Wunsch, streng genommen waren es sogar zwei. Ich wusste, dass das zu hoch gegriffen war und so gut wie unmöglich erscheint, aber das ist es, was mir wirklich wichtig war.

Wir lagen eine Weile schweigend nebeneinander, bis Susanne ihren linken Arm um mich legte. Wir rückten näher zusammen. Mein Kopf an Susanne gelehnt. Alles fühlte sich so unwirklich an. Wie wir dort lagen – in Ruhe. Die Welt stand für einen Moment still. Zum ersten Mal fühlte ich mich wirklich geborgen, ohne die übliche innere Anspannung. Ich konnte mich ganz fallen lassen. Ich vertraute Susanne vollkommen.

Ich drehte mich zu Susanne, hob meinen Kopf ein wenig und schaute ihr tief in die Augen, was ich sonst bei jedem anderen meist vermied, und fragte leise: „Darf ich dich küssen?“ Sie nickte, lächelte leicht und flüsterte ein zartes: „Ja.“ Wir küssten uns lange, und als wir uns voneinander lösten, nahm sie meine Hand. Susanne lächelte und sagte: „Genau das habe ich mir gewünscht, als ich die Sternschnuppe gesehen habe.“

Wir wollten uns gerade erneut küssen, als plötzlich ein lautes „Hey!“ die Stille zer-

riss. Ein Licht tauchte auf und kam immer näher. Wir wurden entdeckt. In meinem Kopf ging ich alle möglichen Strafen durch, die ich zu befürchten hatte. Weglaufen war zwecklos, die Stimme war schon viel zu nah. Ein erneutes „HEY!“ ertönte, und da erkannte ich, wer nach uns rief. Es war die Stimme von Frau Schneider.

Da stand sie nun vor uns, das Licht der Taschenlampe direkt auf uns gerichtet. Susanne und ich versuchten uns zu erklären, aber es gab keine logische Rechtfertigung, die ausreichte. Wir stammelten nur herum.

Auf einmal wurde Frau Schneiders Blick sanfter, als sie unsere Hände sah. Ganz und gar nicht erbost, lächelte sie uns an und begann zu erzählen: „In meiner frühen Jugend habe ich so etwas auch gemacht. Ich hatte eine Freundin, und wir haben uns heimlich getroffen. Andere hielten es für eine einfache Freundschaft, aber für uns war es immer mehr, was wir nie verrieten. Getrieben von der Angst, dass es eines Tages auffliegen könnte, haben wir uns dann aber irgendwann aus den Augen verloren“, sie seufzte. „Ach die Ingrid. Sie konnte gut küssen. Ich muss immer noch oft an sie denken. Heute bin ich mit einem Mann zusammen. Ich wurde quasi gezwungen. Es ist nicht so, dass ich ihn nicht mag. Nein, auf keinen Fall. Aber ich empfinde nicht mehr für ihn. Nicht so viel, wie für die Ingrid. Es fühlt sich an, als ob ich täglich eine Maske tragen müsste, um den Schein zu bewahren und ich darf nicht ich selbst sein. Umso schöner finde ich es, was ihr beide habt – diese Bindung, diese Beziehung. Ich wusste gleich, dass sich daraus mehr entwickeln würde.“ Frau Schneider seufzte tief und sagte: „Was heute Nacht hier passiert ist, bleibt unter uns. Ich werde niemandem davon erzählen.“ Sie drehte sich um und ging mit einem weiteren Seufzen davon.

Susanne und ich atmeten erleichtert auf. Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte ich mich wirklich verstanden. Wir ließen Frau Schneider sich noch ein Stück von uns entfernen, dann standen wir auf. Wir wussten, dass wir zurück in unsere Zimmer mussten. Nachdem wir erwischt wurden, fühlten wir uns da draußen doch zu unsicher.

Susanne begleitete mich zu dem leicht geöffneten Fenster meines Schlafsaals, aus dem ich vorhin gesprungen war. Sie machte eine Räuberleiter, damit ich wieder hineinklettern konnte. „Kommst du denn auch wieder in dein Zimmer?“, fragte ich besorgt. „Lass das meine Sorge sein. Ich kriege das schon hin.“, antwortete sie und gab mir einen letzten Abschiedskuss.

Ich kletterte zurück in den Schlafsaal, warf noch einen Blick nach unten, wo Susanne zu mir hinaufschaute, und mir zuwinkte, bevor sie sich in die Richtung ihres Schlafsaals begab. Dann kroch ich leise in mein Bett.

Mein Herz schlug noch immer heftig, aber es war nicht nur die übriggebliebene Angst, erwischt zu werden. Es war auch das Gefühl von Geborgenheit, das Susanne

mir gegeben hatte. Zum ersten Mal fühlte ich, dass ich nicht allein war und dass es Hoffnung gab – Hoffnung auf eine bessere Zukunft, in der ich Frieden finden könnte. Zusammen würden wir die Zeit hier schon überstehen.

Mit einem beruhigten Lächeln im Gesicht, schlief ich schließlich ein.



## CRESCIT LUX

Von Mara Weinkauff

**E**STHER LIEBTE DEN SOMMER. WEIL DAS WETTER SO SCHÖN WAR UND DIE SONNE SIE ANLACHT. DAMIT WURDEN ALLERDINGS AUCH UNZÄHLIGE CAMPER, DIE AUS DEN DUNKLEN ECKEN DER GROSSSTADT KROCHEN, in das verschlafene Dorf gelockt. Das hieß Hochsaison für das Bistro an der Sonnenwiese, in dem Esther arbeitete. Dem Duft von deftiger Kost widerstand kaum jemand. Schmecken tat es auch, da konnte man wirklich nicht meckern. Die Arme voll mit Servierbrettern, schlängelte sie sich durch die vollen Gänge. „Wir wollen dann bezahlen!“, rief irgendein Gast. „Ich bin gleich bei Ihnen“, rief sie zuckersüß zurück. Dabei würde sie ihm lieber den Hals umdrehen, er sah doch, dass sie alle Hände voll zu tun hatte! Nicole kam ihr entgegen: „Teigtaschen sind alle. Sagst du Tisch Zwölf Bescheid?“ „Mist, grade hat Tisch Acht Teigtaschen bestellt. Übernimmst du für mich?“ Nicole nickte ihr zu und ließ sie vorbeigehen. Bei all dem Geplauder konnte man sich kaum verstehen und zusätzlich lief das Lied „Macarena“ gefühlt zum millionsten Mal. Und so sehr Esther auch die Sonne liebte, um die Mittagszeit knallten ihr die heißen Strahlen erbarmungslos in den Nacken. Schon jetzt konnte sie den Sonnenbrand spüren, dabei hatte sie sich erst vor einer halben Stunde mit Sonnencreme eingeschmiert. Beim Anblick des Essens auf ihrem Servierbrett lief ihr richtig das Wasser im Mund zusammen. „Wer bekommt das Schnitzel bei Ihnen?“, fragte Esther die kleine Gruppe. Wortlos wurde sie angestarrt. „Mensch Moni, du hattest das doch!“, stupste der glatzköpfige Herr mit starkem Sonnenbrand die Frau neben sich an. „Ach so ja, hihi“, kicherte die leicht beschwipste Frau. Innerlich verdrehte Esther die Augen. Jedes Mal war es so. Jeden Tag dasselbe Spiel. Zumindest stand ihr in all dem Trubel ihre Freundin Nicole bei, die sie durch die Arbeit kennengelernt hatte.

Um 20 Uhr war dann der Spuk endlich vorbei. Den Duft von gebratenem Fleisch und Fett konnte sie jetzt schon nicht mehr riechen. „So. Nicole und du könnt jetzt abhauen. Die Chefin zwinkerte ihr zu. „Genieß deinen Urlaub, Nicole!“, rief jemand aus der Küche. „Werde ich! Bis in zwei Wochen!“, rief Nicole zurück. Die zwei Mädchen verließen das Bistro und stiegen auf ihre Fahrräder. Sie fuhren um die Wette mit dem Sommerwind. Die kühle Luft fühlte sich richtig gut auf ihrer sonnenverbrannten Haut an. Einige Schmetterlinge flatterten durch die Felder, die von Kirschbäumen gesäumt waren. Einige Grillen konnte man auch schon hören. „Und?“, fragte Esther, „Was machst du im Urlaub?“ Sie holte mit ihrem Fahrrad auf. „Da gibt’s diese Burg. Und da lebt ’ne Kommune, will da einfach mal schauen, wie das ist.“ „Eine Kommune? So wie die Hippies?“, fragte Esther und lachte. „Mhm. Das

trifft es ganz gut. Die bauen ihr eigenes Essen an und leben da superfriedlich miteinander“, schwärmte ihre Freundin. „Soso. Okay, solange es keine religiösen Fanatiker sind.“, sagte Esther. „Ach Quatsch, die sind alle cool. Ich war schon richtig oft dort und fühle mich jetzt schon so, als wäre ich ein Teil ihrer Gemeinschaft.“ Die beiden hielten an der Weggabelung an. Nicole lächelte ihr zu: „Das wird der beste Urlaub seit Langem, ich kann es fühlen! Das ist Schicksal!“ Esther grinste: „Na dann, viel Spaß! Pass auf dich auf!“ Dann fuhr sie los, blickte sich noch einmal um und winkte Nicole ein letztes Mal zu.

Die nächsten Wochen vergingen wie im Flug. Jeden Tag gab es im Bistro viel zu tun. Und abends ging Esther mit ein paar Freunden schwimmen oder sie trafen sich einfach nur so, um zu quatschen. Oft hörten sie Radio, nur wenn das „Macarena“ Lied lief, wurde es abgeschaltet. Aber die Arbeit selbst machte Esther in dieser Zeit wenig Freude. Der Geruch von frittiertem Essen, kombiniert mit der Sonne, bereitete ihr Kopfschmerzen. Besonders die Mittagspausen waren öde. Lustlos löffelte sie ihr Eis, das sie sich normalerweise mit Nicole teilte. Es schmeckte nur halb so gut, wenn sie nicht da war. Deswegen freute sie sich schon, Nicole wiederzusehen, ohne sie war die Arbeit einfach nur lahm. Doch Nicole tauchte nicht wieder auf. Anfangs glaubten alle, dass das Mädchen spontan doch nach Dänemark gereist war. Nicht untypisch für Nicole – in Sachen Spontanität konnte ihr keiner was vormachen. Aber sie meldete sich einfach nicht. „Vielleicht hat sie kein Kleingeld mehr für eine Telefonzelle“, sagte ihre Mutter besorgt, als sie im Bistro nach dem Rechten sah. Esther hatte den Eindruck, dass Nicoles Mutter wenig geschlafen hatte. Die dunklen Augenringe bestätigten, dass die Frau ein ungutes Gefühl bei der Sache hatte. Auch sie selbst verspürte Magenschmerzen, wenn sie an Nicole dachte. Was, wenn sie wirklich verschwunden war?

Schließlich fand sich Esther wenige Tage später im Büro des Bistros mit einem unbekanntem Mann wieder. „Ist etwas?“, fragte sie und schaute ihre Chefin verwirrt an. „Der Herr hier möchte dir nur ein paar Fragen wegen Nicole stellen. Ich übernehme so lange für dich.“ Damit ging sie an Esther vorbei und schloss beim Hinausgehen die Tür.

„Keller mein Name. Kriminalpolizist. Ich nehme an, Sie sind Esther Martin?“ Der Mann von der Kripo holte einen Schreibblock aus seiner braunen Lederjacke und blickte nicht einmal auf. Alles zog sich in Esthers Magen zusammen: „Ja. Geht es um Nicole? Geht es ihr gut, haben Sie sie gefunden?“ Gelangweilt murrte er: „Nein. Deswegen bin ich ja hier. Hat Nicole irgendetwas zu Ihnen gesagt vor ihrer Abreise?“ Herr Keller roch nach Zigaretten. Eine angefangene Packung schaute aus einer seiner Jackentaschen heraus. „Sie wollte zu der Kommune, die in einer Burg wohnt. Sie meinte, sie wolle das mal ausprobieren. Nicole sagte, die wären harmlos,

irgendwie war sie da wohl schon ein paar Mal“, erzählte sie. Wenigstens schien er ihre Aussagen genau zu notieren, dachte Esther. Das Ticken der Uhr erschien ihr lauter als sonst. Vielleicht war die Uhr immer so laut? „Soso. Irgendein Grund, warum sie dahin wollte?“ Herr Keller notierte sich desinteressiert ein paar Stichpunkte. „Weiß nicht, sie schien sich einfach wohlzufühlen.“ Esther zuckte mit den Schultern. Mit einem genervten Seufzen packte Herr Keller das Notizbuch wieder weg: „Sieht so aus, als wäre sie einfach davongelaufen. Nicht untypisch für ihr Alter. Passiert momentan ständig. Keine Aussicht auf Zukunft und zack, schon befinden wir uns wieder in den 70ern. In ein paar Wochen wird sie schon wieder auftauchen, wenn sie mit dem Ernst des Lebens konfrontiert wird.“ „Und was ist, wenn es eine Sekte ist?“, platzte es aus Esther heraus. Herr Keller begann schallend zu lachen: „Hast zu viel ferngesehen, was? Ach, die sind harmlos. Wir haben die schon untersucht. Verdacht auf Hausbesetzung, aber alles tipptopp regelkonform. Was kann man machen? Nun gut, Frau Martin, danke für Ihre Kooperation.“ Er setzte sich seine Sonnenbrille wieder auf und öffnete die Tür. Beim Herausgehen drehte er sich nochmal um: „Haben Sie hier eigentlich auch Kartoffelpuffer?“

Die Sache mit Nicole ging Esther einfach nicht mehr aus dem Kopf. Weggelaufen? Einfach so? Ohne alles? Selbst ihre engsten Freundinnen waren schockiert über Nicles Verschwinden. Sollte sie wirklich niemandem etwas gesagt haben? Das war doch merkwürdig. Eine Kommune, die in einer Burg lebte? Und das völlig legal? Das musste doch teuer sein! Vielleicht waren sie ja doch nicht so autark und gingen arbeiten? Sie hatte ein ungutes Gefühl bei der Sache. Dieser Typ von der Kripo war auch keine große Hilfe gewesen. Ihr tat Nicles Mutter richtig leid. Für ihn war der Fall einfach erledigt. Er hatte sich die bequemste Antwort für ihr Verschwinden herausgepickt. Aber für sie? Scheinbar hatte er keine Kinder. Gedankenverloren lief sie hinter ihren Freunden her. „Alles gut, Schnecke?“, grinste eine ihrer Freundinnen ihr zu. Esther wollte gerade antworten, da entdeckte sie Nicles Freund Nils auf der anderen Straßenseite. „Ja, ich bin gleich wieder da. Geht schon mal vor“, antwortete Esther abwesend. Ihre Freunde sahen sie verwirrt an, zuckten dann mit den Schultern und gingen schließlich den steinigen Pfad zum Ufer hinunter.

Nils' Fahrrad hatte einen Platten, also schob er es mühsam vor sich hin. „Hey! Nils, richtig?“ Esther musste zugeben, dass sie mit ihm bisher wenig gesprochen hatte. „Und wer bist du?“, fragte er abwehrend. Dem Anschein nach war mehr als der Reifen beim Fahrrad kaputt. Mit jeder Umdrehung quietschte das Hinterrad. „Esther. Ich bin eine Freundin von Nicole.“ Sie lief neben ihm her und starrte ihre Schuhe an. Nils sah sie verwirrt an: „Okay? Hat sie ihre Meinung geändert, oder was?“ „Meinung über was geändert?“, fragte Esther mindestens genauso verwirrt. „Also nicht. Hör mal, keine Ahnung, was du willst, aber mein Tag war ziemlich

kacke“, murrte Nils und kickte einen Kieselstein weg. Das war ihm auch anzusehen, dachte Esther. Seine coole Baggy Jeans war völlig kaputt und matschig. „Hey, warte mal. Ernsthaft jetzt, ihre Meinung über was?“ Esther stellte sich ihm in den Weg. Genervt rollte er die Augen: „Dachte, du wüsstest es auch schon. Hat irgendwie jeder außer mir gewusst, dass sie mir den Laufpass geben wollte.“ „Was? Davon hat sie mir nicht ein Wort erzählt. Sie hat immer von dir geschwärmt.“ Überrascht sah sie ihn an. Dumpf grollte der Himmel in der Ferne. Ein Gewitter schien aufzuziehen. „Ja, was soll ich dazu denn noch sagen? Einfach so. Mir nichts, dir nichts, einfach davon. Bestimmt hat sie einen Neuen in dieser komischen Kommune. Ich will es gar nicht wissen“, schnaubte er empört. „Hat dich das nicht beunruhigt?“, hakte sie nach. Nils sah sie genervt an: „Ja klar, hat mich das beunruhigt, Mann! Aber was sollte ich denn machen? Ich hänge ganz bestimmt nicht meine Ausbildung für irgendeine Kommune an den Nagel.“ Esther legte ungläubig die Stirn in Falten: „Sie wollte mit dir dahin?“ „Ja, aber ich renne ihr ganz bestimmt nicht nach. Mach du das doch, wenn's dich so juckt. Ich mach' jetzt die Biege, bevor mich auch noch der Regen erwischt.“ Damit schob sich Nils an ihr vorbei.

Keine schlechte Idee, dachte Esther. Oder vielleicht doch? Die Sache mit den Ideen war allerdings folgende – wenn sich Esther einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war es schwer, sie davon abzuhalten. Kurzerhand fasste sie also den Entschluss, Nicole zu folgen – um Antworten zu finden. Auch ihr Urlaub stand kurz vor der Tür. Eigentlich wollte sie mit ihren Freunden ins Ausland, jetzt, wo sie endlich die Möglichkeit dazu hatten. Aber die Sache mit Nicole wollte ihr einfach nicht mehr aus dem Kopf gehen. Wenn sie die anderen fragen würde, ob sie mitkommen wollten, würden sie ihr wohl einen Vogel zeigen. Nein, sie musste das jetzt alleine durchziehen. Vielleicht würde sie ja auch Nicole dort finden, einfach heimkehren und sagen, sie hätte sich die Sache mit dem Dänemark-Urlaub anders überlegt? Ja. Das schien ihr die beste Lösung.

Kurze Zeit später stieg sie also auf ihr Fahrrad und fuhr nach dem Mittag los. Sie hatte nur wenig dabei: ein paar Wechselklamotten, ihren alten Walkman und Proviant. Auch ihre Polaroid-Kamera hatte sie dabei. Einst gehörte diese Kamera ihrer Schwester, aber die hatte sich vor einigen Jahren eine neue geholt und ihre alte Esther vermacht. Seitdem durfte die Kamera bei keinem Trip fehlen. Eine Weile fuhr Esther planlos die Landstraßen entlang. Sie wusste zwar die grobe Richtung, aber im Kartenlesen war sie schon immer eine Niete gewesen. Glücklicherweise konnte sie sich durchfragen. Je länger sie fuhr, desto leerer wurden die Landstraßen. Ab und an tuckerte ein Traktor vorbei, aber irgendwann war sie völlig allein unterwegs. Gnadenlos brannte die Sonne ihr in den Nacken. Sie hätte mal an Sonnencreme denken sollen. Die lag bestimmt zu Hause auf ihrem Bett. Schattige

Plätzchen waren an der Landstraße rar gesät. Sie versuchte, sparsam mit ihrer Trinkflasche zu sein. Sie wusste nicht, wie weit der nächste Kiosk entfernt war. Esther hatte sogar richtiges Pech. Denn auf der gesamten Strecke kam sie nur an einem Kiosk vorbei und der hatte um Zwei wegen der Hitze dichtgemacht. Irgendwann fühlte sich ihre Lunge wie eine Wüste an. Die Luft war stickig und trocken. Völlig dehydriert und erschöpft hechelte sie die letzten Meter bis zum Waldrand. Über den Wipfeln konnte man allmählich die Ruinen der Burg sehen. Den letzten Kilometer würde sie wohl laufen müssen. Die Steigung des Hügels wäre zu anstrengend für Esther, um dort mit ihrem Drahtesel hochzukraxeln. Sie würde einfach ihr Fahrrad im Dickicht verstecken. Zu ihrem Erstaunen musste Nicole dieselbe Idee gehabt haben, denn ihr blaues Fahrrad lag ganz in der Nähe. In Gedanken atmete sie auf. Alles war in bester Ordnung. Sie würde einfach eine Nacht in der Kommune pennen, mit Nicole quatschen und dann wieder abhauen, und dann würde sie mit ihren Freunden nach Dänemark trampeln. Easy-peasy.

Schon von Weitem konnte Esther einige Burgbewohner entdecken. Sie trugen schlichte Kleidung aus Leinen. Zwei von ihnen, ein junger Mann und eine alte Frau, bewirtschafteten einen kleinen Marktstand. Wanderer hatten Halt gemacht und kauften ihnen ein Glas Marmelade ab. „Danke, bis nächste Woche“, verabschiedete sich der junge, blonde Mann. Die musste wohl gut schmecken, wenn die Wanderer extra jede Woche hierherkamen. Zumal sie bei so jungen Menschen gar nicht erwartet hätte, dass sie Marmelade kaufen. Aber vielleicht war diese Kommune ja irgendwie besonders cool, dachte Esther. Kurz darauf entdeckte der junge Mann Esther und lächelte ihr freundlich zu. Sie wusste gar nicht recht, wie sie sich vorstellen sollte. „Deine Suche hat dich zu uns geführt“, stellte die magere, hochgewachsene Frau neben ihm fest. Etwas Unheimliches war an ihr. Der Blick durchdringend, gerade so, als ob sie alles sehen könnte. „Mein Name ist Luxia. Ich habe dich kommen sehen“, sagte sie. „Aus der Ferne?“, fragte Esther unüberlegt und schaute zurück zum Waldesrand. Von hier oben konnte man die Landstraße jedoch nicht sehen. Der Blonde musste sich ein Lachen verkneifen, während die alte Frau ihr einen missbilligenden Blick schenkte. „Ich heiße Esther und suche nach einer Freundin. Sie wollte zu euch, wahrscheinlich ist sie noch hier. Nicole ist ihr Name“, erklärte Esther. „Nun, hier gehen täglich junge Menschen ein und aus. Einige bleiben nur für ein paar Tage. Unser Zuwachs ist so groß wie noch nie. Ich muss gestehen, dass ich den Überblick verloren habe“, erklärte die Frau. Für einen kurzen Moment kräuselte sich die Stirn des jungen Mannes, als ob er von Nicole schon gehört habe, er ließ sich jedoch nichts weiter anmerken. „Dürfte ich mich umgucken?“, fragte Esther. „Oh, natürlich, du bist sicherlich durstig und müde. Sven hier kann dir alles zeigen. Willkommen in Crescit Lux.“ Sie lächelte und gab dem jungen Mann einen sanften Schubser in

Esthers Richtung. „Danke, das würde mir sehr helfen“, antwortete Esther. Sie fühlte sich gleich etwas wohler. Die Erklärung erschien ihr plausibel. Allerdings konnte sie bei dieser Hitze kaum denken.

„Du bist eine gute Freundin“, sagte Sven und führte sie über den Burghof. Überall wurde gearbeitet – Wäsche aufgehängt, Gemüse geerntet, kleine Felder wurden bestellt, Kartoffeln gepellt. Esther war erstaunt über die Menge von Menschen, die sich dort befanden. Kein Wunder, dass diese alte Frau den Überblick verloren hatte. „Wie meinst du das?“, fragte sie schließlich. Sie fand es angenehm, dass sich hier alle duzten. Das war so viel entspannter und persönlicher, dachte sie. Er lächelte: „Du scherst dich um ihr Wohl, also bist du hierhergekommen. Das zeugt von großer Fürsorge für die Menschen in deinem Leben.“ Esther zuckte unbeeindruckt mit den Schultern: „Das ist doch eine Selbstverständlichkeit.“ Er lachte: „Das würde man meinen, nicht wahr? Aber die wenigsten suchen nach Antworten. Sie nehmen die bequemste, einfachste Lösung, anstatt nach der Wahrheit zu suchen.“ „Okay?“, entgegnete Esther verwirrt. Warum sprach er bloß so merkwürdig? Sven führte sie weiter durch den Burginnenhof. Tatsächlich hatte die Arbeit an diesem Ort etwas Gemütliches an sich; zwei Frauen saßen dicht beieinander und sangen ein Liedchen, während sie Löcher in Kleidungsstücken stopften. „Komm Esther!“ Sven war vorausgegangen und hielt eine große, hölzerne Tür auf. Das Innere der Burg war angenehm kühl und schützte sie vor der Sommerhitze. „Woher kommst du, Esther?“, fragte Sven. Ihre Schritte hallten durch die Gänge. „Oh, ich bin aus der Gegend. Ein kleines Kaff irgendwo im Nirgendwo. So wie Nicole.“ Esther blickte sich um. Ihr fiel auf, dass die Räume keine Türen hatten. Zusätzlich roch es ein wenig modrig. „Ihr kennt euch gut?“ Sven lächelte und führte sie in eines der Zimmer. „Kennst du Nicole?“, gab sie zurück und blieb stehen, um ihren Rucksack abzusetzen. „Vielleicht. Wie gesagt, man verliert den Überblick ziemlich schnell.“ Er zuckte mit den Schultern. Esther wurde einfach nicht das Gefühl los, er würde etwas verschweigen. „Ruhe dich am besten einfach bis zum Abendessen aus. Wir sehen uns dann bestimmt. Übrigens, versuch lieber nicht, die Burg auf eigene Faust zu erkunden. Viele Stellen sind marode. Ich kann dir dann morgen eine Tour geben.“ Er nickte ihr zu und verschwand wenig später. Esther überkam die Müdigkeit und sie schlief ein paar Stunden. Als sie aufwachte, stellte sie fest, dass ihr Rucksack verschwunden war.

Als Sven sie wenig später wieder aufsuchte und damit konfrontiert wurde, sah er sie verwirrt an: „Das tut mir sehr leid. Vielleicht ist es einfach nur ein Missverständnis. Ich werde Luxia darauf ansprechen.“ Er sah müde aus, gerade so, als ob er stundenlang schwer gearbeitet hätte. Sonnenbrand hatte er jetzt auf einmal auch. Und er war noch weniger redselig als zuvor. „Ich hoffe, du hast Hunger.“ Sven öffnete

die schwere Holztür zu einem großen Raum. Hunderte von Leuten plauderten ausgelassen miteinander. Allein die Lautstärke überforderte Esther. Wen sollte sie bloß zuerst befragen? Sven war ebenfalls in der Menge verschwunden. „Hey, bist du neu hier?“, fragte eine Frau und goss ihr einen merkwürdig riechenden Tee ein. „Danke, nicht wirklich. Ich suche nach einer Freundin. Nicole ist ihr Name, kennst du sie?“ Esther nippte an dem Tee und verzog das Gesicht. Was war da bloß drin? Die Frau schüttelte den Kopf.

Den gesamten Abend fragte sich Esther durch. Einige meinten, dass sie von Nicole gehört, aber sie nie gesehen hatten. Andere wiederum, dass sie zwar zu einigen Treffen da gewesen wäre, aber schon lange nicht mehr aufgetaucht war. Die meisten kannten Nicole überhaupt nicht. Die Leute wichen Esthers Fragen aus. Allmählich begann Esther daran zu zweifeln, ob Nicole wirklich hier gewesen war. Andererseits – ihr Fahrrad war hier. Wo sonst sollte sie sein? Sie musste hier irgendwo sein! Und trotzdem wollte sie keiner gesehen haben? Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Sie drehte sich um und sah direkt in die Augen von Luxia, die sie immer noch misstrauisch beäugte. „Hey, alles gut?“ Sven stellte sich in ihr Blickfeld und hielt ihr ein Glas mit Wasser hin. „Ich weiß nicht, Sven, vielleicht ist sie ja gar nicht mehr hier. Keiner weiß irgendwas. Was ist, wenn sie nie hier war?“ Esther rieb sich die Schläfen. Ihr Schädel brummte und ihr war auf einmal richtig kotzüberl. Das alles ergab keinen Sinn. Sie trank vom Wasser. Sofort fühlte sie sich etwas besser. „Also gut. Reden wir. Aber nicht hier“, flüsterte Sven und deutete ihr, ihm zu folgen.

Die Mitglieder der Kommune schienen fast zeitgleich ihr Abendmahl zu beenden und den Saal zu verlassen. Anstatt sich wie die meisten Mitglieder augenscheinlich in ihre Zimmer zu begeben, bogen sie unentdeckt zu einer Wendeltreppe ab. Esther stieg hinter ihm die ausgetretenen Steinstufen hinauf zu den Burgzinnen. Draußen umhüllte sie die angenehme Kälte und Stille der pechschwarzen Nacht. Im Wald, der die Burg umringte, gab es keine unnatürlichen Lichtquellen wie Straßenlaternen. Es dauerte ein paar Sekunden, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. „Hier. Das habe ich gefunden. Keine Sorge, ich habe es nicht gelesen.“ Sven drückte ihr plötzlich ein Notizbuch in die Hände und sah sich vorsichtig nach allen Seiten um. „Was ist das?“, fragte Esther. Er zuckte mit den Schultern und deutete ihr, es aufzuschlagen. „Nicoles Tagebuch! Wo hast du das her?“, fragte Esther, als sie Nicoles Namen in dicken, bunten Buchstaben auf der ersten Seite erkannte. „Nicht so laut“, flüsterte Sven nachdrücklich. Nervös blätterte Esther die Seiten durch. Allem Anschein nach schrieb Nicole fast jeden Tag hinein. „Wo hast du das her?“, hakte sie erneut nach. „Kein Wort zu Luxia.“ Durchdringend sah er sie an. Esther nickte knapp. „Nicole hat uns vor wenigen Wochen verlassen. Mitten

in der Nacht. Einfach so. Luxia erzählte uns, sie hätte Sachen gestohlen und wollte nicht, dass du schlecht über Nicole denkst“, ratterte er runter. Nicole war also doch in der Kommune gewesen. Aber warum würde sie ohne ihr blaues Fahrrad die Burg verlassen? Mitten in der Nacht? Nein. Nein, irgendwas war hier wirklich faul. „Was? Das ergibt doch gar keinen Sinn. Was soll sie denn gestohlen haben? Ihr Fahrrad ist noch hier“, antwortete Esther. „Genau mein Gedanke. Warum suchst du nach Nicole? Was führt dich hierher?“ Er lehnte sich an die Burgmauer. „Sie wird vermisst. Seit mehreren Wochen. Ihr seid wahrscheinlich die Letzten, die sie gesehen haben. Die Kripo hat den Fall an den Nagel gehängt, als herauskam, dass sie zu einer Kommune wollte“, erklärte sie. Sven seufzte und hockte sich hin. Er schien nachzudenken. „Ich verstehe nicht, warum Luxia uns anlügen sollte. Das da lag übrigens in ihrem Arbeitszimmer.“ Er sah zu Esther hoch und zeigte auf das Tagebuch in ihren Armen. „Hoffentlich steht da etwas drin, was dir weiterhilft. Ich habe Kopf und Kragen riskiert, um da dranzukommen.“ Sven seufzte erschöpft. Fragend sah Esther ihn an. Aber er winkte nur ab: „Passt schon, viel wichtiger ist, was da drinsteht.“

Esther blätterte die Seiten durch. Sie wollte den letzten Eintrag finden: „26.07.1996? Das war wenige Tage, bevor ihre Mutter sie als vermisst gemeldet hatte!“ „Das müsste auch der Tag vor ihrem Verschwinden von hier gewesen sein“, murmelte Sven und legte seine Stirn in Falten. „Ich muss weg, bevor sie mich findet. Sie weiß, dass ich herumgeschnüffelt habe. Im Keller sind die Beweise. Hoffentlich findet das hier irgendjemand“, las Esther vor. „Was? Zeig mal her.“ Er sprang auf und las die Zeilen selbst. Nach Halt suchend stützte sich Sven an der Mauer ab: „Sie meint doch nicht etwa ...“ „Sie schien Probleme mit Luxia zu haben. Also wäre das nicht unmöglich, dass ihr etwas zugestoßen ist. Es gibt nur einen Weg, das herauszufinden.“ Esther klappte das Tagebuch zu und sah ihn entschlossen an. Sven war bleich vor Angst: „Ich denke nicht, dass das eine gute Idee ist.“ „Du musst ja nicht mitkommen. Ich muss nur wissen, wo der Keller ist.“ Sie zuckte die Schultern.

Zögerlich führte Sven sie die Wendeltreppe hinunter. Unsicher blieb er auf den letzten Stufen zum dunklen Kellergewölbe stehen: „Hör zu, ich glaube wirklich nicht, dass das eine gute Idee ist. Luxia kann sehr, wie soll ich sagen, unberechenbar sein.“ Esther ignorierte ihn und ging unbeirrt einige Stufen hinunter. „Esther!“, flüsterte Sven aufgeregt. Sie blieb stehen und drehte sich zu ihm um: „Du musst mir nicht helfen.“ Dann ging sie weiter. „Esther!“ Verzweifelt lief er ihr einige Stufen nach. Inzwischen tastete sie sich in der Dunkelheit voran. Es roch nach Heu oder Stroh. Esther war sich nicht sicher. Vielleicht lagerten sie hier unten Nahrung für die Tiere? Sven hingegen war komplett überfordert: „Wir sollten nicht hier sein!“ In der Dunkelheit ertastete sie Kisten. „Was ist in den Kisten?“, fragte sie. „Was weiß ich denn? Ich sollte eigentlich gar nicht hier sein. Lass uns bloß verschwinden!“, hallten seine

Worte in der Dunkelheit des Kellers. „Mal im Ernst jetzt, Sven. Warum hast du so Angst vor ihr? Ist sie deine Mutter oder sowas?“ Esther versuchte, die Kiste zu öffnen. Zuerst kam keine Antwort von ihm. Schließlich gab er zu: „Schon irgendwie. Sie ist meine Patentante. Meine Eltern haben die Kommune mit ihr gegründet.“ Mit einem Knacken gab das Holz der Kiste nach. „Du willst doch nicht ernsthaft darin herumwühlen?“, fragte er skeptisch. „Wieso nicht, was sollte denn Gefährliches da drin sein?“ Schemenhaft konnte sie Svens Umriss in der Dunkelheit erkennen. „Radioaktives Material.“ Er schien sich kein Stück zu bewegen. Esther musste lachen. „Das ist nicht witzig, Esther! Ich meine es ernst! Was ist, wenn ...“ Sven wurde von einem Blitz unterbrochen, der das Gewölbe erleuchtete. Esther hatte eine Taschenlampe in der Kiste gefunden. „Mach das aus!“, sagte er panisch. Verwirrt sah sie ihn an. „Das ist radioaktives Material!“ Er zeigte auf die Taschenlampe. Sie zog eine Augenbraue empor. Das glaubte er doch nicht wirklich, oder? Eine Weile sahen sich die beiden schweigend an. „Wenn das alles hier radioaktiv verseucht wäre, wären wir längst krepirt. Oder was weiß ich. Egal, aber jetzt musst du mir mal erklären, warum du ernsthaft glaubst, das Ding wäre radioaktiv?!“ Sie kniff die Augen zusammen. „Das ist eine der Regeln hier. Keine Technik. Weil Technik ungesunde Strahlen, wahrscheinlich Radioaktivität aussendet und davon Gehirnzellen sterben. Warum verhalten sich sonst Menschen, seit es Satelliten und Fernsehen und Elektrizität gibt, so merkwürdig? Warum sind sonst Menschen so stark kapitalistisch veranlagt? Durch Werbung. Und wodurch wird Werbung übertragen? Wellen“, sprudelte es aus Sven heraus. Esther blinzelte einige Male verwirrt. „Okay, ehrlich gesagt, habe ich nichts von dem, was du eben gesagt hast, verstanden.“ Sie leuchtete mit der Taschenlampe umher. „Die Leute außerhalb der Kommune verstehen das einfach nicht. Wenn du hier leben würdest, dann würdest du es bestimmt verstehen.“ Sven zuckte mit den Schultern. „Hey! Da ist ja mein Rucksack!“ Esthers Strahl fiel auf den vermissten Rucksack. Sie legte die Taschenlampe auf den Boden, um sicherzustellen, dass nichts in dem Rucksack fehlte. Erleichtert holte sie ihre geliebte Polaroidkamera heraus. Sie war noch ganz. „Was ist das?“, fragte Sven und zeigte auf die Kamera. „Eine Kamera? Sag bloß, du hast noch nie eine Kamera gesehen.“ Sie grinste. Sven schüttelte den Kopf. Sie winkte ihn zu sich hinunter. Zögerlich setzte er sich neben sie. „Einmal recht freundlich lächeln bitte.“ Erneut blitzte es und Sven rieb sich die Augen: „Willst du mich blind machen? Ich sag’ ja, Technik ist absolut ...“ „Schön, nicht wahr?“ Sie hielt ihm das Polaroidbild unter die Nase. Sven betrachtete es und sah zu, wie sich das Foto entwickelte. Fasziniert hielt er es in den Händen. Esther stand auf und sah sich um. „Behalt es ruhig. Dann hast du eine Erinnerung an mich, wenn das hier vorbei ist.“ Sie grinste.

„Gut. Genug herumgespielt. Wir sind ja nicht zum Spaß hier.“ Esther wandte sich

von ihm ab. „Sieh nur!“ Die Taschenlampe erhellte ein Regal mit unzähligen Rucksäcken. Darunter war auch der von Nicole. „Scheint so, als wäre Nicole nicht die Diebin gewesen. Halt mal kurz.“ Esther wollte Sven die Taschenlampe in die Hand drücken. Zögerlich betrachtete er diese, bevor er sie unentschlossen und mit spitzen Fingern hielt. Esther öffnete Nicoles Rucksack und stockte. „Ach du Scheiße!“ Sie stellte den Rucksack ab und öffnete einen anderen: „Da ist Gras drin!“ „Gras? Was für Gras? Hanf? Wir bauen welches an.“ Sven ließ die Taschenlampe sinken. „Was? Du weißt, dass das illegal ist? Oder?“ Esther sah ihn entgeistert an und setzte sich auf den Boden. „Luxia meinte, Landwirte dürfen das. Und wir sind Landwirte, oder nicht?“ Er legte den Kopf schief. Unbeirrt nahm Esther ihm die Taschenlampe ab und legte sie auf den Boden, um ein Foto von dem Beweismittel zu machen. „Sven. Checkst du es nicht? Luxia ist Drogenhändlerin! Das ist alles nur eine Fassade!“, sagte Esther. Stumm setzte sich Sven neben sie und seufzte: „Vielleicht ist das alles ein Missverständnis.“ „Wohl kaum. Nicole ist sicherlich genauso weit gekommen wie wir. Sie hat Luxia konfrontiert, aber irgendetwas ist schiefgelaufen, weshalb sie geflohen ist. Die Frage ist nur, wohin?“ Esther hob die Taschenlampe auf und ging langsam weiter.

Am Ende des Gewölbes prangte eine riesige, eiserne Tür. Der Schlüssel steckte noch. Mit viel Mühe und Kraft gelang es Esther, die Tür einen Spalt zu öffnen, sodass die beiden sich hindurchschieben konnten. Hinter der Tür erstreckte sich ein langer Tunnel. Aus der Dunkelheit drang eine eisige Kälte, sodass Esther Gänsehaut bekam. Vielleicht war es auch einfach nur ihre Angst. Esthers Herz begann laut zu pochen. Ihre Nackenhaare stellten sich auf, dieser Gang löste alle Arten von ungunstigen Gefühlen aus. Mutig machte sie einen Schritt in die Dunkelheit. „So viele Strohhallen, aber wozu?“ Esther leuchtete die Wände des Tunnels ab. „Wir sollten umkehren“, flüsterte Sven neben ihr. Ihm schien der Ort genauso wenig geheuer zu sein wie Esther. Der Tunnel war groß genug, dass sie nebeneinander laufen konnten. Ein merkwürdiger Geruch stieg ihnen in die Nase. Sie konnte ihn nicht zuordnen. Verwesung? Wahrscheinlich Ratten oder anderes Getier, das hier unten hauste. Plötzlich erhellte das Licht eine verrostete Metalltür. Sven und Esther sahen verwirrt einander an. Sie zog fest daran und mit einem ohrenbetäubenden, lauten Quietschen gab die Tür endlich nach. Sven zuckte zusammen: „Hoffentlich hat das niemand gehört.“ Mit der Taschenlampe leuchtete Esther in die dunkle Kammer und ließ sie fallen. „Oh Gott. Ich glaube, ich muss mich übergeben.“ Ihre Augen begannen zu tränen vom bestialisches Gestank. Viel schlimmer war jedoch die Ursache. Esther hielt sich eine Hand vor den Mund und stützte sich mit der anderen Hand an der kalten Steinmauer ab. Ihr drehte sich der Kopf. Sie wollte es einfach nicht glauben. Nicht wahrhaben. Das war alles nur ein Traum, es musste einer sein!

Sven stand wie angewurzelt da: „Ist das nicht ... Nicole?“ Auch seine Beine gaben nach. Mit weichen Knien und bleichem Gesicht lehnte er auf der anderen Seite der Steinwand. Plötzlich sah Esther am Ende des Tunnels ein Licht lodern. Zuerst war es nur ganz schwach, wurde dann aber immer größer und schien sich rasend schnell auszubreiten. „FEUER!“, stellte sie entsetzt fest. Die schwere Tür am Ende des Tunnels knallte plötzlich zu. Sven sprang auf: „Wir müssen hier raus!“ Panisch begannen die beiden weiter in den Tunnel zu laufen. „Es muss doch hier irgendwo etwas zum Löschen oder einen Ausgang geben!“, keuchte Sven verzweifelt. Der Tunnel endete in einer Sackgasse. „Der einzige Weg nach draußen ist hinauf.“ Esther zeigte zur Decke. Tatsächlich schien dort eine Art Luftschacht eingelassen zu sein. Doch die Metallsprossen waren abgebrochen. Immer mehr Rauch bildete sich in dem Tunnel und schnürte den beiden die Luftzufuhr ab. „HILFE! FEUER! HOLT UNS HIER RAUS!“, brüllten die beiden verzweifelt.

Das Telefon klingelte. „Keller“, murrte der Kriminalpolizist ins Telefon. „Was? Die Burg? Nicht wirklich, oder?“ Erstaunt stellte er seinen Kaffee ab. Jetzt war er hellwach. „Ich bin unterwegs.“ Er legte auf und schnappte sich im Hinausgehen seine braune Lederjacke. Sollte er sich tatsächlich geirrt haben? Ein schlechtes Gewissen stieg in ihm auf. Das war sicherlich nur ein Zufall. Bestimmt irgendein altes Burgskelett, sie mussten sich irren!

Eine halbe Stunde später kam Keller an der Burg an. Der Geruch von Gras, vermischt mit dem von Asche, stieg ihm in die Nase. Das Gebiet war großzügig abgeriegelt und es wimmelte nur so vor Feuerwehrleuten, Polizisten, Sanitätern, Zivilisten und Reportern. „Das sollten Sie sich besser ansehen, Herr Keller“, winkte ein Kollege ihn zu sich. Die beiden Männer liefen durch den völlig verwüsteten Innenhof. „Brandstiftung?“, fragte er. „Sieht so aus. Von der Burgherrin keine Spur. Ihre Leute sind zum Teil im Krankenhaus und ein kleinerer Teil scheint ebenfalls geflohen zu sein“, berichtete der andere. „Geflohen? Gibt es denn schon Erkenntnisse?“, hakte Herr Keller nach. „Mhm. In einem der Gewächshäuser wurde Gras angebaut. Auch alles niedergebrannt. Und im Gewölbe hat man Überreste gefunden, wenn Sie verstehen, was ich meine?“ Sein Kollege deutete auf die Männer in den Schutzanzügen. Herr Keller musste schlucken. „Besonders interessant ist dieses Foto. Sowohl von dem jungen Kerl als auch dem Mädchel fehlt jede Spur. Wahrscheinlich nur ein Zufall, aber schon komisch, dass das Bild in der Nähe der Leiche gefunden wurde.“ Sein Kollege drückte ihm ein angesengtes Polaroid-Foto in die Hand. Nachdenklich betrachtete er das Bild. Mit dem Daumen strich er die Asche vom Bild. Die junge Frau kam ihm äußerst bekannt vor. Aber woher? Oh Gott, war das nicht diese Kellnerin? Sein Kollege übergab ihm ein stark beschädigtes Notizbuch: „Und noch etwas. Die verstorbene Person ist ...“ „Nicole Baumann“, vollendete Kriminalpoli-

zist Keller den Satz. Er schluckte, als er den Namen Nicole in großen, glitzernden Buchstaben auf der ersten Seite las. „Ja. Ich werde die Mutter informieren. Übrigens sollten Sie sich den Inhalt durchlesen. Es ist ein Wunder, dass das Buch überhaupt überlebt hat. Scheint so, als habe jemand versucht, es zu retten.“ Sein Kollege nickte ihm kurz zu und verschwand.

Keller wandte sich dem Tagebuch zu. Die ersten Seiten waren ziemlich uninteressant. Das Mädchen schrieb von der Schule und ihren Freunden, der Arbeit und ihrem festen Freund. Bis auf die Einträge der letzten Monate. Immer seltener schrieb sie über die alltäglichen Kleinigkeiten. „Crescit Lux“, murmelte er. Dabei überflog er das Geschriebene und erfasste mit geübtem Blick die markantesten Sätze, die ihm neben vielen Nebensächlichkeiten ins Auge stachen.

23.01.1996

Es gibt da diese Gruppe in der Burg. Ich habe heute mit einem von denen geredet. Scheinen echt okay zu sein. Richtige Hippies! Aber irgendwie weniger Groovy, sondern mehr realitätsnah. Weiß nicht, scheint so, als ob die mal wirklich was verändern wollen. Es gibt da diese alte Frau, die ist aber mega! Sie ist so weltklug und nett! Eingeladen hat sie mich auch. Ich soll einfach mal nächste Woche vorbeischaun.

28.01.1996 I

ch glaube, mir wurde noch nie so sehr in meinem gesamten Leben zugehört wie heute. Die Leute dort verstehen es einfach! Luxia ist der Wahnsinn! Sie weiß einfach alles. Ich habe das Gefühl, sie kennt eine Lösung für alle Probleme der Welt. Ich weiß gar nicht, wie ich es beschreiben soll. Es hat mich völlig aus den Socken gehauen! Heute habe ich so viel gelernt, gerade so, als hätte man mir die Augen geöffnet. Luxia meint, ich kann gerne wiederkommen. Ich muss mich ja nicht ihrer Kommune anschließen, aber diese Treffen? Der Hammer!

05.02.1996

Je öfter ich zu den Treffen gehe, desto mehr verspüre ich den Drang, mich ihnen anzuschließen. Ein Leben im Einklang mit der Natur. Ein Leben in Frieden, fernab vom Konsum und der Gesellschaft! Ich müsste mir keine Sorgen um meine Zukunft machen. Ich könnte die Welt ein bisschen besser machen! Wenn doch nur alle Leute so weltoffen und naturverbunden wären.

08.03.1996

Alle sind immer so nett zu mir! Ich fühle mich fast, als hätte ich eine zweite Familie. Luxia ist mein größtes Vorbild. Sie steht immer an meiner Seite. Ehrlich gesagt, fühle ich mich richtig geehrt, dass so eine kluge Person sich so viel Zeit für jemanden wie mich nimmt. In der Schule bin ich nichts Besonderes und Nils, naja,

der versteht das mit der Kommune auch nicht. Vielleicht ist das ja der Wink des Schicksals? Luxia sagt, ich kann jederzeit zu ihnen kommen. Wann immer ich will. Manchmal erwische ich mich dabei, wie ich mir wünsche, Luxia wäre meine Großmutter oder so.

12.04.1996

Ich habe mich endlich getraut und Luxia gefragt, ob das ihr richtiger Name ist. Sie hat gelacht, aber mich nicht ausgelacht. Ich glaube, bei jeder anderen Person hätte ich mich dumm gefühlt, aber Luxia hat es mir erklärt. Sie findet es gut, dass ich so weltoffen bin. Ihr wurde ein anderer Name gegeben, aber trotzdem ist Luxia ihr richtiger Name. Also der Name ihrer Seele, also ihres wahren Ichs. Ich wünschte, ich könnte es genauso schön darstellen, wie Luxia es getan hat. Ob ich irgendwann auch meinen Seelennamen finde oder erfahre?

16.05.1996

Ach Nils checkt es einfach nicht. Er meint, die Welt sei völlig in Ordnung. Dabei hängt er eh nur an seinem dämlichen Gameboy. Luxia hat völlig recht. Technik verseucht die Welt. Und die, die sich dessen bewusst sind, wählen einen Weg in Frieden mit der Natur. So wie ich. Manchmal frage ich mich, warum ich überhaupt mit ihm zusammen bin. Er hat kein Verständnis für Crescit Lux. Wenn er wenigstens mal mitkommen würde.

07.06.1996

Ich habe mal wieder Luxia die Ohren vollgeheult. Nils will nicht mitkommen. Ich habe ihm den Laufpass gegeben. Er hat es mir ziemlich übelgenommen, dass ich meinen Freundinnen erzählt habe, dass ich mich von ihm schon vor einer Weile trennen wollte. So ein Esel. Als ob ich meine Freundinnen nicht um Rat fragen würde. Ohne ihren Rat hätte ich mich schon vor ein paar Monaten von ihm getrennt. Wurde auch wirklich Zeit. Luxia ist stolz auf mich. Sie freut sich, dass ich zu ihnen kommen will und die Sommerferien bei ihnen lebe. Mutti habe ich aber nix davon gesagt. Sie würde sich nur unnötig Sorgen machen. Das wird der beste Sommer aller Zeiten!

13.07.1996

Es ist so weit! Ich kann noch gar nicht glauben, dass ich wirklich endlich hier bin! Alles ist so mega gut hier! Wir haben heute so viel zusammen gemacht! Mir ist richtig kotzübel vor Glück. Luxia sagt, das ist normal. Ich erfahre zum ersten Mal pures Glück!

15.07.1996

Mir gefällt es immer noch richtig gut hier. Die Arbeit ist anstrengend, aber das ist ja völlig normal! Ich muss mich schließlich erstmal daran gewöhnen, vierzehn Stunden auf einem Feld zu arbeiten. Aber es ist toll! Ich will mich gar nicht

beschweren. Man lebt richtig dicht bei der Natur und die anderen motivieren einen, weiterzumachen.

18.07.1996

Ich wollte heute Mutti anrufen, um ihr zu sagen, dass es mir gut geht. Habe völlig verpeilt, dass ein Telefon ja auch Technik ist und es sowas hier nicht gibt. Also habe ich Luxia gefragt, ob ich ins nächste Dorf fahren kann, um dort mal zu telefonieren. Sie war richtig sauer und meinte, ich solle lieber einen Brief an meine Mutti schreiben. Ihre Erklärung, warum Telefone schlecht sein sollen, habe ich auch nicht verstanden.

19.07.1996

Heute war es so unglaublich heiß gewesen. Ein paar Leute sind auf dem Feld umgekippt. Ich dachte, Luxia würde einen Krankenwagen oder so rufen, hat sie aber nicht. Richtig komisch. Manchmal kann sie so seltsam sein. Ich habe vorgeschlagen, dass wir Eis kaufen könnten, wenn wir wieder auf dem Markt sind, um unsere Waren zu verkaufen. Sie hat Nein gesagt. Eis ist schlecht, wegen des Zuckers und sowas. Ach, keine Ahnung. Es ist zu heiß zum Denken.

20.07.1996

Mir ist immer noch kotzübel. Langsam habe ich das Gefühl, dass irgendetwas mit dem Essen nicht stimmt. Ich habe Luxia gefragt, ob ich mich ausruhen kann. Wieder nein. Wie vorher, als ich Mutti anrufen wollte. Sie meinte, ich kann doch nicht die anderen im Stich lassen. Sonst müssten ja alle viel härter arbeiten, nur weil ich keine Lust habe. Irgendwo hat sie ja bestimmt recht.

21.07.1996

Luxia hat mir eine andere Arbeit gegeben. In dem Gewächshaus. Wir bauen Hanf an. Ich war zuerst richtig schockiert, aber Luxia hat mir erklärt, dass das Zeug nicht THC-haltig ist und Landwirte das anbauen dürfen. Wurde wohl irgendwie erst vor Kurzem gesetzlich festgelegt. Ich weiß nicht, was ich von der Sache halten soll. Ich kenne mich damit ja gar nicht aus. Und Luxia würde mich nie anlügen, sie ist der ehrlichste Mensch, den ich kenne.

22.07.1996

Meine ganzen Sachen sind weg. Nur mein Tagebuch ist mir geblieben. Habe es wohl gut genug versteckt. Diese Hanfsache geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich will wieder nach Hause. Was passiert hier eigentlich? Was passiert mit mir?

23.07.1996 I

irgendwer hat mich verpetzt. Blöde Verräter. Luxia weiß davon, dass ich nach Hause will. Sie ist enttäuscht von mir. Statt wie alle anderen auf dem Feld zu arbeiten, habe ich in der Burg nach Beweisen gesucht. Und dann stand sie plötzlich hinter mir. Sie hat mir eine ordentliche Standpauke gehalten. Ich solle weniger

hinterfragen und im Sinne der Gemeinschaft handeln und denken. Nur, weil ich so kritisch bin, geht es mir scheiße. Vielleicht hat sie ja recht. Zur Strafe hat sie mir das Abendessen verweigert. Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.

25.07.1996

Ich muss weg, bevor sie mich findet. Sie weiß, dass ich herumgeschnüffelt habe. Im Keller sind die Beweise. Hoffentlich findet das hier irgendjemand!

Tagelang brütete der Kriminalpolizist über dem Fall. Keller stellte fest, dass der letzte Eintrag anders aussah als die vorherigen. Klar, in Eile schrieb man nicht in Schönschrift. Trotzdem wurde er das Gefühl nicht los, dass der letzte Eintrag gar nicht von Nicole war. Sondern von jemandem, der den Finder in eine Falle locken wollte. Der Brand war im Keller entstanden. Was war bloß vorgefallen? Wurde Nicole mit Absicht umgebracht? Ein Unfall? Und was war mit Esther Martin? Von ihr fehlte jede Spur. Als wäre sie vom Erdboden verschluckt worden. Das Foto hatten die Feuerwehrleute dort unten gefunden, auch die Gebeine von Nicole Baumann und das Tagebuch. Gut versteckt lag es hinter ein paar Steinen in der maroden Kellerwand. Der junge Mann, völlig unbekannt. Sven hieß er, so viel konnte man herausbekommen. Er war das Patenkind dieser Christel Bitterwolf, die sich Luxia nannte. Beweise, dass der Kerl wirklich Sven hieß oder ihr Patenkind war, gab es allerdings nicht. Auch nicht, dass Christel Bitterwolf etwas mit seinem Verschwinden zu tun hatte. Und wie weit würden ihre Anhänger gehen, um sie zu schützen? „Was denkst du?“, fragte ihn sein Kollege und stellte eine Kanne mit schwarzem Kaffee auf den Tisch. „Ich weiß nicht, was ich denken soll. Eine Entführung vielleicht? Bis auf das Foto haben wir keinen Beweis, dass Esther Martin jemals dort unten war.“ Er nippte an dem wohlriechenden Kaffee. „Wohl wahr. Das Foto könnte jederzeit aufgenommen worden sein. Und irgendwo anders noch dazu.“ Langsam goss sein Kollege Kaffeesahne in den Filterkaffee. Ihre Gedankengänge wurden von dem Klingeln des Telefons unterbrochen.

Sein Kollege nahm den Hörer ab: „Artur Krajewski! Oh, Herr Bitterwolf! Ja. Nein, nein. Doch, schon.“ Am anderen Ende der Leitung schien der Staatsanwalt zu sein. Fassungslos sah Krajewski Kollegen Keller an: „Wie? Das Verfahren wurde eingestellt?“





## HOW TO: REBUILD A CIVILISATION

Von Leonie Dittrich

### TEIL I – DAS ALLWISSENDE

#### *Kapitel 1*

“Es ist Kirschsafft, nur Kirschsafft. Etwas dickflüssig, aber Kirschsafft“, versuchte sie sich zu beruhigen, als sie den kleinen runden Gral in die Höhe hielt. Nicht größer als ein Schnapsglas, wohl aber schöner verziert mit Runen und den heiligen Worten des Messias Acrux.

“Auf das Allwissende, auf das Amt, auf den Acrux“, sang die junge Weberin mit und versuchte, nicht das Licht vor den Augen zu verlieren, als der Rest der Gemeinde monoton und sonst wortlos das Getränk, das Geschenk, die Gabe in einem Zug austrank.

“Nur Kirschsafft, seltsamer Nachgeschmack, aber Kirschsafft, hausgemachter Kirschsafft, eigens angebauter Kirschsafft“, murmelte Atlas vor sich hin. Man musste aufpassen, welche Lautstärke und Wortwahl man an welchem Ort neben welchen Leuten einsetzte. Das hatte die arme Felis damals am eigenen Leib erfahren müssen. Wortwörtlich am eigenen Leib. Atlas verzichtete an jenem Abend auf die Fleischklößchen in der Suppe.

“Und damit“, fuhr der große Messias Acrux fort, “soll uns das Geschenk der Auserwählten weiterleiten bis zum nächsten Vollmond, auf dass mir das Blut die Kraft gibt, euch weiter auf den Weg ins Paradies zu begleiten.“

“Auf Acrux“, hallten die Stimmen als Schlusswort der rund 600 Mitglieder in der großen Kapelle. Die Kapelle war nichts anderes als eine große Burg, die schon bessere Tage gesehen hatte. Lange Flure, große Hallen, ein kleiner Innenhof, der von den Pharmazeuten gehegt und gepflegt wurde, und dunkle, feuchte Gänge in den Kellergeschossen, zu denen nur die Auserwählten des ersten Grades Zugang bekamen.

Es war für Atlas immer wieder ein Wunder, wie alle Menschen der Gemeinschaft in die Burg passten. Und noch ein viel größeres Wunder war, dass keiner der 600 anderen Menschen sich je fragte, ob es nicht doch moralisch falsch war, die Überreste der “Auserwählten“ zu konsumieren, und ob der heilige Acrux wirklich so heilig war, wie er es von sich behauptete.

Gedankenversunken bemerkte sie gar nicht, wie ihr Bruder Artemis ihr ungeduldig gegen das Schienbein trat.

“Komm, Wetterziege“, begann er. “Ich will hier nicht länger sein, als es nötig ist. Für einen heiligen Ort mit einem heiligen Messias fühlt sich die Kapelle dämonisch an. Und du weißt, was passiert, wenn wir wieder als Letzte erwischt werden, weil du

einen starken Drang der Selbstausslöschung hast.“

“Ach komm“, erwiderte die Ältere mit einem verschmitzten Lächeln. “Das war nur ein doofer Zufall. Und der grauhaarige Kauz ist sowieso bis auf Weiteres pensioniert.“

Beim letzten Vollmondritual waren die beiden Geschwister dank Atlas' Neugier abhandengekommen und fanden sich im Wandlabyrinth des Kellers wieder. Als die beiden schon das zwanzigste Mal im Kreis gelaufen waren und sich an derselben Gabelung mit dem unheimlichen Kerzenständer, der das Portrait des Messias beleuchtete, wiederfanden, überraschte sie der bekannte grauhaarige Mann, der zu Acrux' Auserwählten des ersten Grades gehörte. Diese zeichneten sich meist durch ihr graues Haar und den grimmigen Blick aus, welcher das Endprodukt der direkten Zusammenarbeit mit Acrux war. Jene Auserwählten waren davon befreit, Opfergaben zu leisten, wohl aber auf ewig verdammt, in der großen Burg zu arbeiten. Was zunächst wie ein Traum klang, besonders, wenn man bedachte, dass der Rest der Gemeinschaft mit ihren meist sechsköpfigen Familien in schmalen Holzhütten lebte, nahm eine unheimliche Wendung.

Es war jenen Hyaden nicht mehr gestattet, am alltäglichen Leben teilzunehmen. Stattdessen wurden sie dazu verdonnert, dem Acrux Tag und Nacht beiseitezustehen und geheimnisvollen Arbeiten rund um die Burg herum nachzugehen.

“Na los!“, drängte der jüngere Zwilling, “lass uns lieber schnell Herath suchen, bevor es auffällt, dass wir nach der Versammlung nicht direkt zur Arbeit zurückgegangen sind! Ohne Medikamente können wir heute Abend nicht Zuhause auftauchen.“

Im Burggarten angekommen, wehte den Geschwistern eine leichte Brise ins Gesicht.

“Glaubst du, die Ernte wird dieses Jahr erfolgreicher?“, fragte Artemis zweifelnd, als sein Blick über den Garten glitt.

Im Hofgarten wurden hauptsächlich Heilkräuter herangezüchtet, um die Herstellung von Medizin und Versorgung der Erkrankten in Astral zu gewährleisten. Darum kümmerten sich dann die Kräuterfrauen und Apotheker, die stets darum bemüht waren, neue Fortschritte in der Medizin durch ihre Kräuter zu erlangen und das Gesundheitswesen innerhalb des Dorfes zu stärken.

Im letzten Jahr jedoch gab es zur Sommersonnenwende zum ersten Mal einen plötzlichen Engpass der Kräuter. Zeitgleich kam es zu einer lokalen Epidemie in Astral, an der die halbe Gemeinde erkrankte. Es war unklar, was genau die Krankheit ausgelöst hatte, jedoch konnte man sicher sein, dass die Kräuterfrauen mit einer schweren Zeit, gefüllt mit Beschimpfungen, Spott und Rangabstufungen zu kämpfen hatten.

“Ich weiß es nicht”, erwiderte Atlas und suchte vergeblich nach Herath, welche schon längst zurückgekehrt sein sollte. “Ich hoffe es jedenfalls. Herath nahm das Ganze ziemlich mit. Ich möchte ihr das ungern noch ein weiteres Mal zumuten.”

Ein plötzlicher Schrei zwang das Gespräch der beiden zu verstummen, woraufhin Artemis seine Schwester mit besorgter Miene anblickte. “Jetzt schau nicht so. Wär’ es etwas Ernstes, würden die anderen Kräuterfrauen schon nach dem Rechten schauen.” Atlas schnaubte genervt. “Du kannst nicht einfach aus dem Versteck rausrennen, weil irgendeine Furie meint, sich die Seele aus dem Leib schreien zu müssen. Wenn man uns findet, sind wir gleich die nächsten, die schreien.” Doch der Rest des Gartens verhielt sich ruhig. Bis auf das Schaufeln von Erde und Sträucher-rascheln war nichts mehr zu hören. Die Kräuterfrauen erledigten ihre Arbeit oft im Stillen, weil die Burg Augen und Ohren hatte, erwähnte Herath einst beiläufig. Was genau sie damit gemeint hatte, wussten die beiden jedoch nicht. Und das Nachfragen erwies sich als schwierig, da auch Herath eher zum Schweigen veranlagt war.

Trotz Atlas’ Einwand stürmte Artemis leichtsinnig davon, um dem Grund des Schreiens nachzugehen, klug genug, den Sichtschutz der Bäume und Sträucher zu nutzen. Genervt gehorchte seine große Schwester und folgte ihm auf schnellem Fuß.

In einer der Ecken des Innenhofes, weiter abgeschottet von der Hauptternte, wurde ein klägliches Schluchzen lauter und ein bekanntes Gesicht mit langem, brünettem Haar sichtbar.

“Herath!” Artemis stürmte besorgt zu der jungen Erwachsenen, bis er sah, dass Herath selbst gar nicht die Schluchzende war, sondern sich über ein kleines Mädchen mit Narben ums rechte Auge herum beugte und versuchte, sie mit ihren sanften Händen zu trösten.

“Was ist denn jetzt los?“, fragte Artemis verwirrt und geschockt. “Warum ist ein kleines Mädchen hier? Ihr wisst doch, wie gefährlich das ist!” Es war nämlich strengstens verboten für Außenstehende, in den Burggarten zu gelangen. Noch schlimmer war es, wenn eine Kräuterfrau mit einem Außenstehenden hier erwischt wurde. Als Außenstehende hier zu schreien und von einer Angestellten getröstet zu werden, war also mehr als leichtsinnig. Geradezu dämlich.

“Was macht das Balg hier?“, zischte Atlas genervt. “Geh nach Hause, du hast hier nichts verloren!” Herath blickte die beiden strafend an und gestikuliert mit ihrem Arm, den sie vor wenigen Sekunden noch schützend um das blonde Mädchen gelegt hatte.

„Sei nicht so unsensibel! Es ist ein Kind. Außerdem stehst du auch hier. Fass dir lieber mal an die eigene Nase!“, gab Herath ihr in Gebärdensprache zu verstehen.

Atlas konterte stumm. „Ich weiß aber, wie ich mich zu verhalten habe, wenn ich den Garten betrete. Außerdem weiß ich, wie ich nicht entdeckt werde. Denn einer von uns beiden hat soeben einen Schrei losgelassen, der sogar einen Brüllaffen neidisch werden lässt. Und ich war es nicht.“ Das kleine Kind verfolgte die Konversation zwischen den beiden aufmerksam, auch, wenn es nur wenig verstand.

Artemis wandte sich ihm zu. „Jetzt erzähl uns doch erstmal, was los ist.“

Wie auf Knopfdruck schossen dem Mädchen, welches auf den Namen Venus hörte, die Tränen in die Augen. Herathklärte Artemis mit Gesten auf: „Venus hat eine Vorladung zum Himmelssektor bekommen.“

Die nächste Beleidigung blieb Atlas im Mund stecken. Himmelssektor? Warum Venus?

Sie war doch noch so klein. Atlas wagte es nicht, ihre grün-braunen Augen auf das schluchzende Mädchen oder auf die Kräutermagd zu richten.

„Was meinst du damit? Wieso musst du zum Himmelssektor?“, fragte Atlas das Mädchen und vergaß ganz dabei zu gebärden, so dass Herath nicht wusste, worüber die drei nun sprachen.

„I-Ich muss e-eine O-Opfergabe leisten“, stotterte Venus und hielt den edlen geschriebenen Brief den beiden Geschwistern entgegen. Die schwarze Tinte funkelte im Sonnenschein.

Wusste man nicht, was in diesem Brief stand, würde er schon fast wunderschön aussehen. Der Brief wurde den zarten, kleinen Händen entrissen. «Was für eine Opfergabe?! Du bist doch noch ein Kind! Was könntest du bitte haben, was geopfert werden soll?!»

Atlas las aufgebracht den Brief:

„[...] Mit Stolz dürfen wir also verkünden, dass Venus Antares, Tochter der Bäckerin Jupiter Antares und des Metzgers Canopus Antares, uns zum kommenden Vollmondritual durch ihre Augen beglücken wird und das Geschenk Acrux somit in ihren Venen fließen wird.

Hochachtungsvoll,  
Der Himmelssektor”

Ein schweres Schweigen machte sich breit.

„Oh“, keuchte Artemis und hielt sich an einem stumpfen Baumstamm fest, um nicht umzukippen. „Das ist jetzt aber nicht so gut.“

„Willst du mich verarschen? Natürlich ist das nicht gut!“, erwiderte Atlas mürrisch. „Der alte Kauz will dem Mädchen die Augen klauen!“ Das plötzlich verstärkte Weinen der kleinen Venus bestätigte Atlas’ Aussage. „Oh Gott, jetzt weint sie auch noch. Was mache ich denn jetzt?“

„Na, beruhige sie doch einfach mal“, schlug ihr Bruder vor, der sowieso besser mit

Kindern und eigentlich allem, was eine Seele hatte, umgehen konnte. "Ja, und wie, bitte schön?!"

"Knie dich hin, begib dich auf Augenhöhe und dann umarmst du sie." Die Verwirrung war ihr wie ins Gesicht geschrieben, als sie die Stirn runzelte. "Was zur Hölle ist eine Umarmung?" Der Blick wanderte wieder zu Venus. Dann zur jungen Kräutermagd. Dann sahen sich die Geschwister an, bevor sie ohne ein weiteres Wort gingen.

## *Kapitel 2*

"Du kannst sie nicht einfach einweihen!", schrie Atlas aufgebracht, als sie wenig später durch den Wald liefen und Ausschau nach einer geeigneten Route hielten.

"Und du kannst das arme Kind nicht hierlassen", fauchte der Jüngere seine Schwester an.

"Kann ich wohl, siehst du doch. Anders als Venus, die kann bald nicht mehr sehen. Aua! Tritt mir nicht gegen Schienbein, du Marmorhoden!", schrie Atlas auf und knallte ihrem Bruder eine. "Und jetzt konzentrier dich. Wir müssen bis zum nächsten Vollmond weg, und wir haben noch keine Route aus diesem verdammten Wald."

Artemis runzelte die Stirn, als ihm etwas auffiel. "Wie weit wollen wir eigentlich weg? Wir wissen doch gar nicht, was da draußen auf uns wartet."

"Ja, ganz weit halt. Ich will zu dem großen Brunnen, von dem Oma uns immer erzählt hat."

"Du meinst das Meer", die Sorgenfalte in Artemis Gesicht wurde größer. "Wer weiß, ob das überhaupt existiert."

"Natürlich existiert es! Oma war doch ganz aus dem Häuschen, als sie davon erzählte!"

"Oma war aber auch senil", hielt Artemis dagegen, "und alle im Häuschen hatte sie sowieso nicht mehr. Mal davon abgesehen", hielt er entgegen, "Wir können zu zweit keine eigene Zivilisation aufbauen. Sie wird aussterben, bevor sie steht."

Eine rotblonde Strähne fiel Artemis ins Gesicht, als er sich umschaute. Der Wald war groß, aber egal, wie weit die Geschwister in ihn hineinliefen, alle Wege führten zurück. Alle Wege führen zum Acrux.

"Ich glaube langsam, dass es unmöglich ist, aus diesem Wald zu entkommen." Das große Mädchen schnaufte und band sich ihre langen weißen Haare mit einem kleinen Band zusammen.

"Jetzt lass uns nochmal darüber reden. Es ist absolut egoistisch, Venus dazulassen mit dem Wissen, dass sie ihre Augen verlieren wird. Wir müssen sie beschützen."

"Ein kleines Kind ist auf der Flucht nur hinderlich. Es wird weinen und schreien."

Außerdem würde es auffallen, wenn wir zusammen mit Venus verschwinden. Herath weiß doch, dass wir von ihrem Auserwähltenstatus wissen.”

Der Junge schnipste. “Na dann nehmen wir sie halt einfach mit. Herath meine ich.”

“Glaubst du, sie würde das mitmachen?“, erwiderte Atlas besorgt.

“Na klar. Verpetzen kann sie uns eh nicht.“ Artemis verzog sein Gesicht zu einer Grimasse.

“Außerdem sind wir dann schon vier. So lässt es sich wesentlich leichter an einer Zivilisation basteln.”

“Was meinst du“, der schlaksige Junge starrte in die Ferne, “Es könnte schön werden, wenn wir vier verschwinden. Wir hätten mehr Hilfe für die Ernte und uns einen Unterschlupf zu suchen.”

“Okay“, erwiderte sie, “aber nur, wenn wir ans Meer gehen.”

“Okay.”

### *Kapitel 3*

Tage wie jener Nächste stellten die normale Routine vor. Morgens gegen halb sechs versammelte sich die ganze Gemeinde am alten Festplatz und alle sprachen gemeinsam das Morgengebet, während sich das beliebte und beleibte, man wähle das Passende, Hinterteil des Acrux auf einem protzigen Thron breitmachte und er auf seine Untertanen selbstgefällig herabblickte. Die Versammlung konnte in der Zeit variieren, je nachdem, wie groß der Bedarf an Bestätigung des Acrux war. Frühstück aß jede Familie für sich, doch durften sie dabei nicht die Zeit aus den Augen verlieren. Pünktlich um halb acht hatten sich alle vollmündigen Bürger an ihren Arbeitsplätzen zu befinden. Die Oberhäupter der verschiedenen Berufe führten penibel Listen, wer sich verspätete oder sich gar erlaubte, einmal zu erkranken.

“Du lebst für die Gemeinde, die Gemeinde lebt für dich. Ich entscheide, wann du krank bist“, stand es mal in einem Mahnbrief, den Atlas’ Mutter bekam, da sie sich in der Winterzeit unterkühlte und nicht in der Lage war, ihren Dienst anzutreten.

Vollmündig war man hier im Alter von vierzehn Jahren, bei Mädchen beim Eintreffen der ersten Monatsblutung. Ab dann war man nicht mehr berechtigt, das mager ausgebaute Schulinstitut, welches mit ganzen drei Klassenräumen und einem Völkerballfeld ausgestattet war, zu besuchen. Gelehrt wurde einem dort aber eher weniger. Literatur, Kunst, Musik waren hier eher fehl am Platz. Die gängigsten, besser gesagt die einzigen Fächer, die je unterrichtet wurden, beliefen sich auf die einfache angewandte Mathematik, Naturkunde, Sport und Religion, wo gelehrt wurde, dass die Blutlinie des Acrux unsere Gemeinde vor dem Aussterben rettete. Sie sei die einzig belebte Gemeinde auf der Welt, die den heiligen Acrux anbetete.

Im Gegenzug würde der Acrux über uns wachen.

Stand die Sonne nun an höchster Stelle, läutete die Dorfglocke zum Mittagessen und alle kamen auf dem Festplatz zusammen, um gemeinsam zu Mittag zu essen und mit einem Glas Wein anzustoßen, um den Herrn zu ehren. Alle, bis auf die Kräuterfrauen und den Hyaden, welche von morgens bis spät in die Nacht hinein in der Burg schufteten. Zwar hatten auch sie ein Zuhause, doch waren sie so sehr mit ihrer Arbeit beschäftigt, dass sie erst das traute Heim aufsuchen durften, wenn die letzte Menschenseele sich in den Schlaf sang.

Man konnte sich also denken, dass das die perfekte Zeit war, um die anderen in den Selbstmordplan der Geschwister einzuweihen.

“Warum sind die hier?“, fauchte die um wenige Minuten Ältere der Zwillinge, als sie in nicht drei, sondern gleich fünf Gesichter blickte.

“Ich kann das erklären!“ Doch der Versuch sie zu beruhigen, scheiterte.

“Hast du Lack gesoffen? Drei. Es waren drei abgemacht.“

Ein großer unheimlich aussehender Mann ergriff das Wort, bevor weitere Beleidigungen fallen konnten. “Wenn ich mich einmal einmischen darf“, sein starrer Blick fiel auf Atlas. “Es ist meine Schuld, dass wir jetzt hier sind. Als Artemis gestern zu später Stunde noch auf den Straßen rumgeeilt war und die junge Kräutermagd aufsuchte, konnte ich nicht anders, als zu lauschen.“ Er räusperte seine kratzige Stimme, die in seinen vierzig Jahren sicherlich schon bessere Tage sah. “Und dann musste ich meine Chance ergreifen, mich euch anzuschließen. Ich habe meine Gründe, wegzurennen.“

“Aha“, erwiderte Atlas trocken, “und der Klappspaten da?“

Der junge Rotschopf, fast die 20 Jahre erreicht, demnach nicht viel älter als Atlas und Artemis, zog seine Himmelfahrtsnase hoch in die Luft, bevor er sie eines Blickes würdigte.

“Artemis hat mich eingeladen. Also spar dir deine garstige Art.“

“Meine Fresse, reden kann der Kobold also auch noch.“

“Jetzt reg dich ab, mein Herz“, ihr Bruder ergriff wieder das Wort. “Helios ist ein guter Freund aus der Schule. Zudem lernt er das Handwerk. Und Orient“, sein Blick glitt zu dem älteren Herrn mit penibel gepflegtem grauem Haar, “ist dem Jägerkult zugehörig. Du kannst nun bestimmt eins und eins zusammenzählen und dir denken, was das heißt.“

Artemis ließ sich mit einem selbstgefälligen Grinsen auf den nächstgelegenen Stein plumpsen. Intelligent war er, das musste Atlas ihm lassen. Und verdammt nochmal Recht hatte er ebenfalls. Denn damit waren die fünf Berufe, die man für einen eigenen Aufbau der Zivilisation braucht, gedeckt. Handwerk von Helios, Jäger und Sammler von Orient, Kräutermagd und Apothekerin von Herath, Atlas

war die Weberin für Kleidung, Artemis war ein Schmied und Venus war die Tochter eines Metzgers und einer Bäckerin.

Der Ursrungsplan der Geschwister war es, jede der Aufgaben selbst zu übernehmen, doch so war es definitiv einfacher. Atlas hatte keinen legitimen Grund, bis auf ihre Verachtung, sich auf andere zu verlassen, die vier nicht in ihren Plan aufzunehmen. Zumal die Gefahr zu groß war, dass sie verpiffen werden würden. Erschöpft gab sich die weißhaarige Weberin geschlagen.

“Na schön. Wenn uns einer von euch Arschkampen aber verpfeift, Sorge ich höchstpersönlich dafür, dass Satan euch schmoren lässt.”

“Na bitte, geht doch!” Eine gelassene Atmosphäre machte sich nun endlich zwischen den sechs breit. “Also”, sprach Artemis weiter, “Oriont hat uns schon von einer geeigneten Route aus dem Wald heraus erzählt. Er ist Jäger, er wird es am besten wissen!”

“Die perfekte Route aus dem Wald und direkt in den Kerker des Acrux rein, ja ist klar”, murmelte Atlas abwertend vor sich hin. Was wäre, wenn Oriont gar nicht helfen möchte?

Er hat sie spät in der Nacht entdeckt. Aha. Und was hatte er dort zu suchen? Es war jedem strengstens untersagt, sich nach der Nachtsperre noch draußen aufzuhalten.

Aber warum hatte er sie dann nicht gleich verpetzt? Mangel an Beweisen? Wollte er uns ins offene Messer laufen lassen? Himmel, Arsch und Zwirn, warum waren alle so blauäugig? Warum sieht niemand, was ich sehe? Und jetzt lässt sich der alte Hirnfatzke von Artemis auch noch dafür feiern, dass er naiv ist. Außerdem, was gibt ihm bitte das Recht, einfach andere, ohne meine Erlaubnis, einzuweißen. Das war unser Plan! Noch dazu der wichtigste, den wir je hatten. Schon früh fiel uns auf, dass etwas nicht stimmen konnte. Eine einzige Gemeinde sollte das letzte Menschenleben auf Erden sein? Um uns zu schützen, musste man auf einen alten Mann mit Bierbauch und Raucherlunge hören, welcher dann auch noch einmal im Monat Opfergaben suchte? Warum sollte es mich schützen, einmal im Monat das Blut eines anderen Menschen aus einem kleinen Gral zu trinken? Da stimmte doch was nicht. Aber gut, jetzt war es geschehen. Man konnte nur noch hoffen, dass es die anderen vier ernst mit der Flucht meinten und keiner für die Hyaden arbeitete.

Es blieb den vieren wenig Zeit, die Mittagszeit war schon fast vorbei, dann mussten sie zurück zur Arbeit, Venus zur Schule.

“Hört zu”, Atlas schnaufte aus, “wir treffen uns heute Nacht an der Gabelung zum Waldesweg, von da aus wird Oriont uns seinen ach-so-großartigen Weg zeigen.“

Ihr Blick glitt zum blondhaarigen Kind mit den großen blauen Augen. Sie waren schon schön. Kein Wunder, dass Acrux sie ihr rausschneiden wollte.

“Du nicht. Du bleibst bei Mami und Papi und spielst das gute Kind.”  
Und damit war das erste, wenn auch unerfreuliche, Treffen der Truppe erledigt.

#### Kapitel 4

Artemis wartete schon ungeduldig vor der alten Weberstube, in der seine Schwester arbeitete. Er holte sie ab, wie jeden Tag. Nicht zuletzt, weil es dämlich gewesen wäre, kurz vor Ausübung des Plans die Gewohnheiten zu ändern und somit aufzufallen.

“Da bist du ja, altes Weberweib”, lachte er und nahm ihr den Rucksack ab, in der übrig gebliebene Wolle verstaut war.

“Oh, konntest du heute wieder was mitnehmen? Ist so viel übriggeblieben?”

Wenn am Ende des Monats viel Wolle und Garn übrig war, durften die Weberinnen etwas mitnehmen, da es am Anfang des Monats auf magische Weise immer neue Wolle von den Hyaden gab. Normalerweise sollte sie gerecht auf die Weber aufgeteilt werden, doch seitdem die Mutter der Geschwister schwerst erkrankte und so nicht ihren Beruf als Bibliothekarin ausüben konnte, wurde Atlas besitzergreifender und stahl des Öfteren Sachen, Medizin und Mahlzeiten, um sie ihrer Mutter zu geben. Moral hatte sie schon lange keine mehr, nur noch Prinzipien, an die sie sich eher schlecht als recht hielt.

“Übriggeblieben, einfach mitgenommen, wo ist da schon der Unterschied?” Atlas lachte trocken, als sie eine Grimasse zog und weiter Richtung Heim lief.

“Verurteile mich nicht. Ich muss für Mama an dicker Kleidung aufstocken, bevor wir gehen. Wenigstens das hat sie verdient.”

“Du hast ja Recht”, er schnaubte aus. “Ich hoffe, sie nimmt uns das am Sterbebett nicht übel.”

“Was ich dir am Sterbebett übelnehmen würde, ist, wenn sich einer von deinen großartigen neuen Freunden als Verräter entpuppt.”

“Es sind unsere neuen Freunde”, korrigierte er sie mit einem schelmischen Grinsen, um sie zu provozieren. Was ein Stoß gegen das Schienbein zur Folge hatte.

“Wie lautet denn jetzt eigentlich der Plan?”

“Sachen packen, wegrennen. Weiter bin ich nicht.”

Das Mädchen verdrehte gekonnt die Augen und murmelte: “Na super.”

## TEIL II – DAS AMT

### *Kapitel 1*

Würden sie jetzt gesehen werden, hätte es eine Versammlung auf dem Festplatz zur Folge.

Die fünf, Venus schlief schon, würden aber nicht wie der Rest der Gemeinde unten feiern, sondern auf der kleinen Erhebung. Auf der Guillotine.

Sie trafen sich weit nach der Nachtsperre, als keine Menschenseele mehr auf den schmalen Wegen und Gassen anzutreffen war. Auch die kleine Taverne, in der die Männer bis spät in die Nacht am Zapfhahn standen, hatte schon lange ihre Riegel vor die kleine Holztür geschoben.

“Hier ist die Gabelung.” Orient strich sich das Haar, welches schon viel zu früh grau geworden ist, aus dem Gesicht. “Wir werden dem Trampelpfad ca. einen Kilometer lang folgen und dann nach links abbiegen. Von dort weiter gerade aus, bis man zu einer Lichtung kommt. An dieser Stelle sind wir schon ein gutes Stück weg vom Dorf, jedoch noch nicht sicher. Ich denke aber, dass es sinnvoll ist, dort das erste Nachtlager aufzuschlagen.”

“Willst du mir den Clown an die Nase malen?”, fragte Atlas verächtlich. “Mitten am Tag auf einer Lichtung schlafen, willst wohl unsere Köpfe rollen sehen, mhm?”

Herath gestikulierte: „Jetzt mach nicht so eine Aufuhr, du weckst ja noch das ganze Dorf mit deiner schrillen Stimme.“

“Wenigstens habe ich noch eine Stimme”, murmelte die Weberin. Eine unangenehme Stille machte sich breit. Atlas merkte, dass sie zu weit gegangen war, als Augen sie böse anfunkteten. “Tut mir leid, Herath. Ich meinte das nicht so.”

“Mal davon abgesehen”, schnitt Artemis ihr das Wort ab, damit sie nicht noch mehr Schaden in der Gruppe anrichten konnte, “ist das die perfekte Zeit. Wenn wir morgens an der Lichtung ankommen, haben wir schon ein gutes Stück hinter uns. Und keinem wird auffallen, dass wir nicht da sind. Mindestens bis zum Nachmittag. Wenn die Oberhäupter merken, dass wir nicht erscheinen, werden sie erst bei uns zu Hause suchen, dann sich versammeln und erst dann einen Plan schmieden. Bis zum frühen Abend passiert da nichts. Und bis dahin sind wir schon auf dem Weg.”

Helios, welcher bis dahin stumm war, meldete sich nun auch zu Wort.

“Und wann soll das ganze Spektakel bitte losgehen?”

“So schnell wie möglich. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit bis zum nächsten Vollmond. Außerdem befürchte ich, dass Venus mit der Zeit verstärkt bewacht wird.”

Orient hatte da einen validen Punkt getroffen. Nicht selten war es den Zwillingen aufgefallen, dass die Menschen, welche für die nächsten Rituale auserwählt waren, oftmals in den letzten Tagen durch ihren Alltag begleitet wurden.

Eine alte Schulfreundin von Atlas erzählte ihr mal, als sie auserwählt wurde, ihre linke Niere zu opfern, dass man sie bis zum Schnitttag nicht aus den Augen ließ. Zu gerne würde sie diese Freundin nun um Rat fragen, doch sie erlag schon bald ihren Wunden und starb an einer Infektion, da die Schnittstelle während der Operation wohl verunreinigt wurde.

“Wie wäre es mit Ende der Woche? Freitag zum Beispiel?“, fügte Helios hinzu.

“Warum genau dann?“

“Da gibt es immer Bohnen bei uns Zuhause, die mag ich nicht.“

## *Kapitel 2*

Der Plan war also durchdacht, der erste Schritt vollbracht. Das weitere Vorgehen bestand nun darin, in den verbleibenden zwei Tagen Abschiedsbriefe zu schreiben, das Nötigste in einen kleinen, mickrigen Rucksack zu packen und sich möglichst unauffällig zu verhalten. Alles schien geregelt. Herath würde die Stimmung um den Vorstand beobachten, Helios würde sich darum kümmern, dass Venus' Familie abgelenkt war, während Orient das kleine Mädchen aus ihrer Stube führen und sich mit uns anderen an der Waldgabelung treffen würde. Von dort aus sollte das neue Leben beginnen.

“Ich sag's dir so, wie es ist“, begann Atlas wieder rumzunörgeln. “Der Rotschopf hat Dreck am Stecken.“

“Jetzt tanz' nicht so auf Helios' Nase rum. Wir sind Freunde seit der Schule! Ihm kann man vertrauen!“

“Pff, vertrauen“, öffte sie ihn nach. “Ich habe dir vertraut, dass du niemanden einweihst! Jahrelang haben wir schon den Traum zu verschwinden, und kurz bevor der langersehnte Traum Realität werden kann, rennst du zu irgendeinem dahergelaufenen Fatzke und verpfeifst uns! Nicht nur das, aber du redest so laut, dass ein alter Opa uns hört, und ziehst ein armes kleines Kind und eine angesehene Kräutermagd mit hinein! Ist dir klar, wie gefährlich das ist? Nicht nur, dass die Chance aufzufliegen, um das Dreifache gestiegen ist, nein, es stehen sogar noch unschuldige Menschenleben auf dem Spiel!“

Artemis schnaubte aus. “Bist du wirklich so herzlos, dass du ein armes Kind, welches vermutlich noch dem Tode geweiht ist, zurücklassen könntest? Ich habe es satt, mich rechtfertigen zu müssen, wenn ich bloß versuche, dass alle überleben!“

Er schrie schon fast, so weh tat es ihm.

“Wenn ich herzlos bin, dann bist du mindestens genauso dämlich und naiv! Mutter würde mir da zustimmen!“ Das hatte gesessen. “Ich hoffe du verzeihst es dir, wenn wir am Ende sterben.“ Und mit diesem Satz verschwand die Ältere zwischen ein paar Gassen.

Artemis riss sich ein Stück frischgebackenes Brot ab, welches die beiden erst vor wenigen Minuten beim Bäcker gekauft hatten und murmelte: "Arschgeige."

### *Kapitel 3*

Der Tag des Verschwindens war gekommen. Gesehen hatten sich die Geschwister seit ihrer Auseinandersetzung auf dem Marktplatz nicht mehr. Weder beim Morgenbet noch beim gemeinsamen Mittagessen. Von der Arbeit holte Artemis seine Schwester ebenfalls nicht mehr ab. Das einzige Lebenszeichen, was er mitbekam, war, wenn seine Schwester kurz vor der Nachtsperre die Haustür ein bisschen zu laut knallte und schnurstracks in ihre eigene Kammer eilte. Ein bisschen Sorge, ob sie denn überhaupt kommen würde, hatte er schon. Ihr Rucksack, den sie mitnehmen wollte, sowie ihre wichtigsten Hemden und Utensilien lagen ebenso noch verstreut im Zimmer, als er am Nachmittag nachschaute. Ob sie wohl kneifen würde? Nein, das konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen. Sie würde auftauchen, daran musste er glauben. Vielleicht verabschiedete sie sich noch von Mutter?

Auch für Artemis war es nicht einfach, sie zurückzulassen. Doch genauso gut wusste er, dass ein Verschwinden nach deren Tod nur noch schwerer sein würde. Beide könnten sich womöglich nicht von ihrem Grab trennen. Dass sie schwerst krank war, half den beiden dabei natürlich nicht. Der Tod konnte sie jederzeit holen. Jeder Tag war ein Geschenk Gottes, oder ein Geschenk Acrux', wie sie es selbst nannte. Schon mehrmals war sie dem Tod in den letzten Monaten nur knapp entkommen und das auch nur, weil ihre Freundin Herath Kräuter vor dem Oberhaupt versteckte, um Medizin für sie herzustellen. Die Medizin- und Heilkräuter-Ausgabe erfolgte nämlich durch den Oberstwächter der Apotheke, einem großen grummeligen Kauz, welcher schon vor Jahren die Ehre hatte, den Hyaden beizutreten. Ihm fiel es im letzten Jahr auch am schnellsten auf, dass es einen Medikationsengpass gab. Doch Atlas und Artemis' Mutter war viel zu krank, um mit den verordneten Medikamenten klarzukommen. Sie brauchte mehr. Sie brauchte stärkere. Leider war das den Oberhäuptern egal, gäbe es Herath nicht, wäre sie wahrscheinlich längst schon unter der Erde.

Artemis war so in Gedanken versunken, dass er gar nicht merkte, dass Herath bereits da war und ihn liebevoll anpustete, um seine Aufmerksamkeit zu erlangen. Verdutzt schlug er die Augen auf. "Herath! Wie schön dich zu sehen!" Erfreut blickte er in die haselnussbraunen Augen der Kräutermagd. Wäre er nicht schon verliebt in sie, würde er es jetzt auf alle Fälle werden. Ihr Lächeln wurde als Antwort noch breiter, als es ohnehin schon war.

"Herath, hör auf so zu schreien, du hast mich erschreckt."

Die Magd trat ihm ins Knie. "Aua!"

Herath war humorvoll, doch an Scherze, welche auf Kosten ihrer fehlenden Stimme waren, konnte sie sich nie gewöhnen.

“Sorry”, Artemis lachte verlegen, und sah zu, wie Herath ihre schulterlangen braunen Locken mithilfe einer Schleife zusammenband.

Herath fragte: „Wo sind die anderen? Es wird spät, wir müssen uns bald auf die Spur machen, wenn der Plan erfolgreich sein soll.“

“Ich weiß, Atlas sollte schon längst da sein und ich hoffe, bei den anderen dreien läuft auch alles reibungslos.“

Der rotblonde Junge trat von einem Bein aufs andere und musste sich anstrengen, bei seiner schlaksigen Figur nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Schritte wurden hörbar. Sie hätten Angst bekommen sollen, doch Artemis verbrachte ein paar Jahre zu viel mit seiner Schwester. Er würde ihre Trampelschritte von überall erkennen können.

Atlas fiel Herath in die Arme. “Schön, dass du hier bist”, gestikuliert sie, da Herath immer noch Probleme damit hatte, schnell Lippen zu lesen.

Ihren Bruder ließ sie links liegen.

### TEIL III - DER ACRUX

#### *Kapitel 1*

Die nächsten Stunden gingen langsam voran. Verschiedene Gefühle um ihr neues Leben machte sich breit: Angst, Unsicherheit, Trauer, Freude, beide Augen behalten zu dürfen.

Keiner traute sich ein Wort mit dem anderen zu wechseln. Zu groß empfanden sie die Gefahr, dass man sie hören könnte. Es war so, als würden die Tiere ihre Schritte beobachten. Die Marienkäfer zählten die Fußabdrücke, die Krähen schielten den Weg entlang und der Wind machte es ihnen schwer, zügig voranzueilen. Sie waren nun beisammen, alle versammelt, alle zusammen. Nicht viel später als Atlas traf auch der grauhaarige Mann, welcher den Namen Oriont trug, mit der kleinen Venus Hand in Hand ein. Er trug ihr beider Gepäck und wenig später auch Venus selbst. Kein Wunder, das Mädchen musste aufgeregt sein und konnte in den letzten Nächten bestimmt kaum schlafen. Doch Oriont händelte dies geschickt, als ob er wüsste, mit kleinen Kindern umzugehen. Und auch Helios fand, wenn auch später als gedacht, den Weg zum Gespann. Atlas traute den beiden nicht. Warum war Helios so spät? Und dann noch genau zur Abreisezeit? Hatte er noch mit jemand anderem gesprochen?

Und was war mit dem krummbeinigen Oriont? Was ist, wenn es gar keine Lichtung gibt und er uns an die Wachen ausliefert? Das Zeug dazu hätte er, wir Blinden folgten ihm ja auf Schritt und Tritt.

Würde ihr nicht so viel am Leben liegen, wäre sie schon längst ausgestiegen. Den beiden traute sie nicht über'n Weg. Und da war noch dieses unangenehme Rascheln in den Büschen, welches sie zu Anfang schon bemerkt hatte. Erst als sie die Lichtung, von der Orient sprach, erreichten, legte sich das Gefühl des Unbehagens ein wenig.

“Und hier wird das erste Nachtlager aufgeschlagen?“, fragte Helios mit einer Prise Unsicherheit in der Stimme.

“Ja“, antwortete Orient und stämmte seine Hände in die Hüfte, “bis zur Mittags-sonne sollten wir trotzdem verschwinden.”

“Na dann.“ Er schmiss sein Gepäck neben ein paar Gänseblümchen, die definitiv schon bessere Tage gesehen hatten, und ließ sich erschöpft ins Gras fallen.

Eine warme Sommerbrise glitt ihm durchs Gesicht. Auch die Jahreszeit hatten sich die Geschwister gekonnt ausgesucht. Dank des Sommers war der Sonnenaufgang nach dem dreistündigen Fußmarsch durch den Nadelwald nicht mehr weit entfernt und es ließ sich gut im Freien schlafen. Angenehm war es nicht. Aber wie angenehm kann es auch schon sein, seine komplette Identität abzulegen und eine eigene Zivilisation binnen weniger Wochen aufzubauen?

Venus schaute verängstigt in den dunklen Wald hinein. “Ein paar Augen starren mich an“, flüsterte sie und griff wie in Trance nach Orients rauer Hand.

“Ach Quatsch, das bildest du dir nur ein!“, versuchte die junge Kräutermagd sie zu beruhigen. “Würdest du dich sicherer fühlen, wenn wir ein Feuer anzünden?“ Ein breites Lächeln umschlich ihre schmalen Lippen.

“Bis du nun völlig bedeppt?“, zischte Atlas. Mittlerweile konnte sie ihr Unbehagen nicht mehr verstecken. Jede falsche Reaktion reizte sie. Die anderen sollten doch gar nicht hier sein! Und dieses Gefühl, in eine Falle zu tappen, wurde immer größer.

Doch woher, konnte sie nicht bestimmen. War es im Wald? Lauerte dort etwas auf sie? Oder war die Gefahr schon da? Unter ihnen?

“Du kannst doch jetzt kein Feuer machen“, fuhr sie in einer garstigen Stimmlage fort, “der Rauch würde unser Versteck sofort preisgeben!“

“Ach, das würde man bestimmt gar nicht sehen! Wir sind viel zu weit weg von Astral, als dass man ein mickriges Lagerfeuer sehen kann. So weit nach oben wird der Rauch nicht aufsteigen.“

Helios verzog das Gesicht, als ob Atlas das Dümmeste gesagt hätte, was er je in seinem kurzen Leben von zwanzig Jahren gehört hatte.

Die Stimmung kippte wieder, als Artemis sie anfuhr: “Jetzt hör doch mal auf! Es reicht! Wenn du nicht mit uns zusammenarbeiten kannst, dann solltest du ganz

einfach verschwinden.“ Er funkelte sie mit bösen Augen an. “Niemand möchte dich hier haben, wenn du so bist.”

Sie schaute in die Runde. Zu ihrem Entsetzen nickten ihre Gefährten niedergeschlagen oder starrten stumm auf den Boden.

“Okay”, sie atmete aus, “wenn das so ist.”

“Jetzt warte mal Atlas! Das kann man bestimmt klären. Wir können uns doch nicht schon in den ersten Tagen der neuen Zivilisationsgeschichte streiten.“ Oriant bot ihr ein beruhigendes Lächeln und seine Hand an. «Lass uns erstmal ein paar Stunden über das Geschehene schlafen. Nachher sieht die Welt bestimmt besser aus.“ Er kratzte sich den Nacken und eine Welle von Müdigkeit überkam die anderen.

“Gute Idee”, Artemis gähnte und streckte sich.

“Dich will ich trotzdem erstmal nicht in meinem Blickfeld haben”, wandte sich Artemis zu seiner Schwester, ohne sie dabei eines Blickes zu würdigen.

“Ich hasse dich.“ Mit diesen Worten wendete sich Atlas ab und schlug ihr Nachtlager, bestehend aus einer Decke und ihrer Tasche als Kissen, auf. Sie versuchte erst gar nicht, etwas zu essen. Die Bissen würden ihr nur im Halse stecken bleiben. Auch die anderen versammelten sich in einem Kreis und legten sich alle dicht beieinander hin. Oriant und Venus zusammen, Artemis und Helios, Herath hatte ihre eigene Decke. Das blonde Kind schlief auch in dem ganzen Trubel schneller ein als gedacht. Und bald hörte man nur noch ein leichtes Schnarchen.

“Stimme immer noch weg?“, flüsterte Oriant mit einem mitleidigen Lächeln.

Herath nickte.

Eine Träne fiel Oriant aus dem linken Auge.

“Sei nicht so unsensibel“, erwiderte Artemis.

“Warum? Das wollte ich schon die ganze Zeit fragen: Was ist denn jetzt eigentlich mit ihrer Stimme?“, fragte Helios.

Die Magd schaute zu dem muskulösen Mann und legte einen bittenden Blick auf Oriant verstand und fuhr fort.

“Herath und ich kennen uns schon eine Weile. Auch, wenn wir den Kontakt normalerweise meiden.“ Eine Art Melancholie machte sich breit.

“Herath half mir damals, meine Tochter zu retten. Jedenfalls bei dem Versuch. Ich verlor meine kleine Juno im zarten Alter von fünf Jahren. Nicht viel jünger als unsere Venus hier.“ Er strich dem Kind behutsam über den Kopf.

“Sie fiel einem Ritual zum Opfer“, er schluckte schwer, “und verlor dadurch ihre Beine. Obwohl das Ritual vermeintlich problemlos verlief, traten schon bald die Beschwerden auf. Fieber, Unruhe, Schweißausbrüche, sie konnte weder Wasser noch Nahrung bei sich behalten. Ich suchte Hilfe bei Apothekern, doch wurde von

jedem abgelehnt. Es sei der natürliche Lauf des Lebenswillens, sagten sie. Eines Tages, als ich es ein weiteres Mal versuchte, vergeblich, versteht sich, traf ich auf Herath."

Oriente schenkte ihr ein trauriges, dennoch dankbares Lächeln.

"Herath half mir dank ihrer Kräuter, meine Tochter noch eine längere Zeit am Leben zu halten. Sie schenkte mir wieder ein Lächeln und die letzten wunderschönen Momente mit meiner noch schöneren Tochter. Am letzten Abend, bevor sie ...", ein Kloß steckte ihm im Hals, "ach ihr wisst schon, besuchten wir den Astralteich. Sie erklärte mir, dass, wenn sie ginge, sie im Wasser wieder gefunden werden würde. Von da an wusste ich, dass sie den nächsten Tag nicht mehr miterleben würde. Heute weiß ich, dass meine Tochter nie gerettet werden konnte, aber ihre Zeit wurde verlängert und erträglicher gemacht."

Oriente schloss die Augen. "Als sie dann von uns ging, traf ich mich mit Herath ein letztes Mal und fragte sie, warum sie versucht hatte, Juno zu helfen, obwohl ihre Verletzungen so tief lagen, dass sie nicht geheilt werden konnten. Da erzählte sie mir, dass sie selbst Opfer eines Rituals geworden war. Als kleines Kind wurden ihr im Zuge der Raunächte die Stimmbänder entfernt. Sie heilte sich damals selbst mit eigens angebauten Kräutern.

Der Grund, warum sie sich dazu entschied, eine Kräuterfrau zu werden."

Die Luft wurde dick, als Artemis und Helios das hörten. Zwar wussten sie, dass Herath ihre Stimme verloren hatte, als sie selbst noch klein waren, jedoch nicht, unter welchen Umständen dies passiert war. Es traute sich keiner, noch ein Wort zu sagen, bevor sie ihrer Erschöpfung erlagen und einschliefen.

## *Kapitel 2*

Was danach geschah, kann nur noch dank wenigen Gedankenketten rekonstruiert werden. Geweckt wurde Atlas von vielen Dingen. Geschrei, unsanftes Rütteln an ihrer Schulter, der metallische Geschmack im Mund und das Treten gegen ihren Kopf.

Müde erwachte sie und versuchte sich aufzusetzen, bis sie bemerkte, dass sie von etwas Schwerem runtergedrückt wurde.

"Was zur Hölle?«

"Aufstehen!", befahl ihr eine raue Stimme, bevor sie hochgezogen und unsanft zu einer großen Menschenmasse geführt wurde. Es ging alles so schnell, als ihnen Handschellen umgelegt wurden und sie zusammengepfertcht auf nächste Antworten warteten.

"Was soll das werden?", flüsterte sie ihren Freunden zu und blickte in ihre unruhigen Gesichter. «Fehlt hier nicht noch wer?» Atlas zählte nach und es dauerte einen

Augenblick, bis es ihr auffiel. "Wo zur Hölle ist Herath?"

Helios schnaubte verächtlich. "Eure tolle Kräutermagd redet mit den Dorfweibern dort drüben." Sein Blick glitt zu Herath, die mit einigen der Hyaden scherzte. Sie schien zufrieden zu sein. Ein Hoffnungsschimmer glitt Atlas übers Gesicht.

"Na dann ist ja alles gut! Sie wird uns schon hier rausholen. Ganz sicher."

Das war das letzte, was sie von ihren Gefährten jemals hörte. Sie alle fanden sich im steinigen Kellerlabyrinth der Burg wieder, nur einander nicht. Es musste Tage gedauert haben, bis Atlas endlich besucht wurde, sogar von einem ihr ganz bekanntem Gesicht – Herath. „Na, gut geschlafen? Ich hoffe du bist bereit, für deinen großen Tag. Lange hast du gewartet, doch sollst auch du nun endlich befreit werden.“ "Befreit von was?", zischte Atlas.

Herath: „Erinnerst du dich noch, als du und Artemis mir vor einigen Jahren eure wilde Verschwörungstheorie aufgetischt hattet? Als ihr meintet, dass es noch Leben außerhalb Astrals geben muss? Recht hattet ihr. Nur sind diese Lebenden von Krankheiten geplagt und ihre Organe versagen stetig. Lungen, Leber, Nieren, Blut. All diese Organe funktionieren bei vielen Menschen nicht mehr. Daher wurde Astral gegründet. Eine kleine Gemeinde, weit weg von der Zivilisation. Um euch zu züchten. Um euch zu opfern. Um euch an Organhändler zu verkaufen.“

Herath grinste verächtlich, bevor sie fortfuhr. „Jetzt schau nicht so, die Antwort lag doch direkt vor deiner Nase. Du warst doch schon einmal hier, als du dich runter geschlichen hast. Und trotzdem hast du nichts bemerkt? Der Medikamentenengpass im letzten Jahr und dir ist es nicht einmal in den Sinn gekommen, dass er gezielt eingesetzt wurde? Man, bist du dämlich.“

"Und warum machst du das ganze Theater mit?", schrie Atlas in den dumpfen Wänden des Verlieses.

"Ganz einfach", gestikuliert Herath und zog ein blutverschmiertes Glas hervor. Atlas musste sich beherrschen, auch den letzten verbliebenen Mageninhalt nicht rauszuwürgen. "Ich verlor damals meine Stimmbänder im Zuge eines Rituals. Aber mir wurden neue versprochen." Sie grinste schelmisch. Das war es also nun. Die fünf Freunde würden kurzerhand auch der unfreiwilligen Organspende zum Opfer fallen. Atlas war die Nächste. Und sie konnte sich nicht mal mehr verabschieden.

"Du hast deine Freunde ins offene Messer laufen lassen für Stimmbänder?! Woher hast du die?! Sind die etwa auch von einem anderen Menschen entnommen?!"

Die Kräutermagd nickte trocken. "Ja, ohne Worte ist das Leben halt ziemlich mau. Solltest du doch am besten wissen. Die letzten Worte, die du zu deinem Bruder sprachst, waren 'Ich hasse dich.'"



## ABENTEUER AUF VIER PFOTEN

Von Bianca Sprotte

**A**NMUTIG TAPSTE ICH ÜBER DIE SCHMALE ZINNE DER MAUERKRONE, ALS HÄTTE ICH NIE ETWAS ANDERES GETAN. MEIN ROT GETIGERTES FELL SCHIMMERT IM LICHT DER SONNE, WIE DAS GOLD DER BLÄTTER im Herbst.

“Siehst du Twilight, ich habe dir gesagt, dass ich es kann”, verkündete ich voller Stolz und zuckte leicht mit den Schnurrhaaren. Meine beste Freundin, ein Goldkronen-Flughund, verdrehte bloß die Augen. Anschließend machte sie es sich auf einem Ast gemütlich, der mir gegenüber zur Burgmauer reichte. Sie war etwas größer als die anderen Fledertiere ihrer Art und somit auch größer als ich selbst. Mit meinen 12 Monaten war ich aber auch noch klein und schwächling. Irgendwann würde ich sie körperlich überragen, da war ich mir sicher.

“Ich habe nie behauptet, dass du es nicht kannst. Ich habe nur gesagt, dass du dich verletzen könntest. Katzen...”

“Können nicht fliegen, ich weiß”, unterbrach ich sie schnell. “Aber das Leben hier ist so langweilig. Nie passiert irgendetwas. Ich möchte einfach mal etwas Spaß haben.”

Um meinen Worten Ausdruck zu verleihen, sprang ich über einen kleinen Spalt hinüber. Der Burgmauer fehlten aufgrund ihres Alters mittlerweile einige Ziegelsteine, doch diese Lücken waren kein Hindernis für mich. Auch die bröckelige Fassade jagte mir keine Angst ein. Als Katze würde ich sowieso immer auf meinen vier Pfoten landen. Darum machte ich mir keinerlei Sorgen um meine Sicherheit. Twilight dagegen sah mir mit Unmut zu.

“Ráva, ich bitte dich, komm da endlich runter.” Sie war solch eine Spielverderberin. Dabei vollführte sie selbst manchmal die verrücktesten Flugmanöver, die ich je gesehen hatte. Aber vermutlich würde ich es als Flughund nicht anders machen.

Ich wandte den Blick zu ihr, ein gehässiges Grinsen im Gesicht.

“Du wirst mich fangen müssen, damit ich runtergehe.” Mein Schwanz peitschte spielerisch durch die Luft und sie atmete genervt aus, bevor sie die Flügel ausstreckte und in meine Richtung flog. Twilight war wirklich eine ausgezeichnete Pilotin und leider blitzschnell, weswegen ich hastig von Stein zu Stein sprang, um ihr zu entkommen.

Durch meine hohe Geschwindigkeit wehte mir die kalte Nachtluft ins Gesicht und einige kleine Kieselsteine lösten sich unter meinen Pfoten, die rapide die Burg hinabstürzten. Ich hatte jedoch keine Zeit, mich darauf zu konzentrieren, denn Twilight war mir dicht auf den Fersen.

Ihre Krallen blitzten bereits bedrohlich in meinem Augenwinkel auf. Sie versuchte, mich zu berühren. Sofort erhöhte ich mein Tempo.

“So leicht mache ich es dir bestimmt nicht”, rief ich laut und blickte in ihre Richtung, um ihre empörte Reaktion zu sehen. Sie schlug kräftiger mit den Flügeln, das Gesicht angespannt verzogen. Wenn Twilight etwas fangen wollte, war sie eine eiskalte Jägerin. Die Mäuse in unserer Burg hatten absolut keine Chance gegen sie. Manchmal war ich sogar ein bisschen neidisch auf ihre Fähigkeiten, denn sie fing ihr Abendessen deutlich schneller, als ich es jemals schaffen würde.

Plötzlich stoppte sie abrupt. Ihre Augen wurden groß.

«Vorsicht Ráva!» Sie klang verängstigt. Irritiert drehte ich den Kopf wieder nach vorne. Wenige Meter vor mir klaffte ein Loch in der Burgmauer. Diesen gewaltigen Sprung würde ich definitiv nicht schaffen. Auch wenn ich sehr gerne und viel sprang, kannte ich meine Grenzen. Abrupt bremste ich - aber ich war zu schnell.

Selbst mit meinen scharfen Krallen schlitterte ich unaufhaltsam über den Boden. Panik stieg in mir auf, denn das Randende näherte sich gefährlich.



Sollte ich den Sprung doch wagen? Vielleicht würde ich es gerade so schaffen. Im schlimmsten Fall könnte ich mich im Flug drehen und an der Wand abstoßen, um hoffentlich heil am Boden zu landen.

Plötzlich wurde ich grob im Nacken gebissen. Twilight versuchte, meine Geschwindigkeit mit ihren Flügeln abzubremsen. Dabei flatterte sie so heftig, dass der Wind für eine kühle Brise sorgte. Kurz vor dem Abgrund kam ich zum Stehen. Ich starrte ehrfürchtig nach unten.

Mein kleines Herz hämmerte unkontrolliert gegen meinen Brustkorb, während ich in einer Schockstarre verharrte. Mir war nie bewusst gewesen, wie hoch diese

Mauer tatsächlich war. Nur wenige Zentimeter trennten mich davon, herauszufinden, ob Katzen wirklich immer auf ihren Pfoten landen. Ich hatte dieser Aussage bisher immer geglaubt, ausprobieren wollte ich es jedoch nicht.

Twilight lockerte ihren Biss und ließ sich erschöpft hinter mir auf den Mauerboden fallen. "Das war knapp." Sie atmete schwer aus. "Wehe, du machst so etwas noch einmal!" Der strenge Tonfall in ihrer Stimme ließ mich zusammensucken. Leicht drehte ich den Kopf nach hinten und blickte über die Schulter zu ihr. Ihr Brustkorb hob und senkte sich rasend schnell. Sie muss wirklich all ihre Kraft aufgewandt haben, um mich zu retten.

"Danke, das hätte böse enden können." Ich setzte mich ihr gegenüber, wobei ich sie besorgt musterte. "Bist du okay?," fragte ich, während ich sie mit der Pfote leicht spielerisch am Fuß anstupste. Aus Erfahrung wusste ich, dass sie an dieser Stelle kitzlig war. Der vorwurfsvolle Blick folgte beinahe sofort, genau wie ein genervter Aufschrei.

"Ich wäre okay, wenn du endlich auf mich hören und von dieser Mauer runtergehen würdest!" Sie schlug kräftig mit den Flügeln und war wenig später in der Luft. Wenn sie sich so einfach erheben konnte, war sie wohl doch nicht so stark außer Puste. Ich verdrehte die Augen. "Ist ja gut", sagte ich und wollte von der Zinne herabspringen, stoppte aber, als ich eine laute Stimme hörte. Meine flauschigen Ohren zuckten aufmerksam. Ich blickte auf der anderen Seite der Mauer nach unten, wo ein mir unbekanntes Geschöpf auf zwei Beinen stand.

"Twilight, was ist das für ein Tier?," fragte ich meine beste Freundin und musterte den Eindringling neugierig. Als Erstes fiel mir auf, dass das Wesen kein Fell besaß. Auch das Gesicht sah irgendwie merkwürdig aus. Sollte diese Tannenzapfenähnliche Wölbung etwa eine Nase sein? Und wo waren die spitzen Reißzähne? Ich hatte solch ein Lebewesen noch nie gesehen. Twilight dagegen war schon an einigen Orten in der Welt gewesen. Demnach wusste sie sehr viel. Sie sah hinab, atmete erschrocken ein.

"Das ist ein Mensch", rief sie und flog näher zu mir. "Menschen sind gefährlich, wir sollten uns sofort verstecken." Ich spürte ihre Flügel an meiner Flanke, als sie versuchte, mich zum Gehen zu drängen. Aber ich wollte nicht weg und stemmte mich gegen sie.

"Der Mensch sieht gar nicht gefährlich aus", warf ich ein. Neugierig legte ich den Kopf schief, als der Zweibeiner immer wieder den Namen 'Holly' rief.

Das Wesen konnte also auch sprechen. Die Stimme klang so angenehm sanft wie die von Twilight, vermutlich handelte es sich bei dem Menschen ebenfalls um ein Weibchen. Wie schnell sie mit diesen langen Beinen wohl rennen konnte? Schneller als ich auf keinen Fall.

Niemand konnte es im Sprinten mit mir aufnehmen, besonders nicht mit dieser aufrechten Fortbewegungsweise.

“Ihr klingt beide sehr ähnlich”, warf ich schließlich ein und beobachtete den Menschen weiterhin mit neugierigen Katzenaugen. Twilight dagegen zuckte angespannt mit ihren Flügeln. Auch ohne in ihre Richtung zu sehen, wusste ich, dass sie am liebsten ganz weit wegfliegen wollen würde.

“Das könnte daran liegen, dass sie ebenfalls weiblich ist. Zumindest ähnelt sie den Frauen, die ich bisher gesehen habe”, antwortete sie zurückhaltend und zuckte nur noch stärker mit den Flügeln. Sie wollte definitiv ganz weit weg.

“Frauen? Nennt man die Weibchen bei Menschen so?”

Twilight scharrte ungeduldig mit ihren Krallen über den Boden.

“Ja, so wie du ein Kater bist, ist sie eine Frau. Können wir jetzt verschwinden?” Ich ignorierte ihre Frage und sah stattdessen dabei zu, wie die Menschenfrau sich aufgeregt umblickte.

“Sie scheint etwas zu suchen.” Ich drehte den Kopf zu Twilight. “Wenn wir helfen, geht sie vielleicht schnell wieder”, schlug ich vor, was mir einen strengen Blick bescherte.

“Oder du landest eingesperrt in einem Käfig”, erwiderte sie kaltschnäuzig und schüttelte den Kopf. “Wir gehen auf keinen Fall in ihre Nähe. Ich sagte doch, dass das gefährlich ist!” Ihr darauffolgender Blick ließ mich die Ohren anlegen. Ich miaute kleinlaut. Wahrscheinlich hatte sie recht, aber ich wollte die Zweibeinerin unbedingt von Nahem sehen.

“Oh bitte, Twilight, ich werde auch ...”

Plötzlich ertönte ein lautes Bellen. Erschrocken sprang ich zurück. Dabei überschätzte ich die Breite der Zinne und rutschte mit den Hinterbeinen ab. Instinktiv grub ich meine Krallen in den Ziegelstein, während ich hastig versuchte, mit den Hinterpfoten wieder hinaufzuklettern. Die bröckelige Fassade brach immer weiter weg. Ich fand einfach keinen festen Halt. Mein Körper begann heftig zu zittern, meine Lauscher waren vor Furcht tiefgesenkt. Alles um mich herum begann sich zu drehen, als ich weiter herab rutschte. Das Geräusch fallender Kieselsteine klingelte in meinen Ohren.

“Twilight, Hilfe!”

Panisch suchte ich mit den Augen nach meiner besten Freundin, die erschrocken vom Bellen weggefliegen war. Wie sehr wünschte ich mir jetzt ihre Flügel! Mein Körper sank weiter dem Abgrund entgegen. Ich trat schneller mit den Hinterpfoten gegen die Wand, in der Hoffnung, mich daran festkrallen zu können. Immer mehr Gesteinsbrocken regneten zu Boden. Mit jedem weiteren vergrößerte sich meine Todesangst. Ich brauchte dringend einen Felsvorsprung, um mich darauf abstützen

zu können. Andernfalls würde meine Kraft, mich mit den Krallen festzuhalten, bald nachlassen.

Plötzlich bäumte sich ein fremdes Tier vor mir auf. Eine große, feuchte Schnauze war direkt vor meinen Augen, gefolgt von einem weiteren Bellen. Eben dieses jagte mir einen zusätzlichen Schrecken ein. Meine Vorderkrallen rutschten ab. Ich verlor den letzten Halt, der mich hätte retten können. Vor Schock erstarrt, stürzte ich zu Boden.

Ich war noch ein kleines Kätzchen, höchstens ein paar Wochen alt. Der momentan herrschende Winter machte es schwierig, Nahrung zu finden, besonders wenn der Boden von einer weißen, kalten Schneeschicht bedeckt war. Die kleine Höhle, die mein Zuhause war, war zwar vor dem eisigen Wind geschützt, aber nicht vor der Kälte. Seit Stunden wartete ich nun schon auf die Rückkehr meiner Mutter, aber sie kam nicht. Wann würde sie endlich von der Jagd zurückkehren?

Die Sonne war mittlerweile hinter den Bäumen verschwunden und spendete nur noch wenig Licht. Wenn die Nacht hereinbrach, würde ich ohne die Wärme meiner Mutter vermutlich erfrieren. Nachts war es nämlich besonders kalt.

Immer mehr Zeit verging. Stark zitternd rollte ich mich enger zu einer kleinen Kugel zusammen. Nicht nur die Kälte kroch mir immer mehr in die Glieder, sondern auch die Angst um meine Mutter. War ihr etwas passiert? Würde sie überhaupt zurückkommen? Sollte ich sie lieber suchen?

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als eine fremde Gestalt vor dem Höhleneingang erschien. Es war keine Katze, keine Maus.

Sofort wurde das Zittern meines Körpers stärker, nun aufgrund von Angst. Das mysteriöse Tier flog - ja, es flog! - tiefer in die Höhle hinein und landete nicht weit entfernt von mir. Nur wenige Schritte trennten die schmale Schnauze von meiner. Ehrfürchtig beäugte ich die großen Flügel, während es den Kopf schief legte und mich neugierig musterte.

“Du hast eine sehr schöne Höhle. Darf ich ein paar Stunden bei dir schlafen?”  
Bewegungsunfähig starrte ich das fremde Wesen weiterhin an. Ich hatte zu große Angst, gefressen zu werden. Ob das mit der kleinen Schnauze überhaupt möglich war, wusste ich nicht, aber ich wollte es auch nicht ausprobieren. Mein Gegenüber sah mich weiterhin aufmerksam an, ehe es mir ein freundliches Lächeln gab.

“Du brauchst keine Angst haben. Ich fresse keine Katzen, ich suche nur einen Ort zum Schlafen.»

Anfangs zögerte ich, nickte dann aber langsam. Ich konnte es nicht erklären, doch der sanfte Klang der fremden Stimme gab mir ein Gefühl von Sicherheit. Es erinnerte mich irgendwie an meine Mutter. Zufrieden schlug das Wesen mit den

Flügeln und hängte sich kopfüber an die Decke. Mit den Augen verfolgte ich die Bewegung. Erst als mich die Müdigkeit überkam, wandte ich den Blick ab und schlief vor Erschöpfung ein.

Ein nerviges, penetrantes Pfeifen in meinen Ohren ließ mich langsam zur Besinnung kommen. Mein Körper fühlte sich so schwer an. Es kostete mich enorm viel Kraft, meine Pfoten zu bewegen. Was war nochmal passiert? Mir fehlten die Erinnerungen der letzten Geschehnisse.

Das penetrante Pfeifen wurde von einem heftigen Schniefen übertönt. Weinte da jemand?

Nur mit Mühe öffnete ich langsam die Augen. Meine Sicht war verschwommen, auch drehte sich die Umgebung leicht.

Die Bäume um mich herum wirkten mit einem Mal größer als normalerweise. Mir war so schwindelig. Es dauerte eine Ewigkeit, bis meine Sicht sich klärte. Das Erste, was ich sah, war Twilight. Den Kopf versteckt unter einem ihrer Flügel, weinte sie leise. Aber warum? Was war der Grund für ihre Trauer? Es kostete mich einige Versuche, aufzustehen. Meine Pfoten zitterten unter meinem Gewicht. Ich knickte leicht zur Seite weg und landete wieder auf meinem Bauch. Ein leises, hilfloses Miauen verließ mich.

“Twilight...”, flüsterte ich mit zittriger Stimme. Sie reagierte nicht, vermutlich hatte sie mich nicht gehört. Ich wollte sie anstupsen, aber sie war außer Reichweite. Selbst wenn ich mich hätte strecken können, hätte ich sie nicht erreicht.

Erzürnt zuckte ich mit den Schnurrhaaren. Schwäche zu zeigen war gar nicht meine Art.

Ich nahm einen tiefen Atemzug, bevor ich so laut wie möglich anfing zu jaulen. Irgendwie musste ich mich bemerkbar machen und ihr Schluchzen übertönen.

Glücklicherweise funktionierte es, denn sie sah fassungslos in meine Richtung. Ihre Traurigkeit hatte sich in Entsetzen verwandelt und sie starrte mich ungläubig an.

“Du lebst!”, stellte sie überrascht fest.

So sprachlos hatte ich sie noch nie gesehen.

“Ja”, sagte ich knapp und schlug mit dem Schwanz. Zumindest der funktionierte noch problemlos. “Kannst du mir beim Aufstehen helfen?”

Sie schwieg und starrte mich weiterhin regungslos an, was mir ein lautes Seufzen entlockte.

Stand sie so sehr unter Schock? Gut, ich war auch überrascht, dass ich den Sturz überlebt hatte, aber ich brauchte jetzt wirklich ihre Hilfe.

“Twilight!”, fauchte ich mit gefletschten Zähnen. Endlich zuckte sie zusammen. Sie schüttelte sich leicht, ehe sie näher an mich heranflog und mir beim Aufstehen

half. Genauer gesagt bot sie sich als Stütze an, damit ich nicht wieder zur Seite kippte. Jetzt war ich froh darüber, dass sie größer war als ich selbst.

Sobald ich sicher auf meinen Pfoten stand, flog sie ein Stück nach hinten und musterte mich. Keiner von uns sagte ein Wort. Vermutlich waren wir beide noch immer verblüfft, dass ich diesen Sturz überlebt hatte. Langsam drehte ich den Kopf nach oben, blickte zur Mauer hoch. Da ich auf meinem Bauch gelandet war, hatte ich es irgendwie geschafft, mich im Flug zu drehen. Vermutlich war das mein Glück gewesen.

Mein Blick glitt zurück zu Twilight. In ihren Augen spiegelte sich noch immer eine leichte Traurigkeit wider. Mein regungsloser Anblick musste ihr wirklich schwer zugesetzt haben. Vorsichtig trat ich einen Schritt nach vorne. Ich schwankte nur leicht, da ich mein Gleichgewicht schnell wiederfand und einen weiteren Schritt wagen konnte. Die Schmerzen waren erträglich. Sie rückten sogar schnell in den Hintergrund, als ich Twilight endlich erreichte. Sanft schmiegte ich meinen Kopf an ihren Flügel.

“Es geht mir gut”, versicherte ich und begann leise zu schnurren. “Du brauchst dir keine Sorgen um mich zu machen.”

Sie war meine beste Freundin. Ich konnte es einfach nicht ertragen, sie traurig zu sehen. Besonders, wenn es meinerwegen war. Ich wollte sie noch weiter aufmuntern, aber der Ruf der Menschenfrau drang an meine Ohren und ich hob den Kopf, blickte in die Richtung, aus der die Stimme kam. Sie war nicht weit von uns entfernt und sah sich noch immer suchend um. Wer auch immer Holly war, es schien ihr wichtig zu sein.

“Wir sollten verschwinden”, raunte mir Twilight zu. Sie breitete bereits die Flügel aus und erhob sich in die Luft. Schweigend beobachtete ich sie dabei, ehe ich nochmals zu dem Menschen sah. Der gequälte Ausdruck in ihrem Gesicht verursachte ein mulmiges Gefühl in meinem Inneren. Ich senkte leicht die Ohren. “Entschuldige Twilight, aber ich finde wirklich, dass wir ihr helfen sollten.” Ohne auf eine Antwort ihrerseits zu warten, lief ich der Menschenfrau entgegen. Mit jedem Schritt wurde mein Gang sicherer und ich konnte sogar langsam rennen.

Sobald ich nahe genug war, miaute ich laut, um auf mich aufmerksam zu machen. Ihr Kopf senkte sich in meine Richtung, woraufhin sich ihre Augen überrascht weiteten. Ich wich einige Schritte nach hinten zurück, da mir ihr eindringlicher Blick einen Schauer über den Rücken jagte. Vielleicht hatte Twilight recht gehabt. Es war eine dumme Idee gewesen, sich der Zweibeinerin zu nähern. Wahrscheinlich wäre es besser, schnell wegzurennen. Ich wollte mich gerade umdrehen und davon sprinten, stoppte aber in der Bewegung, als mein Gegenüber sich vor mich hinbockte. Nur wenige Zentimeter entfernt hielt sie ihre Hand vor meiner Nase.

“Hallo, wer bist du denn?» Sie lächelte mich auf solch eine liebevolle Weise an, dass meine vorherige Furcht sich komplett auflöste. Trotzdem zögerte ich, näherzukommen und beäugte sie einen Moment lang. Von nahem wirkte sie gar nicht mehr so angsteinflößend, eher sympathisch und gutmütig. Als Antwort auf ihre Frage miaute ich leise. Dann streckte ich den Hals in ihre Richtung, schnupperte zaghaft an ihren Fingerspitzen. Ihr Geruch erinnerte mich an frische Kiefernzapfen, was sofort ein vertrautes Heimatgefühl in mir weckte und nun auch die letzten restlichen Zweifel wegräumte.

Auf eine vorsichtige Art und Weise rieb ich meinen Kopf an ihre Hand, was ihr ein freudiges Lächeln entlockte. Sie begann mich sanft hinter den Ohren zu kraulen, was mich sofort innig schnurren ließ. Leicht genüsslich schloss ich meine Augen. Gleichzeitig lehnte ich mich etwas gegen ihre Finger, weil mein Kopf durch das entspannende Gefühl immer schwerer wurde. Ich hätte hier ewig stehen und ihre Liebkosung genießen können, aber sie zog plötzlich die Hand weg und ich musste schnell mein Gewicht auf die andere Seite verlagern, um nicht umzukippen. Unterdessen richtete sie sich vollends auf und seufzte leise.

“Ich würde gerne weiter mit dir kuscheln, aber ich muss meine Hündin finden”, sagte sie plötzlich niedergeschlagen und ging an mir vorbei. Mein Blick folgte ihr und ich senkte leicht die Ohren, weil mich ihr plötzlicher Gefühlsumschwung traurig stimmte. Ich überlegte, ihr zu folgen, aber genau in dem Moment landete Twilight vor mir und bedachte mich mit einem vorwurfsvollen Blick. Sie war sauer, das war nicht zu übersehen.

“Warum kannst du nicht einmal darauf hören, was ich dir sage!” Sie fauchte mich an und warf dabei vor Wut die Flügel nach oben. “Immer bringst du dich in Gefahr. Ich habe dir mehrfach gesagt, dass du nicht in die Nähe von - hey!”

Ich rannte schnell an ihr vorbei und folgte dem Menschen, noch bevor meine beste Freundin mit ihrer Standpauke fortfahren konnte.

“Erzähle es mir später”, rief ich ihr zu und lief durch das Burgtor, welches die Zweibeinerin bereits passiert hatte. Sie war verdammt schnell, dafür, dass sie zwei Beine weniger hatte als ich.

Um sie nicht aus den Augen zu verlieren, wurden meine Bewegungen zügiger und ich begann zu rennen.

Als ich mich ihr näherte, blieb sie plötzlich stehen und ich lief direkt gegen ihre Füße, woraufhin sie erschrocken quietschte und einige Schritte zur Seite tänzelte. Sie blickte mich an, als wäre ich eine widerliche, fette Spinne und ich legte murrend die Ohren an. So schlimm war mein Aussehen nun auch wieder nicht. Ich ließ ein leises Miauen hören, was dafür sorgte, dass sie schwer ausatmete und sich langsam

wieder beruhigte. Erst dann hockte sie sich zu mir und streichelte mich sanft zwischen den Ohren.

“Ich sagte dir doch, ich habe jetzt keine Zeit, mit dir zu kuscheln. Ich suche jemanden, der mir sehr wichtig ist.” Ich verstand nur die Hälfte ihrer Worte, da ich durch ihre Streicheleinheit zu sehr abgelenkt war. Ein glückliches Schnurren entrann meiner Kehle und ich schloss genüsslich die Augen, konnte ihr darauffolgendes Kichern aber trotzdem hören.

“Du bist wirklich ein Süßer”, merkte sie an. Dann schwieg sie einen Moment lang, in dem sie mich wahrscheinlich beobachtete. Plötzlich nahm sie ihre Hand weg und ich miaute klagend, als sie sich erhob. Unsere Blicke kreuzten sich und sie lächelte mich gutmütig an.

“Wir können später weitermachen, wenn ich meine Hündin gefunden habe.” Mit diesen Worten kehrte sie mir den Rücken zu und begann wieder nach ‘Holly’ zu rufen. Ich tapste unruhig von einer Pfote auf die andere. Wer auch immer diese Holly war, ich würde sie finden müssen, damit der Mensch mir weiter seine Beachtung schenken würde. Aber woher wusste ich, wie Holly aussah? Die Zweibeinerin hatte irgendwas von einer Hündin erzählt, also war es schon mal keine Katze. Das schränkte die Suche zumindest ein bisschen ein, denn es gab nicht viele andere Lebewesen in dieser Burg.

Ich nahm einen tiefen Atemzug, bevor ich der Menschenfrau nachlief. Dieser Ort war mein Zuhause, ich kannte jeden noch so kleinen Schlupfwinkel in diesen Mauern. Wie schwer konnte es da schon werden, ein fremdes Tier zu finden?

Schwieriger als ich dachte. Der Mensch hatte eine verdammt gute Ausdauer, wenn es darum ging, die ganze Zeit herumzuschreien. Jedes Tier würde bei diesem Lärm sofort die Flucht ergreifen, hoffentlich traf das auf Holly nicht ebenfalls zu.

Ich folgte der Zweibeinerin nun schon eine ganze Weile. Obwohl wir einen gewaltigen Höhenunterschied hatten, konnte ich sehen, dass ihr Blick mit der Zeit immer trauriger wurde. Am liebsten hätte ich mich an ihre Beine geschmiegt, um sie aufzumuntern, aber ihr schneller Schritt verhinderte, dass ich nah genug an sie herankam. Selbst mein leises Miauen wurde von ihr ignoriert. Erst als plötzlich ein lautes Bellen erklang, blieb sie ruckartig stehen. Dann drehte sie sich leicht nach rechts, in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Ein mir unbekanntes Tier kam angerannt, mit wehenden Ohren und ausgestreckter Zunge. Je näher es kam, umso größer wurde es. Meine Haare stellten sich immer mehr zu Berge bei dem Anblick der großen Zähne. Sie machten mir Angst. Das Ungetüm war groß genug, um mich fressen zu können. Mein erster Abwehrinstinkt war ein finsternes und bedrohliches Fauchen, dann sträubte sich mein Fell. Mein Rücken streckte

sich nach oben, ich versuchte, mich größer zu machen. Auf Augenhöhe mit dem Fremdling war ich zwar nicht, aber zumindest würde ich keine leichte Beute mehr abgeben. Kampflös würde ich mich definitiv nicht ergeben.

“Da bist du ja endlich, Holly”, rief die Zweibeinerin neben mir und rannte dem Wesen sogar noch entgegen. Sie ging auf die Knie und streichelte ihr Gegenüber voller Zärtlichkeit durchs Fell. Dabei hatte sie ein Lächeln im Gesicht, das von einem Ohr bis zum anderen reichte. Ich beobachtete diese Szene fassungslos - und vielleicht auch ein bisschen neidisch. Wie gerne würde ich den Platz mit diesem haarigen Biest tauschen.

Die Menschenfrau schenkte mir keinerlei Beachtung mehr. Frustriert senkte ich die Ohren. Ich hatte auf eine weitere Streicheleinheit gehofft. Mit hängendem Kopf wandte ich mich zum Gehen, woraufhin Holly ein lautes Bellen von sich gab. Mein ganzer Körper zuckte vor Schreck zusammen. Dann drehte ich ruckartig den Kopf zu den beiden. Die Zweibeinerin hielt das Ungetüm glücklicherweise im Nacken fest, andernfalls wäre es vermutlich zu mir gerannt.

“Lass uns zusammen mit meinem Frauchen Svenja spielen”, verlangte das großschnäuzige Biest und hechelte vor Aufregung. Ich blieb regungslos stehen, unfähig auf die Worte zu reagieren. Was dachte sich dieses Monster eigentlich? Als ob ich mit ihm spielen würde! Es hatte mir die Aufmerksamkeit des Menschen gestohlen! Ein tiefes Fauchen entrann meiner Kehle.

“Mit dir würde ich niemals spielen!”, zischte ich mit gebleckten Zähnen. Gleichzeitig streckte ich den Rücken wieder in die Höhe, gefolgt von einem mahnenden Brummen. Das sabbernde Biest schien dies als Spielaufforderung zu sehen. denn es versuchte nur noch stürmischer, sich zu befreien. Zu meinem Glück hielt die Zweibeinerin es unter Kontrolle.

“Ruhig Holly, du machst ihm Angst”, sagte sie sanft, während sie die Hündin streichelte.

PAH! Ich hatte keine Angst.

Vielleicht ... Möglicherweise ... Nur ein bisschen...

Mein Schwanz schlug angespannt von einer Seite zur anderen.

Okay, ja, ich hatte große Angst.

Aber das Ungetüm war auch mindestens doppelt so groß wie ich!

Mein Instinkt riet mir zur Flucht.

Alles in mir riet mir zur Flucht.

Ich machte einen Schritt nach hinten, bereit zu rennen. In dem Moment lächelte mich die Menschenfrau warmherzig an. “Du brauchst keine Angst zu haben.”

Ich zögerte. Mit aufgestellten Ohren blickte ich sie wachsam an, während sie ihrem Tier befahl, sitzenzubleiben. Sie entfernte sich immer mehr von der Hündin,

die Hand aufrecht in ihre Richtung ausgestreckt. Ich hatte keine Ahnung, was sie damit erreichen wollte, aber glücklicherweise war die Hündin dumm genug, um auf ihre Anweisung zu hören.

Viel Platz zum Denken gab es im Kopf dieses Tieres anscheinend nicht. Ich fand die Menschenfrau zwar auch interessant, würde aber niemals auf einen Befehl von ihr hören. Dafür war ich als Katze einfach zu stolz. Sobald sie mich erreichte, kniete sie sich langsam vor mir hin. Mein Blick glitt sofort an ihr vorbei, als das sabbernde Biest Anzeichen machte, aufzustehen. Glücklicherweise bemerkte die Zweibeinerin es ebenfalls und wies die Hündin zurecht. Mit einem ungeduldigen, widerwilligen Brummen gehorchte Holly - so war doch ihr Name, oder?

“Sie ist manchmal etwas stürmisch, aber sehr lieb,” versicherte mir mein Gegenüber.

Nochmals stellte ich sicher, ob das Monster tatsächlich gebändigt war. Erst dann schenkte ich der Menschenfrau wieder meine Aufmerksamkeit, indem ich sie direkt ansah.

Mit einem warmen Lächeln streckte sie langsam die Hand nach mir aus. Auf eine liebevolle Weise glitten ihre Fingerspitzen durch mein Fell. Sie entlockte mir damit ein tiefes Schnurren. “Ich würde dich am liebsten mit zu mir nach Hause nehmen,” flüsterte sie nach einer Weile. Ihre Finger wanderten unter meinem Hals, kraulten mich dort sanft. Ihre Liebkosung raubte mir den Verstand. Genüsslich schloss ich die Augen und konzentrierte mich vollends auf ihre Berührungen. Mein Körper entspannte sich immer weiter, wurde immer schwerer. Plötzlich streifte ihre zweite Hand meine Schnurrhaare. Aus Reflex öffnete ich die Augen wieder. Gerade noch rechtzeitig sah ich, wie sie ihre Hand um meine Taille legen wollte und wich sofort schnell nach hinten zurück. Sie hatte versucht, mich hochzuheben. Waren Twilight’s Worte nun doch wahr? Wollte sie mich in einem Käfig einsperren? Anders konnte ich mir ihr Vorhaben nicht erklären. Mahnend legte ich meine Ohren nach hinten und fauchte leise. Meine Reaktion schien sie zu verunsichern, denn sie kräuselte die Stirn. “Möchtest du das nicht?“, fragte sie mit irritierter Stimme.

Natürlich möchte ich es nicht! Niemand will in einen Käfig eingesperrt werden! Erneut fauchte ich, bevor ich kehrt machte und davonrannte.

Keine Streicheleinheit der Welt war eine Gefangenschaft wert. Außerdem würde ich Twilight dann nie wiedersehen. Der Gedanke ließ mich abrupt stoppen. Ich war kürzlich nicht sehr nett zu ihr gewesen. Würde sie mich überhaupt wiedersehen wollen?

Bedrückt senkte ich den Kopf und ließ mich auf mein Hinterteil plumpsen. Vermutlich sollte ich mich für meine Dreistigkeit bei ihr entschuldigen. Aber ich wusste

nicht, wo sie jetzt war. Twilight verschwand sehr oft, besonders, wenn es hell wurde. Mein Blick glitt nach oben in den wolkenlosen Himmel. Die Sonnenstrahlen schienen noch immer erbarmungslos auf die Burg herab.

Es würde also noch eine Ewigkeit dauern, bis es dunkel wurde.

Niedergeschlagen seufzte ich leise und senkte meinen Kopf wieder. Vielleicht sollte ich einfach bei unserem Lieblingsplatz auf sie warten.

Ich wollte mich gerade umdrehen, da flog ein mir allzu gut bekannter Schatten flüchtig über mich hinweg. Sofort schoss mein Blick in ihre Richtung. Twilight landete hoch oben auf der Burgmauer, mit dem Rücken zu mir. Sie war zwar einige Meter entfernt, aber mit meinen scharfen Katzenaugen konnte ich sie dennoch gut sehen. Freude überrollte mich. Ohne nachzudenken, rannte ich los. Die steinigen Treppenstufen waren schnell überwunden und ich näherte mich ihr mit flinken Pfoten. Ich wusste, dass sie mich hören würde. Allerdings drehte sie sich nicht um. Sogleich verlangsamte ich mein Tempo und stoppte kurz vor der Mauerwand. Anscheinend war sie wirklich wütend auf mich. Meine vorherige Freude verschwand, stattdessen senkte ich die Ohren und kniff den Schwanz ein. Wie fing ich dieses Gespräch am besten an? Ich musste mich zuvor noch nie bei ihr entschuldigen.

“Twilight?“, flüsterte ich schließlich mit zittriger Stimme. Eine Reaktion ihrerseits blieb aus, sie blickte weiterhin stur in den Wald hinein. Unruhig verlagerte ich mein Gewicht von einer Pfote auf die andere. “Es tut mir leid, ich hätte auf dich hören sollen.”

“Ja, das hättest du“, kam es schnippisch zurück. Sie würdigte mich weiterhin keines Blickes. Ich schluckte schwer. Für einen kurzen Augenblick spielte ich mit dem Gedanken zu gehen, mich irgendwo zu verstecken und wie ein Knäuel zusammenzurollen. Aber das würde die Situation nicht ändern. Also setzte ich zum Sprung an und landete lautlos neben ihr auf der Mauerkrone. Ich konnte mich zwar nicht in ihr Blickfeld setzen, streifte ihre Flügel aber spielerisch mit meiner Schwanzspitze. Zusätzlich gab ich ein leises, liebliches Miauen von mir. “Es wird nicht wieder vorkommen, versprochen.“ Ich rutschte ein Stück näher an sie heran und berührte ihre Flügel erneut sanft mit meiner Schwanzspitze. “Verzeihst du mir?“

Ihr Kopf drehte sich geschmeidig in meine Richtung, bevor ihre Augen mich eindringlich musterten. Mir wurde bei ihrem intensiven Blick flau im Magen, weswegen ich meine Krallen in den steinigen Untergrund grub. Die flauschigen Härchen in meinem Nacken stellten sich ebenfalls leicht auf. “Versprochen?“, fragte sie nach einiger Zeit. Ein heftiges Nicken war meine Antwort. Zu mehr war ich nicht in der Lage. Dann herrschte ein angespanntes Schweigen zwischen uns,

bis sie schließlich lächelte. "Okay, ich verzeihe dir." Sie beugte sich in meine Richtung und schlug ihr Flügelende leicht gegen meine Pfote. "Aber beim nächsten Mal kommst du nicht so einfach davon."

Trotz der Strenge in ihrer Stimme hörte ich einen leicht neckenden Tonfall heraus, der mich ebenfalls zum Lächeln brachte.

"Verstanden." Ich stupste sie noch ein letztes Mal mit meiner Schwanzspitze an, ehe ich aufstand. "Und jetzt - fang mich", rief ich mit einem breiten Grinsen, das meine Reißzähne entblößte. Ohne auf eine Antwort zu warten, sprang ich von der Zinne hinab und rannte den Weg entlang. Resigniert schüttelte sie den Kopf, folgte mir dann aber.

"Warte gefälligst!"



## DAS BERGHOTEL

Von Marlene Mahlow

**D**IE BURG WAR MIT PFLANZEN ÜBERWUCHERT UND SAH SO AUS, ALS WÜRDIE SIE BALD AUSEINANDERFALLEN. UND WURDE DADURCH RELATIV BILLIG ZUM VERKAUF ANGEBOTEN. IM JAHRE 1995 ERKANNTTE EIN INVESTOR namens Gregor Perl das Potenzial der Burg und ergriff seine Chance. Er kaufte die Burg, als einer der wenigen Bewerber, ließ sie renovieren und eröffnete sie feierlich zur Jahrtausendwende. Die Leute strömten in das neu eröffnete Berghotel, doch Gregor Perl musste feststellen, dass eine Burg eben eine Burg blieb.

Am Mittwoch, dem 12. November 2002, lief eine Frau mit blonden, langen Haaren wutentbrannt zur Rezeption. „Ich möchte mich beschweren!“, rief sie. „Frau Atlas, wie Sie sehen können, ist die Schlange sehr lang.“

Der Rezeptionist reichte ihr Stift und Zettel. „Schreiben Sie alles hier auf.“

Die Frau schnappte sich Papier und Stift und schrieb:

1. In meinem Zimmer zieht es durch die Ritzen im Gestein.
  2. Das Telefon ist defekt.
  3. Ich habe keine Handtücher mehr.
  4. Ich möchte umgehend frische Bettwäsche!
- Und wenn Sie das nicht in zwei Stunden erledigt haben, werde ich Sie verklagen!

*Ona Atlas*

Sie knallte den Beschwerdebrief auf den Tisch und verschwand. Karlo Jing, der Rezeptionist, las den Brief und lief schnurstracks in das Büro seines Chefs. Gregor Perl stellte schnell das Radio aus und nahm die Füße vom Tisch. „Herr Perl, irgend so eine Frau namens Ona Atlas hat sich beschwert, ihr Zimmer sei so unordentlich und bla, bla, bla. Sie will uns anzeigen“, erklärte Herr Jing, „aber die Polizei hat bestimmt andere Sorgen.“ „Was fällt Ihnen ein? Wissen Sie überhaupt, wer Frau Atlas ist? Sie hat ein riesiges Hotel in der Innenstadt und ihre Zwillingsschwester Lucy Atlas ist Polizistin. Also bringen Sie das in Ordnung, selbst, wenn Sie deshalb fünf Pausen durchmachen müssen!“, erwiderte Herr Perl.

Schnell lief Karlo aus Perls Büro hinaus und machte sich an die Arbeit. Er stopfte die Ritzen, tauschte das Telefon aus, brachte neue Handtücher und das alles in nur einer Stunde! Als er gerade mit neuer frischer Bettwäsche im Arm ins Zimmer kam, war er geschockt. Das ganze Zimmer war verwüstet! Schnell räumte er alles auf und

holte zur Sicherheit noch einen Vorrat an Handtüchern. Wieder zurück, traute er seinen Augen nicht. Das Zimmer sah noch chaotischer aus als vorher. Doch das war nicht mal das Schlimmste. Ona Atlas höchst persönlich lag blutverschmiert auf dem Boden, mit einem Messer im Rücken.

Karlo rief sofort die Polizei. „Guten Tag“, der Polizist kam direkt zur Sache. „Was genau ist passiert?“ Karlo schilderte die Lage. Herr Perl und alle anderen Mitarbeitenden mussten eine Aussage tätigen. Nichts wirkte verdächtig. Die Polizei nahm das Messer mit und überprüfte es auf Fingerabdrücke. Am übernächsten Tag, dem 14.11.2002, kam die Polizei wieder ins Hotel. Zwei Polizistinnen liefen zur nicht gerade überfüllten Rezeption und wandten sich Herr Jing zu. „Karlo Jing, hiermit verhaften wir Sie wegen Mordes an Ona Atlas, Ihre Fingerabdrücke wurden auf dem Messer gefunden“, erklärte die erste Polizistin. „Ich? Wieso? Mit welchem Motiv?“, fragte Jing aufgebracht. „Sie hatten Angst vor der Klage. Also dachten Sie an Mord“, ergänzte die andere. „Was? Nein! Das ist doch vollkommener Schwachsinn!“, empörte sich Herr Jing. Doch das brachte nichts. Er wurde abgeführt. Eine der Polizistinnen wandte sich an Herrn Perl: „Sie müssen Ihr Hotel nicht schließen, denn der ist Fall geklärt.“ „Ja, ja“, antwortete Gregor abwesend.

Noch am selben Tag standen viele Reporter vor dem Hotel. Die Mitarbeiter des Hotels stellten sich den Reportern und gaben eine Menge Interviews. Schon ein paar Tage später war überall die gleiche Schlagzeile zu lesen:

#### Mord im Berghotel

Am 14.11. wurde Karlo Jing verhaftet. Reinigungskraft Giti Amarin äußert sich dazu: „Der kam mir schon von Anfang an suspekt vor. Zum Glück ist der weg. Leider bedeutet das fürs Hotel nichts Gutes. Ich habe mir vorsichtshalber schon den nächsten Job gesichert.“ Wir haben auch die Schwester von Ona Atlas, Lucy Atlas dazu interviewen können: „Ich werde meine Schwester sehr vermissen. Da sie eine sehr erfolgreiche Hotelkette leitete, werde ich diese in Erinnerung an sie weiterführen.“ Leider haben wir den Besitzer Gregor Perl nicht erreichen können. Dafür haben wir aber die berühmte Reiterin Sophia Dinla, die auch schon mal im Berghotel wohnte, vors Mikro bekommen: „Das ist wirklich unfassbar. Ich hielt das Hotel immer für edel. Doch dem ist nicht so. Dort werde ich nicht mehr residieren, auch wenn ich dafür auf den köstlichen Lachs verzichten muss.“ Wie es nun mit dem Hotel weitergeht und was aus Karlo Jing wird, ist noch ungewiss.



Diese Zeitungseinträge halfen dem Hotel nun wirklich nicht, sich über Wasser zu halten. Gregor Perl war gar nicht erfreut als er die neuen Schlagzeilen zu lesen bekam.

*Im Berghotel bleiben die Gäste aus, was jetzt?*

*Seit dem 21.11. bleiben im Berghotel die Gäste aus.*

Sterneköchin Kathrina meint: „Ich habe fast all mein Essen wegschmeißen müssen. Es brach mir fast das Herz.“

Jonathan Klidus, der Rezeptionist, berichtet: „Ich bin jetzt schon auf Jobsuche, und falls das hier einer meiner Kollegen liest: Sie sollten das auch tun.“ Ganz anders sieht es beim Hotel von Lucy Atlas aus. Das 4 Sterne Hotel Atlas wurde mit Gästen überschwemmt. Hat das vielleicht mit Lucys Aussage in der Zeitung zu tun? Und was ist mit Ona Atlas' Beerdigung? Wir beantworten alle Ihre Fragen in dem Extra-Magazin. Eins für 4,50 Euro und zwei für 9,00 Euro.

Und genau sieben Tage später erreichte die Leute eine „überraschende“ Nachricht:

Berghotel geschlossen, wie geht es nun weiter?

Am 26.11. wurde das einst so schöne Berghotel von Gregor Perl geschlossen. Vertrauliche, anonyme Quellen verrieten uns, dass Herr Perl sein ganzes Vermögen in das Hotel gesteckt hatte. Nun ist er bankrott und lebt bei einer entfernten Freundin in Italien. Herr Perl möchte in Ruhe gelassen werden, daher haben wir zu diesem Thema nichts mehr zu berichten. Wir haben somit noch einmal Sophia Dinla, die berühmte Reiterin bei uns. „Es wundert mich ganz und gar nicht. Ich meine, Mord in einem Hotel? Das geht gar nicht. Entspannung pur garantiert? Ich kann mich nicht entspannen, wenn ich Angst habe, dass ich jeden Moment abgestochen werde!“

Auf das Hotel fuhren Abrissbirnen und andere Geräte zu. Etwas weiter weg, hinter einem kleinen Hügel in einem Café, saß eine Frau mit hellblonden Haaren und guckte sich um. Es war Sophia Dinla. Ein mittelgroßer Mann trat ins Café. Es war Gregor Perl. Er setzte sich zu Sophia und meinte: „Dankeschön, dass Sie unser Hotel öffentlich schlecht gemacht haben.“ „Kein Ding, für Ihren ganzen Vorrat an Lachs würde ich so einiges tun“, erwiderte die Reiterin. „Hier ist der Schlüssel zum Lager.“ Herr Perl holte einen Schlüssel aus seiner Tasche und legte ihn auf den Tisch. „Vielen Dank!“ Frau Dinla schnappte sich den Schlüssel und verließ das Café. Gregor ging zu einer Telefonzelle und wählte eine Nummer. „Hallo?“, tönte es aus dem Hörer. Gregor lächelte geheimnisvoll und beobachtete, wie langsam das Auto von Sophia wegfuhr. Draußen war niemand mehr. Gregor setzte zum Sprechen an. „Hallo Ona, sie hat den Schlüssel.“

Leise rieselte der Schnee auf das 4 Sterne Hotel von Lucy Atlas. Gregor Perl saß in

einem wunderschönen Hotelzimmer und nahm sich ein Glas Rotwein. Eine Hand mit einem Glas Weißwein stieß mit Perl an. „Ona, es war eine wunderbare Idee von dir, mein Hotel schließen zu lassen, um dein Hotel beliebter zu machen, und so mehr Geld einzubringen.“, meinte Perl. „Aber deine Idee war auch gut, dass wir meine Zwillingsschwester ermorden und so tun, als wäre ich das“, sagte Ona Atlas. „Und das mit dem Beschwerdebrief hast du sehr gut gespielt.“ Gregor nahm noch einen Schluck Rotwein. „Wir haben jetzt so viel Geld! Wir machen Halbe-Halbe und dann ziehe ich nach Norwegen, nicht nach Italien, wie diese Zeitung gesagt hat.“ Gregor hatte sein Glas ausgetrunken und nahm sich noch eins. „Ja, das könnten wir machen.“ Ona hatte erst einen Schluck Weißwein getrunken. „Ja, das machen wir.“ Perl wirkte etwas verdutzt. „Was ist aber, wenn ich nicht teilen möchte?“ Ona beobachtete, wie Perl sein drittes Glas austrank. „Was meinst du damit?“ Gregor überkam ein ungutes Gefühl. „Sagen wir so, ich habe etwas Gift in die Flasche gemischt. So viel, wie du gegessen hast, bist du in drei Minuten tot.“ Sie grinste heimtückisch. Hektisch blickte Perl um sich. In einem Obstkorb entdeckte er ein Messer. Er griff danach und rammte es Ona in die Brust. Sie schrie laut auf und fiel zu Boden. Sie krümmte sich und verfluchte Perl. Blut schoss auf den Teppich. Ona atmete schwer. Perl drehte sich weg, auch ihm wurde langsam schlecht. Ein paar Sekunden später hörte er sie nicht mehr atmen. Ona lag nun regungslos auf dem Boden. Sie war tot. Gregor Perl merkte nun förmlich, wie ihn das Gift überkam.

Ihm wurde schwarz vor Augen. Er wusste, dass das seine letzten paar Minuten waren. Was sollte er tun? Er setzte sich auf einen purpurnen Sessel. Gregor sah die Hälfte des Bildes schwarz. Ihm wurde schlecht und er musste sich schnell übergeben. Da der Teppich eh schon voller Blut war, machte das nun auch nichts mehr. Perl merkte, wie er müde wurde. Er wusste, dass das Einschlafen sein Tod sein würde. Er nahm noch einen Atemzug, schloss die Augen und schlief ein. Er würde nie wieder aufwachen.

Ein paar Tage später erreichte die Leute die letzte Schlagzeile zu dem Thema:  
Zwei Leichen im Sterne Hotel Atlas, was ist passiert?

Am 2.12. wurden im Hotel Atlas zwei Leichen gefunden. Lucy Atlas mit einem Messer in der Brust und Gregor Perl mit einer Flasche Wein in der Hand. Die Polizei fand heraus, dass in der Flasche Gift war. Was genau passiert ist, konnte nicht rekonstruiert werden. Die Polizei tut ihr Bestes, um den Fall aufzuklären. Bis jetzt noch keine Spur. Das Hotel Atlas wurde geschlossen. Sophia Dinla lief gestern aufgebracht durch die Gegend. Sie schrie: „Es kann doch nicht wahr sein! Er hat mich reingelegt, der Spießer! Es war ein Fake-Schlüssel! Und ich kann ihn noch nicht mal anschreien, weil er in Italien hockt, der Fiesling!“ Damit hat sie unrecht, da Perl nun tot ist.



## DAS TAUGENICHTS-TRIO

Von Candy Krüger

### KAPITEL 1

23:59 Uhr

31.12.2006

Sobald die Uhr Mitternacht schlug und somit den Beginn des neuen Jahres 2007 ankündigte, wussten alle drei, was nun geschehen würde.

„Dieses Jahr werden wir den süßen Geschmack der Freiheit kosten. Hände drauf!“, kündigte Elio, der Älteste der Gruppe, mit einem breiten Grinsen an.

Alle drei Jugendlichen legten ihre rechte Hand aufeinander und schworen sich damit, dass sie alle zusammen aus dem Kinderheim wegrennen würden. Natürlich erst nach Vollendung des größten Streiches, den sie jemals begehen würden. Wie jeden Montag verbrachten sie den Abend im gesperrten Abteil des Heims, um ihr wöchentliches Clubtreffen durchzuführen und ihre Streiche zu planen.

„Wer hatte Protokolldienst?“, hallte Elios Stimme durch den Ostflügel.

„Kien.“ Der Besagte schien nichts von seinem Privileg gewusst zu haben, da er nur verduzt in die Runde starrte. „Ich dachte, Yve war dran.“

„Nein, du hast beim Pokern verloren, deshalb hast du Protokolldienst.“

Elio seufzte: „Typisch Kien.“ Immer vergaß er, dass er mit dem Protokollführen dran war oder tat so, als würde er Protokolle schreiben, während er in Wahrheit an seinen Geschichten schrieb. Das sollten die anderen natürlich nicht wissen, deshalb ‚verschwanden‘ die Protokolle manchmal ins Nichts.

„Jedenfalls“, fuhr Elio fort, „da es mal wieder kein Protokoll gibt, übernehme ich das heute. Erster Tagesordnungspunkt: Anwesenheit“, sagte er, als er die Zigarette hinter seinem Ohr hervorzog.

„Yve?“

„Hier!“

„Kien?“

„Was?“

„Nun denn, es sind alle da, dann können wir ja anfangen“, kündigte Elio an, während er ein Streichholz aus seiner Tasche holte, um seine Zigarette anzuzünden.

„Woher hast du eigentlich die Zigarette?“, fragte Yve mit gehobener Augenbraue. „Von Michi.“

„Kochfritze Michi? Wusste gar nicht, dass du so gut mit ihm bist.“

„Da ich Kochdienst habe, dachte ich mir, dass ich mich mit ihm anfreunden sollte, vielleicht kriegen wir ja nächstes Mal den nicht abgelaufenen Pudding.“

„Leier ihm mal etwas Rosmarin oder Tee aus den Rippen, wenn du wieder in der Küche bist“, bat Yve.

„Sonst noch was? Kien?“ Der Angesprochene schien wie immer in seiner eigenen verdrehten Welt zu stecken, da er in die Leere starrte und nicht auf Ansprache reagierte.

„Kien!“, hallte es laut durch den Ostflügel, als Elio die Stimme erhob, um ihn aus seiner Trance zu holen. Erschrocken schaute dieser hoch.

„Was hast du gesagt?“, fragte er verwirrt.

„Ob du was aus der Küche haben willst, ich habe die ganze nächste Woche Kochdienst.“

„Kresse“, deklarierte Kien.

„Was willst du denn damit?“, erklang Yves Stimme aus dem Hintergrund.

„Ich habe eine grandiose Idee, schaut zu und lernt. Morgen Abend schleichen wir uns in das Büro von Griesgram Gisela und bringen etwas Farbe in ihre Akten.“

„Dann ist ihr Büro belebter als ihre Ehe mit Gerhard“, sagte Elio mit einem Grinsen auf dem Gesicht. Gelächter füllte den gedimmten Raum, nachdem dieser fiese und doch zutreffende Spruch fiel. Nachdem das Gelächter verstummte und alle wieder zu Atem gekommen waren, erhob Elio als Erster wieder die Stimme.

„Okay, weiter in der Tagesordnung: Poker. Yve, du holst die Karten. Kien, du zählst die Chips und ich hole die Süßigkeiten.“ Ein paar Minuten später saßen die drei tief versunken im Spiel auf dem Boden und pokerten um ihr Hab und Gut.

„Ich habe so ein schlechtes Blatt. Da ist sogar die alte Lakritze von Halloween besser“, beschwerte sich Elio, als er seinen Zigarettenrauch rauspustete.

„Scheint so, als würden eure Snickers an mich gehen, Leute“, erklärte Yve stolz, als sie ihr Blatt aufdeckte. „Ein Royal Flush, meine Schätzchen. Gebt die Süßigkeiten her.“ Die anderen beiden legten geschlagen ihre Blätter nieder. Kien, der wie immer das schlechteste Blatt von allen hatte, rollte die Augen.

„Du schummelst doch, Yve! Wie kannst du immer so ein gutes Blatt haben?“

„Was soll ich sagen, Glücksspiel ist eines meiner vielen Talente. Ich kann nichts dafür, dass du nie gute Karten bekommst.“ Ein kindischer Streit entstand zwischen Yve und Kien.

„Meine Karten sind trotzdem besser als dein absurdes Voodoo-Hobby“, sagte Kien.

„Mein Sozialarbeiter sagt aber, dass mein Hobby interessant ist. Außerdem ist es kein Voodoo, es sind Tarotkarten“, erklärte Yve mit stolz erhobenem Haupt.

„Die du dir selbst gebastelt hast“, erwiderte Kien. Elio, der nur still neben den beiden Streithähnen saß und einen von Yves gewonnenen Schokoriegeln aß, musste sich zusammenreißen, nicht in Gelächter auszubrechen.

„Die Wahrheit ist, Kien ist ein schlechter Verlierer und du glaubst zu viel an das, was deine Karten dir sagen“, bemerkte Elio. „Halt die Schnauze“, erwiderte Yve trocken.

In ihrer ganzen Kabbelei hatten die drei schon vergessen, wie spät es geworden war, da die Uhr schon Zwei anzeigte. Schnell verstaute sie ihre Pokerutensilien wieder in ihrem kleinen Versteck und eilten, in Kerzenlicht gehüllt, zurück auf ihre Zimmer, welche sich im Westflügel des Heims befanden.

## KAPITEL 2

Am nächsten Tag ließ Elio die anderen in die Küche, während er das Frühstück für das Heim zusammen mit ‚Küchenfritze Michi‘ vorbereitete.

„Beeilt euch. Nicht, dass die Heimleiterin euch erwischt. Ich habe keine Lust, ihre schrille Stimme so früh am Morgen hören zu müssen“, warnte sie Michael, als er den beiden die Tür zum Heimgarten öffnete. Kien und Yve nickten und liefen hinaus, um die Kresse zu holen und dem Büro der Heimleiterin einen Tupfen Farbe zu verleihen. Michael wendete seinen Blick zu Elio und fragte leicht desinteressiert: „Will ich eigentlich wissen, was ihr wieder plant?“

Mit einem Grinsen im Gesicht schüttelte Elio den Kopf.

„Nein, aber es wird grandios.“

Schon bald zeigte die Uhr 6.30 Uhr an, was bedeutete, dass die Heimleiterin nun ihr Büro verließ und einen Rundgang durch das Heim machte, um sicherzustellen, dass alles nach Plan verlief. Nachdem die Heimleiterin aus ihrem Büro getreten war, und die Tür, ohne sie abzuschließen, hatte zufallen lassen, schlichen Yve und Kien sich hinein.

„Du nimmst dir die Ordner vor und ich ihren Schreibtisch“, erklärte Yve und nahm sich etwas von der gerade gesammelten Kresse. Kien nickte und begann, die Ordner aus dem Schrank zu holen und die Kresse vorsichtig in den Ordnern zu verteilen.

Elio wusste, dass die Heimleiterin nach etwa 20 Minuten von ihrem Rundgang zurückkehren würde und lief zu ihrem Büro, um zu gucken, wie weit die anderen mit dem Kunstprojekt waren.

„Wie lange braucht ihr denn noch?“, flüsterte Elio leise ins Büro.

„Noch fünf Minuten“, kam die Antwort zurück.

„Der Griesgram kommt jede Sekunde!“, zischte Elio mit leichter Nervosität in der Stimme. „Na, dann lenk sie ab!“, meckerte Yve.

„Wie soll ich die denn ablenken?!“, fragte er panisch und guckte um die Ecke, um sicherzustellen, dass sie nicht schon im Anmarsch war.

„Rede mit ihr oder so, lenk sie halt ab und sorg dafür, dass sie sich vom Büro fernhält.“ Genervt rollte er die Augen, lief aber dennoch in Richtung der Heimleiterin.

„Frau Zimmermann“, lächelte er sie an.

„Elio“, antwortete die Heimleiterin mit ihrer anstrengenden Stimme.

„Wegen dem Frühstück“, begann er und lehnte sich gegen die Wand.

„Sollte der Haferbrei jetzt mit Früchten zubereitet werden oder ohne?“ Ihre Miene verzog sich kein bisschen.

„Geld wächst nicht auf Bäumen, wir haben nicht die Kapazitäten, um zu jeder Mahlzeit Früchte zu servieren.“

„Unsere Äpfel wachsen auf Bäumen“, argumentierte er.

„Werde jetzt ja nicht frech, Herr De Santis. Wenn du unbedingt Obst haben willst, kannst du ja die Etagen putzen, dann sparen wir Personalkosten.“

Gerade, als sie weiterlaufen wollte, stieß sich Elio von der Wand ab und stellte sich in die Mitte des Gangs.

„Haben Sie sich die Haare schneiden lassen? Die sehen kürzer aus.“

Verdutzt guckte sie den Jungen an.

„Was soll die ganze Fragerei? Scher dich zurück in die Küche und mach dich an die Arbeit, oder willst du wieder bestraft werden?“, zischte sie ihn an und stampfte weiter in Richtung ihres Büros. Panisch lief Elio ihr hinterher und versuchte, sie von der Tür fernzuhalten.

„Wussten Sie, dass in Ihrem Büro die Wände schimmeln?“ Während ihre Schritte an Geschwindigkeit zunahmen, fing Elio an zu schwitzen. „Ist schlecht für die Lunge, vielleicht sollten Sie ...“ Frau Zimmermann riss die laut knarrende Tür ungeduldig auf. Zur Überraschung beider war das Zimmer frei von Unruhestiftern. Elio blickte kurz den Gang hinab und sah einen emporgestreckten Daumen um die nächste Ecke ragen.

„Grazie a Dio“, wisperte er zu sich. „Was war das?!“

„Ich meinte nur, dass ich zurück zum Küchendienst muss, Michael wartet bestimmt schon.“ Elio sprintete los, als würde sein Leben davon abhängen.

„Kein Rennen in den Fluren!“ tönte ihm ihre schrille Stimme hinterher. Hurtig ging er zurück in die Heimküche, wo Yve und Kien schon auf ihn warteten.

„Haben Sie sich die Haare schneiden lassen?“ Dein Ernst?“, sagte Yve und konnte ein Lachen nicht zurückhalten.

„Mir ist nichts Besseres eingefallen“, erwiderte Elio, als er sich seine Kochschürze umband. „Und jetzt geht in den Speisesaal, bevor sie euch sieht.“ Gesagt, getan. Yve und Kien verdrückten sich schnell und gesellten sich zu den anderen Kindern.

Im Speisesaal warteten alle auf den Auftritt der Heimleiterin, damit sie mit dem Essen anfangen konnten. Endlich betrat diese den Saal und stellte sich vor die Tische.

„Guten Morgen, Kinder“, sagte sie mit ihrer schrillen Stimme.

„Guten Morgen, Frau Zimmermann“, hallte es von allen Kindern zugleich zurück.

Anhand des Ausdrucks auf ihrem runzligen Gesicht konnte man schon erkennen, dass ihre nächsten Worte keine guten werden würden.

„Ich kam nicht umhin, zur Kenntnis zu nehmen, dass sich einer, wenn nicht mehrere, den Spaß erlaubt haben, mein Büro sowie die Akten der Kinder zu begrünen“, begann sie. Die Blicke von Elio, Yve und Kien trafen sich schnell, und hätten sie nicht aufgepasst, hätten sie sich bestimmt an ihrem Wasser verschluckt und somit ihrer Täterschaft offenbart. „Wer sich stellen möchte, kann das gerne jetzt tun.“

Stille füllte den Raum und die Blicke der Kinder wanderten umher, um herauszufinden, wer das wohl getan hatte. Auch die Blicke der drei Störenfriede wanderten durch den Raum, obwohl jeder schon wusste, dass nur sie es gewesen sein konnten.

„Keiner?“, fragte Frau Zimmermann jetzt in einem deutlich strengeren Ton. Die Stimmung im Essensaal sank und die Luft wurde innerhalb von Sekunden deutlich dicker. Frau Zimmermann räusperte sich, wodurch sich alle Aufmerksamkeit sofort wieder auf sie richtete. Ihr Blick blieb vor allem auf Yve, Elio und Kien hängen. Mit ihrer eisernen Miene auf die drei fixiert, sagte sie: „Wenn keiner die Schuld aufnehmen möchte, müssen wohl alle bestraft werden.“ Nach diesen Worten fing sie an, durch die Reihen des Saals zu schreiten.

„Da sich keiner bereit erklärt, das Richtige zu tun, streichen wir das Mittagessen, und allen von euch wird die Freizeit draußen für drei Tage genommen. Ihr werdet alle hier sitzen und hundert Mal den Satz ‚Lügen haben kurze Beine‘ schreiben. Und zuletzt werden jedem von euch fünf Chips entzogen.“

Enttäuschtes Gestöhne und genervtes Murmeln wogte durch den Saal.

„Falls sich jemand melden möchte und seine Taten gestehen will, kann er sich bis zehn Uhr in meinem Büro melden. Wenn dies nicht geschieht, müssen alle mit den Folgen rechnen.“ Nach diesen Worten lief sie zurück zu ihrem Tisch, wo auch alle anderen wichtigen Personen aßen und sagte: „Fangt an zu essen, es wird ein langer Tag.“

Daraufhin meldete sich Gerhard, Hausvater des Heims und Frau Zimmermans Ehegatte zu Wort: „Vor allem ohne Mittagessen.“ Frau Zimmerman bedachte ihn nur mit einem genervten Blick.

Das Frühstück verlief sehr still, da keiner sich traute, auch nur einen Ton von sich zu geben. Die Stimmung war so angespannt, als könnte man sie mit einer Schere zerschneiden.

Nach dem Frühstück begab sich der Hausvater vor die Tische und richtete seinen

Blick auf die Kinder. „Auf dem Plan für heute steht sehr viel, also solltet ihr besser aufpassen“, begann er.

„Um 8.30 Uhr ist die tägliche Zimmerkontrolle. Stellt also sicher, dass eure Betten geschüttelt, gemacht, eure Böden gefegt sind und keine Spielzeuge oder ähnliches herumliegen. Um 9.00 Uhr beginnt dann euer Unterricht. Heute habt ihr eine Doppelstunde Deutsch und eine Doppelstunde Mathe. Zwischen den Stunden habt ihr jeweils 10 Minuten Pause, um etwas zu trinken.“

Daraufhin schaute er kurz zu Frau Zimmerman, bevor er zurück in die Runde starrte.

„Normalerweise würde dann das Mittagessen stattfinden. Aber da dies wahrscheinlich ausfällt, werdet ihr weiter in euren Klassenräumen bleiben und hundert Mal den vorgegebenen Satz abschreiben. Dann werden die Klassenräume geputzt und ihr dürft wieder auf eure Zimmer.“

Er nahm sein Glas Wasser, um einen Schluck zu trinken, bevor er fortfuhr.

„Da auch die Spielzeit auf dem Hof ausfällt, werdet ihr dann eure Dienste ausführen.“

Er nahm sich einen Moment zum Atmen und kündigte dann die letzten Punkte auf dem Tagesplan an: „Das Abendessen findet wie jeden Tag um 18.30 Uhr statt. Um 20.00 Uhr begeht ihr euch dann auf eure Zimmer und bezieht eure Betten. Daraufhin gibt es eine weitere Kontrolle um 21 Uhr, danach beginnt die Nacht-ruhe“, beendete er seine Ansprache.

Alle Kinder sagten vereint: „Ja, Hausvater“, und begaben sich auf ihre Zimmer, nachdem sie ihr Geschirr weggebracht hatten.

Während des Deutschunterrichts waren die drei damit beschäftigt, in ihre Hefte zu kritzeln, anstatt ihre Aufgaben zu erledigen. Yve drehte sich zu den Jungs und flüsterte: „Sollen wir uns stellen? Wäre schon blöd, wenn alle jetzt darunter leiden.“

„Meinst du, sie zieht das diesmal wirklich durch?“, fragte Elio leise.

Kien schaltete sich ein: „Die sah schon sehr finster aus.“

Yves Sitznachbar, ein schwächlicher, kleiner Junge, blickte mit großen Augen zu ihnen hinüber.

„Ihr wart das also?“, quietschte er ehrfürchtig. Yve starrte feindselig drein.

„Halt ja dein Maul, du Hosenscheißer, sonst gibt es auf die Nase“, mahnte sie den Bengel. Tränen drohten aus seinen Augen zu fließen. Er holte tief Luft und schrie: „Herr Backenmann, Yve hat gesagt, sie will mich hauen! Und außerdem waren die das mit Frau Zimmermanns Büro!“

„Du beschissene Petze!“, brüllte Yve zurück.

### KAPITEL 3

„Na schön, wir waren es“, brachte Elio über die Lippen. Alle drei saßen in Frau Zimmermanns frisch bepflanztem Büro. Die Heimleiterin seufzte enttäuscht.

„Was machen wir nur mit euch Taugenichtsen? Immer macht ihr nur Ärger. Ihr seid schon seit über zehn Jahren hier und habt nichts als Schande über dieses Heim gebracht“. Sie fuhr sich durch ihre dunklen Haare und schaute die drei an.

„Als Strafe werdet ihr bis nächsten Freitag in den Isolationstrakt gesteckt und schreibt einen zehnsseitigen Aufsatz darüber, warum man nicht lügen sollte“, begann sie. „Ebenfalls fällt ihr zurück in den roten Bereich, und alle eure gesammelten Chips werden euch entzogen.“ Nach diesen Worten wurde das Trio aus dem Raum geschickt. „Da haben wir uns ja was eingebrockt“, sagte Elio genervt.

Am Abend wurden die drei zu ihren Zimmern gebracht und darin eingeschlossen. Die einzigen noch vorhandenen Möbel in den Zimmern waren ein Kleiderschrank, ein Tisch mit Stuhl und ein Bett. Außerdem lagen auf ihren Tischen Stift und Papier bereit. Nur durch das Fenster, welches man lediglich anklappen konnte, hatte man einen Blick nach draußen. Man hatte ihnen jede ihrer davor erarbeiteten Privilegien, wie ihre Radios oder Bücher, weggenommen. Über die Zeit hatten die drei gelernt, mit dem Morsecode zu kommunizieren, falls sie mal wieder in Isolation gesteckt werden würden.

Elio setzte sich auf sein Bett und begann, an die Wand zu Yves Zimmer zu klopfen:

„B-I-S-T D-U N-O-C-H W-A-C-H?“ Nach ein paar Minuten kam ein Klopfen von der anderen Seite zurück: „J-E-T-Z-T S-C-H-O-N!“

Die Tage bis zu der Entlassung aus der Isolation vergingen kriechend langsam. Für die drei fühlte es sich wie Einzelhaft an, da sie ihre Mahlzeiten auf das Zimmer gebracht bekamen, den Raum nur verlassen durften, wenn sie auf Toilette gehen mussten und immer, wenn sie ein Anliegen hatten, an ihre Tür klopfen und laut ihre Namen sagen mussten. Und wenn das keiner hörte, mussten sie gelegentlich auch Stunden warten, bis jemand auf sie aufmerksam wurde.

Am Freitag der nächsten Woche warteten sie sehnsüchtig darauf, dass ihre Türen aufgeschlossen wurden.

„Aufsätze her“, ordnete Frau Zimmerman an und sammelte die Blätter der drei ungeduldig ein. Als dies geschah, wollten sie förmlich aus ihren Zimmern stürmen und waren schon dabei, nach draußen zu rennen, als Frau Zimmerman die Störenfriede aufhielt.

„Ihr seid jetzt wieder im gelben Bereich und könnt euch neue Chips erarbeiten. Geschieht sowas wie letzte Woche noch einmal, wird das strengere Konsequenzen

nach sich ziehen“, sagte sie in strengem Ton, bevor sie davonging. Die infrage stehenden ‚strengeren Konsequenzen‘ meinten körperliche Gewalt, soviel hatten sie über die Jahre hinweg bereits erfahren.

Die drei warteten, bis die Heimleiterin aus ihrem Sichtfeld verschwunden war und blickten dann in die Runde. „Das waren die qualvollsten Tage meines Lebens“, sagte Elio, während er sich so dehnte, dass sein Rücken knackte. „Immer noch besser, als Kniebeuge zu machen“, kommentierte Yve. „Weißt du noch, als Alex dir beim Fangen das Bein gestellt hat, du dir den Kopf aufgeschlagen hast und Gerhard ihn dann zu 270 Kniebeugen verdonnert hat?“

Natürlich erinnerte Elio sich daran. „Ich habe bis heute eine Narbe auf der Stirn wegen diesem Vollpfosten“, erwiderte er. Yve schaute ihn mit einem eher besorgten Blick an und redete weiter: „Und als Alex es nicht machen wollte, haben Herr Zimmermann, Frau Zimmerman und der Hausmeister seine Arme auf den Rücken gedreht, ihn an beiden Seiten gegriffen und ihm von hinten in die Kniekehlen getreten, damit er runtersackt. Dann haben sie ihn hochgerissen und ihn jede einzelne Kniebeuge zählen lassen. Ich will nicht, dass das auch einem von uns passiert.“

Elio legte einen Arm um Yve und strich ihr beruhigend über den Oberarm. „Es wird uns bestimmt nichts passieren. Dafür Sorge ich, versprochen“, flüsterte er Yve ins Ohr.

„Und vergiss niemals ‚Tra il dire e il fare c'è di mezzo il mare.“ Sie schaute ihn nur verdutzt an. „Ist das wieder eine deiner italienischen Lebensweisheiten?“ fragte sie ihn.

„So ähnlich. Es bedeutet: ‚Zwischen Reden und Tun liegt das Meer‘. Das hat meine Mutter mir immer gesagt, als ich noch klein war“, erklärte Elio. Kien lächelte ihn an: „Deine Mutter war weise.“ „Ja, das war sie“, stimmte Elio zu.

Die drei fuhren dann wie gewöhnlich mit ihrem Tagesablauf fort und trafen sich am Abend im gesperrten Abteil zu ihrem wöchentlichen spirituellen Freitag. Yve hatte sich schon früher das Hexenwerk angeeignet, als sie mal im Radio davon gehört hatte. Seitdem verbrachte sie viele Tage und Stunden damit, ihre Zukunft und die ihrer Liebsten aus den Karten zu lesen und Kräuter aus der Küche für ihre merkwürdigen Rituale zu nutzen. Gerade als sie angefangen hatte, Elios Zukunft zu lesen, zog er eine Zigarette hinter seinem Ohr hervor und zündete sie an.

„Na, was sagen deine Zauberkarten über meine strahlende Zukunft?“, fragte er mit einem breiten Grinsen. „Dass du wegen deinem Rauchen an Lungenkrebs stirbst“, erwiderte sie so ernst, dass er es ihr fast abgenommen hätte. „Spaß, du wirst etwas, das dir lieb ist, mit etwas Anderem tauschen“, sagte sie, als sie die Karte des Narren, des Turms und der Sonne hochhielt.

„Und das sagt mir jetzt was über meine Zukunft?“, fragte er sichtlich verwirrt. „Weiß ich doch nicht“, antwortete sie ihm mit einem leichten Schulterzucken.

Kien, der an der Wand saß und irgendwas in sein Notizbuch kritzelte, schaute zu den beiden hinüber.

„Kannst du mir auch meine Zukunft lesen?“, fragte er Yve. Elio stand daraufhin auf und griff sich, noch immer mit der Zigarette im Mund, Kiens Notizbuch, bevor er sagte: „Die kann ich dir auch sagen, du wirst reich und berühmt werden. Jeder wird deinen Namen kennen.“ Kien schien die Entwendung seines Hab und Guts nicht sehr zu freuen, denn er stand auf und fing an, Elio durch den Raum zu jagen.

„Gib mir mein Buch wieder!“, rief er zu Elio, der nur lachte. Yve schien dies auch sehr amüsant zu finden. Nach ein paar Minuten gab Elio Kien das Buch zurück und setzte sich wieder neben Yve. „Also, Yve, was wird aus deiner Zukunft?“ fragte er und stieß sie leicht mit dem Ellenbogen gegen die Schulter. „Ich geh da hin, wohin meine Karten mich leiten. Ich mache das, was ich will und gucke, was gerade ansteht“, sagte sie voller Stolz.

„Was ist mit dir, Kien?“ warf sie hinterher. „Ich möchte Autor werden. Die Bücher hier in der Bibliothek sind mir zu langweilig“, behauptete er. „Und worüber willst du schreiben?“, fragte Elio. „Du zeigst uns ja nie, was in deinem ach so geheimen Buch steht.“

„Du würdest sowieso nur darüber lachen, wenn ich es dir zeige“, erwiderte Kien.

Eine Diskussion über die Frage, ob oder ob er nicht darüber scherzen würde, entstand zwischen den beiden Jungen. Yve ging schnell dazwischen, um diesen kindischen Streit zu schlichten. „Was willst du denn machen, Elio?“ warf sie ein. Ein breites Lächeln zierte Elios Gesicht. „Ich werde meine Mutter suchen.“

Nach diesen Worten verschwand das Lächeln langsam aus seinem Gesicht. Seine Miene wirkte eher betrübt, als weitere Worte seinerseits folgten: „Sie wurde damals zurück nach Sirmione gebracht, als man herausgefunden hat, dass sie illegal eingewandert ist.“

Auch die anderen beiden wurden ernst, und eine unangenehme Stille füllte den Raum.

„Lasst uns über etwas anderes reden“, sagte Elio schließlich. „Genug mit dem Trübsal blasen. Spielen wir Karten?“, fragte er nun in die Runde, woraufhin alle enthusiastisch nickten.

„Aber sei nicht beleidigt, wenn ich dich fertig mache“, warf Yve ein.

Nach ein paar vergnüglichen Stunden des Spielens schlichen sich die drei zurück auf ihre Zimmer.

Als Elio allein auf seinem Zimmer war, hob er seine Matratze hoch und ent-

nahm den Briefumschlag, der sich darunter befand. Dann brachte er sie wieder in ihre eigentliche Position und setzte sich auf sein Bett. Er nahm den Inhalt des Umschlags heraus und betrachtete das schon leicht demolierte Bild. Die Farben des Fotos wurden über die Jahre immer blasser, aber es war das Einzige, was Elio noch von seiner Mutter hatte. Das Bild zeigte eine junge Frau in ihren 20ern mit einem kleinen Jungen an der Hand, der breit in die Kamera lächelte. Seine Mutter war vor etwa 18 Jahren nach Wismar geflohen, um ein besseres Leben zu haben als das, was ihr in ihrer Heimatstadt geboten wurde. Sie wurde schwanger, um in Deutschland bleiben zu dürfen, aber ihr Plan ging nicht auf, da man das Kind nach der Geburt in ein Heim brachte und sie der Einwanderungsbehörde meldete.

Drei Zimmer entfernt saß Yve auf dem Boden und hantierte mit ihren Tarotkarten. Die Karten waren ihre Wegweiser und gaben ihr immer einen Rat. Sie war damals von Zuhause wegelaufen, um ihrem Elternhaus und dessen Ansprüchen zu entkommen. Immer wieder wurde sie zurückgebracht, bis ihre Eltern sie aus freien Stücken abgegeben hatten.

Noch ein Zimmer weiter lief Kien durch den Raum und versuchte, Reime zusammenzufügen und seine Gedichte plausibler zu gestalten. Seine Eltern bekamen ihn, als sie gerade einmal 15 Jahre alt waren und sich nicht in der Lage fühlten, sich um ein Neugeborenes zu kümmern, geschweige denn ein Kind großzuziehen. Daher gaben sie ihn zu einer Pflegefamilie. Da Kien ein verhaltensauffälliges Kind war, brachten sie ihn schließlich ins Heim, weil sie nicht mit ihm klargekommen waren.

Alle drei schienen nach dem Gespräch vom Nachmittag tief in Gedanken über ihre Vergangenheit und Zukunft zu stecken.

## KAPITEL 4

Nach dem zu kurzen Wochenende folgten alle Kinder wieder ihrem normalen Alltag und erfüllten fleißig ihre Pflichten. Auch Elio benahm sich ausnahmsweise und tat, was von ihm verlangt wurde. Er hatte mal wieder Küchendienst und begann mit Koch Michael, das Mittagessen vorzubereiten.

„Du bist ruhiger als sonst, Elio“, bemerkte Michael, als er die Zigarette hinter seinem Ohr hervorzog und sich gegen den Fensterrahmen lehnte. „Stimmt gar nicht. Ich bin einfach nur müde“, erwiderte Elio. „Lange Nacht?“, fragte Michael mit einem Grinsen.

Elio rollte mit den Augen und streckte seine rechte Hand aus, bevor er sagte: „Ach, sei still und gib mir auch eine.“

Die beiden rauchten oftmals heimlich zusammen in der Küche. Michael zog

widerwillig seine Schachtel aus der Hosentasche und bot Elio eine Zigarette an. Nachdem die beiden das Mittagessen vorbereitet hatten, gesellte sich Elio zu den anderen beiden des Trios im Speisesaal. „Leute, ich habe eine Idee, wie wir aus diesem Saftladen entkommen können“, flüsterte Elio. Kien guckte verdutzt zu Yve und sagte: „Was hat er gesagt?“ Sie flüsterte zurück: „Irgendwas mit einem Saftladen und dass er dahin will.“ Elio rollte die Augen.

„Ich habe gesagt, ich habe eine Idee, wie wir von hier wegkommen.“ Die anderen beiden fassten sich an die Stirn und gaben ein „Achso!“ der Realisation von sich.

„Wir treffen uns an unserem Platz um Mitternacht und dann erzähl ich euch von meinem Plan“, flüsterte Elio den beiden zu.

Zur besagten Uhrzeit war das Trio im gesperrten Abteil versammelt. Die drei saßen um einen Lageplan des Heims herum. „Wir haben uns an Neujahr geschworen, dass wir endlich von hier verschwinden. Ich habe eine Idee, wie wir das schaffen können“, begann Elio zu sprechen. Die anderen beiden hörten aufmerksam zu.

„Der Plan besteht aus drei wichtigen Punkten: der Vorbereitung, der Durchführung und letztendlich erfolgreich unentdeckt zu bleiben.“

Yve und Kien schauten ihn an, als wäre das selbstverständlich. Yve war die erste, die sich zu Wort meldete: „Wie genau sollen wir das denn anstellen? Bei den strikten Tagesabläufen fällt es doch auf, wenn auch nur die kleinste Sache nicht so läuft wie sie soll!“

„Ich habe einen Plan. Vertraut mir“, erwiderte Elio. Er griff sich einen Stift aus seiner Hosentasche und begann, auf dem Lageplan herumzuzeichnen.

„Um den Augen der anderen am besten auszuweichen, müssen wir uns durch die Küche schleichen und in den Luftschacht kriechen, um in Frau Zimmermanns Büro zu kommen. Dort nehmen wir unsere persönlichen Akten und verstecken sie hier.“ Er tippte mit dem Bleistift auf den Plan vor seinen Füßen. Kien schien nicht begeistert zu sein von der Idee, durch einen Luftschacht zu klettern. Er äußerte seine Meinung dazu: „Du willst, dass wir durch einen engen Schacht klettern? Können wir nicht einfach in ihr Büro, wenn sie schläft?“

Yve schlug ihm gegen den Hinterkopf und sagte: „Mit welchem Schlüssel, Dummkopf? Den nimmt sie überall mit hin und schließt ihn abends in ihrem Safe weg.“

„AUA! Yve musst du mich gleich schlagen?“, motzte Kien sie an. „Schluss mit diesen kindischen Streitereien, wir haben etwas Wichtigeres zu tun“, warf Elio ein.

„Michael wird mir den Schlüssel für die Küche morgen nach dem Abendessen geben, damit wir dann den Morgen darauf zu dem Schacht kommen.“ Die anderen beiden nickten.

„Dann folgen wir unseren normalen Pflichten, wir wollen ja nicht auffallen.“ Dar-

aufhin wandte er sich Yve zu und sagte: „Du hast Wäschedienst, nimm drei von den Wäschesäcken mit und versteck sie unter deinem Bett.“

„Aye, aye, Captain“, erwiderte Yve mit einem breiten Lächeln auf dem Gesicht. Sie schienen immer überzeugter von diesem riskanten und doch aufregenden Plan zu sein, da sie auch aus dem Heim entfliehen wollten. „Kien, du wirst dem Postdienst zugeteilt werden. Nimm dir Briefmarken und Umschläge und sortiere die Briefe falsch ein“, ordnete Elio an. Der Angesprochene nickte zustimmend, hatte jedoch einen besorgten Blick auf dem Gesicht.

„Was ist denn, wenn sie mich erwischt oder es ihr früher auffällt?“, wandte Kien nervös ein.

„Keine Sorge, die Briefe werden erst am nächsten Morgen ausgehändigt und da wird Frau Zimmermann tief und fest schlafen“, erwiderte Elio mit einem schelmischen Ausdruck in den Augen. „Wie kannst du dir da nur so sicher sein? Sie ist doch immer als Erste wach“, wandte Yve nun irritiert ein.

„Dazu komme ich ja jetzt. Frau Zimmermann nimmt jeden Abend eine Schlaftablette, weil Hausvater so laut schnarcht. Morgen Abend werden wir aber Schlaftabletten in das Wasser der Mitarbeiter machen, damit alle von ihnen ganz tief schlafen.“ Es war schon fast genial, was sich Elio in der kurzen Zeit zusammengereimt hatte, um sich und seine Freunde aus der Situation, in der sie steckten, zu befreien. Als Elio fortfuhr, fiel den anderen beiden die Kinnlade fast herunter. „Dann, wenn alle schlafen, verstellen wir die Uhren und schalten den Wecker vom Weckdienst aus. Wenn nämlich alle Uhren eine andere Uhrzeit zeigen, versinkt alles hier im Chaos und wir haben genug Zeit, von hier wegzurennen, ohne dass jemand was ahnt.“ Ein triumphierendes Grinsen zierte Elios Gesicht.

„Und wie genau sollen wir jetzt von hier wegkommen? Wir haben kein Geld oder Telefone“, warf Yve ein.

„Gut, dass du fragst“ dozierte Elio. „Michael wird uns ein Taxi rufen. Ich habe mit ihm geredet. Das Taxi wird um genau 8.30 Uhr am Hinterausgang des Heims auf uns warten.“

Yve und Kien schienen schockiert davon, dass Elio sich schon um so viel gekümmert hatte, bevor sie überhaupt darüber gesprochen hatten.

„Wovon sollen wir das Taxi bezahlen? Wir haben nichts, Elio, und ich glaube nicht, dass der Fahrer eine Zukunftsvorhersage als Zahlungsmittel akzeptiert“, warf Kien mit einem Seitenhieb auf Yves kuriose Hobby ein.

„Hey! Es gibt bestimmt Leute, die mir viel Geld für so eine Vorhersage zahlen würden“, widersprach sie ihm. „Keiner würde Geld dafür zahlen, um zu hören, dass er oder sie reich und berühmt wird“, sagte Kien, während er genervt die Augen rollte. Daraufhin griff Yve in ihre Hosentaschen und zog ein paar Euro-Scheine

hervor, Fünfer und Zehner. Kiens und Elios Augen weiteten sich bei diesem Anblick der Scheine. „Die Krankenschwestern kommen oft zu mir und wollen die Zukunft gelesen haben, oder wollen, dass ich ihnen Karten für ihr Liebesleben lege.“ Stolz rümpfte sie die Nase. „Ohne Scheiß, Yve?“, fragte Elio, sichtlich begeistert von Yves Geschäften. „Nicht nur du hast Verbindungen, mein Lieber“, erwiderte sie und stopfte die Scheine zurück in ihre Hosentaschen. „Hoffentlich reicht das, um hier wegzukommen.“

Kien war geradezu schockiert, dass jemand für so einen Schrott Geld zahlte, vor allem an jemanden, der sich seine Karten selbst gebastelt hatte. „Da guckst du, was?“ stachelte Yve den verwirrten Jungen an und lachte. „Vielleicht mache ich damit mal Karriere, wer weiß.“

Elio ermutigte sie in ihrem Vorhaben, da er schon immer begeistert von ihren Fähigkeiten und ihrer Einstellung war. Ihre Vorhersagen trafen auch so gut wie immer zu, was ihn nur noch mehr von ihrem Hobby überzeugte.

„Du kannst ja deinen eigenen Schuppen aufmachen und dir ordentliche Karten zulegen. Nicht, dass deine Karten nicht gut sind, aber es ist professioneller, wenn du richtige Karten hast, nicht nur bemalte Spielkarten“, sagte er und boxte ihr leicht gegen die Schulter. Yve verschränkte ihre Arme und streckte Elio die Zunge heraus. Daraufhin erscholl lautes Gelächter zwischen den dreien, da Yve doch eher albern dabei aussah anstatt beleidigt. Als sie sich wieder beruhigt hatten, war Kien der Erste, der das Wort ergriff. „Wo wollen wir hin, wenn wir in das Taxi steigen? Es gibt ja keinen anderen Ort, zu dem wir gehen könnten.“ Sie begannen zu überlegen und fingen an, Vorschläge in die Runde zu werfen. „Lasst uns an den Strand fahren. Weit weg von hier“, schlug Elio vor.

„Wir legen uns in den Sand und überlegen dann, wie es weitergeht. Ob jeder seinen eigenen Weg, getrennt von den anderen, geht oder ob wir zusammenbleiben.“ Den Rest des Trios schien diese Idee zu überzeugen, da weder Yve noch Kien Anzeichen machten, sich gegen diesen Vorschlag zu wenden. „Dann ist es entschieden, wir fahren zum Strand. Ans Wasser, wo uns keiner findet.“

Yve begann vor Freude hin und her zu springen. „Wir werden frei wie die Vögel sein. Ich will am liebsten schon jetzt los gehen!“

Ein leises Lachen kam aus Elios Mund, bevor er sagte: „La pazienza è la virtù dei forti.“ Yve stoppte ihr Rumgehüpfe und schaute Elio an.

„Was heißt das jetzt schon wieder?“

„Geduld ist die Tugend der Starken“, sagte er, als wäre er weise. Yve verdrehte die Augen.

„Ich weiß, dass ich mich noch gedulden muss, ich bin einfach nur aufgeregt und gespannt, was die Zukunft uns bringt“, sagte sie und setzte sich wieder hin.

„Na gut, Operation Taugenichts-Trio beginnt morgen“, erklärte Elio und legte seine Hand in die Mitte der drei. „Taugenichts-Trio?“ fragte Kien und hob die Augenbraue. „So nennen uns doch alle anderen. Lasst uns diese Beleidigung nehmen und ihnen zeigen, dass wir mehr sind als Chaoten, indem wir endlich von hier verschwinden. Hände drauf!“, erklärte Elio freudig und wartete darauf, dass die anderen es ihm gleichtaten. Nach ein paar Sekunden legten die anderen beiden ihre Hände auf Elios und sagten laut: „Auf das Taugenichts-Trio und die Flucht!“

Elio nahm den Lageplan und stand auf. „Wir sollten jetzt schlafen gehen, wir müssen doch ausgeruht sein, wenn wir das durchziehen wollen.“ Yve und Kien stimmten ihm zu und standen ebenfalls auf. Leise begaben sie sich zurück auf ihre Zimmer. Sie konnten alle vor Aufregung lange nicht einschlafen, da das Adrenalin sie wachhielt.



## KAPITEL 5

Am darauffolgenden Morgen ging Elio zur Heimküche, um den Schlüssel von Koch Michael entgegenzunehmen. Michael schaute ihn skeptisch an: „Sicher, dass dein Plan funktioniert? Du weißt, was euch droht, wenn ihr erwischt werdet!“ Er klang sogar etwas besorgt um Elio und seine Freunde, schließlich war vor allem Elio ihm über die Jahre ans Herz gewachsen. Elio nickte und nahm den Schlüssel an sich. „Ich hoffe es zumindest“, erwiderte er. Daraufhin schlich er sich auf Kiens Zimmer, wo Yve und Kien auf ihn warteten.

„Seid ihr bereit?“, fragte Elio die beiden. Die Angesprochenen nickten. Zusammen gingen sie zurück zur Küche, in der sich nun keiner mehr befand. Elio schloss die Tür zum Vorrats- und Kühlraum auf und ließ die beiden hinein. In diesem Raum befanden sich alle Konserven sowie ein großer Tiefkühlschrank. Über diesem Kühlschrank befand sich der besagte Schacht, der sie zu Frau Zimmermanns Büro führen sollte. „Wie kriegen wir das Gitter ab?“, fragte Kien. Yve schaute sich um und fand ein Messer, das zwischen den Konservendosen lag und reichte es Elio hinüber. „Wir drehen die Schrauben raus. Kien, du schraubst das Gitter hinter uns wieder ran und wartest vor Frau Zimmermanns Büro, um Wache zu halten“, wies Elio ihn an. Nun begann Elio, die einzelnen Schrauben am Gitter aufzudrehen und an die Seite zu legen. Als das Gitter locker war, nahm er es vorsichtig ab und handigte es Kien aus.

„Ladies first“, sagte Elio und ließ Yve in den Schacht klettern. Yve stieg auf den Tiefkühlschrank und begab sich dann in den Schacht. Zu ihrer Überraschung war der Schacht breiter als gedacht. „Alles okay, Yve?“, hallte Elios Stimme in den Schacht.

„Ja, alles in Ordnung. Kommst du?“, hallte es zurück. Elio begann daraufhin, ebenfalls in die Öffnung zu klettern. Er schaute nochmal über seine Schulter zu Kien. „Wir treffen uns in zwanzig Minuten wieder hier“, sagte er und verschwand dann in der Dunkelheit des Schachtes.

Die beiden versuchten in dieser Finsternis, mithilfe einer Taschenlampe und des Lageplans, den richtigen Weg zu dem Büro der Heimleiterin zu finden. Es war zwar nicht beklemmend, aber die Luft in dem Schacht war recht stickig. Nach etwa fünf Minuten hatten sie den richtigen Weg gefunden. Das Gitter in Frau Zimmermanns Büro war überraschenderweise nicht angeschraubt, weshalb man es sehr einfach herausbrechen konnte. Die beiden stiegen aus dem Schacht, schüttelten sich den Staub von ihren Klamotten und dehnten sich etwas.

„Jetzt brauchen wir nur noch unsere Ordner“, flüsterte Elio Yve zu. Sie nickte und begann, den ersten Aktenschrank zu durchsuchen. Elio nahm sich den Schrank daneben vor und griff schon bald die Akten, die ihre Geburtsurkunden, Krankenhausaufenthalte, Versicherungspapiere und Bildungstests beinhalteten. Daraufhin

schlossen sie die Schränke wieder und krochen zurück in den Schacht. Elio hob das Gitter wieder in die Öffnung. Beide begannen, samt den Ordnern in den Vorratsraum zu kriechen. Als sie dort angekommen waren, schraubte Kien das Gitter wieder auf, um die beiden herauszulassen.

Die beiden stiegen hinaus und legten die Ordner an die Seite.

„Einer von uns muss die Akten jetzt an unseren sicheren Ort bringen“, überlegte Elio.

„Ich übernehme das, ihr beiden geht schonmal auf eure Zimmer“, ordnete Yve an. Die beiden Jungs nickten und begaben sich schnell auf ihre Zimmer, damit keinem auffiel, dass die drei etwas im Schilde führten. Sie konnten nur hoffen, dass keiner Yve dabei erwischte, wie sie die Ordner ins gesperrte Abteil brachte.

Einige Zeit später, nach der Zimmerkontrolle, trafen sich alle beim Frühstück wieder. Zu ihrem Glück schien Frau Zimmermann noch nichts aufgefallen zu sein, da diese nur ruhig mit ihren Kollegen aß. „So weit, so gut“, flüsterte Elio Yve und Kien zu. „Hoffentlich geht es genauso gut weiter“, antwortete ihm Yve.

Nach dem Frühstück kehrten alle wieder zu ihren Pflichten zurück. Der Tag verlief normal und keiner schien Verdacht zu schöpfen. Nachmittags waren alle Kinder damit beschäftigt, draußen zu spielen. Manche spielten Abwurfball, rannten herum, lasen Bücher oder führten Gespräche miteinander. Yve, Kien und Elio saßen in der Nähe des Zauns, der die Kinder von der Außenwelt trennte und schauten in den Himmel. „Wir müssen irgendwie an die Schlaftabletten kommen“, sagte Elio.

„Wie sollen wir denn darankommen?“ fragte Kien.

Die drei überlegten lange, bis sich Yves Gesicht aufhellte: „Ich habe eine Idee. Die Krankenschwestern haben Schlaftabletten in ihrem Raum.“

Elio schaute sie skeptisch an und sagte: „Ich glaube nicht, dass sie die freiwillig rausrücken.“ Ein Grinsen breitete sich auf Yves Gesicht aus. „Die Schwester wird ja auch nicht im Raum sein. Ich erzähle ihr, dass ich ein neues Legemuster habe und lese ihr mal wieder die Zukunft über ihr Liebesleben. Sie hatte nämlich Streit mit ihrem Freund.“ Sie überlegte weiter. „Ich sage ihr dann einfach, dass er vorhat, sich von ihr zu trennen. Dann rennt sie auf jeden Fall zum Telefon und wir können uns die Tabletten holen.“

Gesagt, getan. Die drei machten sich auf den Weg zum Schwesternzimmer. Yve hatte ihre Karten immer bei sich, da sie ja nie wusste, wann sie einen Rat gebrauchen konnte. Es dauerte nur wenige Minuten, bis die Krankenschwester aus dem Zimmer stürmte und die Tür offenstehen ließ.

„Du bist genial!“ lächelte Elio Yve an, als er den Raum betrat.

„So kennt man mich“, erwiderte Yve stolz. Kien blieb auf dem Flur stehen, falls die Krankenschwester wiederkam und er sie ablenken müsste. Die anderen beiden

begannen in den Schubladen und Schränken nach den Tabletten zu suchen. Die Zeit lief ihnen davon, da man schon nach ein paar Minuten die Schritte der Schwester hören konnte. „Lenk sie ab!“, rief Yve Kien zu.

Der Angesprochene schien sichtlich nervös zu sein, lief aber der Krankenschwester entgegen.

Währenddessen fanden die anderen beiden endlich die Tablettenpackung, griffen sie sich und verschwanden schnell aus dem Raum. Als Kien sah, dass die anderen beiden in Sicherheit waren, verabschiedete er sich mit einer Ausrede von der Krankenschwester. Diese war nun sichtlich verwirrt und rief ihm hinterher: „Was ist denn mit deinen Bauchschmerzen?“

„Geht wieder, danke, Frau Meier!“, rief Kien zurück, als er um die Ecke verschwand. An einem ruhigen Ort angekommen, verschnauften die drei Jugendlichen für einen Moment.

„Das war knapp“, sagte Yve, noch außer Atem. Die anderen beiden nickten.

„Jetzt müssen wir nur noch hoffen, dass die Tabletten ihr Versprechen einlösen“, bemerkte Elio, als er die Tabletten einsteckte. „Jetzt machen wir es, wie wir es abgesprochen haben. Yve, du holst die Wäschebeutel und Kien, du sortierst die Briefe. Ich Sorge dafür, dass die Tabletten ins richtige Wasser kommen“, wies Elio die anderen beiden an. Doch zunächst kehrten sie, wie alle anderen Kinder, zu ihren Pflichten zurück. Elio ging zur Küche und bereitete zusammen mit Michael das Abendessen für das Heim vor. In einem Moment, in dem Michael rausging, um eine zu rauchen, nahm Elio die Schlaftabletten und mischte etwa drei Tabletten in die Karaffe Wasser, die für die Mitarbeiter vorgesehen war.

Daraufhin gab er noch etwas Wasser hinzu, damit keinem auffiel, dass es mehr als Wasser war.

Stunden später, als alle schon schliefen, versammelten sich die drei in der Küche.

„Bis jetzt funktioniert alles wie geplant. Wir müssen nur noch die Uhren umstellen, dann haben wir es geschafft“, flüsterte Elio erleichtert.

„Hoffentlich geht alles gut“, flüsterte Yve zurück. Kien schien recht nervös und voller Adrenalin. „Wir sollten uns aufteilen, dann kommen wir schneller voran“, schlug er vor.

Elio stimmte ihm zu: „Du hast Recht. Wir machen es so: Yve, übernimmt den Ostflügel, Kien den Nordflügel und ich den Westflügel“, ergänzte Elio. Die anderen schienen kein Problem zu haben und schwärmten in die verschiedenen Richtungen aus, um die Uhren umzustellen.

Ebenfalls mussten sich die drei in manche Zimmer schleichen, um die Wecker bestimmter Personen auszuschalten, damit diese auf keinen Fall zu der gewohnten Zeit aufstehen würden.

Es war ein riskantes Spiel, was sie trieben, da die Erwachsenen währenddessen aufwachen konnten, was ihren ganzen Plan zunichte gemacht hätte. Dieser ganze Vorgang dauerte fast eine Stunde, da sie durch jeden Flur im Heim gehen mussten und jede Uhr abhängen, die Uhrzeit ändern und wieder zurückhängen mussten. Nachdem sie damit fertig waren, trafen sie sich auf Yves Zimmer. Diese händigte den Jungs die Wäschesäcke aus und schaute sie an, bevor sie erklärte: „Ihr geht jetzt eure Sachen packen, und wenn ihr fertig seid, geht ihr schlafen, damit ihr für morgen gestärkt seid.“ Die beiden Jungs nickten. Elio holte drei Wecker hinter seinem Rücken hervor und händigte jedem einen aus.

„Hier, damit wir auch zur richtigen Zeit aufwachen“, sagte er leise. „Woher hast du die denn?“, fragte Yve. „Habe ich aus den Räumen mitgehen lassen“, sagte er mit einem Schulterzucken. Die drei lachten. Schließlich griffen die Jungs ihren Wäschesack und gingen zu ihren Zimmern. Alle packten ihre Sachen und stellten den Sack an einen Ort, an dem sie ihn schnell greifen konnten. Vor lauter Aufregung fiel es den dreien ziemlich schwer, einzuschlafen. Schließlich war der nächste Morgen der Moment, der über alles entschied.

Als der Sonnenaufgang den neuen Tag ankündigte, klingelten die Wecker der drei.

Die Uhr schlug 7.00 Uhr und die Jugendlichen sprangen aus ihren Betten, griffen ihre Säcke und versammelten sich auf dem Flur. „Bereit?“, fragte Elio. Trotz der frühen Uhrzeit schien keiner der drei Anstalten von Müdigkeit zu zeigen. „Bereit!“, sagten die anderen beiden.

Alle drei legten ihre Hände aufeinander und sagten laut:

„Auf das Taugenichts -Trio!“

Elio lächelte, als er sagte: „Los geht es.“

## KAPITEL 6

Die drei begaben sich schnell zur Küche, in der Michael schon auf sie wartete. Es war nicht geplant, dass er sich dort befand, geschweige denn, dass irgendjemand außer ihnen wach sein würde. „Guten Morgen“, sagte er mit einem lauten Gähnen. Die drei begannen sichtlich nervös zu werden, aus Angst, dass ihr Plan im letzten Moment doch noch scheitern würde.

„Geht schon vor“, ordnete Elio die anderen an und zeigte ihnen die Tür zum hinteren Bereich des Heims. Die beiden nickten und spurteten zur Tür. Mit einem letzten Blick zu Elio verschwanden sie schließlich. Elios Blick wandte sich Michael zu, der sich gegen den Fensterrahmen lehnte. „Wieso bist du schon wach?“, fragte Elio ihn nach einem Augenblick der Stille.

„Du dachtest doch nicht, dass ich dich ohne ein ordentliches Auf Wiedersehen gehen lasse, oder?“ erwiderte Michael.

Elio stieß ein erleichtertes Seufzen aus.

„Ich hatte schon Angst, dass du uns verpfeifst“, sagte er. Michael lachte nur. Man hätte meinen können, er wäre beleidigt, dass Elio so von ihm dachte.

„Kleiner, du warst mir immer der Liebste von all denen hier“ begann Michael zu sprechen.

„Ich freue mich für euch, dass ihr endlich hier rauskommt. Finde deine Mutter, Kleiner, und schick mir mal einen Brief.“ Er trat ihm näher und zog sein Portemonnaie aus der Hosentasche. „Hier, nimm das.“ Daraufhin gab er ihm 200 Euro.

„Das kann ich nicht annehmen Michi“, erwiderte Elio und wollte es ihm wieder zurückgeben.

„Doch, das kannst du, Elio. Ich bestehe drauf. Versprich mir nur, dass du dich meldest, wenn du deine Mutter gefunden hast“, sagte Michael eindringlich. Elio warf seine Arme um Michael. Es war ein sehr emotionaler Abschied für beide. „Danke“, flüsterte Elio an Michaels Brust. „Du warst immer wie ein Vater für mich.“

Dies schien Michael auch emotional stark zu berühren, da er eine Träne vergoss. „Weinst du etwa Michi?“, neckte Elio ihn. „Halt die Klappe, Kleiner, das sind nur Allergien. Jetzt geh, bevor ich mir das mit dem Verpetzen noch anders überlege“, erwiderte Michael und löste sich von dem Jungen. Elio schaute Michael noch ein letztes Mal an, bevor man von draußen ein ‚Das Taxi ist da!‘ hörte. Daraufhin griff er den Sack mit seinem Hab und Gut und lief hinaus zu den anderen, die schon am Tor auf ihn warteten.

„Komm schnell, Elio, das Taxi wartet nicht ewig!“, rief Yve ihm zu und öffnete das Tor. Alle drei stiegen in das Auto.

„Wohin soll es denn gehen?“, fragte der Fahrer sichtlich interessiert. „Wir wollen an den Strand“, sagte Elio. „Welchen Strand?“, hinterfragte der Fahrer nochmal genau. Die drei schauten sich kurz an und antworteten ihm dann: „Wir wollen zum Wendorfer Strand.“

Der Fahrer nickte und startete das Vehikel. Nachdem der Fahrer das Ziel in sein Navigationsgerät eingetippt hatte, begann der Weg des Trios, der sie weit weg von dem Heim führen würde. Die Fahrt kam ihnen sehr lang vor, da sie kaum etwas anderes als das Heim und sein bedauernswertes Gelände kannten. Alle guckten aufgeregt aus dem Fenster und konnten es kaum erwarten, die Welt und ihre Pracht zu erleben. Da sie kein Telefon hatten, konnten sie sich nur an der Uhr im Gefährt orientieren, die ihnen zeigte, dass sie schon seit einer Stunde unterwegs waren. Sie fuhren durch eine Stadt, ebenso wie durch ein kleines Dorf mit einer Farm. Dort waren Kühe und Hühner zu sehen, was vor allem Yve sehr zu begeistern schien. Sie

starrte aus dem Fenster zu den Tieren und versuchte, jedes kleine Detail in ihrem Kopf zu speichern.

Bald danach sahen sie das strahlende Meer, was ihnen zeigte, dass sie in Kürze ihr Ziel erreicht haben würden. Schließlich angekommen, schauten sie auf das Tachometer des Fahrzeugs. „Das macht dann 176,40 Euro“, erklärte der Taxifahrer, woraufhin Elio das Geld, welches er von Michael erhalten hatte, aus der Jackentasche zog. Er reichte es dem Fahrer und stieg dann mit den anderen aus dem Auto. Die beiden schauten ihn erstaunt an.

„Woher hast du denn das Geld?“, fragten beide wie aus einem Mund. „Michael hat es mir geschenkt. Naja, er hat es mir eher aufgezwungen“, erzählte er.

Die drei holten noch ihre Säcke aus dem Kofferraum und liefen dann zum Strand hinunter.

Dort angekommen, legten sie sich in den Sand und atmeten erleichtert auf. Die Erkenntnis traf sie wie ein Schlag in den Bauch, als ihnen klar wurde, dass sie jetzt frei waren. Sie hatten es geschafft, aus dem Heim unentdeckt zu entweichen.

„Wir haben es geschafft! Wir können jetzt machen, was wir wollen“, behauptete Yve voller Freude. Die beiden anderen hatten nun auch ein gigantisches Lächeln auf dem Gesicht.

„Aber was machen wir jetzt?“, fragte Kien in die Runde. „Jeder wird seinen eigenen Weg gehen und in drei Jahren treffen wir uns wieder. Genau hier. Und erzählen uns, wie es bei uns gelaufen ist“, sagte Elio und stand auf. Seine dunklen Haare waren jetzt voller Sand, aber das konnte ihm kaum weniger egal sein.

„Was sagt ihr?“, fragte er und schaute seine Freunde an, bevor er fortfuhr: „Einverstanden?“

Die anderen beiden standen nun auch auf. Yves graue Augen strahlten vor Freude mehr als die Sonne, die auf das Wasser traf. Sie nickte Kien zu und beide sahen dann zu Elio. „Einverstanden.“

Es war kein trauriger Abschied. Natürlich hatten alle Angst davor, diesen Weg allein zu bestreiten, aber sie würden es trotzdem tun. Sie wussten, sie würden sich in genau drei Jahren wieder an dem Ort zu treffen, der ihnen die Freiheit geschenkt hatte.



## GEISTERJAGD

Von Novalee Steinig

### DUMME ENTSCHEIDUNGEN

02.11.2012

**E**S WAR EIN KALTER NOVEMBERTAG, DER SCHNEE FIEL UNGEWÖHNLICH FRÜH IN DIESEM JAHR. DAS ALTE, LEERSTEHENDE GEBÄUDE, WAS SO VIEL GESCHICHTE IN SICH TRUG, WAR MITTLERWEILE NUR NOCH EIN Treffpunkt für Junkies, die rückfällig wurden oder Jugendliche, die das Gebäude als Hangout Spot nutzten, sich dessen Geschichte unbewusst. Die untergehende Sonne tauchte den Himmel in strahlende Gold-, Rot- und Gelbtöne, die den schwachen Blautönen der Tagesstunden so fern waren. Die Welt schien so anders zu sein, wenn die Sonne unterging, friedlicher, ruhiger.

Besagte Ruhe hielt jedoch nicht lange an, da zwei Mädchen über den beschädigten Zaun auf das verlassene Grundstück kletterten und kicherten. Die beiden hatten eine dumme Idee nach der nächsten, aber ihre jetzige war vermutlich die dümmste und illegalste, die sie je ausübten. Das Mädchen mit den langen, braunen Haaren, Melanie, schien nicht gerade begeistert, hier zu sein. Ihre beste Freundin Sabrina hingegen sah unfassbar aufgeregt aus. Sabrina war schon immer ein Fan von allem Paranormalen und verlassenen Gebäuden, die aussahen, als wären sie verflucht. Das Gebäude hatte sie immer angezogen, doch die Gerüchte, dass hier ein Geist sein Unwesen treiben sollte, hatten sie dazu gebracht, es endlich zu wagen. Und da Melanie Sabrina nicht alleine in ein riesiges Gebäude voller Junkies und betrunkenen Obdachlosen schicken wollte, entschied sie sich widerwillig, mitzukommen.

Sabrina war absolut bereit, dieses Gebäude zu erkunden. Ihre orangefarbenen Locken zu einem langen Pferdeschwanz gebunden, machte sie sich auf den Weg. Ihre Tasche war gefüllt mit Dingen, die nützlich sein könnten. Unter anderem Taschenlampen, Batterien, Pflaster und zwei Wasserflaschen. Außerdem ihr Hexenbrett, da sie dieses mit Melanie im Gebäude nutzen wollte, worüber Melanie, trotz ihrer Nervosität nicht gerade abgeneigt war. Das Duo hatte beides schon in verschiedenen verlassenen Gebäuden benutzt, und nie war etwas Schlimmes passiert. Also warum sollte diesmal etwas geschehen? Außerdem hatten die beiden schon viele Junkies und Obdachlose in solchen Gebäuden getroffen. Vom Typ Junkie, der sie komplett ignorierte bis zum Typ, der ihnen hinterherrannte und sie in die

Position gebracht hatte, sich stundenlang zu verstecken, hatten sie wirklich schon alles gesehen. Sie waren entweder dumm oder furchtlos, um diesen Adrenalinschub zu lieben. Sabrinas Eltern waren nie besonders begeistert von ihren Vorlieben zum Thema, in verlassene Häuser zu laufen und Mist zu bauen. Also tat sie so etwas nur, wenn diese geschäftlich verreisten und sie zuhause ließen, da sie Schule hatte. Und da sie heute Morgen gefahren waren, musste sie diese Chance nutzen. Wer würde das schließlich nicht tun, besonders als Jugendlicher?

Sabrina kicherte und reichte Melanie eine der Taschenlampen, als die beiden die Treppe zur aufgebrochenen Tür hinaufliefen. Zwar hätten sie durch eins der unzähligen zerbrochenen Fenster klettern können, als sie um das Gebäude gewandert waren, jedoch hätten sie sich unnötigerweise in Gefahr gebracht, sich am dem zerbrochenen Glas zu schneiden. Allerdings wurde jeglicher Gedanke darüber verdrängt, als sie über die Türschwelle stiegen und direkt von einem modrigen Geruch getroffen wurden. Sabrina machte ein angewidertes Gesicht, während Melanie leicht hustete, da sie zu tief eingeatmet hatte. Der Geruch erinnerte an einen Mix aus Schimmel und Keller, sehr unangenehm. Besonders, da sie gerade von draußen kamen und die Luft dort ohne Frage deutlich besser gewesen war. Sabrina räusperte sich und griff Melanies Hand, um sie tiefer in die Ruine zu ziehen. Sie hatten schließlich einen Plan hier. Melanie ließ sich leiten und zog ihren Kragen mit ihrer freien Hand über ihre Nase, um sich den Geruch ein wenig zu erleichtern.

Die meisten Räume waren jahrelanger Einwirkung von Wind und Wetter zum Opfer gefallen. Die Wände waren beschmutzt mit Graffiti und geziert von Rissen und Schimmel. Sabrina fragte sich, wie die Räume wohl früher aussahen. Welche Ereignisse waren zwischen diesen Mauern passiert? Wann wurde dieses Gebäude gebaut? Welche Opfer mussten seine Bewohner zu ihren Zeiten bringen? Für wie viele Leute war dieses Gebäude ein Wendepunkt in ihrem Leben? Das Gebäude hatte noch immer so viel Potenzial, um erneut etwas Großartiges zu werden. Die Stadt müsste nur genug Geld und Zeit in die Hand nehmen, um der Ruine eine neue Chance zu geben. Man könnte die Tatsache, dass das Gebäude regelmäßig von der Polizei geräumt wurde, als Anfang sehen. Als Sabrina und Melanie die langen Gänge entlangwanderten, um den perfekten Platz zu finden, um ihr Hexenbrett zu benutzen, wurde ihm klar, wie alt das Gebäude sein musste. Der Putz blätterte ab, die Fenster waren entweder eingeschlagen oder von Holzbrettern verschlossen, Efeu wuchs an den Wänden bis unter die Decken, aus den Regenrinnen wuchs alles Mögliche. Von Blumen über Efeu bis zu kleinen Bäumen. Mehrere Ziegelsteine waren aus den Wänden gebrochen und ließen verschieden große Löcher zurück.

Die Eisengitter, die besagte Bewohner einst vor einem tiefen Fall bewahren sollten, waren mittlerweile verrostet und am Zerbröseln. Was sie leider auch feststellen mussten, war die Tatsache, dass der Raum, in den sie liefen, komplett zerstört war.

„Na, hier ist es doch perfekt.“ Sabrinas Ton war fast spottend, was Melanie dazu brachte, ihr mit der Taschenlampe eine überziehen zu wollen, bevor sie antwortete: „Du hast sie ja nicht mehr alle, Sabrina. Beweg dich, bevor ich dafür Sorge.“ Ihr Ton war so autoritär wie der einer strengen Mutter, sodass Sabrina ohne Widerspruch gehorchte und mit einem kleinen Kichern in den nächsten Raum lief. Hier sollte es wirklich perfekt sein. Der Raum war groß, einige Fensterscheiben waren zerschmettert, jedoch waren die Splitter nach außen gefallen. Warum würde man ein Fenster von innen zerstören? Besonders in der obersten Etage. Zwar konnte man dadurch auf das Dach, aber runter würde es nicht gehen, jedenfalls nicht ohne Verletzungen, besonders, da die Regenrinne bereits abgebrochen war. Ein wenig Blut klebte an dem Fensterbrett. Jedoch würde Sabrina dieses Detail verschweigen und hoffen, dass Melanie nicht zu sehr umherschauen würde, sonst würde sie Sabrina weiter umherjagen. Glücklicherweise setzte Melanie sich ohne ein Wort, und Sabrina folgte ihrem Beispiel, bevor ihre Freundin ihre Meinung doch noch ändern könnte. Sie saßen einander gegenüber, in der Mitte des Raumes. Was ihnen einen perfekten Blick auf die Tür und das Dach verschaffte, und da sie im hintersten Raum waren, einen perfekten Blick auf die Treppe, über die sie hier hochgekommen waren. Melanie stellte ihre Taschenlampe so, dass sie an die Decke leuchtete und den beiden Freundinnen etwas Licht schenkte. Währenddessen zog Sabrina das Hexenbrett aus ihrer Tasche und legte es zwischen sich und Melanie auf den Boden. Sabrina holte tief Luft und sah Melanie an, eine Geste, die diese sofort erwiderte. Beide kannten die Regeln gut, und trotzdem erklärte Sabrina sie jedes Mal aufs Neue, das würde sie heute auch tun, nur um sicher zu gehen. Die Welt der Toten war etwas, bei dem sie nichts falsch machen wollte, wenn die beiden besagte Welt kontaktierten.

„Also, mit dem Marker drehen wir auf dem Brett eine Runde für jeden Spieler. Die Regeln sind wie immer gleich. Spiele nie alleine, spiele nie auf einem Friedhof, sag immer auf Wiedersehen. Bist du bereit?“ Melanie erwiderte nichts auf Sabrinas Frage, sie legte einfach ihre Fingerspitzen auf den Marker und half ihrer Freundin dabei, zwei Runden auf dem Brett zu drehen.

„Hallo? Ist hier eine Seele, die mit uns kommunizieren möchte?“ Sabrinas Blick wanderte durch den Raum, während Melanie diese Frage stellte, wurde jedoch unterbrochen, als sich der Marker zum ‚Ja‘ bewegte. Höchstwahrscheinlich ein Streich der jeweils anderen. Melanie sah Sabrina mit einem wissenden Grinsen an, war aber leicht verwirrt, als Sabrina ihr ein ähnliches Lächeln schenkte. Sie schienen

beide fest davon überzeugt zu sein, dass es die jeweils andere war, die den Marker bewegte. All das war schon lange nichts Neues mehr. Sabrina stellte ihre nächste Frage, während sie mit ihrer freien Hand eine Strähne von Melanies Haar hinter ihr Ohr steckte. Eine Geste voller Zuneigung.

„Und wo genau bist du?“

“F-L-U-R“ Zu sehen, wie sich der Marker über das Brett bewegte, war schon aufregend genug, die Antwort hingegen sendete kalte Schauer durch ihre Körper. Der Flur? Aber von da waren sie gerade gekommen. In bemerkenswertem Tempo richteten sie ihre Augen auf den langen Flur und die Treppe, die hinunterführte. Nichts, sie konnten absolut keine Veränderung sehen. Alles sah aus wie vor zehn Minuten, die Spinnennetze, die zertrümmerten Möbel, sogar die Glassplitter lagen an der gleichen Stelle. Das Einzige, was die Stille unterbrach, war das Zerklirren einer Vase im Nebenzimmer. Zwei Sekunden, so lange dauerte es, bis Sabrina zu Melanie gerutscht war und sich hinter ihr versteckte. Melanie zog den Marker zum “Goodbye“, bevor sie ihre Arme um Sabrina schloss. Melanies Blick hingegen blieb auf den Türbereich des Nachbarzimmers gerichtet. Sabrina schmolte über die Schulter ihrer Freundin, um nichts zu verpassen. Wie bei einem Horrorfilm, du willst nicht hinschauen, weil du einen jump-scare erwartest, bist aber zu neugierig, um nicht hinzuschauen. Sie fühlte sich jedoch leicht enttäuscht und trotzdem erleichtert, als eine kleine Ratte zum Vorschein kam. Wenigstens kein Junkie. Aber davor hatten sie sich versteckt? Vor einer Ratte? Die beiden kicherten, während Sabrinas Augen auf der Ratte ruhten. Tausende Fragen schwirrten durch ihren Kopf. Wo war sie hergekommen? Hatte sie die Vase umgeschubst? Hatte sie heute etwas gefressen? Wenn ja, was? Wurde sie in diesen Mauern geboren? Kam sie einfach auf der Suche nach etwas zu essen her? Wie alt war sie? Sabrinas Gedanken wurden unterbrochen von Melanies ohrenbetäubendem Schrei, der Sabrina zwang, ihre Ohren mit ihren Händen zu bedecken. Wofür war der denn jetzt? Als Sabrina zu Melanie sah, war deren Blick auf das Dach fokussiert. Sie sah verstört aus, ihr Atmen wurde schneller und schneller. Ihr Körper zitterte und Schweißperlen formten sich auf ihrer Stirn. Sie sah absolut traumatisiert aus, als wäre sie blitzschnell in eine Panikattacke gerutscht. Sabrina war schon immer jemand gewesen, der nie wusste, was sie tun sollte, wenn jemand neben ihr weinte. Sie wurde jedes Mal ein wenig unbeholfen. Egal, wie lange sie eine Person kannte, egal wie sehr sie eine Person liebte, es war immer das gleiche. Sie holte eine der Wasserflaschen aus ihrer Tasche und legt sie Melanie auf den Schoß. Ihr Blick schien gerade zu festzuhängen. Als Sabrina aufsah, verstand sie, warum.

Das blaue Licht. Zuerst hatte sie gedacht, es wären die Sterne. Da ist der Geist also hin. Melanie zog an Sabrinas Hand, eine leise Bitte, zu rennen. Sabrina konnte nicht

einmal einen genauen Blick auf den Geist werfen, bevor sie auf ihre Füße und durch die Ruine gezogen wurde.

## VERGANGENE EREIGNISSE

25.10.2008

Der Regen fiel ohne Pause, als ein schwarzes Auto vor dem kaputten Zaun, der die Ruine umkreiste, anhielt. Und aus besagtem Auto kletterte bald eine fünfköpfige Freundesgruppe, fünf Idioten, mit einer dummen Idee nach der anderen. Alexander, das Genie der Gruppe, obwohl dieser Spitzname ein Scherz war, da Alexander diese dummen Ideen vorschlug und sich dann über die Konsequenzen wunderte. Vanessa, die immer für ein wenig Spaß zu haben war, egal wie illegal es auch werden würde. Larissa, die ihre Nase lieber in einem Buch stecken würde, jedoch stets mitkam, da ihr versichert wurde, es würde auch ihr Spaß machen. Und natürlich, die Zwillinge Yulia und Sebastian, die zu viel Spaß daran hatten, die unterschiedlichen Persönlichkeiten miteinander harmonieren zu sehen. Und trotz der genannten Unterschiede verstanden die Freunde sich wie Geschwister, die trotz kleinen Streitereien immer alles zusammen machten und besprachen. Sie waren von Anfang an zusammen aufgewachsen, da ihre Eltern seit Jahren enge Freunde gewesen waren, und immer sichergestellt hatten, dass ihre Kinder ihre Freunde stets in der Nähe hatten.

Lautes Kichern durchbrach den platternden Regen, die Gruppe schien Spaß zu haben mit der Unterhaltung, die sie führte, was auch immer das Thema war. Waren es vergangene Ereignisse, Geschichten aus der Schule oder vielleicht sogar Hexenbretter und Geister? Oh ja, diese Idioten hatten vor, die Welt der Toten zu kontaktieren und ihren Punkt, dass es Geister nicht gibt, zu beweisen. Wer glaubt schließlich noch an Geister? Als Kinder im Sommercamp fanden sie solche Geschichten vielleicht toll und super gruselig, aber mittlerweile waren sie alle achtzehn Jahre alt und erwachsen. Sie dachten, sie wissen alles. Jedoch wollten sie sich gegenseitig zeigen, dass sie mutig waren und packten daher ein geliehenes Hexenbrett und fünf Kerzen ein, um zu beweisen, dass diese Rituale nur eine Reihe von Tricks waren. Und so also von ihrem Vorhaben überzeugt, wanderten sie durch die Ruine. An einem Punkt stiegen sie sorglos über einen Junkie, der hoffentlich nur schlief. Die Gänge waren lang und von Spinnennetzen übersät, einige verlassen, andere voller Fliegen und kleinen Käfern, die in kurzer Zeit von den übrigen Spinnen gefressen werden würden. Der Raum, den sie schließlich wählten, war ganz oben, am Ende des Flures mit dem perfekten Blick auf den Flur und das Dach. Alexander stellte

die Kerzen in einem großen Kreis auf den Boden, während Yulia ihm hinterherlief und die Kerzen mit einem Feuerzeug anzündete. Sebastian legte das Hexenbrett in die Mitte des Kreises, während Larissa sicherstellte, dass nichts um sie herum Feuer fangen konnte. Vanessa stellte die Kamera auf, um das Beweismaterial aufzuzeichnen. Nach einem bestätigenden Nicken von Larissa setzte sich die Gruppe in den Kreis, sodass jeder mit dem Rücken zu einer Kerze saß. Nicht gerade die cleverste Entscheidung, da Yulia lange Haare hatte. Besagtes Problem wurde jedoch schnell gelöst, da ihre Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden und über ihre Schulter nach vorne gezogen wurden. Sie hatte so oder so die Angewohnheit, mit ihren Haaren zu spielen, wenn sie nervös wurde oder nicht wusste, was sie sonst mit ihren Händen machen sollte.

Alexander hatte diese Idee, also überließen sie es ihm, die Regeln rauszusuchen, nicht gerade die schlaueste Entscheidung. Das Problem mit ihm war nicht, dass er dämlich war, er war recht clever, um ehrlich zu sein. Das Problem war, dass er es lustig fand, so zu tun, als wäre er ein Idiot und nichts ernst nehmen würde.

„Also Leute, ich habe nachgedacht.“ Doch bevor Alexander weiter machen konnte, unterbrach Sebastian ihn, um einen sarkastischen Spruch zu bringen.

„Das muss hart für dich gewesen sein. Geht es deinem Erbsenhirn gut?“ Alex grinste ihn an und räusperte sich in seiner typisch dramatischen Art und Weise, bevor er weitersprach:

„Schäm dich, Seb, deine Eltern haben dich besser erzogen. Was ich sagen wollte, bevor ich so unfreundlich unterbrochen wurde: Ich habe nachgelesen, wir müssen alle eine Hand auf dieses Holzteil, den Marker oder so, legen. Dann müssen wir auf dem Brett für jeden Mitspieler eine Runde drehen. Außerdem müssen wir uns daran erinnern, uns von dem Brett zu verabschieden, wenn wir fertig sind. Sonst, liebe Leute, bleibt die Tür zur Welt der Toten, die wir hier anscheinend beschwören, offen. Und was auch immer da ist, wird versuchen, sich unsere Seelen oder so zu holen. Ja, passt auf, sonst kommt Großvater und teilt euch mit, dass ihr auf seinen Rasen getreten seid.“ Alex war recht begeistert, zu sehen, dass seine Freunde seiner Anweisung, die Hand auf den Marker zu legen und fünf Kreise zu drehen, befolgten. Er konnte jedoch Yulias strafenden Blick zum Großvater-Kommentar sehen. Was fair war, sie war noch nie jemand gewesen, der schlecht über die Toten sprach. Ob sie diese gekannt hatte oder nicht, es gehörte sich ihrer Meinung nach einfach nicht. Er legte seine Hand auf ihre und drückte sie sanft, als stumme Entschuldigung.

„Äh, sind hier irgendwelche Geister, die mit uns reden wollen?“

Sebastians Ton war genervt, da er nicht gerade ein Fan davon war, wie nah sich seine Schwester und Alex in letzter Zeit waren. Die ausgetauschten Blicke und

leichten Berührungen - er mochte es absolut nicht, doch bevor er die Chance bekam, etwas zu sagen, bewegte der Marker sich zum 'Ja'. Das schickte einen kalten Schauer durch seinen Körper. Wer hatte das Teil bewegt? Entweder hatte der oder die Verantwortliche ein sehr gutes Pokerface oder sie hatten es gemeinsam, unbewusst bewegt, da sie sich reingesteigert hatten und auf eine Reaktion warteten. Auf der anderen Seite, sie waren hier, um zu beweisen, dass das alles nur Tricks waren. Warum sollten sie den Marker dann alleine verschieben?

Die Stimmung im Raum war angespannt, ein klares Resultat der Furcht, die sie alle fühlten. Gerade war es kein Moment für einen Witz. Die Kamera lief und sie waren nur hier, um zu beweisen, dass Geister nicht real sind – Lagerfeuergeschichten eben. Vanessa war die Erste, die die Stille unterbrach, ihre Worte waren sarkastischer als gerade nötig.

„Oop, ihr hättet eure Gesichter sehen sollen.“ Alles, was ihr der ach so lustige Scherz brachte, war ein sanfter Schlag auf den Hinterkopf. Für einen schmerzhaft langen Moment war alles ruhig, bis die anderen anfangen, zu lachen. So überzeugt zu sein und dann nervös werden, sagt einiges über jemanden aus. Und all das haben sie auf Kamera, das würden sie rausschneiden müssen.

Die nächsten zwanzig Minuten waren eine Ansammlung von unbeantworteten Fragen und selbstgefälligem Lächeln. Also hatten sie tatsächlich recht gehabt, es gibt keine Geister. Und genau darüber prahlten sie untereinander und in die Kamera. Dass dies zu frühes Feiern war, wurde ihnen klar, als die Tür zuknallte. Natürlich mussten sie den Raum wählen mit der einzigen Tür, die noch nicht aus den Angeln gerissen war. Es war nicht ungewöhnlich, dass stärkere Windstöße Türen zuknallen ließen. Für alles gab es eine logische Erklärung. Wer jedoch würde daran in einer dunklen Ruine denken, getaucht in flackerndes Kerzenlicht, umgeben von Spinnen und Ratten. Furcht überkam sie, und das Bedürfnis zu fliehen erwachte. Ein Gefühl, wie sie es in ihrem ganzen Leben nie kennengelernt hatten. Ein wenig Furcht und Schrecken, und eine Gruppe Idioten war auf einmal nicht mehr so vorlaut, wie sie es noch vor zwanzig Minuten gewesen waren.

„Alles gut. Es ist alles gut. Nichts passiert, nur der Wind.“ Yulia glaubte ihren eigenen Worten nicht, aber sie mussten sich beruhigen. Sie zog den Marker zu 'Goodbye' und stopfte das Brett in ihre Tasche. Sie versuchte sich einzureden, es sei der Wind gewesen, aber alles, was sie gerade machen wollte, war rennen. Sie stand auf, bewegte sich zur Tür und versuchte sie zu öffnen. Ohne Erfolg. Die Tür hätte sich nach außen öffnen lassen müssen, aber nichts passierte, sie bewegte sich kein

Stück. Vielleicht war einer der Schränke im Flur zusammengebrochen oder irgendjemand hatte sie aus Spaß eingesperrt. Beides schien unwahrscheinlich, es war bis auf das Pladdern des Regens komplett ruhig gewesen, seitdem sie angekommen waren. Und keiner ihrer anderen Freunde oder Familienmitglieder wusste, dass sie sich hier befanden. Niemand, der zu ihnen gehörte, könnte es gewesen sein. Und sollte es ein Fremder gewesen sein, hätten sie ein großes Problem. Aber alles war still, kein einziges Geräusch im Flur, nicht einmal die Ratten waren zu hören. Es war so, als wären sie alle verschwunden. Aber wieso? Yulia setzte ein Lächeln auf und drehte sich zurück zur Gruppe, ihr Ton war sanft. „Ich bin mir sicher, es ist nur Zugluft, geben wir dem Ganzen einfach ein paar Minuten.“ Sie überlegte, was sie noch sagen könnte, um ihre Freunde und sich selbst zu beruhigen, verlor jedoch den Faden, als die Flammen der Kerzen nacheinander ausgingen. Nicht einmal Yulia hatte dafür eine Erklärung. Panische Schreie füllten den Raum. Sie alle schriegen, einer lauter und panischer als der andere. „Das ist nicht witzig!“ Vanessas Ton war alles andere als belustigt, was jeder in diesem Raum nachvollziehen konnte. Larissa zog ihre Leselampe aus ihrer Tasche und schaltete sie an. Das Erste, was sie sehen und hören konnten, war Alex, der mit einem Ziegelstein ein Fenster zerstörte. Plante dieser Idiot zu springen? War er komplett lebensmüde? Larissas Stimme wurde fast schrill, als sie ihn anschrte. „Bist du wahnsinnig? Wir sind ganz oben!“

„Wir können runterklettern!“

„Klettern, Alexander? Du bist wahnsinnig! Wir kennen dich seit achtzehn Jahren, du bist grottenschlecht im Klettern!“

„Ich meinte auch nicht den ganzen Weg! Unter uns ist ein Balkon, und an der Wand ist eine Regenrinne. Wenn wir an dieser hinunterrutschen, kommen wir dorthin und können raus hier!“ Gegen ihren Willen war das die beste Option, an die ihre mit Angst vernebelten Köpfe denken konnten. Alexander war der erste, der den Schritt wagte. Eine Hand am Fensterrahmen, wobei er sich an einer Glasscheibe schnitt, die andere an der Regenrinne tastend, bis er einen sicheren Halt hatte. Als er kurz darauf auf dem Fensterbrett stand, erkannte er, wie hoch sie waren und wie weit es runter ging. Unter ihm ein beschädigter Balkon, neben ihm ein Regenrohr, es gab keinen anderen Weg nach unten. Auch wenn er versuchte, vorsichtig zu rutschen, machte der Regen es ihm schwer, bis er endlich auf die Balkon-Plattform treten konnte. Die Wunde an seiner Hand hinterließ einen langen Streifen Blut. Erst jetzt bemerkte er seine Verletzung, jedoch spürte er nichts, da Adrenalin sich in seinem Körper breit gemacht hatte. Yulia, Larissa und Sebastian folgten kurz darauf, und obwohl diese drei keine Probleme hatten, machte es ihnen Sorgen, wie wackelig das Regenrohr war. Was logisch war, denn Regenrohre werden normalerweise nicht zum Hinunterklettern benutzt, besonders nicht so alte. Vanessa war die letzte.

Angst und Verunsicherung übernahmen ihr Herz, als sie erkannte, wie hoch sie über dem Boden war. Das ist eine ganz dumme Idee. Sie hatte Angst, doch das Bedürfnis zu fliehen, war zu groß, um zurück in den Raum zu treten. Sie warf Larissa die Kamera zu und holte tief Luft. Höhen waren noch nie ideal gewesen. Aber im Regen an Metall hinunterzurutschen, war eine verdammt dumme Idee. Vanessa holte erneut tief Luft, bevor sie den Mut fasste, um genauso hinunterzuklettern wie die anderen vor ihr. Das fühlte sich nicht gut an, das Rohr wackelte und sah instabil aus. Hierherzukommen war eine dumme Idee gewesen. Das Metall quietschte unter ihrem Gewicht, bevor sie reagieren konnte, sah sie, wie das Rohr aus der Verankerung riss und mit ihr umfiel. Das letzte, was sie neben dem dumpfen Aufprall und dem stechenden Schmerz bemerkte, war ein panischer, fast verstörter Schrei. Doch bevor sie zuordnen konnte, ob dieser zu Larissa, Yulia oder vielleicht sogar zu ihr selbst gehörte, wurde ihr schwarz vor Augen.

## VERÄNDERUNG

03.11.2012

Als Sabrina am nächsten Tag in die Ruine kletterte, fühlte sie sich verunsichert, ein Gefühl, das ihr in ihrem Leben selten begegnet war. Die gestrigen Ereignisse hatten ihrem Selbstbewusstsein und Sicherheitsgefühl geschadet, auch wenn sie dieses nur ungern zugeben würde. Niemand konnte es ihr verübeln. Alles, woran sie denken konnte, als sie die langen Gänge entlangwanderte, war, wie lange es gedauert hatte, Melanie zu beruhigen. Sie hatte einen Scherz darüber gemacht, dass Melanie aussähe, als hätte sie einen Geist gesehen. Sabrina hatte nicht gewusst, was sie tun sollte, als sie sah, wie panisch ihre Freundin reagiert hatte. Melanie war ihrer Meinung nach noch nie so schnell gerannt. Sie hatte den zwanzigminütigen Weg zu Sabrinas Haus in weniger als zehn geschafft. Ihr Atem war panisch gewesen, bis er sich zur Hyperventilation gesteigert hatte, sie hatte ausgesehen, als wäre sie kurz vorm Ersticken. Sabrina hatte erst wieder beruhigt ausatmen können, als Melanie nach stundenlangen Beruhigungsversuchen auf Sabrinas Schoß eingeschlafen war.

Ihre sonst so ruhige Freundin so zu sehen, hatte ihr mehr Angst gemacht als der Geist, den sie gesehen hatten. Keiner von beiden hatte auch nur ein Wort darüber verloren, was sie gesehen hatten. Vielleicht mussten sie es erst verarbeiten oder sie fürchteten sich davor, den Geist auch in Sabrinas Haus zu beschwören. Und trotz alledem befand Sabrina sich wieder in der Ruine. Melanie jedoch hatte sie vorher nach Hause gebracht, um ihr weitere Furcht zu ersparen.

Die untergehende Sonne hatte den gleichen Ton wie gestern, ein verschneiter Tag

ging zu Ende. Die Nacht begann, sie wusste, sie sollte nicht hier sein. Sie sollte in ihrem Zimmer sein und ihre Hausaufgaben machen. Aber ihre Neugierde und die Besorgnis, verrückt zu werden, brachte sie dazu, erneut durch die Gänge des verlassenen Gebäudes zu schreiten. Sie könnte nicht schlafen gehen, bis sie sich vergewissert hatte, dass der Geist wirklich zwischen diesen Mauern umherwanderte und nicht nur eine Kreation ihres geschädigten mentalen Zustandes war. Doch um fair zu sein, sie würde auch nicht schlafen können, nachdem sie die Bestätigung erhalten und den Geist wiedersehen würde. Bei jedem auch noch so kleinen Geräusch zuckte sie zusammen und sah sich um. Und jedes Mal war es nur eine Ratte oder ein kleiner Stein, den sie aus Versehen mit ihren Schuhen weggetreten hatte. In jedem Türrahmen, den sie sah, klebten lang verlassene und zerstörte Spinnennetze. Spinnen jedoch waren gerade ihr geringstes Problem. Außerdem hatte ihre Mama sie immer mit dem Hinweis erzogen, dass Spinnen mehr Angst vor ihr haben als sie vor ihnen. Ihre Mama war eine gute Frau, die immer ihr Bestes für alle tat und auch ein Herz für Insekten hatte. Immer schon hatte Katharina jegliche Insekten, egal wie groß oder klein, eingefangen und nach draußen gesetzt, anstatt sie zu töten. Genau dieses Verhalten hatte Sabrina gelehrt, keine Angst haben zu müssen.

Ihre Taschenlampe übernahm die Rolle der Lichtquelle, da die untergehende Sonne nur wenig Licht beisteuerte. Sie hätte früher am Tag hierherkommen sollen. Jedoch hatte sie befürchtet, der Geist würde sich nicht zeigen, außer, sie würde zur gleichen Uhrzeit zum Dach gehen, schließlich hatte sie ihn dort gesehen. Der Raum hatte sich nicht verändert, sogar das zurückgelassene Hexenbrett und der Marker lagen noch an der gleichen Stelle, nichts war verändert. Das war doch schonmal ein gutes Zeichen. Sie atmete tief aus, als sie ihr Brett und den dazugehörigen Marker aufhob. Warum genau tat sie das nochmal? Wer ist bitte so blöd? Für einen Moment zog sie es in Erwägung, einfach zu gehen. Jedoch war sie schon so weit gekommen und wollte sichergehen, dass der Geist wirklich hier gewesen war. Nur jemand instabiles würde so etwas tun. Sie stopfte das Brett in ihre Tasche, die Hände fest um den Griff ihrer Taschenlampe, bevor sie durch das zerbrochene Fenster aufs Dach kletterte. Rauszukommen war recht einfach, jedoch Balance zuhalten stellte sich momentan als Schwierigkeit dar. Einige Dachziegel schienen locker zu sein, also passte sie besonders gut auf, wo sie hintrat. Es brauchte einen Moment, bis sie sicher auf ihren Füßen war und sich ohne Problem in den Schneidersitz setzen konnte. Sie schaute über ihre Schulter und sah sich um. Ungefähr hier hatte sie den Geist gesehen. Sie holte das Hexenbrett aus ihrer Tasche und legte es auf das Dach vor sich, behielt den Marker jedoch in ihrer Hand, anstatt beides zu benutzen. Sabrina kannte die Regeln zu gut dafür.

Für lange Zeit passierte nichts. Nichts außer das Wehen des Windes und das ruhige Fallen des Schnees war zu hören. Es war fast friedlich genug, um sie vergessen zu lassen, warum sie hier war. Die Warterei fühlte sich an, als wären Stunden um Stunden vergangen. In Wirklichkeit waren es nicht einmal vierzig Minuten. Aber sie war ungeduldig und besagte Ungeduld wurde von Minute zu Minute schlimmer. Keine Konversation, die sie versuchte anzufangen, wurde erwidert. Sie sprach nur zu sich selbst. So viel zur mentalen Stabilität.

„Nein? Nichts? Dann muss ich wohl alleine mit dem Brett spielen?“ Doch bevor sie den Marker erneut auf das Brett legen konnte, wehte ein Windstoß das Brett vom Dach, was sie mit dem dazu gehörigen Marker zurückließ. Na super, was brachte ihr das Teil alleine? Genervt sah sie dem Brett dabei zu, wie es in die Dunkelheit fiel und war bereit zu gehen, bis ein blauer Schimmer hinter ihr die Nacht ein wenig erleuchtete. Sabrina wusste sofort, was, oder besser gesagt, wer hinter ihr war. Sie musste nicht über ihre Schulter sehen, um eine Bestätigung zu erhalten. Es war ihr so oder so nicht möglich, denn sie war förmlich erstarrt, seitdem sie den blauen Schimmer gesehen hatte. Ihre Nackenhaare standen auf, und der kalte Atem, der ihren Nacken traf, tat nichts, um dem abzuhelfen.

„Hab keine Angst, Sabrina.“ Dass die Stimme zu einer Frau gehörte, schockierte Sabrina ein wenig. Um genau zu sein, hatte Sabrina nicht genau darauf geachtet, wie der Geist aussah. Mit der Furcht, die ihren Kopf komplett eingenommen hatte, konnte sie nur wenige Details erkennen, wie das blaue Schimmern. Sabrina kam jedoch nicht dazu, lange darüber nachzudenken, da sie realisierte, dass der Geist sie beim Namen genannt hatte. Sie drehte sich nicht um, sie zeigte so gut wie keine körperliche Reaktion, bis auf den sehr festen Griff, mit dem ihre Hände den Marker umklammerten.

„Woher kennst du meinen Namen?“ Ihre Stimme war leise, ein gebrochenes Flüstern, ihre Gesprächspartnerin jedoch hatte kein Problem, sie zu verstehen.

„Mhm? Albernes Mädchen, ich bemerke alles, was zwischen diesen Mauern passiert. Deine Freundin nannte dich so, als ihr umhergelaufen seid. Sie sah recht erschrocken aus, als ich mich gezeigt habe, eine kleine Panikattacke? Du kannst dich umdrehen, ich habe keinen Grund, dir etwas zu tun.“

Ihr Ton war ein Mix aus Spott und auch, wenn nur wenig, Sorge.

Sorge davor, dass Sabrina vor Angst wegrennen und sie wieder einmal allein sein würde. Ihr Leben, noch vor einigen Jahren gefüllt mit Lebensfreude und Freunden, war mittlerweile eine Reihe von Tagen, die einander mit wenig Abwechslung fast perfekt glichen. In den letzten fünf Jahren hatte sie nur wenige Leute in ihrem Alter gesehen. Die meisten Besucher waren Junkies und Obdachlose, die für die Nacht einen Schlafplatz suchten und Polizisten, die das Gebäude räumten.

Sie hatte sich nie gezeigt, man konnte sie jedoch, sollte man gut genug aufpassen, nachts weinen hören.

Sabrina nahm all ihren Mut zusammen und drehte sich langsam um. Es dauerte einen Moment, bis sie sich in ihrer Sitzposition sicher auf dem Dach fühlte, und erst dann begegneten sich ihre Blicke. Beiden Frauen wurde dadurch die Möglichkeit geschenkt, einander richtig anzusehen. Sabrina hatte gehört, dass man als Geist für immer so aussehen würde wie in dem kurzen Moment, bevor man verstarb. Sie hatte es nie geglaubt, bis zu diesem Moment. Der Geist war größer als sie selbst. Und tiefend nass. War sie im Regen gestorben? Sabrina biss sich auf die Zunge, um diese Frage zu verschweigen. Sie wollte den Geist nicht an seinen Tod erinnern. Sabrinas Augen wanderten langsam über den Körper ihres Gegenübers, von den blonden Haaren auf ihrem Kopf bis zu den Converse-Schuhen an ihren Füßen. Sabrinas Meinung nach war sie wunderschön, egal, ob Geist oder nicht. Sie hätte die coole, beste Freundin ihrer älteren Schwester sein können, die ihr im Flur immer zugezwinkert hätte, wenn sie ihre Schwester besuchte. Die Art von Frau, in die sie sich als kleines Kind verliebt hätte. Sabrina spürte, wie ihr das Blut ungewollt in die Wangen stieg und sie den Geist wie ein verliebtes Hündchen ansah.

Sabrina sah aus wie ein kleines Schulmädchen mit rosa Wangen. Ihre langen, orangefarbenen Locken waren übersät mit Schneeflocken und den Spinnenweben aus dem Fensterrahmen. Für einen Moment war es unklar, ob Sabrina zwölf oder achtzehn war. Das leichte Zucken ihrer Nase, das nur auftauchte, wenn Sabrina schniefte, erinnerte an ein Kaninchen. Alles am Aussehen des jüngeren Mädchens schrie unschuldig. Sabrinas große Augen, ihre Locken, die über ihre Schultern nach vorne fielen, das süße, jedoch leicht verängstigte Lächeln. Und doch war sie wieder einmal hier, mit einem Hexenbrett, nachdem sie bewusst Privatgelände betreten hatte. Also wie unschuldig konnte sie wirklich sein? Sabrina war offensichtlich verängstigt, und trotzdem rannte sie nicht weg. Sie versuchte es nicht einmal.

Das geisterhafte Mädchen war für einen Moment damit beschäftigt, Sabrina anzustarren, bis ihr einfiel, was sie vergessen hatte. „Vanessa. Mein Name ist Vanessa.“

„Hast du mein Brett weggeweht?“

„Mhm, Hexenbretter gehören nicht in die Hände von Kindern, Kleine.“

„Kinder? Hey! Ich möchte dich wissen lassen, dass ich näher vor meinem Abschluss stehe, als davor, wieder im Kindesalter zu sein!“

„Vergib mir, Liebes, ich hatte dich auf zwölf geschätzt.“

„Vanessa, du siehst auch nicht gerade aus, als würdest du deine Rente bekommen. Korrigiere mich, wenn ich falsch liege, aber du siehst aus, als wärst du in meinem Alter. Wie alt bist du, siebzehn?“

„Achtzehn, nah dran. Meine Meinung hingegen steht aber nach wie vor. Du solltest so ein Brett nicht besitzen, geschweige denn benutzen.“

„Ich bin nicht verantwortungslos, ich kenne die Regeln auswendig. Man könnte mich in der Nacht aufwecken und ich würde sie aufsagen können. Wenn ich alt und senil bin, meinen Namen und alles andere vergessen habe, werde ich diese Regeln noch kennen.“

„Woah, Streber!“ Vanessas Ton war sehr sarkastisch, was Sabrina zum Kichern brachte.

„Kannst du mir einen Gefallen tun? Geh nach Hause, geh schlafen, mach deine Hausaufgaben. Du kannst mich jederzeit erneut besuchen, aber nicht, wenn die Sonne gerade untergegangen ist. Solltest du erneut vorbeikommen, treffen wir uns drinnen, dann musst du nicht im Schnee auf das Dach klettern, um mich zu finden. Deal?“ Vanessas Ton war sanft, als sie sprach, ein großer Unterschied zu dem sarkastischen Ton, den sie noch kurz zuvor hatte. Vanessa hatte recht, sie würde nach Hause gehen und irgendwann erneut wiederkommen. Ihre Unterhaltung war einfach gewesen, ohne unangenehme Stille, und Sabrina hatte wirklich Interesse daran, mehr über den Geist der Ruine zu erfahren. Sabrina stand lächelnd auf und wollte gerade etwas sagen, bis sie spürte, wie ihre Beine einknickten und sie nach hinten fiel. Durch die Art und Weise, wie sie für bestimmt eine Stunde gesessen hatte, war ihr Blut abgeschnitten worden, was dafür gesorgt hatte, dass Sabrinas Beine einschliefen. Vanessa, die gerade noch nach ihr greifen wollte, stellte entsetzt fest, dass sie als Geist durch jeglichen lebendigen Menschen einfach hindurchgriff. Alles, was sie tun konnte, war, bis zum Rand des Dachs zu treten und zuzusehen, wie Sabrina durch einen tiefen Fall ins Dunkle der Nacht verschwand. Es war ihre Priorität gewesen, das Mädchen vor dem gleichen Schicksal zu bewahren. Sie hatte gedacht, sie könnte sie retten, indem sie Sabrina nach Hause schicken würde. Aber auch für sie war es zu spät gewesen. Alles stand still für einen Moment, der Wind schien endlich Ruhe zu geben und der Schnee fiel fast in Zeitlupe. Oder vielleicht wirkte es auf Vanessa nur so, da sie in einer Schockstarre gefangen war. Das Nächste, was sie sah, war ein blaues Schimmern am Boden.

Ein neuer Geist wurde geboren, verdammt dazu, auf ewig die alte Ruine heimzusuchen. Vanessas Einsamkeit war nun vorbei, und obwohl sie nicht gewollt hatte, dass ein weiterer Mensch sein Leben verlieren würde, fühlte sie sich hoffnungsvoll, was die Zukunft für sie beide bringen würde.



## DIE FLUCHT

Von Matilda Wagner

**M**EINE SCHRITTE TROMMELN ÜBER DEN FEUCHTEN WALDBODEN,  
WÄHREND ICH RENNE.

In meinem Kopf läuft eine Endlosschleife. Das schwache Licht der Straßenlaternen. Das Geräusch von zersplittertem Glas und der scharfe Schmerz, als sich winzige Scherben in meine Haut bohren. Das Gefühl, zu fallen und der dumpfe Aufprall meiner Sohlen auf dem blanken Betonboden. Die quadratischen Schließfächer in drei langen Reihen. Das Schließfach am Ende des Ganges, das leise Klackern, als das Schloss aufgeht. Der kleine silberne Safe, die Boxen mit Schmuck.

Und dann plötzlich das ohrenbetäubende Heulen der Alarmanlage und die dumpfen Schreie auf der anderen Seite der Tür.

Meine Hände, die nach allem, was in dem Safe liegt, greifen.

Mein Herz, das viel zu schnell schlägt und dann meine Füße, die losrennen.

Hinter mir sind Schreie und Flüche zu hören, sie klingeln in meinen Ohren und füllen meinen Kopf mit nur einem einzigen Gefühl: Angst.



Mein keuchender Atem dröhnt in meinen Ohren, so laut, dass ihn jeder hören müsste. Mein Brustkorb schmerzt, mein Herz schlägt wie ein winziger Vogel gegen meine Rippen, mein ganzer Körper schreit beinahe nach Anhalten.

Kalter Regen benetzt mein Gesicht und kühlt meine überhitzte Haut, vermischt sich mit dem Schweiß, der in winzigen Tropfen meinen Rücken hinunter rinnt.

Der Rucksack auf meinen Schultern scheint plötzlich Tonnen zu wiegen, seine Träger schneiden in meine Schulter.

Ich renne durch das Unterholz, stolpere über Zweige und Wurzeln und reiße meine Arme an einem Brombeerstrauch auf.

Aber ich bleibe nicht stehen.

Meine Beine tragen mich weiter, ich biege um die Ecke und meine Hände schaben an einer Baumrinde entlang, als ich versuche, nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Hinter mir höre ich ein Bellen und mein Herz setzt einen Schlag aus; niemand hatte etwas von Hunden gesagt.

Ich werfe einen Blick über meine Schultern, und mein Atem geht stolpernd. Im Dunkeln ist wenig zu erkennen, aber den Lauten nach zu urteilen, haben sie riesige Kampfhunde dabei, bereit, mich zu zerfetzen.

Als ich weiterrenne, spüre ich wieder den Regen, kalte Tropfen, beinahe eine Wand aus Regen. Meine Haare kleben am Kopf und meine Beine beginnen zu zittern, mir ist plötzlich eiskalt.

Ich biege erneut um die Ecke. Vor mir ist eine kleine Lichtung. Im trüben, nassen Licht der Nacht kann ich die schemenhaften Umrisse einer Burg erkennen. Sie ist fast nur noch eine Ruine, ein schwarzer Klotz inmitten der dunklen Nacht.

Eine Sekunde zögere ich, dann renne ich darauf zu.

Mein Atem bildet kleine Wölkchen. Hinter mir ist das Knurren und Jaulen der Hunde zu hören.

Die Burg bietet keinerlei Schutz.

Du bist in eine Falle gelaufen. Freiwillig. Du kommst nicht mehr raus.

Nein. Nein, bitte nicht. Nicht, nachdem ich so weit gekommen bin.

Ich drehe mich hektisch im Kreis, mein Magen zieht sich schmerzhaft zusammen.

Über mir ist der Regen, unter mir nasser Boden, um mich herum ein dunkles Verlies aus Gestein.

Die Burg ist relativ klein, nur ein dunkler Turm steht noch, er ragt in den Himmel empor und verschwimmt dann mit der Nacht.

Der Boden besteht aus bröckeligen Steinen.

Mein Fuß bleibt an etwas Schwerem hängen, eine Sekunde lang habe ich wieder das Gefühl des Fallens.

Dann schlägt mein Kinn auf dem Boden auf. Ein metallischer Geschmack breitet sich in meinem Mund aus und mir wird schlagartig übel. Blut. Ich beiße die Zähne so fest zusammen, dass es schmerzt, ein unangenehmes Ziehen. Als ich meinen Kopf bewege, knackt mein Kiefer.

Ich schaffe es, wieder auf die Beine zu kommen. Mein Kiefer schmerzt und ich spucke Blut auf meine Schuhe.

Erst als ich meinen Rucksack wieder aufgesetzt habe, merke ich, dass er leicht ist. Zu leicht.

Ich drehe mich um mich selbst, dann stöhne ich leise auf.

Auf dem Boden verteilt liegt der Inhalt des Safes im Dreck.

Ich knie mich hin, winzige Steine bohren sich in meine Knie.

Als ich meine Hand ausstrecke, höre ich wieder das Fluchen und die donnernden Schritte, wie ein Gewitter.

Ich rolle mich flach auf den Boden, versuche, so viel wie möglich zu bedecken. Ein trügerischer Gedanke. Vielleicht sehen sie mich nicht, aber die Hunde werden mich riechen.

Ich spüre meinen Atem stoßweise. Mein erschöpftes Herz.

Die Schritte und Stimmen entfernen sich, das Bellen wird leiser. Ich verharre wie eine Statue, bis ich nichts mehr höre. Dann raffe ich den Rest Schmuck zusammen, stopfe ihn einfach in meinen Rucksack.

Vorsichtig laufe ich ein paar Schritte, dann gehe ich aus der Ruine.

Ich spüre nichts, als das Feuer losgeht. Das Adrenalin hat meinen Körper komplett unter Kontrolle. Ich spüre erst etwas, als meine Seite heiß wird und zu brennen beginnt.

Ich sehe es erst, als ich an mir herunterschaue.

Meine Jacke, nass vom Regen. Und mein Shirt, auch dunkel.

Irgendjemand schreit, wahrscheinlich ich.

Ich spüre, wie Übelkeit in mir aufsteigt, als ich meine Finger gegen das Loch in meiner Seite drücke.

Ich will weiterlaufen. Muss weiterlaufen. Kann nicht anhalten. Ich kann mich verstecken. Ich darf keine Zeit verschwenden. Ich muss weiterlaufen.

Mein Sichtfeld wird erst schwarz, dann leuchtend rot.  
Und dann wieder schwarz. Dunkelheit umgibt mich.



## TRAUMA

Von Lea Neubert

ICH KANN DAS NICHT. ES GEHT EINFACH NICHT. DAS WAR ANKES ERSTER GEDANKE, ALS SIE VOR DER GRAUEN STEINWAND STAND. EIN BEKLEMMENDES GEFÜHL HATTE SICH IN IHRER BRUST EINGENISTET. UND DAS SCHON, SEIT DIE Mauer der Burg vor ihr erschienen war. Das Gefühl lähmte sie und hinderte sie am Weitergehen.

Ein Schauer lief über ihren Rücken, als sie das Objekt vor sich musterte. Die Mauer vor Anke, die aussah, als wäre sie aus groben Felsen gehauen worden, gehörte zu einer alten Raubritterburg, die dunkle Geheimnisse hütete. Die Burg war der Schauplatz schrecklicher Ereignisse gewesen, und auch nach all den Jahren, die vergangen waren, hing hier etwas Böses in der Luft. Eine düstere Aura umgab die Burg. Anke spürte es körperlich. Ihr Kopf schmerzte, ihr Herz raste. Alles in ihr war angespannt, und ihre Hände zitterten. Anke fühlte sich in eine ferne Vergangenheit zurückversetzt. In eine Zeit, zu der sie ebenfalls an diesem Ort gewesen war. An diesem Ort, vor dem damals jeder Angst hatte.

An einem Ort, an dem sie so viel Schreckliches erlebt hatte.

Dunkle Wolken hingen am Himmel und es donnerte. Der Wind peitschte durch die Bäume und gegen die Felsmauer, als wäre er erzürnt. Anke fröstelte. Nicht nur wegen der kalten Temperaturen, sondern auch vor Angst. Sie sah zu dem riesigen Mann auf, der direkt neben ihr lief. Er war fast drei Köpfe größer als sie und trug eine olivgrüne Uniform. Er schien stumm zu sein, denn er hatte kein Wort mit ihr gewechselt, seit er und sein Kollege sie mitgenommen hatten. Seine Mimik verriet nicht, was er dachte und auch nicht, was er vorhatte. Sie wirkte versteinert, unheimlich. Anke verstand immer noch nicht, was passiert war. Alles war so schnell gegangen. Es war sechs Uhr gewesen, als es an der Tür ihres Elternhauses geklingelt hatte. Anke hatte noch im Bett gelegen und war durch das Klingeln geweckt worden. Vom Flur her war gedämpft eine tiefe Stimme zu ihr gedrungen, die sie schauern ließ. Sie hatte zwar nicht verstanden, was gesprochen wurde und doch hatte sie geahnt, dass es um sie ging. Nur Momente später waren zwei Männer in ihr Zimmer getreten. Der Kleinere der beiden hatte sie angewiesen, mitzukommen. Anke hatte nicht einmal Zeit, sich umzuziehen oder ihre Sachen zu packen. Und so war sie, nur einige Minuten später, in ihrem pinken Blumen-Nachthemd zu den Männern auf die Straße getreten. Nun, fast drei Stunden später, stand Anke im Regen vor einer grauen Felswand, die hoch in den dunklen Himmel ragte. „Wo sind wir und warum bin ich hier?“, fragte Anke. Ihre Stimme war dünn vor Angst und

Verwirrung. Plötzlich ertönte ein dumpfer Knall und ein scharfer, heftiger Schmerz durchzog ihren linken Arm. Der Mann mit dem versteinerten Gesicht hatte seinen Schlüsselbund aus seiner Tasche genommen und sie damit geschlagen. Anke wimmerte. Der Gesichtsausdruck des Mannes hatte sich verändert, seine Lippen waren kaum mehr als ein Strich und der Blick seiner fast schwarzen Augen war stechend geworden. „Du hast hier keine Fragen zu stellen und sprichst nur, wenn du angesprochen wirst, ist das klar?!“, herrschte der Mann sie an. So emotionslos seine Mimik noch vor wenigen Minuten gewirkt hatte, so unbeherrscht klang seine Stimme nun. Und sein Kollege tat rein gar nichts. Er stand einfach nur schweigend daneben und sah zu. In seinem Blick konnte Anke lesen, was er davon hielt, und sie wünschte sich, sie hätte es nicht gekonnt. Denn darin war düstere Faszination und Zustimmung zu erkennen. Anke wollte weinen, doch ihre Tränen wurden durch die Schockstarre, in die ihr Körper plötzlich gefallen war, zurückgehalten. Der Schmerz in ihrem Arm war einem warmen Pochen gewichen, doch die Angst und Verwirrung waren immer noch da. Viel intensiver als zuvor. Sie war doch nur ein verunsichertes, junges Mädchen, das wissen wollte, was hier los war. Mit ihren vierzehn Jahren konnte sie niemandem etwas zuleide tun, selbst, wenn sie es wollte. Warum hatte er sie geschlagen? Sie wollte doch nur wissen, wo und weshalb sie hier war.

„Atmen Sie tief ein und aus. Alles ist gut. Sie sind nicht mehr im Jugendwerkhof. Das alles liegt schon sehr lange in der Vergangenheit“, ertönte eine weiche Stimme sehr nah an Ankes Ohr.

Als sie wieder in die Gegenwart zurückkehrte, blickte sie in ein warmes, graues Augenpaar, das sie besorgt musterte. Die Augen gehörten Ankes Begleiter, denn sie war nicht allein an diesen Ort der Qual zurückgekehrt. Das hätte sie nie gewagt. Sein Name lautete Dr. Matthias Roth, und er war der Einzige, der Anke jetzt noch helfen konnte. Er war ihr Therapeut. Die beiden waren hergekommen, um Ankes Trauma aufzuarbeiten. Denn obwohl die schrecklichen Dinge, die Anke in der Burg erlebt hatte, schon mehr als 40 Jahre zurück lagen, verfolgtgen sie diese gnadenlos. Anke fürchtete sich vor engen, geschlossenen Räumen und bekam oft Panikattacken und Flashbacks. Zudem quälten sie nachts Albträume, aus denen sie schreiend und schweißgebadet erwachte, die ihr einfach keine Ruhe mehr ließen. Anke hatte versucht, damit zu leben, doch die ständigen Anfälle und ihr permanenter Schlafmangel beeinträchtigten ihr Leben sehr. Sie hatte große Probleme, alltäglichen Dingen nachzugehen. Anke konnte nicht mit ansehen, wie Menschen Sport trieben, da es sie an den harten Drill erinnerte, den sie durchgemacht hatte. Sie konnte nicht länger als 15 Minuten in kleinen, geschlossenen Räumen verbringen, ohne eine Panikattacke zu erleiden. Duschen löste noch heftigere Reaktionen bei

ihr aus. Auf der Straße glaubte Anke oftmals, ihre ehemaligen Erzieher und Mitsassen zu sehen. Am Ende war ihre Angst vor weiteren Attacks und Flashbacks so groß geworden, dass sie das Haus nicht mehr verlassen wollte. Ihre Eltern waren hilflos. In ihrer Verzweiflung hatten sie den Kontakt zu ihr abgebrochen. Mit einer „verrückten“ Tochter wollten sie nichts zu tun haben. Danach war Anke in ein tiefes Loch gestürzt. Und das alles wegen der Burg. Sie hatte Ankes Leben verändert und war immer noch dabei, es zu zerstören. Die Burg war früher von 1965 bis 1975 ein Jugendwerkhof gewesen. Dorthin kamen Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren, die in den Augen der DDR nicht der Norm entsprachen und deshalb als schwer erziehbar galten.

Offiziell hieß es zwar, dass es bei den Umerziehungsmaßnahmen darum ging, die Jugendlichen zu guten DDR-Bürgern zu formen. Aber die Methoden waren mehr als fraglich. Die Ungeheuer, für Anke waren sie Ungeheuer, die für den Jugendwerkhof und die Erziehung der Jugendlichen verantwortlich waren, hatten sie nicht einfach nur geformt. Sie hatten die Jugendlichen gefoltert, bis sie sich so benahmen, wie sie es für richtig hielten. Anke hatte die Grausamkeit des Jugendwerkhofes am eigenen Leib erfahren müssen. Sie war dort vom Oktober 1969 bis zum November 1971 inhaftiert gewesen. Diese Jahre waren die schlimmste Zeit in Ankes Leben.



„Es ist jetzt wieder besser“, sagte Anke heiser und merkte, wie sie langsam ruhiger wurde. Dr. Roth musterte sie aufmerksam und fragte schließlich: „Sie hatten einen Flashback, oder? Darf ich Sie fragen, was Sie gesehen haben? Sie müssen es mir nicht erzählen, wenn Sie nicht bereit dazu sind. Aber manchen Betroffenen hilft es, darüber zu sprechen.“ Anke überlegte kurz und entschloss sich, ihm davon zu erzählen. Sie beschrieb ihm, wie verwirrt, ängstlich und geschockt sie gewesen war, als der Mann sie geschlagen hatte. Sie schilderte, wie sie in eine Art Schockstarre verfallen war, aus der sie sich nicht lösen konnte. Dr. Roth hörte ihr aufmerksam zu und nickte ein paarmal, unterbrach sie jedoch nicht. Als Anke verstummte, zitterte sie noch immer, und sie fühlte schon wieder diese Panik, die sie auch schon vor 40 Jahren völlig aus dem Gleichgewicht geraten ließ. Dr. Roth legte ihr eine Hand auf die Schulter und spendete ihr wortloser Trost und Ruhe. „Sie sind auf einem guten Weg. Ich weiß, der Prozess der Verarbeitung ist schmerzhaft und doch sehr hilfreich“, sagte er nach einer Weile. „Lassen Sie uns weitergehen. Wenn Sie das Gefühl haben, es nicht zu schaffen, dann sagen Sie einfach Bescheid. Dann verlassen wir die Burg sofort und kommen erst dann wieder, wenn sie sich bereit fühlen. Ist das in Ordnung für Sie?“ Anke nickte, obwohl sie am liebsten weggelaufen und nie wieder zurückgekehrt wäre. Doch sie hatte hier in dieser Burg lernen müssen, dass man besser das tat, was jemand von einem wollte, ohne wegzulaufen oder zu protestieren. Und so musste sie dem Mann, der ihr eigentlich nur helfen wollte, der sie aber völlig überrumpelt hatte, folgen. Dr. Roth führte sie durch ein schweres, dunkelrotes Tor, das für Anke den Eingang in die Hölle darstellte. Hinter dem Eingang lag eine riesige Eingangshalle in völliger Dunkelheit. Die Finsternis verschluckte all das Licht, das von außen durch das Tor ins Innere fiel. Die Dunkelheit schien nach Anke zu greifen. Sie hielt ihren Brustkorb umklammert und nahm ihr die Luft zum Atmen. Es schien, als würden ihr aus der Dunkelheit verängstigte Kinderstimmen zuflüstern, dass sie verschwinden sollte. Anke hatte das Gefühl, dass selbst nach all den vergangenen Jahren und den vielen Veränderungen in der Burg, die Angst, die Qual und die Grausamkeit in diesen Mauern präsent waren. Plötzlich wurde Anke von einem grellen, weißen Licht geblendet. Dr. Roth hatte seine Taschenlampe eingeschaltet und leuchtete ihr nun damit ins Gesicht, vermutlich, um zu sehen, was sie fühlte. Diese schlecht durchdachte Geste sorgte dafür, dass Anke sich an die schlaflosen Nächte hier erinnerte. Alle zwei Stunden war ein Nachtwächter gekommen, um zu sehen, ob sie wirklich in ihren Betten lagen und nicht versuchten, auszubrechen. Dr. Roth schien seinen Fehler bemerkt zu haben, denn er richtete nun den Lichtstrahl der Taschenlampe auf den Boden. Anke versuchte, ihren beschleunigten Atem zu beruhigen und es gelang ihr sogar. Ihr Therapeut musterte sie zwar besorgt, doch er führte sie weiter hinein in die Eingangshalle der Burg, nachdem er

sich ein weiteres Mal nach ihrem Befinden erkundigt hatte. „Ich schaffe das schon. Wir können weitermachen«, antwortete sie.

In der Eingangshalle fühlte Anke sich noch am wohlsten. Das lag vermutlich daran, dass sie hier nicht so viel Zeit verbracht hatte. Soweit sie im Lichtkegel erkennen konnte, sah die riesige Halle wie eine Ruine aus. Überall bröckelte Putz von den Wänden und Trümmerteile von Stühlen und Tischen lagen am Boden verstreut. Auf den noch stehenden Einrichtungsgegenständen lag eine dicke Staubschicht.

„Hier wurde wohl lange nicht mehr saubergemacht“, witzelte Dr. Roth, wohl, um die Stimmung aufzulockern. Anke wusste nicht, was sie darauf antworten sollte, schließlich hatten die Insassen hier früher geputzt.

„HÖRT AUF ZU QUATSCHEN, IHR SOLLT VERDAMMT NOCHMAL SCHRUBBEN. ALLES SOLL GLÄNZEN. WENN ES HIER NICHT VERDAMMT NOCHMAL GLÄNZT, DANN GIBT ES HEUTE NOCH ZUSÄTZLICH SPORT!!!“, bellte die Erzieherin. Anke, die wie drei andere Mädchen vor ihr auf den nackten Küchenfliesen hockte und diese mit einer Handbürste schrubbte, starrte sie entgeistert an.

Ihr Rücken schmerzte und die Haut an ihren Händen war gereizt vom Scheuermittel. Sie fühlte sich nach dem Drill des Tages und dem ewig langen Putzen hundeeelend. Und die Betreuerin, die von allen Insassen Bulldogge genannt wurde, die sie ständig anbrüllte, verschlimmerte diesen Zustand nur noch. „Alter, die hat ja Haare auf den Zähnen“, murmelte ein älteres Mädchen mit neongrünen Haaren, deren Namen Anke sich nicht gemerkt hatte. Sie musste sich ein Lachen verkneifen und sah, dass es nicht nur ihr so ging. Ihre Freundin Elisa, die ganz in ihrer Nähe hockte, biss sich auf die Unterlippe und ein Funkeln trat in ihre Augen. Doch das Lachen verging ihnen schnell, als die Bulldogge auf das Mädchen zutrat und sie an den Haaren in die Höhe zerpte. „Was hast du gesagt?“, fragte sie gefährlich leise. Anke hielt den Atem an und tauschte einen besorgten Blick mit Elisa.

Das Mädchen versuchte, sich zu retten: „Ich ... ich habe nichts gesagt.“ „Nichts?“, fragte sie und zog eine Augenbraue hoch. „Hältst du mich für so bescheuert?« Sie zerpte das Mädchen noch ein bisschen näher zu sich heran. „Das gibt zwei Tage Bunker!“ Die Bulldogge wandte sich der Gruppe zu: „Und bevor ihr denkt, dass ihr keine Strafe bekommt, ich habe gesehen, dass ihr gelacht habt. Ihr kleinen, respektlosen Gören seid also nicht erschöpft genug. Gut, das lässt sich ändern. Nach dem Putzen versammelt ihr euch auf dem Hof!“ Mit diesen Worten und einem angewiderten Gesichtsausdruck ließ sie die neongrünen Haare des Mädchens los. Es verzog gequält das Gesicht und griff sich ins Haar. Anke hatte Mitleid mit ihr

und war zugleich wütend auf sie. Wegen ihr mussten sie noch eine Stunde Sport durchstehen.

Anke blinzelte und kehrte wieder in die Gegenwart zurück. Als sie merkte, dass Dr. Roth sie aufmerksam beobachtete, erzählte sie ihm von ihrem Flashback und versicherte ihm, dass sie trotzdem bleiben wollte. Sie musste dieses Trauma, das sie jahrelang Tag und Nacht gequält hatte, ein für alle Mal loswerden. Nachdem Anke und ihr Therapeut sich lange genug in der Eingangshalle umgesehen hatten, gingen sie weiter in die Burg hinein. Um ihr nächstes Ziel zu erreichen, durchquerten sie einen schmalen Gang, der noch dunkler wirkte als die Eingangshalle. Er war lange nicht mehr benutzt worden, eine dicke Staubschicht überzog den Boden und die Luft roch abgestanden. Anke musste alle paar Minuten husten und unterdrückte nur knapp ein Würgen.

Es war, als würde sie mit jedem Atemzug Staub einatmen, der ihre Lunge füllte und sie am Atmen hinderte. „Wir sind bald da. Halten Sie durch“, motivierte Dr. Roth sie zum Weitergehen. Anke antwortete nicht und ging einfach nur weiter. Sie handelte nicht bewusst. Es war, als würde sie von einem Autopiloten gesteuert werden. In einem solchen Zustand hatte sie die schrecklichen Jahre an diesem Ort verbracht. Ein Schutzmechanismus, wie Anke in der Therapie gelernt hatte. Dieser hatte jedoch kläglich versagt, denn er hatte sie nicht vor dem Trauma bewahrt. Sie folgten dem Verlauf des Ganges noch eine ganze Weile, gingen an weiteren versteckten Eingängen vorbei. Nach quälend langen Minuten erreichten die Beiden ihr Ziel. Der Gang machte eine Biegung, als Anke die erste Stahltür direkt vor sich sah. Sie war rostig und der hellgraue Lack der Tür blätterte bereits ab. Anke wusste sofort, was hinter dieser Tür lag. Sie hätte diesen Ort sogar im Dunkeln erkannt.

Der Bunker. Ein Ort der Einsamkeit und Finsternis. Die schwere Stahltür quietschte, als Dr. Roth sie aufzog. Das Geräusch ließ Anke zusammensucken. Sie mochte keine lauten Geräusche. Das war schon immer so gewesen. Sie trat ein paar Schritte vor und warf scheu einen Blick in den Raum hinein. Es ist noch genauso wie damals, dachte sie erstaunt. Der Raum war sehr spärlich mit einer Liege, einem Hocker und einem Tisch eingerichtet. Es gab kein Fenster, durch das Licht fallen konnte. So lag der winzige Raum, der nicht größer als vier Quadratmeter war, völlig im Dunkeln.

Ein Raum, in dem ihr die Luft wegblieb. Kein Licht. Keine Geräusche. Keine Menschen. Nur diese Dunkelheit und Stille.

Anke schluchzte. Sie hatte sich noch nie im Leben so einsam gefühlt wie jetzt. Sie war ratlos und verwirrt. „Was mache ich hier?“, fragte sie sich immer und immer

wieder. Dies hier war ein geschlossener Jugendwerkhof. Ein inoffizieller, von dem nur wenige Menschen wussten. Anke hatte schon von diesem Ort gehört, die Schwester einer ihrer Freundinnen war hier gewesen, weil sie mit 16 versucht hatte, in den Westen zu fliehen. Ihre Flucht scheiterte, und sie landete in der Burg. Die Freundin erzählte Anke, dass ihre Schwester, nachdem sie wieder entlassen wurde, eine völlig andere, eine gebrochene Person war. Sie hatte ihr auch erzählt, dass in der Burg viele Jugendliche so lange gedrillt wurden, bis sie dem Bild der DDR entsprachen und dass dabei auch nicht auf Gewalt verzichtet wurde. In diesen Jugendwerkhof kamen Jugendliche, die als besonders schwer erziehbar galten, bei denen jede Erziehungsmethode versagt hatte und die schon Schlimmes getan hatten.

Doch bei Anke traf nichts davon zu. Sie war eine ganz normale Jugendliche. Sie hatte nie etwas Schlimmes verbochen, jedenfalls glaubte sie das. Allerdings hatte sie Kontakte in den Westen, da ihre Tante, ihr Onkel und ihre Cousine väterlicherseits dort lebten. Ab und zu hatten sie telefoniert und sich Briefe geschrieben, doch das war eigentlich nicht verboten. Anke fühlte sich ratlos und einsam, sie spürte, wie ihr eine Träne über die Wange lief und dann noch eine. Und schließlich brach sie ganz in Tränen aus. Sie schluchzte und schrie verzweifelt nach irgendjemandem, mit dem sie sprechen konnte. Doch es war, als würden die Mauern die Laute, die sie von sich gab, absorbieren.

Anke weinte noch zwei Tage lang, so jedenfalls fühlte es sich für sie an. Dann hörte sie einfach auf. Das war der Zeitpunkt, an dem sie das letzte Mal geweint hatte.

Anke entwich ein schriller Laut, der im Flur widerhallte. „Da gehe ich nicht rein“, flüsterte sie, als die Panik wieder in ihr aufflammte. Dr. Roth nickte und drängte sie nicht dazu, den Raum zu betreten. Anders als die Männer damals. Dr. Roth machte allerdings auch keine Anstalten, weiterzugehen. Und so standen die beiden vor der Tür der Einzelzelle und starrten hinein. „Können wir jetzt endlich weiter?«, fragte Anke mit zittriger Stimme. Doch ihr Therapeut sagte nichts, er starrte sie einfach nur an. Für wenige Millisekunden huschte so etwas wie ein Schatten über sein Gesicht, dann schien sich der Mann gefangen zu haben. „Selbstverständlich können wir weitergehen. Wir bleiben nur so lange an einem Ort, wie Sie es aushalten.“ Eigentlich hielt Anke es hier nirgendwo in dieser Burg lange aus, ohne das Gefühl zu haben, 40 Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt worden zu sein. Allerdings behielt sie das für sich. Sie wollte dieses Trauma endlich hinter sich lassen. Die beiden gingen auf demselben Weg zurück, auf dem sie hergekommen waren. Mit jedem Schritt, mit dem sie sich weiter von den Isolationszellen entfernten, wurde es für Anke leichter. Nach wenigen Minuten hatten sie die Eingangshalle wieder erreicht. Von hier aus konnte man den privaten Wohnflügel der Mitarbeiter, das Treppenhaus, das zu den

Zellen der jugendlichen Insassen führte und den riesigen Innenhof der Burg erreichen. „Wo wollen wir zuerst hingehen?», fragte Dr. Roth. Diese Frage überforderte Anke, denn sie gab der ehemaligen Insassin das Gefühl, als seien sie auf einem Ausflug in einem mittelalterlichen Museum und nicht in einem Albtraum. Sie überlegte kurz, dann antwortete sie: „Wir gehen zuerst auf den Hof, ich brauche frische Luft. Danach gehen wir weiter zu den Duschen und dann zurück.“

„In Ordnung. Aber Sie haben vergessen, dass wir noch in die Privaträume der Betreuer und Ihren ehemaligen Schlafsaal gehen wollten“, sagte Dr. Roth vorsichtig. Anke machte ein gequältes Gesicht.

„Der merkt aber auch alles. Es wäre so viel besser, wenn wir dann gehen könnten“, dachte sie fast schon verzweifelt. Fast so, als hätte er ihr diese Gedanken vom Gesicht abgelesen, sagte er: „Wir können danach natürlich auch gehen, aber dann müssen wir wiederkommen. Vertrauen Sie mir, wenn ich sage, dass es das nicht besser macht. Wir wissen beide, welche Orte Sie meiden, aber vor allem die Ereignisse, die dort passiert sind, müssen Sie aufarbeiten. Vor allem dann, wenn sie Sie nicht bis an ihr Lebensende verfolgen sollen.“

Das alles klang zwar sehr einleuchtend für Anke, konnte ihren inneren Widerstand allerdings auch nicht wirklich brechen. „Kommen Sie, wir gehen jetzt erst mal an die frische Luft. Dann sehen wir weiter“, sagte Dr. Roth und führte Anke zu einer großen Holztür, die genau gegenüber dem Eingang lag. Durch diese Tür gelangten sie zum Treppenhaus, welches auch zum Innenhof der Burg führte. Als der Therapeut die Tür öffnete, wurde Anke von dem grässlich hellen Sonnenlicht geblendet. Ihre Augen mussten sich wieder an die Helligkeit gewöhnen. Weiße Punkte schwirrten in ihrem Sichtfeld und verschwanden erst nach einer ganzen Weile. Als Anke wieder richtig sehen konnte, fand sie sich auf einem riesigen Platz wieder. Der Platz war von den Gemäuern der Burg umgeben und lag mitten unter der hellen Mittagssonne. Der Innenhof der Burg wirkte verlassen und tot. Der künstlich angelegte Rasen hatte seine besten Tage hinter sich gelassen. Einst hatte er in einem saftigen Grün gestrahlt, doch nun hatte er eine dunkelorange Färbung angenommen.

Am Rande des Platzes war hohes Gras gewachsen, das Anke bis zur Hüfte reichte und eben so trocken war wie der Rest des Platzes. Der ganze Innenhof erinnerte an eine Savanne und es war nahezu unvorstellbar, dass hier einst Kinder und Jugendliche Sport getrieben hatten. Oder eher dazu gezwungen worden waren. Dafür war der ehemalige Burginnenhof extra umgebaut worden. Hier sollten die Insassen durch Sport geformt und gebrochen werden.

Wie viel Sport kann man machen, bis man vor Erschöpfung umkommt? Diese Frage stellte sich Anke schon, seit sie kurz nach 8 Uhr die „Erwärmung“ beendet hatten. Zu diesem Zeitpunkt hatten sie schon zwanzig Liegestütze, vierzig Kniebeugen und fünfundzwanzig Situps gemacht. Anke war schon da völlig fertig gewesen. Sport war noch nie ihre Stärke, aber auch die anderen Mädchen waren völlig erschöpft. Nun, fast zwei Stunden später, hatte Anke bereits zum dritten Mal das Gefühl, vor Anstrengung ohnmächtig zu werden. Die Sonnenstrahlen fielen ungehindert in den Innenhof der Burg und verbrannten den Insassen die Haut. Anfangs hatte es sich für Anke angefühlt, als würden ihre Waden durch einen Fleischwolf gedreht werden, doch dieses Gefühl war einer Taubheit gewichen.

Ihre Beine fühlten sich bleischwer an, und mit jedem Schritt wurden sie immer schwerer. In Ankes Kopf drehte sich alles. Ihre Kehle war staubtrocken. Sie brauchte dringend etwas zu trinken, doch die Betreuer ließen es nicht zu, dass jemand eine Pause machte. Auch nicht, wenn es wie heute dreißig Grad heiß war. Sie hatten kein Erbarmen mit den Jugendlichen. Sie zwangen sie immer am Wochenende und nach dem Unterricht, bei Wind und Wetter auf den Sportplatz. Meistens um zu laufen und Kraftübungen zu machen. Wenn die Betreuer einen guten Tag hatten, dann machten sie gemeinsam Gymnastik. Dabei war es egal, ob Minusgrade oder plus dreißig Grad herrschten, ob es regnete, schneite oder stürmte, sie zogen ihr Training durch. Wenn eine Person sich weigerte, dann wurden alle bestraft, indem sie entweder alle im Entengang zwanzig bis dreißig Mal das Treppenhaus hoch und runter laufen mussten oder schlicht kein Essen bekamen. Dies führte dazu, dass die Insassinnen und Insassen, die sich weigerten, gleich doppelt bestraft wurden. Bei den Mädchen wurden die sogenannten Verweigerer für eine ganze Zeit lang gemieden und ignoriert. Ihre Mitinsassen taten so, als würden sie nicht existieren oder aber sie lästerten laut über diejenige und mobbten sie. Diese Bestrafung endete meistens erst dann, wenn ein anderes Mädchen bei ihren Mit-Insassinnen in Ungnade gefallen war. Bei den Jungen waren die Bestrafungen noch schlimmer. Die Verweigerer wurden brutal zusammengeschlagen und immer wieder von Mitinsassen als Schweine oder Versager beschimpft. Anke litt unter den Ereignissen, die sich im Mädchentrakt des Jugendwerkhofes zutrug, sie konnte und wollte sich nicht vorstellen, wie sehr die Jungen leiden mussten. Die einzigen Momente, in denen die Mädchen und Jungen sich sahen, waren die Trainingseinheiten auf dem Hof der Burg. Und das war auch gut so, wie Anke fand. Sie hatte vor einigen von ihnen Angst. Sie sahen die Mädchen an, als wären sie ein Stück Fleisch oder ein Spielzeug. Manchmal, wenn die Betreuer kurz nicht aufpassten, dann belästigten sie die Mädchen, indem sie ihnen hinterher piffen oder ihnen sexistische Sprüche ins Ohr flüsterten. Auch heute waren sie fleißig dabei, sich die Zeit zu vertreiben, indem

sie die Mädchen belästigten. Gerade beobachtete Anke, wie ein besonders aufdringlicher Junge einer ihrer Freundinnen an den Hintern grapschte und seinen Mund zu einem düsteren Lächeln verzog. Eine Welle rasenden Zornes riss Ankes emotionale Mauer ein und sorgte dafür, dass sie sich aus dem Ring ausjoggenden Insassen löste und über den Platz direkt auf das hämisch grinsende perverse Schwein und ihre völlig verdutzte Freundin zulief. Noch bevor sie etwas tun konnte, was sie später bereut hätte, schlug ein Junge, der neben dem Schwein gelaufen war, dieses mitten ins Gesicht. Dieser Schlag hatte eine Prügelei zur Folge, welche sich so stark ausweitete, dass am Ende jeder männliche Insasse mit einem anderen kämpfte. Diese Kämpfe dauerten fünfzehn Minuten an, bis die Erwachsenen die Lage wieder im Griff hatten. Obwohl die Erzieher rechtzeitig eingegriffen hatten, wurden bei diesem Vorfall mehrere Gefangene verletzt. Unter den Verletzten befand sich ein Mädchen, mit dem sich Anke manchmal beim Putzen unterhalten hatte. Sie war zusammengeschlagen worden, nachdem sie versucht hatte, die Prügelei zu beenden. Sie hatte eine Gehirnerschütterung und eine ihrer Rippen war gebrochen. Dieser Vorfall, über den im Nachhinein niemand mehr ein Wort verlor, führte Anke deutlich vor Augen, dass die Betreuer sie zwar bestrafte, dass die wahre Gefahr allerdings in den eigenen Reihen lauerte.

Warme Tränen liefen Ankes Gesicht hinunter, und ein Schluchzen entwich ihrer Kehle, als die Erinnerungen drohten, sie zu überwältigen. Sie klammerte sich an die Steinmauer hinter ihr, versuchte Halt zu finden, um dem Sog standzuhalten. Obwohl Dr. Roth ebenfalls auf dem Platz neben Anke stand, fühlte sie sich allein und schutzlos ausgeliefert. Während sie mit ihren Erinnerungen kämpfte und dabei war zu verlieren, stand ihr Therapeut daneben und schaute ihr zu, ohne einzugreifen.

Anke war zu abgelenkt, um den Ausdruck zu bemerken, der sich in das Gesicht des Mannes geschlichen hatte. Nach ein paar Sekunden fing sich der Therapeut wieder und begann Anke zu beruhigen. Er redete freundlich, aber bestimmt auf sie ein und holte sie damit aus ihren Erinnerungen zurück in die Gegenwart.

„Davon haben Sie mir gar nichts erzählt“, stellte Dr. Roth mit strenger Stimme fest, „Sie müssen mir schon vertrauen, wenn wir das mit ihrem Trauma hinkriegen wollen.“ „Ich weiß“, antwortete Anke heiser. Der Blick des Mannes wurde weicher und er sprach freundlich weiter: „Lassen Sie uns weiter gehen. Sie sind schon auf einem guten Weg, Ihr Trauma zu überwinden. Der Weg ist zwar schmerzhaft, aber notwendig, um Ihre Traumata zu bewältigen.“ Eigentlich wollte Anke nicht mehr. Sie hatte keine Kraft mehr, sich dem auszusetzen. Sie wusste, dass dies nur die harmloseren Ereignisse ihrer Zeit auf der Burg waren. Diese Erlebnisse hatten

sie zwar geprägt, doch das, was nun kam, hatte sie zerstört. Es kostete sie einiges an Überwindung, aber nach einer Weile trat sie erneut durch die Tür in die Burg hinein. Jetzt, wo sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten, war die Dunkelheit umso schlimmer. Sie schlug Anke entgegen und schmerzte in ihren Augen, die versuchten, Umrisse von Möbeln zu entdecken, und doch war es fast unmöglich, hier etwas zu erkennen. Hinter ihr fiel die schwere Holztür krachend ins Schloss und sorgte für einen unheimlichen Schall.

Anke drehte sich erschrocken um und entdeckte Dr. Roth hinter sich, der seine Taschenlampe erneut einschaltete und ihr einen entschuldigenden Blick zu warf. „Wir gehen jetzt in den Flügel, in dem die Erzieher ihre Räume hatten“, sagte er leise, damit seine Stimme nicht so hallte. Schon allein bei dem Gedanken an diesen Ort fuhr Anke ein Blitz durch den Körper und sie verkrampfte. Dort wollte sie nicht hin und doch setzte sie sich in Bewegung und folgte ihrem Therapeuten in den breiten Gang auf der anderen Seite der Halle. Eine Hoffnung trieb sie an. Die Hoffnung, endlich über die Ereignisse der Burg hinwegzukommen. Diese Hoffnung würde sie heilen, dachte sie. Dr. Roth und Anke mussten nicht lange laufen, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Es war eine unscheinbare Holztür, vor der die beiden nun stehen blieben. „Sind Sie bereit?“, fragte er. Anke wollte gleichzeitig nicken und den Kopf schütteln.

Einerseits wusste sie, dass sie das Trauma nur überwinden konnte, wenn sie es sich noch einmal vor Augen führte, und andererseits ging es ihr doch viel zu schnell. Und so zuckte sie die Schultern, Dr. Roth fragte nicht weiter nach und öffnete die Tür. Durch ein Fenster auf der linken Seite fiel Licht in den riesigen Raum. Man konnte fast sehen, wie abgestanden die Luft hier war. Der Raum war fast schon dekadent eingerichtet. Prächtige Gemälde zierten die Wände, die in einem langsam verblassenden Weinrot gestrichen waren. Der Tür direkt gegenüber stand ein imposanter Schreibtisch aus dunklem Fichtenholz. Links und rechts an den Wänden befanden sich große Regale, welche aus dem gleichen Holz bestanden, wie der Schreibtisch. Auf dem Boden, der anders als im Rest der Burg aus dunklen Holzdielen bestand, lag ein teurer rotbrauner Teppich. Doch das Auffälligste an diesem Raum war das riesige Bett, das links an der Wand stand und auf andere nahezu verführerisch weich und herrlich wirkte. Doch Anke überkam bei diesem Anblick eine starke Übelkeit.

Es sah hier zwar nicht so wie früher aus, und doch hatte alles eine große Ähnlichkeit mit der Einrichtung von damals. Damals war dieses Bett das Tor zur Hölle für Anke und viele der Mädchen gewesen.

Der Mond schien hell durch das Fenster der Burg und tauchte den Flur in ein unheimliches Licht. Anke fröstelte in ihrem dünnen Nachthemd, nicht nur weil es kalt war, sondern auch weil sie nervös war.

Eigentlich hätte sie schon längst ins Bett gehen müssen, doch nach dem Abendessen war einer der Erzieher, dessen Namen sie sich nicht merken konnte, auf Anke zugegangen und hatte ihr gesagt, dass der Direktor des Jugendwerkhofes Jürgen Ehlert sie dringend sprechen wollte.

Zuerst hatte Anke sich gefreut, als sie dies gehört hatte, vielleicht hatten sie jetzt endlich eingesehen, dass das alles nur eine Verwechslung war und dass sie nicht hierhergehörte. Doch ihre Hoffnung war einem unguuten Gefühl gewichen, denn die Insassinnen, die von dem anstehenden Gespräch mitbekamen, hatten ihr gequälte, mitleidige Blicke zugeworfen und besorgt miteinander getuschelt.

Was habe ich bloß angestellt, dass ich jetzt schon zum Direktor bestellt werde? Es ist keinen Tag her, dass sie mich endlich aus dieser kleinen Zelle geholt haben, hatte Anke verwirrt gedacht.

Nun, fast zwei Stunden nach dem Abendessen stand Anke vor der Tür des Direktors und wusste nicht, was sie hier sollte. Der Erzieher, der sie hierhergebracht hatte, klopfte an die Holztür. Urplötzlich trat eine unheimliche Stille ein. Einen Moment lang geschah gar nichts, dann öffnete sich die Tür mit einem leisen Quietschen und ein Mann mittleren Alters erschien in der Tür. Der Direktor sah nicht so aus, wie Anke ihn sich vorgestellt hatte. In ihrer Vorstellung war der Direktor älter gewesen und hatte strenger ausgesehen und er hatte nicht so ein schmieriges Lächeln im Gesicht. Der Direktor, der mit seiner aufgesetzten Art eher wie ein schlechter Schauspieler wirkte, bedeutete ihr mit einer übertriebenen Geste einzutreten. „Komm doch rein, Anke. Wir müssen uns unterhalten“, sagte er. Sie blinzelte erstaunt. Alle Betreuer und teils auch die Insassinnen nannten sie bei ihren Nachnamen Jansen. Eigentlich hätte diese Ansage nach allem, was Anke bis jetzt schon erlebt hatte, schon fast freundlich gewirkt, wäre da nicht dieser falsche Unterton in seiner Stimme gewesen. Doch ihr blieb nichts anderes übrig, sie musste eintreten. Sie hatte kaum die Tür geschlossen und realisiert, dass sie mit dem Direktor allein war, da hatte er sie schon gepackt und aufs Bett geschleudert. Dann fiel er über sie her. Anke schrie und schlug um sich, doch sie konnte dem Mann selbst mit ihrer Gegenwehr nichts entgegensetzen. Und so tat der Direktor, der die Kinder in gewisser Weise sogar schützen sollte, stundenlang mit ihr, was er wollte, ohne Gnade, bis er das Interesse verlor. Am Ende stand Anke auf dem Flur, er hatte sie hinausgeworfen, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Sie fühlte sich dreckig und schämte sich für das, was er mit ihr getan hatte. Sie fühlte sich wie Abfall.

Als sie wieder in ihrem Zimmer war, brach eine Flut an Emotionen über sie herein

und spülte die Mauer kurz fort, die ihre negativen Gefühle von ihr ferngehalten hatte. Sie erbrach sich, dann weinte und zitterte sie so heftig, dass sie glaubte, einen Nervenzusammenbruch zu erleiden. Die beiden Mädchen, mit denen sie sich eine Zelle teilte, Elisa und Maggy, mit denen sie zuvor nicht so viel geredet hatte, kümmerten sich um sie. Sie beruhigten Anke, gaben ihr neue Kleidung und standen Schmiere, als sie sich wusch, um sich von den Überresten der abscheulichen Tat zu befreien, der sie zum Opfer gefallen war. Der Schmutz verschwand von ihrer Haut, doch die Scham ließ sich nicht wegwaschen. Später erzählten Maggy und Elisa ihr, dass das, was der Direktor da tat, jeden Abend stattfand und dass auch sie schon mal so etwas durchmachen mussten. Jede musste das. Doch niemand konnte etwas unternehmen, denn die Erzieher glaubten dem Direktor mehr als den Mädchen. Wenn einer dann doch mal auf die Idee kam, zu hinterfragen, weshalb der Direktor abends immer Mädchen zu sich bestellte, dann wurde er kurzerhand gefeuert und mundtot gemacht.

Geen das System, das der pädophile Direktor aufgebaut hatte, kamen sie einfach nicht an. Doch trotz der Machtlosigkeit wuchs in Anke ein bisschen Hoffnung, denn sie befreundete sich immer mehr mit Maggy und Elisa, so dass die drei unzertrennlich wurden. Es schien so, als ob der Spruch „Geteiltes Leid ist halbes Leid“ tatsächlich zutreffen würde. Sie gaben sich Hoffnung und für einen Moment schien es so, als würde alles gut werden.

Anke zuckte zusammen, als etwas hinter ihr schepperte. Erst jetzt merkte sie, dass sie nicht mehr im Büro des Direktors, sondern im Foyer der Burg kurz vor dem Ausgang stand. Sie war wohl in ihrer Panik hinausgestürmt und hatte die Burg verlassen wollen. Anke drehte sich um und blickte in das Gesicht von Dr. Roth. Für einen Augenblick war sie erleichtert, dass es nicht das Gesicht ihres Peinigers war, dass sie bis heute verfolgte. Doch dann bemerkte sie, dass sich etwas an dem Mann verändert hatte, mit dem sie an diesen Ort gekommen war. Es war keine physische Veränderung, doch die Wärme in seinen besonderen, grauen Augen war etwas Kaltem, Dämonischen gewichen. „He, wo willst du denn hin? Wir sind hier noch nicht fertig“, sprach Dr. Roth. Auch seine Stimme hatte sich verändert, sie klang düster und lauern. Anke straffte die Schultern, blickte Dr. Roth in die seelenlos wirkenden Augen und sagte mit erstaunlich fester Stimme: „Ich gehe jetzt. Ich habe die schlimmsten Momente meines Lebens ein zweites Mal durchlebt. Ich wollte eigentlich mein Trauma überwinden, doch nun kenne ich meine Grenzen. Ich werde nicht länger hierbleiben, es macht alles nur noch schlimmer. Mag sein, dass es anderen hilft, an den Ort ihres Traumas zurückzukehren. Mir nicht. Also werde ich nun gehen und Sie können mich nicht zwingen, zu bleiben!“

Mit diesen Worten drehte sich Anke um und wollte flüchten, als sich plötzlich eine Hand um ihren Oberarm schloss und sie zurück zerrte.

Dr. Roth hatte sie gepackt und flüsterte ihr nun mit gefährlich leiser Stimme ins Ohr: „Du bleibst. Wir sind hier noch lange nicht am Ende.“ Dann zerrte er sie in das Treppenhaus und dann die Stufen hinauf. Anke gab es auf sich zu wehren, da sie spürte, wie viel Kraft der ihr fremd gewordene Mann besaß. Sie musste gar nicht erst fragen, wohin er sie brachte, sie wusste es bereits.

Dr. Roth, oder eher sein Alter Ego, zerrte sie immer weiter hinauf, bis sie die zweite Etage erreicht hatten, dann schubste er sie in einen breiten Gang, der vom Treppenhaus abging. Hier hatten Anke und die anderen Insassinnen des Jugendwerkhofes gelebt, wenn sie nicht gerade gedrillt und misshandelt wurden. Sie befanden sich im Schlaftrakt der Mädchen. In diesem Trakt gab es zwölf Zimmer, in denen damals jeweils zwischen drei und sechs Mädchen zusammengewohnt hatten.

Anke wurde immer weiter in den Gang geschubst, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Das Zimmer 2.09. Es lag etwas weiter entfernt vom Treppenhaus und unterschied sich optisch nicht von den anderen Räumen, die sich im grün-grauen Gang befanden. Und doch wohnte diesem Ort ein größerer Schrecken inne als dem Büro des Direktors, so empfand Anke es jedenfalls. Dr. Roth stieß die Tür auf und zerrte sie in den Raum. Er war nur spärlich eingerichtet, zudem wirkte alles marode. Im Zimmer links, an der hellgelb gestrichenen Wand, stand ein aus morschem Holz bestehendes Hochbett, in dem früher zwei Menschen Platz gefunden hätten. Auf der anderen Seite des kleinen Zimmers stand ein Tisch, der aus dem gleichen Holz gemacht worden war. Neben dem Tisch lehnte eine massive Holzkommode an der Wand, die ebenso marode aussah wie die restlichen Möbel.

Seit Anke das letzte Mal hier gewesen war, hatte sich einiges verändert und doch schien der Tod hier immer noch innezuwohnen. Er würde nie verschwinden, sie spürte das. Anke entwich ein leises Keuchen, von dem sie hoffte, dass ihr Begleiter es nicht hörte. „Gewöhne dich an diesen Raum. Du wirst hier eine ganze Weile bleiben“, sagte Dr. Roth mit gefährlich ruhiger Stimme. Anke bekam nur noch mehr Angst. Was heißt eine ganze Weile, fragte sie sich panisch. Ihr Atem ging schnell, während sie sich hektisch nach einem Fluchtweg umsah. Dr. Roth bemerkte dies und der seelenlose Gesichtsausdruck wich einem dämonischen Lächeln.

„Nur keine Angst. Ihnen wird nichts passieren“, sagte er mit einer schlecht geschauspielerten Therapeutenstimme und schnaubte amüsiert. Nichts an ihm erinnerte an den Mann, mit dem Anke hier angekommen war. Neben der Angst verspürte sie eine gewisse Scham, dass sie auf ihn hereingefallen war. Doch all das wurde auf einmal nebensächlich, als Anke wieder in einem Erinnerungs-Strudel zu ertrinken drohte.

Menschen scheinen manchmal so etwas wie einen siebten Sinn zu besitzen. Sie können manchmal spüren, wenn etwas nicht stimmt. Es ist kein konkreter Sinn, man nimmt ihn nicht einfach wie Geräusche, Licht oder Gerüche wahr. Er ist mehr unterschwellig und eigentlich auch mehr ein Gefühl als ein Sinn. Anke hatte dieses Gefühl plötzlich beim Mittagessen verspürt. Es war ein dunkles Gefühl, welches ihr Unbehagen bereitete. Instinktiv war Anke aufgesprungen, dann hatte sie ohne ein Wort die Mensa verlassen. Nun lief sie durch die Gänge, mit jedem Schritt wurde sie schneller, bis sie am Ende rannte. Sie bemerkte gar nicht, dass ein paar Betreuer hinter ihr herliefen und sie verfolgten. Sie rannte und rannte und das Gefühl wurde immer stärker. Und als Anke ihr unterbewusst gewähltes Ziel erreichte, war das Unbehagen zu einer Panik herangewachsen. Sie streckte ihre zitternde Hand aus und öffnete die Tür, obwohl alles in ihr sie davor warnte, dies zu tun. Sie stieß sie mit einem Ruck auf, bevor sie es sich anders überlegen konnte. Stopp! Reiß dich zusammen, Anke. Das war einmal und ist jetzt nicht wichtig. Komm endlich zurück in die Realität!

Anke riss die Augen auf. Sie hatte es geschafft. Sie hatte sich allein aus einem Flashback befreit.

Sie brauchte kurz, um sich zu orientieren und sah, dass Dr. Roth gerade mit dem Rücken zu ihr stand. Er schien zu denken, dass sie sich noch in ihrer Erinnerung befand und kramte gerade in einer Tasche herum, von der Anke erst jetzt auffiel, dass er sie dabei hatte. Sie sah ihre Chance gekommen und stürmte an Dr. Roth vorbei, durch die Tür auf den Gang. Es war dunkel und sie hatte keine Ahnung, wohin sie lief, doch zum Orientieren fehlte ihr die Zeit. Dr. Roth hatte bereits die Verfolgung aufgenommen, erschreckenderweise, ohne ein Wort zu sagen. Anke rannte noch schneller. So schnell, wie es ihr lädierter Körper zuließ. Durch den harten Drill hatte Anke ihr Leben lang Gelenk- und Muskelbeschwerden, wegen denen sie auch in Behandlung war. Sie spürte ihre Kraft schwinden, auch weil die Bilder von damals sie wieder einholten. Die roten Flecken auf dem hellgrauen Linoleumboden. Die blutverschmierte Rasierklinge. Sie schüttelte im Laufen den Kopf, um die schrecklichen Visionen loszuwerden, doch es half nicht. Während sie lief, spielte sich in ihrem Kopf die Situation von damals wieder ab.

Sie sah ihre blasse, blutende Freundin leblos auf dem Boden liegen.

Sie sah, wie sie sich hinhockte, um zu sehen, ob das Mädchen vor ihr noch einen Puls hatte.

Sie sah noch einmal, wie sie feststellte, dass ihre Freundin tot war.

Anke schüttelte noch einmal den Kopf und konzentrierte sich auf ihre Umgebung. Sie befand sich in einem großen Saal, den sie noch nie zuvor gesehen hatte. Doch das war ihr egal, das Einzige, was sie wollte, war fliehen und Hilfe holen. Ihr Handy hatte sie in dem Auto gelassen, mit dem Dr. Roth und sie hier waren. Im Nachhinein kam Anke sich dumm vor, weil sie dem falschen Therapeuten einfach so vertraut hatte. Schritte ertönten und ein bedrohliches Lachen ertönte gefährlich nah an Ankes Ohr. Er hatte sie eingeholt. Ihr blieb keine Zeit mehr, zu überlegen, wo sie hinlief. Sie rannte blindlings durch den Saal auf eine große Tür zu und zerrte am Türgriff. Sie öffnete sich nicht. Anke drückte sich gegen die Tür, doch sie gab nicht nach. Erst, nachdem sie sich mit ihrem Körpergewicht und ihrer ganzen Verzweiflung gegen die Tür geworfen hatte, öffnete sie sich. Sie rannte so schnell, wie es ihr geschädigter Körper zuließ. Mit jedem Meter wurde sie erschöpfter. Ihre Lunge brannte wie Feuer, während mit jedem Schritt ein heftiger, stechender Schmerz in ihre Knie und ihren Rücken fuhr.

„Ich kann das Tempo nicht mehr lange halten, und wenn ich langsamer werde, dann wird er mich zurückzerren und mich zwingen, die Vergangenheit nochmal zu durchleben. Das wird mich umbringen. ER wird mich umbringen“, dachte Anke panisch. Doch gerade, als sie die Hoffnung fast aufgegeben hatte, bemerkte sie, dass sie vor einem Treppenhaus stand. Und wie sie wusste, führte dieses Treppenhaus zur Eingangshalle und somit auch zum Ausgang der Burg. Die Hoffnung gab ihr einen Energieschub, und so sprintete Anke mit letzter Kraft durch das Treppenhaus nach unten zur Eingangshalle. Das Licht, das von draußen in die Burg fiel, blendete sie. Doch das war ihr egal, sie wollte diesen schrecklichen Ort einfach nur verlassen und niemals wiederkehren. Es war wie damals, als sie nach zwei Jahren endlich wieder aus dem Jugendwerkhof entlassen worden war. Auch da hatte die Sonne sie geblendet, als sie aus dem Tor getreten war. Es schien, als hätte Anke das Schlimmste überstanden. Sie erinnerte sich an die Freude und die Hoffnung, die sich damals in ihr breitgemacht hatten und fühlte eben diese Gefühle in ihrer Brust wachsen. Die Euphorie vertrieb den Schmerz in ihren Gliedern und sorgte dafür, dass sie schneller lief.

Ankes Blick auf ihr Leben veränderte sich plötzlich. Sie bemerkte, dass sie trotz des Traumas ein gutes Leben hatte. Sie war nach der Zeit im Jugendwerkhof in ein tiefes Loch gefallen. Das lag hauptsächlich an dem Suizid ihrer Freundin Maggy. Sie hatte es an diesem schrecklichen Ort nicht länger ausgehalten und sich mit einer Rasierklinge das Leben genommen. Anke hatte sie gefunden. Die Bilder von diesem Tag verfolgten sie sogar noch bis heute. Doch sie war nie allein. Elisa, eine Mitinsassin und ihre beste Freundin, war bei ihr. In guten und schlechten Zeiten.

Die beiden hatten sich gegenseitig aus dem Loch gezogen. Sie hatten sich gegenseitig unterstützt, als es ihnen schlecht ging. Mit der Zeit wurde mehr aus den beiden Freundinnen. Sie wurden eine Familie, sie wurden Schwestern. Der Rückhalt hatte den beiden so viel Kraft gegeben, dass sie nach der Wende ein mehr oder weniger normales Leben führen konnten. Anke hatte studiert und war Lehrerin an einer Förderschule geworden, wo sie Kinder und Jugendliche mit Lernschwierigkeiten unterstützte.

Ihre Freundin Elisa war Psychologin geworden und hatte eine Stiftung für Menschen, die in Jugendwerkhöfen inhaftiert gewesen waren, gegründet. Trotz der schwierigen Umstände hatte sich das Leben der beiden zum Guten gewendet. Doch Anke hatte immer noch Probleme. Sie hatte manchmal mit Alpträumen und Panikattacken zu kämpfen. Sie war zur Burg gekommen, um die schlimme Zeit hinter sich zu lassen und ihr Trauma zu verarbeiten. Doch nun spürte Anke, dass sie das Trauma nicht besiegen konnte, dass sie damit leben und es akzeptieren musste. Sie wollte es überwinden, doch es würde niemals ganz verschwinden, denn es war ein Teil ihrer Biografie.

Ein grelles, warmes Licht schien auf ihr Gesicht, vertrieb die Schatten der Burg, gab ihr Hoffnung und seltsamerweise auch Sicherheit. Sie trat einen Schritt durch das Tor und dann noch einen. Sie hatte es geschafft. Anke war der Burg entkommen! Das glaubte sie jedenfalls, bis eine Hand sich um ihren Oberarm schloss und sie zurück in die Kälte und die Dunkelheit der Burg zog. „Dachtest du ernsthaft, dass du mir entkommen kannst?“, fragte Dr. Roth amüsiert. „Dass du einfach so abhauen kannst? Dass du vergessen kannst? Hahaha, einfach nur lächerlich. Du entkommst mir ebenso wenig wie die Vergangenheit, denn ich bin die Vergangenheit!“ Mit jedem Wort war seine Stimme dunkler und rauer geworden, bis die letzten Worte wie ein Knurren klangen. „Was meint er damit?“, fragte sie sich.

Das Monster, dem Anke einmal vertraut hatte, zertrümmerte sie immer weiter in die Eingangshalle der Burg hinein, bis sie von der Dunkelheit verschluckt wurden. „Tja, das Weglaufen hat dir nichts gebracht. Aber du hättest es mir schwerer machen können, dich zu fangen. Du bist echt eine leichte Beute. Wie langweilig!“ Er klang enttäuscht. Plötzlich verstand Anke. Es hatte zu seinem Plan gehört, dass sie weglief. Er hatte sie laufen lassen, damit er sie wieder einfangen konnte. „Warum?“, fragte Anke, die schlagartig ruhig geworden war. Sie verfiel allmählich in eine Angststarre. „Hast du es immer noch nicht begriffen? Ich bin kein Therapeut. Ich war damals auch hier. Nur war ich kein Insasse. Mein Vater war der Direktor dieses Umerziehungsheimes. Das hier war quasi mein Zuhause. Ich habe täglich gesehen, wie jugendliche Verbrecher für ihre Vergehen bestraft wurden. Ich wurde selbst täglich bestraft, für

Kleinigkeiten. Ich wurde wie ein Insasse, ach doppelt so schlimm behandelt, und dass nur, weil mein Vater keine Kinder wollte. Mein Vater war es, der mich jeden Tag spüren ließ, dass ich ein Unfall bin. Er hat mich jeden verdammten Tag für meine Existenz bestraft. Und meine Mutter? Die ist bei der Geburt gestorben. Sie war auch eine Insassin. Ich bin nur hier wegen diesem gottverdammten Jugendwerkhof! Ich habe mir geschworen, dass ich ihn zerstöre, meinen Vater und sein Lebenswerk mit dazu. Also habe ich angefangen, Ehemalige aufzuspüren und sie herzubringen. Es hat mir einen Kick gegeben, die Angst in ihren Augen zu sehen. Ich hatte Macht und Kontrolle über sie. Etwas, was ich in meinem Leben noch nie zuvor hatte. Jetzt kann ich meinen Vater verstehen. Andere Menschen zu quälen hat etwas Besonderes mit mir gemacht“, erzählte Dr. Roth freimütig.

Dabei wirkte es, als würde er nicht mit Anke sprechen, sondern, als würde er ein Selbstgespräch führen. Dr. Roth ist selber im Werkhof gewesen. Der Direktor war sein Vater. Und jetzt will er sich rächen, indem er ehemalige Insassen wieder zur Burg bringt und ihnen etwas antut, sammelte Anke die Fakten im Kopf. Sie erschauerte. Der Jugendwerkhof hatte Anke zerstört. Sie gebrochen und gezeichnet. Doch mit Dr. Roth hatte er etwas anderes, viel Schlimmeres gemacht. Er hatte ihn in ein Monster verwandelt. In ein Raubtier, das sich an den Qualen seiner Opfer labte. Und dieses Raubtier griff gerade nach ihrer Kehle und drückte zu. Anke gab einen gequälten Laut der Panik von sich. Ihr Todeskampf hatte begonnen.

Ich will noch nicht sterben. Sie musste an ihre Familie denken, die sie über alles liebte. An ihren Mann Martin, den sie überraschenderweise im Studium kennengelernt hatte, an ihren Sohn Ben, der gerade einmal 14 Jahre alt war. Und an Elisa, ihre Schwester im Herzen. Sie konnte sie nicht verlassen. Doch sie bekam keine Luft und konnte das Raubtier, das sie fest im Griff hielt, nicht von sich stoßen.

Vor ihren Augen, die sich mittlerweile an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erschienen dunkle Schlieren. Leider verdeckten sie nicht die Sicht auf Dr. Roths Gesicht. Sie wünschte, sie könnte es nicht sehen, denn sie sah ihn ohne Maske. Sie sah den eiskalten Sadisten, der er in Wirklichkeit war, und den Dämonen in ihm, der nach Rache und ihren Qualen verlangte. In seinen dunklen, grauen Eisaugen standen pure Mordlust, Macht und Erregung geschrieben. Anke wusste, dass er nicht aufhören würde, bis sie tot war. Sie wusste, dass sie sterben würde. Ihre Kräfte schwanden und der Schmerz in ihrer Kehle, in ihrer Lunge und in ihrem Kopf wurde übermächtig.

Das Letzte, was sie sah, war das teuflische Grinsen, das sich auf dem Gesicht ihres Mörders, dem Sohn ihres Peinigers, breit gemacht hatte.



## UNTER WÖLFEN

Von Jessica Ritter

*Svenja*

Aber wo genau war sie nur? "Holly!", rief ich verzweifelt. Langsam ging ich auf das Tor zu. Ich war nervös, da Hollys Bellen klang, als wolle sie jemanden oder etwas vertreiben. Je näher ich dem Tor kam, desto leiser wurde das Bellen. Neugierde ergriff von mir Besitz und so schlüpfte ich durch das Tor. Nun sah ich einen verlassen Hof. Ein neueres Gebäude stand an einer Seite der Mauer, die alles abgrenzte. An einigen Stellen war die Mauer abgerissen worden, und die Natur hatte sie im Laufe der Jahre zurückerobert. Es gab dennoch das alte Gebäude, das die Burg sein musste. Sie wirkte heruntergekommen, und das Glas der Fenster fehlte an manchen Stellen. Alles wirkte verlassen und doch hatte es etwas gruselig Interessantes an sich. Die Eingangstür der Burg stand halb offen und hing zum Teil aus den Angeln. Von dort kam Hollys Bellen. "Na großartig. Wer weiß, was da drin ist, und Holly rennt einfach hin", seufzte ich und beeilte mich, zum Eingang zu kommen. Nachdem ich eingetreten war, sah ich eine große Treppe, die in die oberen Stockwerke führte. Ich stand in einer ehemals prachtvollen Eingangshalle. Die Jahrhunderte hatten hier vieles verändert. Von meinem Großvater wusste ich, dass die Burg im Mittelalter erbaut worden war. Somit war das Gebäude eines der ältesten der ganzen Umgebung. Schon entdeckte ich eine offene Tür in einer der Hallenwände. Sie war so gut getarnt, dass ich sie, wenn sie verschlossen gewesen wäre, gar nicht gesehen hätte. Holly tauchte in der Tür auf und bellte. Ich rannte zu ihr, Holly drehte sich um und stürmte die Stufen in die Tiefe hinunter. Nichts als Schwärze empfing mich, als ich ihr folgte, bis auf ein leichtes lila Leuchten. Hollys Silhouette war kurz zu sehen, dann war sie weg. Ich seufzte erneut und tastete mich vorsichtig die Stufen hinunter. Das Leuchten wurde langsam heller. Am Ende der Treppe war ein Gang, der, sobald ich ihn betrat, orange zu leuchten begann. Geblendet schloss ich meine Augen bis auf einen kleinen Spalt. Als sie sich langsam an die plötzliche Helligkeit gewöhnt hatten, öffnete ich sie wieder. Ein Gang erstreckte sich vor mir in die Länge. Rechts und links grenzten ebenfalls von brennenden Fackeln beleuchtete Gänge. So sah ich insgesamt drei Hauptwege, von denen weitere abzweigten. Am Ende des Ganges, geradeaus in einem extra Raum, leuchtete es lila. Neben mir ertönte ein Bellen. Holly saß zu meinen Füßen. Nun rannte die Hündin auf das Leuchten zu und ich hinterher. Vor dem Raum blieb sie kurz stehen, ehe sie eintrat. An der gegenüberliegenden Wand befand sich eine Doppeltür. Sie war nur angelehnt. Dahinter leuchtete es lila, blau und rosa. Holly saß genau davor. Neugierig öffnete ich die Türen ganz. Und statt einem weiteren Raum war da eine glitzernde, wie Schleim aussehende

Wand, die sich langsam hin und her bewegte. Holly schnupperte neugierig. Und dann tapste sie einfach hindurch. Ich schrie erschrocken auf und rannte dann ohne nachzudenken hinterher. In einer Art Glibber-Tunnel wurde ich wie durch einen Sog hindurch gezogen. Am Ende tauchte der Wald vor der Burg auf. Holly erging es nicht anders als mir, und zusammen stürzten wir in den Wald. Ich schrie immer noch. Das änderte sich auch nicht, als ich realisierte, mitten im Schnee zu sitzen.

### *Akari*

Mein Familienrudel lag gerade auf einer Waldlichtung, als ich ganz in der Nähe einen Schrei hörte. Er klang ganz anders als die Schreie der anderen Bewohner des Waldes. Es klang nach einem Menschen. Kurz darauf bellte es auch noch. Eben war es noch waldmäßig ruhig gewesen. Mama sah genervt auf. Auch die anderen sahen sich aufmerksam um, bereit, ihre Jungen zu schützen. Papa trabte zu mir und packte mich am Nackenfell. Eigentlich war ich dafür schon zu groß und zu schwer. Ich wehrte mich, aber das änderte nichts an seiner Entschlossenheit, mich in Sicherheit zu bringen. Was in diesem Fall die Burg war, in der wir den letzten Winter verbracht hatten und dort seither als Rudel zusammenlebten. Mama und Papa waren unsere Anführer, die Alphawölfe. Ihrer Meinung nach war es in der Burg am sichersten. Und da brachte Papa mich gerade hin. Da es vor ein paar Jahren noch ein Hotel gewesen war, das pleiteging, standen dort noch viele neuere Möbel. Ich wusste sehr viel über Menschen, auch wenn das meinen Eltern nicht gefiel. Meine Großeltern kannte ich auch nicht, aber sie wären, laut Mama, auch nicht begeistert gewesen. Mein Lieblingsplatz im Burg-Hotel, wie ich es nannte, waren die Kellergewölbe. Dort leuchtete es immer in den schönsten Farben. Das mochte ich sehr. Allerdings konnte scheinbar niemand außer mir sie sehen. Schon als kleiner Welpen wollte ich immer dorthin. Natürlich konnte ich es auch nicht erforschen, da ich nie lange dort unten war, bevor einer bemerkte, dass ich weg war. Meine vier Wurfgenossen machten sich gerne deshalb über mich lustig. Aber Mama und Papa waren sehr besorgt um mich. Das hatte ich noch nie verstanden, denn mit mir stimmte alles. Ich hatte alles, was ein Jungwolf wie ich haben musste. Ich war schneller, kräftiger und geschickter als meine Brüder und ich war die einzige Tochter meiner Eltern. Doch das konnte sich bald ändern, denn Mama war erneut trächtig. Wir hatten zwar erst Ende Februar und die Welpen wurden immer erst im April oder Mai geboren, aber Mama war auch noch nicht sehr lange trächtig. "Dad, bitte lass mich los! Ich kann selbst laufen!", bettelte ich ihn an. Doch er schleifte mich einfach weiter zur Burg. Meine Brüder tapsten verängstigt neben ihm her. Eigentlich waren sie schon zu alt fürs Tapsen, schließlich gaben sie sich als Jungwölfe aus, aber in dem Moment benahmen sie sich wie kleine Welpen. Da hörte ich im stillen Wald aus der Ferne

das Knurren unseres Rudels. Sie knurren Menschen an, schoss es mir durch den Kopf. Als Papa dachte, wir wären in Sicherheit, drehte er sich mit einem letzten mahnenden Blick um und ging zum Rest des Rudels. Allerdings erst, nachdem er mich plötzlich losgelassen hatte. Ich wartete, bis er außer Hörweite war und wollte ihm folgen, als meine Brüder mich aufhielten. "Akari, du darfst nicht gehen, wenn der Mensch hier auftauchen sollte, weil er Papa gesehen hat, dann brauchen wir dich hier als unsere Beschützerin!", jaulte Faris. Er war der Omega in unserem Wurf und hatte ein Problem mit allem, was auch nur im Geringsten gefährlich enden könnte. Faris hatte ein schönes sandfarbenes Fell, das ihm im Sommer half, ungesehen zu bleiben, wenn er wollte. "Ach, Faris. Ich werde wieder hier sein, bevor der Mensch dir weh tun kann. Aber ich möchte so gerne mal einen echten Menschen sehen. Aus der Ferne versteht sich", fügte ich hinzu, als ich sein entsetztes Gesicht sah. Es half nicht viel, ihn zu beruhigen, denn nun mischte sich Snow ein. Er war schneeweiß, weshalb er so hieß wie er hieß. Er war der sturste Betawolf, den ich kannte. Nicht mal Emla, die eigentliche Betawölfin des Rudels, war so stur wie er. Wir waren ein kleines Rudel. "Du kannst nicht einfach gehen! Immer wenn du das sagst, machst du Ärger", beschwerte er sich. Wenn ich so darüber nachdachte, stimmte ich ihm nur in etwa 80 Prozent zu. Ohne auf einen von ihnen zu achten, rannte ich los und achtete darauf, dass Papa mich nicht wittern konnte und folgte seiner Geruchspur. Die Lichtung mit dem Menschen war nicht sehr weit weg. Allerdings konnte man von hier aus die Burg mit meinen Brüdern nicht mehr sehen. Dachte ich zumindest. Die vier waren mir gefolgt.



Das, was wir auf der Lichtung sahen, war es jedenfalls wert, die Regeln zu brechen.

### *Svenja*

Vor mir stand ein kleines Rudel von drei Tieren, und dennoch waren es für meinen Geschmack mehr als zu viele. Holly drückte sich winselnd an mein Bein. Scheinbar teilte sie meine Meinung. Wir waren mitten in einem schneebedeckten Wald, genauer gesagt, in dem Revier eines Wolfsrudels gelandet. Wie, war mir ein Rätsel. Ich wusste nur, dass der Glibber-Tunnel dafür verantwortlich war. Ich hörte nicht weit entfernt Stimmen. Allerdings konnte ich nicht verstehen, was sie sagten. Aber es war jemand in der Nähe. Sollte ich vielleicht einfach um Hilfe rufen? Nein, es ging nicht. Meine Angst, dass die Wölfe dann angreifen würden, war zu groß. Allerdings schien es den Wölfen auch nichts auszumachen, dass hier noch mehr Menschen waren. Die Wölfe begannen Holly und mich einzukreisen. Und dann hörte ich sie. Sehr leise, aber auch sehr bestimmt: "Nicht angreifen. Es ist nur ein Kind. Vielleicht können wir ihr, ohne unnötig Blut zu vergießen, klar machen, dass das hier unser Revier ist." Es war die Stimme einer Frau. Aber ich konnte niemanden entdecken außer Holly, den drei Wölfen und mir selbst. Die Stimme war zu leise, um aus der Richtung der Burg zu kommen. Holly versteckte sich noch mehr hinter mir. Na großartig! Wenn man sie brauchte, hatte sie selbst Schiss. Zumindest war sie nicht mehr die Holly, die ich kannte. Plötzlich tauchte auch noch ein vierter Wolf auf. Jetzt im Ernst! Sie mussten unsere Angst doch riechen können! Warum ließen sie uns also dann nicht in Frieden? Ich wollte eh nur noch nach Hause und demnächst den Wald auch gar nicht mehr betreten. Diese Tiere waren mir unheimlich, und Holly ging es scheinbar genauso. Und nun waren es vier, doch bei dieser Zahl sollte es nicht bleiben.

### *Akari*

Ich vertrieb meine Brüder deshalb nicht, da ich wusste, sonst selbst wieder zurückgehen zu müssen. Das war allerdings nicht mein Ziel. Snow und Faris hatten ihre Meinung bereits zu meinen jetzigen Schwierigkeiten, die mir diese Aktion zweifelsohne einbringen würde, geäußert. Meine Brüder Ash, ein aschgrauer Wolf, und Brownie, ein erdfarbener Wolf, jedoch noch nicht. Vielleicht war es ihnen auch egal, da sie mir aus Prinzip nicht widersprachen. Das war manchmal praktisch, wenn ich mich durchsetzen wollte, manchmal aber auch sehr nervig, da sie mir nie ihre Meinung sagten, um mich vor Schwierigkeiten zu bewahren. Bei Brownie kam noch hinzu, dass er, wenn er mal seine Meinung sagte, sich meist selbst in Schwierigkeiten brachte. Am Rand der Lichtung, zu der

uns Papa unbeabsichtigt geführt hatte, sah Mama ihn kurz an und wandte sich dann wieder zu dem Menschenmädchen um. Hinter ihren langen Beinen versteckte sich ein Hund. Besser gesagt, eine Hündin. Sie sah nicht so aus, als ob sie ein Winterfell hätte. Beiden musste kalt sein, da das Mädchen ebenfalls kein Winterfell hatte, oder wie Menschen die Felle sonst nannten, mit denen sie sich im Winter vor der Kälte schützten. Beide stanken nach Angst. Ich bekam Mitleid. Ash stupste mich plötzlich an. Leise kauerten wir uns zu fünft in den Schnee. Snow musste jetzt nur noch seine Augen schließen und er würde aussehen, wie ein Schneehügel aus Pelz. Ich verschmolz ebenfalls mit meiner Umgebung, da das Einzige an mir, was nicht weiß war, meine schwarzen Pfoten waren. Ash, Brownie und Faris mussten sich tief ins Gebüsch ducken, um nicht gesehen zu werden. "Ist das nach Angst stinkende, große Wesen da ein Mensch?", flüsterte Faris so leise und verängstigt, dass ich ihn fast überhört hätte. Allerdings hatte er gut mitgedacht. Wenn wir nicht entdeckt werden wollten, mussten wir so leise sprechen, dass wir uns gegenseitig fast nicht hörten. "Ja", hauchte ich zurück. Ich war sowohl geschockt als auch neugierig. Ich war noch nie einem Menschen so nah gewesen, geschweige denn, hatte ich bereits einen gesehen. Mein Gefühl sagte mir jedoch, dass das wirklich ein Menschenmädchen war. Dieser Moment war für mich eine unglaubliche Erfahrung, für Faris dagegen eher etwas, das ihm demnächst in seinen Albträumen verfolgen würde. Unser Rudel hatte die beiden Eindringlinge eingekreist. Ich fragte mich plötzlich, warum der Mensch vorhin geschrien hatte. Ich würde so gerne noch näher an das Mädchen ran, aber Mama würde mich verschrecken, ehe ich auch nur eine Pfote in ihre Richtung bewegen konnte. Sie hatte dies als Bedingung aufgestellt, um überhaupt mitlaufen zu dürfen und nicht Papa suchen zu müssen, von dem ich ganz bestimmt doch noch Ärger bekam, weil ich einfach stehen geblieben bin.

Svenja

Einer der Wölfe wandte sich kurz zu dem vierten Wolf um. Dann nahm ich wieder diese Frauenstimme wahr: "Kannst du uns hören, kleiner Mensch?" Die Stimme klang, als stünde die Frau, die zu mir sprach, direkt vor mir. Erschrocken drehte ich mich um, doch auch da war niemand. "J-ja", stotterte ich verwundert. "Ich bin die Wölfin und wir lassen dich gehen, wenn du den Hund im Griff behältst. Wir wollen keinen Streit mit Menschen, und falls dich jemand fragt, wir haben nie gesprochen, ist das klar? Du darfst niemanden von uns erzählen, denn es würde dich und uns in Schwierigkeiten bringen", sprach die Frauenstimme weiter. Erschrocken starrte ich den Wolf vor mir an, denn von diesem Tier schien die Stimme zu kommen. Bei genauerer Betrachtung fiel mir auf, dass es sich tatsäch-

lich um ein Weibchen handelte. Dieses Tier sah auch etwas herausfordernder aus als der Rest. Vielleicht hatte sie irgendwo in diesem Wald Welpen. Von meinem Bruder wusste ich, dass meist das Alphaweibchen Welpen bekam und alle anderen Weibchen sich mit um den Nachwuchs kümmerten. Insgesamt wirkten die anderen Wölfe jedoch aggressiver. „Ver-verstanden. A-aber ich weiß nicht, wie wir hierhergekommen sind. Wir waren in einer B-burg, da war eine leuchtende T-tür und plötzlich waren wir in diesem schneebedeckten W-wald und bei uns ist eigentlich gerade S-sommer», plapperte ich hilflos. Irgendwie hoffte ich, dass sie mir zeigen würde, wie wir wieder nach Hause kommen konnten. „Wir kennen eine Burg mit Kellergewölbe, nicht weit von hier. Allerdings gibt es dort, unseres Wissens, keine leuchtenden Türen. Trotzdem können wir sie euch beiden zeigen. Das Tor in eure Welt oder Zeit öffnet sich vielleicht nur bei euch. Garrick! Geh vor, wir anderen kommen nach”, befahl die Wölfin, deren Stimme ich die ganze Zeit hörte. Sie war vermutlich die Anführerin oder die Chefin. Sonst hätte sie nicht eben einen Befehl erteilt, der auch widerspruchslos ausgeführt wurde. Der Wolf, der als letztes gekommen war, lief hastig wieder in die Richtung davon, aus der er gekommen war. Die Wölfin sah mich weiterhin nachdenklich an. Nachdem das Rascheln der Blätter verklungen war, bedeutete sie mir mit einem Schwanzschnippen, ihr zu folgen. Vorsichtig nahm ich Holly auf meinen Arm und ging hinter der Wölfin her.

### *Akari*

Als Mama Papa den Befehl gab, uns zu holen und in die Sicherheit des Lagers zu bringen, schnellten wir herum und rannten zurück zur Burg. Wir rannten, in der Furcht, dass es sehr viel Ärger geben würde, wenn sie uns erwischten. So fühlte es sich jedenfalls an. Und das Dämlichste war doch tatsächlich, dass wir vor unserem gutmütigen Vater flüchteten. Letztendlich erreichten wir die Burg gerade noch rechtzeitig. Völlig aus der Puste schmissen wir uns nebeneinander auf den Boden vor der Tür, die ins Innere der Burg führte. Als Papa kurz danach auftauchte, manchmal war er wirklich langsam, weshalb wir nicht mal zum Spaß etwas mit ihm machen wollten, lagen wir noch immer außer Atem am Boden. „Warum seid ihr so erschöpft?“, fragte er misstrauisch. Ich hatte einen Augenblick gehabt, mir eine plausible Ausrede einfallen zu lassen. Bevor also einer meiner Brüder mich verpetzen konnte, antwortete ich: „Wir haben Kämpfen und Verteidigen geübt. Jetzt sind wir noch besser als vorher. Und um die Wette sind wir hier im Innenhof auch gerannt.“ Papa sah noch immer ein kleines bisschen misstrauisch aus, jedoch hatte ich seinen Argwohn erstmal etwas entschärft. Schnell setzte ich noch eins drauf: „Es ist doch gut, wenn wir üben.“ Papa schien mir jetzt

vollständig zu glauben, außerdem konnte er mir sowieso nicht widersprechen, da er das vorhin erst selbst gesagt hatte. Er knurrte also nur: "Mitkommen. Ihr seid in Gefahr." Ash musste leider genau jetzt widersprechen: "Aber ihr sagt doch immer, dass es im ganzen Wald keinen sichereren Ort gibt als die Burg!?" Habe ich eigentlich schon erwähnt, dass Ash enorm schwer von Begriff ist? Falls nicht, wisst ihr es jetzt. Papa sah nicht erfreut aus, packte ihn am Nackenfell – zum Glück nicht wieder mich - und schleifte ihn in den Wald. Zumindest war er schlau genug, nicht zu protestieren, wie ich es immer tat. Ein anderer Pluspunkt war, dass Papa weder sprechen noch nach hinten sehen konnte. Keiner von uns anderen versuchte, Ash zu helfen und sich mit Papa anzulegen. Letzteres war eigentlich eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Also folgten wir Papa stumm in den Wald hinein und ich ließ mich gedankenverloren ans Ende unserer Gruppe fallen. Einem Instinkt folgend, glitt ich ins nächstgelegene Gebüsch, als wir uns bereits ein ganzes Stück vom Burgeingang entfernt hatten. Als das Mädchen mit dem Hund auf dem Arm und das restliche Rudel schließlich am Gebüsch vorbeiliefen, glitt ich wieder heraus.

### *Svenja*

Die Wölfe brachten mich zur Burg, in der Holly das Portal gewittert hatte. Doch plötzlich trat eine weitere Wölfin aus dem Gebüsch zu meiner linken Seite hinzu. Ich schrie vor Schreck kurz auf, weil sie so unerwartet auftauchte. Wenn das so weiter ging, würde ich heiser nach Hause kommen, wenn ich überhaupt noch nach Hause kam. Holly fing aus Angst an zu bellen, weshalb ich nicht verstehen konnte, was die Wölfin zu dem Neuankömmling sagte. Sie sah nicht begeistert aus, also versuchte ich, Holly zum Schweigen zu bringen. Die stürmische Hündin erholte sich zum Glück schnell wieder. Trotzdem hörte ich nur noch, wie die Fähe der jungen Wölfin etwas erlaubte. Die kleine Wölfin - sie war scheinbar noch nicht ganz ausgewachsen oder einfach nur klein – gesellte sich zu mir: "Hallo Menschenmädchen, du bist neu hier im Wald, oder?" Ihre Stimme war sanft und ruhig. Es war keine Angst herauszuhören. Das irritierte mich am meisten. War sie denn gar nicht misstrauisch, wie ihr Rudel? "Nein. Ich habe weder Angst noch misstraue ich dir. Tatsächlich wollte ich schon immer einen Menschen kennenlernen", erwiderte die weiße Wölfin gelassen. Konnte sie etwa Gedankenlesen?! Oder hatte ich meine Zweifel versehentlich laut ausgesprochen? "Ja, ich kann deine Gedanken hören. Lesen ist das falsche Wort. Ich kann gar nicht lesen. Die Gedanken von anderen kann ich nicht hören, außer die meiner Brüder. Frag nicht wieso, ich weiß es auch nicht. Es funktioniert nur, wenn ich neben der Person bin." Nun klang ihre Stimme richtig fröhlich. Und mir fiel auf, dass ihre Pfoten schwarz

waren. Keine Ahnung, warum jetzt. Es sah aus, als trüge sie schwarze Socken. Da sie so ehrlich war und ich meine Fragen nicht laut aussprechen musste, fand ich sie sehr sympathisch. Mein Gefühl sagte mir, dass sie eine Optimistin war. Die blauen Augen sahen neugierig zu mir hoch. Dieses Wesen war herzengut, auch wenn ich ahnte, dass sie schon andere Lebewesen getötet hatte. So wie es in der Natur üblich war. Gefressen oder gefressen werden. Das oberste Gesetz der Wildnis, zumindest wenn ich das im Biounterricht richtig verstanden hatte. Leider würde ich sie nicht wiedersehen, wenn ich wieder in meiner Zeit, bei meiner Familie wäre. Andererseits war sie eine völlig Fremde. Trotzdem konnte nicht mal meine beste Freundin mich ganz verstehen. Die Wölfin hatte mir Zeit gegeben, um nachdenken zu können. Doch nun stupste sie mich mit ihrer Schnauze an: "Wir sind da." Irrte ich mich oder klang sie traurig? Und in dem Moment begriff ich, dass ich sie die ganze Zeit leise neben mir gehört hatte, während ich nachgedacht hatte. Wir hatten fast genau die gleichen Gedankengänge gehabt. Wir würden uns beide vermissen. Der Schock saß tief. Auch Stunden später hatte ich mich noch nicht erholt. Wir waren bei der Burg angekommen, sie sah fast genauso aus wie in meiner Zeit. Deshalb hatte mich die Wölfin angestupst. "Wie heißt du?", fragten wir uns gleichzeitig. "Svenja", dachte ich. "Akari. Freut mich, dich kennengelernt zu haben." Ihr Name war wunderschön.

### *Akari*

Svenja. So hieß also der erste Mensch, dem ich je begegnet war. Ich wusste, dass ich sie erstmal nicht wieder sehen konnte, aber wer weiß. Vielleicht kreuzten sich unsere Wege eines Tages erneut. Die Hündin sah froh aus, uns Wölfe nun gleich los zu sein und an einen Ort zu gelangen, der ihr bekannt vorkam. Jetzt, vor der Burg, würden wir Abschied nehmen, ohne uns gut zu kennen. Ich hatte Mama versprechen müssen, nur bis hier her zu gehen und nicht weiter. "Kommt, Besucher. Ich begleite euch noch ins Kellergewölbe. Der Rest des Rudels bleibt, wo er ist", sagte Mama zu Svenja, nachdem diese mir einen letzten Blick zugeworfen hatte. Ich wusste, dass ich Svenja eines Tages in der Zukunft wiedersehen würde, und bis dahin würde ich warten.

### *Svenja*

Akari ist, davon bin ich überzeugt, meine Seelenverwandte. Eine Verbindung zwischen Tier und Mensch. Komme, was wolle. Ich würde mich dennoch immer an sie erinnern, obwohl wir uns nur sehr kurz unterhalten hatten. Aber wer weiß, vielleicht sehe ich sie dann in der Zukunft wieder. Am unteren Ende der Treppe des Kellergewölbes blieb die Wölfin stehen. Holly sprang wieder voraus und ich folgte

ihr, nachdem ich mich bei der Wölfin bedankt hatte. Das Portal stand an genau derselben Stelle wie bei uns. Auf der anderen Seite konnte man verschwommen einen Waldrand mit einem Dorf im Hintergrund sehen. Das Dorf war umringt von Kornfeldern, auf denen kein Schnee lag und die mit Wildblumen bewachsen waren. Holly tapste begeistert in den Glibbertunnel hinein, und ich folgte ihr ein zweites Mal. Der Sog packte mich und ich stand am Waldrand. Na, immerhin musste ich nicht nochmal durch den Wald irren. Erst als ich dastand, spürte ich die Kälte, die im schneebedeckten Wald geherrscht hatte. Durch die Angst, die dort mein ständiger Begleiter gewesen war, hatte mein Körper die Kälte ausgeblendet. Dafür war ich meinem Körper ausnahmsweise mal dankbar. Ich war froh, endlich wieder daheim zu sein. Fröhlich hüpfend rannte ich zum Haus meiner Großeltern. Holly hinterher.



## ZU TRAGENDE LAST

Von Gregor Drieselmann

**A**UF DEM UNEBENEN WALDWEG ZUR BURG HATTE SELBST DER TEURE PRIVATWAGEN DER GEISTERJÄGER SEINE PROBLEME. NICHT, DASS DER ANHALTENDE REGEN DABEI IRGENDWIE HELFEN WÜRDE. WIR WAREN seit mindestens zwei Stunden im Auto unterwegs, davon wenigstens eine halbe auf diesem gottlosen Trampelpfad aus Sand und Kiefernadeln. Ich starrte meinem Spiegelbild in der dunklen Fensterscheibe ins Gesicht. Draußen war nichts zu sehen, denn die Sonne war bereits untergegangen und das Licht im Innenraum des Fahrzeugs brannte.

Es waren nun fast zwei Monate vergangen, seitdem die bislang verschleierte Existenz von übernatürlichen und spirituellen Wesen öffentlich bekannt gemacht wurde. Es hatte in einer Vielzahl von Großstädten überall auf der Welt eine Häufung an sonderbaren Ereignissen und sogar Angriffen auf Zivilisten gegeben, bis zu dem Punkt, an dem sich ein paar Nationen eigenmächtig entschieden hatten, die allgemeine Bevölkerung über das Übernatürliche in Kenntnis zu setzen. Wie vermutlich viele andere auch, hatte ich eine neue Angst in mir entdeckt, die ich mir vorher nie hätte ausmalen können. Die Angst vor dem, was ich nun dort draußen lauernd wusste.

Nachdem das Auto wegen eines weiteren großen Buckels auf dem Waldweg einen erneuten Satz machte, brachte ich den Mut auf, den Profis eine vermutlich dumme Frage zu stellen.

„Wieso machen wir das nochmal so spät?“, fragte ich, auf jeden Fall zu leise gegen das Prasseln des Regens und das Ruckeln des Fahrzeugs auf der unebenen Strecke. „Wie war das?“, tönte es vom Beifahrersitz, wo ein Großmeister der Jäger, ein steinalter, barsch klingender Mann von großer Statur und dem einfallsreichen Namen Hunter Memphis, saß. Ich stutzte kurz, eingeschüchtert von seiner harschen Art, und bevor ich meine Frage wiederholen konnte, tat es die Person neben mir auf dem Rücksitz. „Warum wir uns nachts in der Burg umsehen“, sagte Mira, Spitzenstudentin der Geisterjägerakademie in einem festen Ton. Sie war etwa so alt wie ich, trug einen flaschengrünen Anzug zu einem weißen Hemd und hatte ihre langen schwarzen Haare in einem Halbzopf gebunden.

„Und, Mira, kannst du's ihr sagen?“, höhnte Memphis. „Weil wir das Gelände so umfangreich wie möglich exorzieren wollen, und Geister tendenziell nachts aktiver sind als tagsüber“, antwortete sie trocken, mehr in seine Richtung als in meine. Er erwiderte nichts, aber ich konnte ihn zufrieden nicken sehen. Der Zweck dieses unheiligen Nachtausflugs war es, eine verlassene Burg auf Filmarbeiten vorzu-

bereiten. Die Geisterjäger würden das Gelände von allen übernatürlichen Gefahrenquellen bereinigen, und ich hatte nun die Chance, sowohl erste Überlegungen für den Umfang und die Strukturierung der Dokumentation zu sammeln als auch den Profis bei der Arbeit zuzusehen, ein Gefühl für ihren Job zu bekommen und Interviewfragen vorzubereiten. Diese Doku war meine Chance, die Karriereleiter emporzustürmen. Vom Staat finanziert, im Auftrag, den breiteren Massen einen tieferen Einblick in die bislang verborgene Welt des Spirituellen zu verschaffen. Und die normalen Menschen mit ihren Beschützern vor dieser Welt vertraut zu machen. Ein Meisterwerk der Gemeinnützigkeit, und mein zukünftiges Paar Flügel in der Filmbranche.



Regen strömte mir entgegen, als ich aus dem Auto auf einen grobsteinigen Pflasterweg stieg. Ich entfaltete meinen Regenschirm so schnell wie möglich und wurde trotzdem nasser, als ich einberechnet hatte. Hinter mir begab sich Mira aus der Seitentür, mit einem eleganten Schritt, bei welchem sie gleichzeitig ihren Schirm ausfuhr und somit nur minimal Wasser abbekam. Memphis hingegen hatte versucht, seinen bereits im Auto zu öffnen und kämpfte nun mit der Beifahrertür, die seinen Regenschutz nicht passieren lassen mochte. Ächzend stieß er sich schließlich nach draußen, war jedoch mittlerweile mindestens genauso nass wie ich. Seinen Kopf hatte er sich in seinem Gefecht und auf dem Weg aufwärts insgesamt dreimal gestoßen.

Mira hievte aus dem Kofferraum eine schwarze Sporttasche monströsen Ausmaßes, wie man sie aus Bankraubfilmen kannte. Verglichen damit war meine kleine Lederhandtasche, die nur Platz für ein Notizheft, eine Kamera und Pfefferspray hatte, mickrig. Scheinbar problemlos trug Mira das Riesenteil über einer Schulter, schloss die Heckklappe und blickte erwartungsvoll in Memphis' und meine Richtung. „Sooo“, seufzte dieser in einem Ton, als würde er schon seit Minuten warten, und nicht etwa, als wäre er gerade erst zu Atem gekommen. Dann wandte er sich mir zu. „Dem Standardprozedere zufolge errichten wir zunächst einen Schleier um das zu exorzierende Gelände.“ Er gestikuliert mit seiner freien Hand hinter sich, wo in etwa zwanzig Metern Entfernung leicht geöffnet ein rostiges Gittertor hing, eingefasst in eine mannshohe Backsteinmauer. Weiter dahinter ragte die Silhouette der Burg gen Himmel, vor den dunklen Wolken bei Nacht kaum auszumachen.

„Zu diesem Zwecke“, fuhr er fort, während Mira in der Sporttasche geräuschvoll wühlte, „brauchen wir das hier.“ Sie warf ihm scharf einen dunkelgrünen Kristall entgegen, und er fing ihn in einer blitzschnellen Bewegung gerade rechtzeitig ab, bevor der Stein Kontakt mit seinem Gesicht machen konnte. „Eine sogenannte Klaue“,

erklärte Memphis, drehte sich um und lief auf das Tor zu. Mira und ich folgten ihm, der Fahrer blieb im Auto zurück. „Warum leuchtet die so?“, fragte ich argwöhnisch. Memphis drehte sich nicht um, als er mir antwortete. „Hm? Ach, kümmere dich nicht drum, das bisschen Strahlung ist vermutlich nicht schädlich.“ Ich warf Mira einen fragenden Blick zu. Sie wippte mit ihrer Hand in einer Geste, die „vielleicht ein bisschen“ sagte. An der Mauer angekommen, blieb Memphis stehen und klemmte sich den Griff seines Regenschirms in die Armbeuge, um die Klaue in beiden Händen halten zu können. Dann brach er eine kleine Spitze des Kristalls ab, inspizierte sie kurz und zerbröselte sie schlussendlich in seiner bloßen Handfläche. Er drehte kurz seinen Kopf zu mir, als würde er schauen, ob ich noch da bin. „Jetzt ist es aufgeladen“, deklarierte er stolz, bevor er das schwach lumineszierende Pulver an die Mauer wischte. Er kniete nieder, streckte seinen Zeigefinger aus und malte ein paar Symbole in der Luft über dem Pflasterweg, wobei er eine ätzende, leicht rauchende Spur in den Steinen zu hinterlassen schien. Schließlich legte er seine flache Hand auf die Runen und atmete tief aus. „Und nun hoffen wir, dass es keine Lücken in der Mauer gibt. Sonst müssten wir noch mehr Klaue verschwenden.“ „Verschwenden?“ wiederholte ich, als die gesamte Mauer plötzlich anfing, schwach zu leuchten. Ein leises Surren war zu hören, dann zog sich langsam ein unregelmäßiger, fast transparenter grüner Film - ausgehend von dem Backstein - empor, sich dabei mit zunehmender Höhe zu einer Kuppel formend. Memphis richtete sich vorsichtig auf.

„Normalerweise wäre es für einen Jäger meines Kalibers völlig unnötig, einen Schleier zu errichten. Von dem, was ich in der Burg erwarte, müsste das selbst auf Mira zutreffen. Allerdings machen wir heute dank der Zuschauerschaft“, er warf mir einen Blick zu, „alles so, wie es im metaphorischen Lehrbuch steht.“ Mira meldete sich zu Wort: „Was schätzen Sie denn, welchen Kategorien wir begegnen?“ Ich wagte es zu unterbrechen: „Was bedeutet das?“

„Alle übernatürlichen Wesen, die keinen fleischlichen Körper haben, werden in elf Kategorien von Null bis Zehn eingeteilt“, erläuterte Mira. Scheinbar konnte sie diesen Monolog selbst im Schlaf rezitieren. „Hierbei geht es darum, welche Bedrohung das Wesen darstellt. Null ist selbsterklärend, also keine Bedrohung. Das sind häufig wandernde Seelen, die sich nicht an ihr Leben erinnern, allerdings durch Umstände wie unangemessene Bestattung noch nicht ins Nachleben weiterziehen konnten. Was dabei als unangemessen gilt, kann ziemlich undurchsichtig sein, da es natürlich kulturbedingte Unterschiede gibt. Bei den antiken Griechen zum Beispiel musste den Toten eine Münze beigelegt werden, damit sie in der Unterwelt das Boot über den Totenfluss nehmen konnten. Es gibt aber auch klarere Fälle, denn wenn zum Beispiel ein Kartell eine Leiche in Säure auflöst und zum Sondermüll bringt, wird das vermutlich nirgendwo als Bestattung angesehen.“ Ich blickte kurz zu

einem sichtlich zufriedenen Memphis hinüber. Meiner Einschätzung nach kannten sich die beiden, und offenbar hatte der Großmeister nicht viel von ihr erwartet. Mira fuhr fort: „Spiritueller Wesen mit einer Bedrohungsstufe hingegen haben meistens emotionale Anker, die sie am Weiterziehen hindern. Bedauern, Groll, Ungerechtigkeiten und so weiter. Diese Empfindungen sind oft sehr subjektiv, und die ihnen zugrunde liegenden Probleme können realistisch gesehen nicht von uns friedlich gelöst werden, daher müssen wir diese Geister austreiben, bevor sie Schaden anrichten.“

„Im Gegensatz zu dem Kleingetier ist es bei höherrangigen Geistern außerdem manchmal der Fall, dass man mit ihnen kommunizieren kann“, fügte Memphis hinzu. „Wenn man den Geist davon überzeugen kann, seinen Anker abzulegen, ist kein Exorzismus notwendig, das funktioniert insbesondere bei Rachegeistern. Kann man ihn zur Einsicht bringen, dass Rache keine Lösung ist, zieht er manchmal ganz von selbst weiter. Ist allerdings extrem selten. Ich persönlich habe sowas nur zweimal gemacht.“ „Zurück zu meiner Frage“, beharrte Mira. „Mit welchen Kategorien können wir in etwa rechnen?“ „Ich würde sagen, vermutlich nichts über Vier. Allerhöchstens Fünf.“

„Dann überschätzen Sie mich aber“, wandte sie ein. „Ein Fünfer könnte mir ohne Schleier bestimmt entwischen.“ „Ach so? Na ja, immerhin bist du ehrlich.“ Der Großmeister starrte für einen Moment an dem Schleier empor, bevor er seine Gedanken wieder sortiert hatte. „Wie lautet denn unser Plan?“, fragte er Mira. Sie zog eine Augenbraue hoch. „Stell dir vor, ich wäre gar nicht hier“, erläuterte er. „Oder besser noch, ein Laie. Wie gehen wir von hier aus beim Exorzismus vor?“ „Zunächst begeben wir uns ...“ „Nicht erklären. Machen“, unterbrach er. Sie starrte ihn kurz an, dann öffnete sie ohne ein weiteres Wort die Sporttasche und begab sich, darin wühlend, durch die Barriere aus grünem Licht in die Kuppel. Memphis ließ mich vor, und auch wir traten durch den Schleier. Das Passieren fühlte sich wie eine warme Brise an, und drinnen kam es mir vor, als herrschte ein anderer Luftdruck.

Mira war gerade dabei, den Korken eines kleinen Fläschchens zu ziehen, welches mit einem gelblich-weißen Pulver gefüllt war. Sie streute sich ein Häufchen auf die Handfläche und blies es an die Innenseite des Schleiers. Dieser fing kurz darauf an, seine Farbe von dem bleichen Grün zu einem dunklen, fast schon dreckigen Beige zu ändern. Der strömende Regen ebte langsam ab, bis er die Wand gar nicht mehr durchdringen konnte. Die Barriere war nun außerdem wesentlich weniger durchsichtig. Memphis grinste fröhlich, als hätte er nur auf einen zu kritisierenden Fehler gewartet und zog seinen Regenschirm ein. „So, und was haben wir nun vergessen?“ „Sagen Sie’s mir“, erwiderte Mira kess.

Memphis machte einen seitlichen Schritt auf den Schleier zu und ohne den

Augenkontakt mit ihr abubrechen, klopfte er zweimal dagegen.

„Solum adventores sumus“, sprach er bedeutsam. „Der Vers.“ Mira sah für einen Moment genauso verdutzt aus wie ich. Nach ein paar Sekunden ging ihr dann ein Licht auf. „Ach, Scheiße!“ Ich hatte bereits mein Notizheftchen samt Kugelschreiber in der Hand, als ich um Aufklärung bat. Über die ungefähr einhundert Meter Fußweg von der Mauer zur Eingangstür der Burg erklärte mir Memphis, dass dieser Vers dazu diente, den Schleier zu programmieren. So, wie er jetzt war, konnte ihn niemand, auch wir nicht, passieren. Hätten wir drei jedoch unsere Hände gehalten und den Vers gesprochen, bevor er mit dem Pulver, dem sogenannten Grabstaub, versiegelt wurde, hätten uns Ein- und Austritt frei zur Verfügung gestanden. Der Großmeister betonte allerdings, dass dies ein kleiner Fehler seitens Miras gewesen war, da sich die Barriere nach dem Exorzismus ohnehin selbstständig auflösen würde. Es gab wohl auch andere Verse, mit denen Schleier für die verschiedensten Funktionen einzusetzen waren, so zum Beispiel das Ausschließen spezifischer Personen und Dinge oder das Verbergen der Vorkommnisse innerhalb des Schleiers, woher er wohl auch seinen Namen hatte. Jedoch genügte für uns offenbar diese simple Variante. Memphis griff sachte nach der Türklinke des Haupteingangs, von welcher der messingfarbene Dekor bereits größtenteils abgeblättert war, während Mira eine gigantische Taschenlampe aus der Sporttasche beförderte. Unsere Regenschirme ließen wir draußen liegen. Mit einer erschreckend schnellen Armbewegung stieß Memphis die Tür auf, seine Handfläche dem dunklen Gang dahinter entgegengestreckt. Nach ein paar Sekunden entspannte er sich, bevor er Mira den Vortritt gewährte. Sie schaltete die Taschenlampe ein und beleuchtete den gesamten Gang mit Leichtigkeit. Ich lief hinter ihr, Memphis hinter mir. Nach ein paar widerhallenden Schritten knallte hinter uns die Eingangstür zu. Ich zuckte zusammen, und wir alle drehten uns um. Ich konnte es zwar nicht sehen, doch hörte an seiner Stimme, dass Memphis grinste. „Jetzt geht’s los.“

Die Atmosphäre hatte sich erneut verändert. Trotz des absurd hellen Lichtkegels der Taschenlampe hatte ich das Gefühl, alles Wichtige würde mir entgehen. Die Luft war bedrückend. Ich griff den Umhängegurt meiner Tasche fest und gab mein Bestes, in meiner Furcht nicht zu laut zu atmen.

Für mindestens zehn Minuten war es totenstill, während wir die Gänge der Burg erkundeten, doch ich wagte es nicht, mich akustisch auffällig zu machen. Ich zuckte wieder zusammen, als Memphis auf einmal anfang, lautstark zu lehren: „Was fällt dir auf?“ „Ich finde dieses Gebäude seltsam“, antwortete Mira sofort, monoton in ihrer Konzentration. „Es kommt mir vor, als wäre hier nichts. Keine übernatürliche Präsenz.“ „Mhm, mhm.“ „Aber das kann eigentlich nicht sein. Ich meine, die Burg

war mal ein Gefängnis, ein Jugendwerkhof, zwischendurch verlassen, und so weiter. Mehr als genug Gelegenheiten für Ansammlungen menschlicher Negativität.“  
„Mhm, mhm.“

„Und der letzte Routineexorzismus ist schon über ein Jahr her. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass hier in der Zwischenzeit nichts Übernatürliches entstanden ist.“

„Die Einschätzung teile ich“, stimmte Memphis zu. „Sonst noch etwas? Eine Sache müsste dir noch aufgefallen sein.“

Mira schwieg für einen Moment. „Meinen Sie die Ratte, die uns die ganze Zeit verfolgt?“

Ich drehte meinen Kopf schlagartig, konnte aber nichts wahrnehmen. In Gedanken flehte ich darum, dass sie falsch lag. Ich hasste Nagetiere.

„Sehr gut!“, rief der Großmeister. „Genau! Warum, glaubst du, folgt sie uns?“

„Ich habe nicht den leisesten Schimmer.“

Also doch. Eigentlich sollte es mich nicht wundern, dass es in einem verlassenem Gebäude Ratten gab. Ich hatte nur nicht damit gerechnet. Langsam und leicht zitternd atmete ich aus, während ich die Kamera in meiner Tasche fester mit meiner Hand umschloss. Obwohl es ein großer Teil meiner Aufgabe hier sein sollte, die Arbeit der Geisterjäger bildlich festzuhalten, hatte ich bis jetzt noch kein einziges Foto geschossen. „Das mag jetzt etwas grausig klingen“, fing Memphis an, „doch vermutlich sind an einem verwunschenen Ort wie diesem schon einige Menschen umgekommen. Und, na ja, die Ratten haben gelernt, dass immer, wenn jemand zur Burg kommt, wahrscheinlich ein bisschen Fleisch übrig bleibt.“

„Bitte hören Sie auf.“ Ich schauderte.

„Übrigens“, fuhr er trotz meiner Bitte fort, während wir ein Treppenhaus betraten, „ist meine professionelle Meinung zu dem Fehlen einer übernatürlichen Präsenz, dass die Geister mit der Zeit gelernt haben, Jäger an ihrer Aura zu spüren und sie entsprechend zu meiden. Und bei einem Großmeister wie mir, tja, da gibt es eine ganze Menge an Aura.“

Er sah zufrieden mit sich aus. Obwohl man dieses Prahlen als Zusicherung unserer Unversehrtheit interpretieren konnte, half es mir nicht dabei, meine Nerven in den Griff zu kriegen. Ich begann daran zu zweifeln, die richtige Auswahl für diesen Job gewesen zu sein.

Und natürlich flackerte auch genau jetzt die Taschenlampe in Miras Hand. Ein paar Sekunden später ging sie einfach aus. Kein lautes Geräusch, gar nichts, das Licht verschwand nur mit einem erneuten Flackern. Nur noch in schwaches Mondlicht gehüllt, kamen mir meine Schritte auf den Treppenstufen lauter vor. Wir hatten nun den dritten Stock erreicht, und Memphis war das Bedürfnis für

eine Verschnaufpause anzuhören. Wir warteten auf ihn, er setzte sich auf die zweite Stufe des nächsten zu erklimmenden Treppenlaufs und atmete tief aus. Ein weiterer Widerspruch für mich. Meinem Verständnis nach waren Jäger ausgesprochen kampffähig, insbesondere in höheren Rängen, warum also machten ein paar Stockwerke Treppensteigen einem Großmeister so sehr zu schaffen? Ich konnte hören, wie Mira neben mir in der Sporttasche kramte. Kurze Zeit später ging mit einem leisen Zischen ein Licht an und ich sah in Miras Hand eine Sturmlaterne. Memphis musste meinen verwirrten Blick bemerkt haben, denn er meldete sich sogleich zu Wort: „Manchmal treten bei spirituellen Wesen Störungen der Elektronik auf. Forscher, die für unsere Organisation arbeiten, vertreten gern Theorien, dass diese Störungen auf Überbleibsel von synaptischen Aktivitäten der Geister zurückzuführen sind, allerdings ist uns vieles bezüglich ihrer Anatomie noch unklar. Deswegen nutzen wir mitunter Lichtquellen, die sich nicht auf Elektrizität verlassen.“

„Warum benutzt ihr dann überhaupt elektronische Geräte?“, fragte ich.

„Weil dies nicht immer der Fall ist“, antwortete Mira. „Und wann immer es nicht so ist, macht sich die Taschenlampe schon deutlich besser als das hier.“ Sie hob die Sturmlaterne leicht an.

„Wir haben auch noch andere Methoden.“ Memphis streckte einen Zeigefinger empor, und eine kleine blaue Flamme, etwa so groß wie ein Kerzenlicht, entsprang seiner Fingerspitze. Sie war nur unwesentlich schummriger als die Sturmlaterne. Ich war völlig von den Socken: „Wahnsinn! Warum machen Sie nicht einfach immer das?“ Doch der Großmeister lächelte nur müde.

„Es ist nicht sonderlich ressourceneffektiv“, sagte er, während er die Flamme erlöschen ließ. „Alles hat seinen Preis. Ich bin gerade mal 34 Jahre alt.“ Dann stand er langsam auf, drehte sich weg und begann, die Treppen heraufzusteigen. „Sind Sie sicher, dass wir noch etwas finden werden?“, fragte Mira. Sie ignorierte gekonnt meine weit aufgerissenen Augen, mit denen ich sie um Bestätigung bezüglich Memphis' Alter fragend anstarrte. Memphis stoppte kurz, um seinen Kopf zurückzudrehen. Er lächelte. „Oh, absolut.“



Eine kleine Ratte trippelte vorsichtig auf den offenliegenden Deckenrohren in den Gängen der Burg herum. Sie verfolgte die Besucher bereits seit etwa dreißig Minuten.

Diese Fleischlinge sind hartnäckiger als die meisten. Vor allem der Alte. Ich kann es vor einem wie ihm nicht wagen, mich zu zeigen. Die anderen beiden dürften kein Problem sein, aber er stellt tatsächlich eine Gefahr da.

Das gab es hier schon lange nicht mehr.

Die Ratte flitzte hinter den Besuchern quer über den Gang und verschwand in einem Loch in der Wand. Sie starrte den Menschen hinterher.

Er wird wohl nicht dumm sein. Ich sollte ihm eine Handvoll Marionetten entgegenstellen, ihn denken lassen, er hätte etwas bewirkt. Dann wird er sicherlich wieder gehen. Kein Risiko eingehen. Es hat doch so lange bereits funktioniert.

Die Ratte wäre den Besuchern gern etwas näher gewesen, als sie sich vorhin unterhalten hatten. Doch dann wäre sie Gefahr gelaufen, enttarnt zu werden. Aber ein einziges Paar Augen zu opfern, um bei den Eindringlingen mithören zu können, war es möglicherweise wert.

Vielleicht aber auch nicht.

Vielleicht ja doch. Wenigstens, wenn sie angegriffen werden würden. Immerhin wäre es inmitten eines solchen Chaos schwieriger, den Beobachter zu bemerken.

Die Ratte rannte durch einen selbstgeknabberten Gang innerhalb der Wand. Noch war von den Besuchern nichts zu hören, doch diese Wand würde schon bald in Trümmern liegen.

Ist das wirklich eine gute Idee?

Sieh nur. Die Junge hat einen Fotoapparat. Sie wird die Jäger dabei aufnehmen, wie sie uns vertreiben, es den anderen Fleischlingen auftischen, sodass sie sich daran ergötzen mögen.

Abscheulich.

Nicht wahr? Deswegen muss etwas passieren.

Recht hast du.

Der Alte war bereits in Kampfstellung, als die Marionetten durch die solide Steinwand barsten. Die Junge und die Nichtjägerin reagierten bedeutend langsamer. Die Ratte konnten den Alten schreien hören.

„Sofort zurück!“, bellte Memphis, als drei übernatürliche Wesen die Wand zur Linken unserer Formation durchbrachen. Steinsplitter und Geröll flogen uns entgegen und trafen unter anderem die Fenster auf der anderen Seite. Bevor ich überhaupt unsere Lage begriffen hatte, war der Großmeister bereits gefechtsbereit. Rein instinktiv warf ich auch der Reporterin, Frau Meyer, einen kurzen Blick zu, doch sie kauerte nur. Wer konnte es ihr schon verübeln?

Ich griff nach dem Dolch, versteckt in der Innenseite meiner Jacke, doch war viel zu langsam. Blaue Flammen schossen aus Memphis' ausgestreckter Handfläche und füllten blitzschnell den gesamten Gang. Als Waffe im Arsenal gegen das Spirituelle hinterließen sie an Frau Meyer, dem Gang und mir keine Schäden, die drei Wesen jedoch waren nach einem kurzen Aufschrei exorziert. Lilafarbener Rauch kräuselte sich aus dem Loch in der Wand, ein Überbleibsel der Monstren. Durch das frisch zerbrochene Fenster war das leise Rauschen des Regens außerhalb des Schleiers zu hören.

Ich hatte zwar nur einen kurzen Zeitraum gehabt, um unsere Angreifer in Augenschein zu nehmen, doch rein vom Gefühl her waren sie vermutlich mindestens Kategorie Vier gewesen. Und dann noch drei auf einmal. „Knappes Ding.“ Memphis atmete auf und entspannte seine Haltung. Er meinte damit offensichtlich uns. „Vierer?“, fragte ich, mich dabei auf die Kategorie der Wesen beziehend.

„Hätte ich auch gesagt.“ Obwohl ein solcher Überraschungsangriff für jemanden wie mich ein Alptraum war, ergab es keinen Sinn. Warum würden diese Geister, die im Vergleich zu Memphis eigentlich nur Ungeziefer waren, uns angreifen? Selbst wenn er es nicht geschafft hätte zu reagieren, hätten sie ihm nie und nimmer genug Schaden zufügen können, um ihn davon abzuhalten, sich zur Wehr zu setzen und sie sofort auszutreiben. Der Großmeister sah ebenfalls misstrauisch aus.

Frau Meyer hob langsam ihren Kopf, dann schrie sie plötzlich auf. Ich folgte ihrem Blick zu Memphis, dessen Oberkörper von einem dicken, wurzelartigen Tentakel durchbohrt war. Er selbst sah ebenfalls fassungslos an sich herab. Keiner von uns hatte irgendetwas gehört oder gespürt. Immer noch lautlos zog sich der Tentakel samt dem bereits schlaffen Großmeister aus dem Fenster, durch das er gekommen war. Dann verschwand er blitzschnell nach oben hin weg. Ich rannte zum Fenster und blickte hinaus und nach oben, wo ich gerade noch sehen konnte, wie Memphis' Beine zwei Stockwerke über uns durch ein offenes Fenster gezogen wurden. Kurz darauf brach die Hölle los.

Meine Instinkte schrien, meine Gedanken rasten. Und ich, ich rannte. Hinter uns waren in den Gängen das Zerbersten von Holz, das Zersplittern von Glas und das Zerbrechen von Stein sowie die furchtbaren Schreie und sadistischen Gelächter übernatürlicher Wesen zu hören. Mira hatte mich an der Hand genommen und war mit mir losgerannt, als nach der Attacke auf Memphis eine Vielzahl an Geistern aus dem Nichts erschienen war. Ich konnte das Trampeln hinter uns hören. Wir sprinteten um eine Ecke in ein Zimmer ohne Tür. Es war ein altes, mit Kräutern überwachsenes Büro, doch ich hatte nur etwa eineinhalb Sekunden Zeit, es zu erfassen, bevor mich Mira in den offenen Schrank neben dem Türrahmen stieß. Sie selbst hechtete unter den Eckschreibtisch an der gegenüberliegenden Wand.

Sofort darauf betrat ein Monstrum den Raum, mit einem breiten Maul voll schiefer, spitzer Zähne und mehr Augen, als ich zählen konnte. Es machte zwei schwere Schritte ins Zimmer hinein, dann gab es ein schauriges Geräusch von sich, das fast schon wie ein „Huhu?“ klang. Ich hielt meinen Atem an. Ihrem Aussehen nach tat Mira dasselbe.

Das Ungeheuer wartete ein paar Sekunden, danach begab es sich wieder auf den Gang und sprintete schlagartig davon, die schweren Schritte dabei fürchterlich schnell in der Distanz verschwindend. Überhaupt schien sich die Geräuschkulisse ein Stück weit von uns entfernt zu haben.

Mira stand vorsichtig auf, dann winkte sie mir, ihr zu folgen. Wir traten durch eine alte, verzierte Holztür in der rechten Wand des Büros in ein kleineres Nebenzimmer. Mira schloss leise hinter uns ab, dann atmete sie tief aus. Sie legte die riesige Sporttasche auf den Boden und holte eine kleine Plastikbox, gefüllt mit einer weißen, körnigen Substanz heraus. Sie streute etwas davon in eine Linie parallel zur Tür und verstaute die Box wieder. Dann wandte sie sich mir zu.

„Okay, hör zu. Das hier ist mehrere Nummern zu groß für uns beide. Zuerst einmal unsere Lage.“ Ich nickte nur nach jedem Halbsatz, während sie sprach. „Memphis ist nicht tot, zumindest noch nicht. Da dieses ganze Gebäude aber noch nicht in Schutt und Asche liegt, muss er irgendwie außer Gefecht sein. Wir haben genau einen Vorteil: Seine Aura glüht noch durch das ganze Gelände, jetzt viel stärker als zuvor. Die Geister können offenbar – warum auch immer – nur mit ihrem Sinn für Aura wahrnehmen. Da wir neben Memphis praktisch nichts an Aura vorzuweisen haben, sind wir also mehr oder minder unsichtbar.“

Ich bereitete mich auf die unvermeidlichen schlechten Nachrichten vor. Mira fuhr fort: „Allerdings kommen wir nicht raus. Der Schleier ist versiegelt, entweder bis alle Geister hier drin exorziert sind oder Memphis tot ist. Da die übernatürlichen

Wesen hier überraschend koordiniert vorgegangen sind, gehe ich davon aus, dass sich irgendwo ein Geist von so hohem Niveau befindet, dass man eventuell mit ihm reden könnte. Ich sehe das als unsere einzige Chance.“

Sie sah mich mitleidig an. „Es tut mir so leid, aber ich muss dich bitten, allein hier-zubleiben. Ich werde gehen und versuchen, uns aus dieser Lage herauszureden. Du würdest für mich auf dem Weg nur ein Risiko darstellen, entdeckt zu werden. Es ist zwar nicht perfekt, aber dieses gesegnete Steinsalz“, sie zeigte auf die körnige Substanz vor der Tür, „sollte die Wesen von dir fernhalten.“

Ich schwieg nur, verängstigt von dem Gedanken, gleich allein zu sein.

„Bitte bleib einfach hier“, sagte Mira, während sie die Tür vorsichtig öffnete. Und dann war sie weg.

Sofort begannen meine Gedanken, zu rasen. Gab es wirklich nichts, was ich tun konnte? War ich so nutzlos? Welche Kategorien hatten wohl die Geister auf den Fluren der Burg? Würde Mira in einem Stück wiederkommen? Es musste doch irgendetwas geben, das ich tun konnte, um zu helfen. Und während mir die Gedanken durch den Kopf jagten, wanderte mein Blick langsam zu der Sporttasche, die Mira zurückgelassen hatte.



Hinter dieser Tür befand es sich. Memphis' Aura hierher zu folgen war eine Leichtigkeit, sie war praktisch alles, was innerhalb dieses Schleiers zu spüren war. Der Geist hielt ihn vermutlich am Leben, um von seiner Energie zu zehren. Außerdem würde mit seinem Tod der Schleier zusammenbrechen, da Memphis ihn ja errichtet hatte, was Frau Meyer und mir eine Chance zum Entkommen bieten würde. Könnte ich es schaffen, einen Geist davon zu überzeugen, seinen Groll abzulegen? Würde er überhaupt fähig und vor allem willens sein, mit mir zu kommunizieren? Was, wenn es nicht nur ein Geist, sondern eine ganze Horde war? Ich war nicht einmal kampfstark genug, mich wenigstens einer einzelnen Kategorie Sechs entgegenzustellen, und schon gar nicht mehreren Gegnern auf einmal.

All diese Gedanken rasten nur in der Zeit, in der ich nach der Türklinke griff, durch meinen Kopf. Ich musste mich beruhigen, und zwar jetzt. Ich atmete tief ein und aus. Dann stieß ich vorsichtig die Tür auf und umgehend kam mir ein zum Steinerweichen stinkender Schwall feuchtwarmer Luft entgegen. Zum ersten Mal spürte ich nun die Aura des Geists, eine überwältigende Macht, die jeden Instinkt in meinem Körper zur Flucht schreien ließ. Doch ich krallte meine Finger in den Türrahmen und befahl meinen rasenden Gedanken, zu schweigen. Dieses Monstrum war Kategorie Acht, wenn nicht sogar Neun. Die Wände des Saals waren mit fleischigen Wurzeln und sich dehnender Haut bedeckt. Sicht- und hörbare Blutgefäße

pulsierten langsam und rhythmisch vor sich hin, und an mehreren Stellen tropfte etwas unregelmäßig. Im Zentrum des Raums war eine riesige Masse aus Fleisch, scheinbar zusammengeschmolzen auf eine Art und Weise, die auf jeden Fall nicht so vorgesehen war. Einzelne Körperteile ehemaliger Lebewesen waren nur noch schwer zu erkennen. Ich glaubte zwar an keinen Gott, doch das hier war eine Beleidigung ihm gegenüber. Dahinter ragte eine Art Empore in den Raum, ebenfalls überwachsen.

Ich machte vier vorsichtige Schritte hinein, die Tür hinter mir offen. Da das Wesen noch nicht versucht hatte, mich auseinanderzunehmen, ging ich davon aus, dass es mich noch nicht bemerkt hatte. Ich griff so leise, wie ich nur konnte, in meine Jackentasche und holte ein kleines Reagenzglas heraus, halbvoll mit modifizierter Klaue. Diese war für kleine, aber starke Barrieren entwickelt worden, jedoch noch ein Prototyp aus dem Labor. Ich hatte die Probe zum Testen und Analysieren bekommen, und jetzt war es Zeit für einen praktischen Anwendungstest. Ich streute das Pulver vorsichtig um mich herum und lud es mit Runen auf. Eine Halbkugel mit einem Durchmesser von etwa zwei Metern bildete sich von dem Streukreis aus. Sie war völlig transparent. Ich fühlte mich wenigstens ein kleines bisschen sicherer.

Sollte ich einfach etwas sagen? Es versuchen anzusprechen? Ich öffnete langsam den Mund, bevor mich noch mehr zweifelnde Gedanken davon abhalten würden. Auf die kalkulierteste Art und im größten Bestreben, meine Stimme nicht brechen zu lassen, sagte ich schließlich: „Ey.“

Der Fleischberg bewegte sich ein wenig. Plötzlich schoss ein Tentakel aus einer Ecke hinter mir und stach in meinen Minischleier. Er hielt stand, doch ich konnte sehen, dass diesmal direkt auf meinen Kopf gezielt worden war. Eine unheimliche Stimme tönte durch den Saal. Es klang, als würde eine ganze Menschenmenge auf einmal reden.

Fleischlicher Besuch? Wie geht es dir?

Sie klang hämisch. Der Tentakel zog sich ein Stück zurück und winkte mir langsam zu. Ich schwieg.

Bist du etwa nicht gekommen, um zu reden? Komm schon, sag etwas.

Ich atmete tief ein und sammelte die Fassung, Worte zustande zu bringen. „Zeig dich erst“, forderte ich. „Das kannst du doch, oder?“ Geister waren oft egozentrisch. Wenn ich seine Fähigkeiten anzweifelte, konnte ich ihn wenigstens ein Stück weit in die Richtung lenken, in der ich ihn gern hätte.

Oho? Lass mich erst sehen, ob ich deine Nusschale knacken kann.

Der Tentakel holte erneut aus, diesmal zu einem Schlag anstelle eines Stichts. Ich machte mich darauf gefasst, wie ein Zweig durchgebrochen zu werden, doch nach einem lauten Knall legte sich nur Staub. Der Schleier hielt stand, zumindest vorerst.

Nicht schlecht. Was willst du?

„Ich möchte dir ein paar Fragen stellen.“

Wozu?

„Kümmere dich nicht darum. Antworte mir bitte nur.“ Ich hoffte, das war nicht zu frech. Ich durfte keine Schwäche zeigen oder zu sehr kriechen, doch war ich zu unverschämt, würde er mir sicherlich weiß Gott was antun. Der Stimme war nun ein Lächeln anzuhören.

Na schön, kleine Nuss. Langweile mich, und ich reiße dich in Stücke.

So weit, so gut.

„Wann warst du am Leben?“ Wenn ich seine Todesursache erschließen konnte, wäre das ein großer Schritt in die richtige Richtung.

Das ist lange her. Ich erinnere mich nicht.

„Warum willst du uns töten?“

Weil ich euch hasse.

„Wieso hasst du uns?“

Menschen sind Lügner. Mörder. Feiglinge. Der Alte mordete. Die Nichtskönerin ist feige. Und du, kleine Nuss, du lügst.

„Ich habe dich nicht angelogen.“

Noch nicht. Und auch nur das nicht, weil Fragen keine Lügen sein können. Lass mich dich fragen, warum redest du mit mir?

Ich stutzte kurz. „Weil ich nicht sterben will.“

Der Geist schwieg für einen Moment. Schließlich wuchsen am Boden vor meiner Barriere ein paar muskulöse Wurzeln zusammen und aufwärts. Sie bildeten eine menschenähnliche Gestalt, allerdings asymmetrisch und deformiert. Der mehrstimmige Klang ging nun von ihr aus.

Du überraschst mich.

Ich atmete auf, diese Geste als ein Zeichen des Respekts interpretierend. „Denken wir die Sache doch einmal durch“, begann ich vorsichtig. „Du willst nicht sterben, korrekt?“

Korrekt. Glaubst du etwa, du könntest ...

„Und wenn du uns alle tötest“, wagte ich es zu unterbrechen, „was passiert dann? Meinst du, die Jäger werden bei drei fehlenden Personen die Schultern zucken und es gut sein lassen?“

Sollen sie doch herkommen. Ich bin mächtig genug. Das habe ich verstanden, als ich den Alten geholt habe.

„Das wage ich zu bezweifeln“, argumentierte ich. „Der ‚Alte‘, er hatte unter uns Jägern den dritthöchsten Rang. Es gibt viel Mächtigere als ihn. Gegen die kommst du nicht an.“

Er schwieg. Tatsächlich schien er mir zu glauben. Nicht, dass ich ihm Unwahrheiten aufzischte, ich war lediglich froh, dass er mich nicht anzweifelte.

„Weißt du, warum du hier bist?“

Was meinst du?

„Was ist dein Groll? Als Mensch bist du tot, aber etwas hält dich davon ab, diese Welt zu verlassen.“

Hmmm. Ich weiß nicht. Sprichst du davon, wie meine gesamte Familie in diesem Loch verendete? Oder wie man mir lachend ihre leblosen Körper zeigte?

Scheiße. Das war die falsche Frage gewesen. Die fleischige Gestalt lehnte sich gegen meine Barriere und ließ mich tief in ihre leeren Augenhöhlen blicken.

Ich wurde in diesen Mauern geschlachtet wie ein Tier.

Während sie sprach, wurde ihre Stimme immer lauter und donnernder.

Die Menschen, die es taten, fühlten nie auch nur einen Tropfen Mitleid oder Reue. Sie bekamen ja nicht einmal Vergeltung zu spüren. Ihr Jäger, ihr redet davon, wie ihr unsereins austreiben müsst, um Schäden zu verhindern, doch wir springen nur ins Leben, weil ihr Menschen einander wie Abschaum behandelt. Gäbe es keinen Hass zwischen euch, so gäbe es keinen von uns. Und ich war lang genug selbst Mensch, um zu wissen, dass ihr euch niemals ändern werdet!

„Das stimmt nicht!“, schrie ich dem Geist entgegen. „Wir haben uns geändert! Wir haben so viele Fortschritte gemacht! Uns so bemüht, dem Hass entgegenzutreten!“

Tatsache? Sag mir, habt ihr denn damit aufgehört, einander zu bekriegen, zu bestehlen und zu töten für nichts und wieder nichts? Ihr sperrt einander nicht mehr weg, weil ihr die Welt jeweils anders seht? Belustigt euch nicht mehr am Leiden und Unglück derer, die ihr hasst? Das glaube ich nie.

Ich schwieg für einen Moment, denn eigentlich hatte er recht.

„Nur weil wir nicht perfekt sind, kannst du uns nicht alles absprechen, was wir schon verbessert haben. Das ist ungerecht.“

Pah! Die Welt ist ungerecht!

„Aber wir können uns dazu entscheiden, darüber zu stehen. Trotz allem selber gerecht zu sein.“

Er dachte kurz nach, dann stieß er sich mit den Armen vom Schleier ab.

Was willst du also?

„Lass uns gehen“, sagte ich, betend, dass er meine Nervosität nicht spüren konnte.

Damit die Jäger diesen Ort heimsuchen und mich töten? Keine Chance.

Ich hatte den Gedanken schon die ganze Zeit im Kopf, doch jetzt brachte ich den Mut auf, ihn auszusprechen: „Du hast Recht. Nichts, was ich den Jägern erzählen könnte, würde sie davon abhalten, hierherzukommen. Immerhin ist hier ein Großmeister gefallen.“ Ich zögerte kurz. „Aber du musst nicht hier sein, wenn sie das tun.“

Du willst, dass ich mich austreiben lasse?

„Ich möchte, dass du deinen Groll ablegst. Die Menschen, die dir so viel Leid zugefügt haben, gibt es schon lange nicht mehr. Gleiches gilt für die Ideen, die ihre Köpfe so korrumpiert haben, dass sie dazu fähig wurden.“ Noch hatte er mir nicht widersprochen. Jetzt ging es ans Eingemachte. „Wir kämpfen jeden Tag darum, die letzten Überbleibsel dieser Weltanschauungen auszurotten. Du kannst es uns, der heutigen Generation, überlassen, den menschlichen Hass in den Griff zu kriegen. Du kannst dich zur Ruhe legen.“ Mein Puls raste wie noch nie zuvor. Vielleicht stieg mir das Adrenalin langsam in den Kopf, doch ich konnte schwören, die Fleischgestalt sah mittlerweile eher wie eine Person aus. Lächelte sie?

Du wirst also den Gordischen Knoten durchschlagen, wie?

„Ich möchte ihn lösen.“

Hah! Nicht schlecht, kleine Nuss. Möglicherweise hast du recht.

Winzige lila Rauchspuren fingen an, sich von der Gestalt aus hinauf in die Luft zu kräuseln.

Ich werde dich im Auge behalten. Viel Glück.

Die unbeschreibliche Erleichterung, die ich fühlte, ebte sofort ab, als ich von der Empore hinter dem Fleischberg ein Licht erblickte. Es war Frau Meyer, mit der Sturmlaterne in der Hand, ihr Gesicht in Angst und Ekel verzerrt. Bevor ich etwas sagen konnte, warf sie die Laterne in einem hohen Bogen in den Raum hinein. Die Lichtquelle erlosch, als sie auf dem Fleischberg zerbarst und sofort einen Großteil dessen in Feuer hüllte. Die Gestalt, immer noch vor mir, schrie vor Schmerz auf und krümmte sich, bevor sie ihren Kopf hob, um mich hasserfüllt anzustarren.

## LÜGNER!

Ich warf einen flüchtigen Blick nach oben, doch Frau Meyer war bereits von der Empore verschwunden. Der große Tentakel holte aus, und diesmal zerschellte mein Minischleier unter dem Aufprall. Obwohl die Wucht des Schlags größtenteils von der Barriere absorbiert worden war, wurde ich einige Meter rückwärts geschleudert und schlitterte, meinen Kopf mit den Armen schützend, bis an die Wand hinter mir. Ich rappelte mich so schnell wie möglich auf und sprintete zur offenen Tür. Im Gang konnte ich das gedämpfte Brüllen des Geistes hören:

Ich töte dich!



Das Rauschen des Meeres ist so ein angenehmes Geräusch. Mit geschlossenen Augen lasse ich die leichte Brise über mich schwappen, während weiter hinter mir große Palmen langsam mitschwanken. Meine Füße im Sand eingebettet, welch ein schönes Gefühl. Die Welt ist friedlich, der Himmel ist blau.

Nur die Sonne, sie sticht meine Haut. Es ist zu warm. Es ist heiß. Mir ist heiß. Meine Schultern verbrennen. Warum ist es so heiß?

Endlich schnappte ich aus dieser Scheißillusion. Um mich herum war verkohltes und immer noch brennendes Fleisch, doch nur manches davon war meins. Es stank widerlich. Ich war schwer verletzt.

Beschissener Geist, mit seinen Überraschungsangriffen. Er war vielleicht Kategorie Acht. Gerade so ausreichend, um einen Großmeister wie mich aus dem Hinterhalt zu überrumpeln. Scheiße.

Wenigstens konnte ich wieder klar denken. Was sollte ich tun? Der Geist war momentan derjenige, der mich am Leben hielt. Ich persönlich hatte ein riesiges Loch in meinem Brustkorb, ich würde es also höchstwahrscheinlich sowieso nicht mehr lebend hier rausschaffen. Ich hatte es gerade so und nur mit halbem Bewusstsein geschafft, meine Aura stark brennen zu lassen, damit der Geist wenigstens nicht Mira oder die Andere erspüren konnte. Ich schloss meine Augen wieder. Mir war klar, dass ich hier sterben würde. Deswegen erschien es mir logisch, jeden verbleibenden Tropfen meines Lebens in diesen finalen Akt des Trotzes zu geben. Denn wenn ich hier schon verrecken musste, dann wenigstens nicht, ohne diesen Batzen Ekel mitzunehmen. Ja, denn ich war schon immer trotzig gewesen. Noch bevor ich den Jägern beigetreten war. Falls ich meinem Chef irgendwann im Nachleben begegnen würde, würde er aber ordentlich von mir zu hören kriegen. Scheißburg.

Außerhalb des Schleiers war währenddessen der Fahrer des Wagens der Geisterjäger damit beschäftigt, hirnzermürbende Spiele auf seinem Diensthandy zu spielen. Durch den prasselnden Regen war das gelegentliche Grummeln von weit entferntem Donner zu hören. Doch diesmal kam ihm das Grummeln näher vor. Er schaute kurz auf, gerade rechtzeitig, um von einer gigantischen Explosion geblendet zu werden. Er ließ das Telefon einfach fallen und stürzte aus der Fahrertür. Durch den Schleier hindurch war es zwar ein trübes Bild, doch die Bedeutung war klar: Aus jedem Fenster in der Burg brannte es lichterloh, manche Flammen blau, andere normales Feuer. Die Barriere löste sich mit ihrem unverkennbaren Surren langsam von oben nach unten auf. Als sie die Augenhöhe des Manns unterschritt, konnte er zwei Gestalten auf sich zu rennen sehen. Er zog langsam seinen Ritualdolch aus der Scheide, doch dann erkannte er die beiden. Es waren diese Schülerin der Jäger und die Reporterin. Beide waren dreckig und außer Atem. Aber noch viel wichtiger war die Abwesenheit des Großmeisters. Auf etwa zwanzig Metern Abstand fing die Schülerin an zu schreien: „Ruf sofort die Leitstelle an!“

Der Mann stand nur verdutzt da. „Los! Mach schon!“

Der Regen würde eine Weile brauchen, um über diesem Ort nachzulassen.





## EINE BURG UND IHR GEHEIMNIS DER ZEIT

*Von Zora Draebert*

**S**VENJA GAB SICH EINEN RUCK UND LIEF DURCH DAS EINGANGSTOR IN DIE BURG. DORT WAR ES FEUCHT UND MAN HÖRTE DIE RATTEN DURCH DIE ALTEN MAUERN HUSCHEN. SVENJA HÖRTE DAS BELLEN VON HOLLY und rannte in diese Richtung. Sie folgte einem langen Weg, an dessen Ende sie Hollys Schatten sehen konnte. Sie kam in einen kleinen Raum, vielleicht ein Lager-raum, in dem Holly vor einem Spiegel saß, fast so, als hätte sie auf Svenja gewartet. Svenja wollte sich gerade zu Holly hinunterbeugen, um ihr die Leine wieder anzu-legen, als Holly plötzlich mit einem Satz im Spiegel verschwand. Svenja stand stock-stein im Zimmer. Was sollte sie tun, und warum um alles in der Welt war der Hund ihrer Großeltern durch den Spiegel gelaufen? Svenja streckte eine Hand nach dem Spiegel aus. Eine Art Sog ergriff ihre Hand. Sie zog sie schnell wieder zurück. Sollte sie einfach zu ihren Großeltern zurückgehen und hoffen, dass sie nicht so wütend waren? Nein, das war keine Option, sie nahm all ihren Mut zusammen und sprang mit einem Satz in den Spiegel. Sie wurde herumgewirbelt und plötzlich war alles wieder so wie vor Hollys Sprung. Die Hündin saß brav vor dem Spiegel und ließ sich an die Leine nehmen, als wären sie nicht gerade in diesen Sog geraten.

Sie gingen den Weg wieder aus der Burg hinaus und es hatte sich nichts verändert. Vielleicht hatte Svenja sich auch nur alles eingebildet. Ein Pfad führte zur Burg, war dieser schon da gewesen, als sie gekommen waren? Sie lief mit Holly den Pfad ent-lang, aber irgendwie hatte sie ein komisches Gefühl dabei. Der Wald um sie herum sah ganz anders aus, als sie ihn in Erinnerung hatte. Auch die Entfernung zum Dorf ihrer Großeltern war anders, Svenja hatte das Gefühl, länger zu laufen, als sie eigent-lich sollte.

Nachdem sie mit Holly an der Leine noch ein Stück gelaufen war, sahen sie den Anfang des Dorfes, aber irgendetwas war anders als sonst. Das erste Haus im Dorf hatte normalerweise ein rotes Dach und überhaupt sahen alle Häuser so eintönig und gleich aus. Auch waren keine Menschen zu sehen. Das war besonders merk-würdig, denn heute war Markttag und an diesem Tag kamen viele Familien aus den Nachbardörfern.

Eine bedrückende Stille lag über dem Dorf. Als die beiden endlich am Haus ihrer Großeltern ankamen, verschlug es ihr fast die Sprache: Was war hier passiert? Dieses Haus war nicht das Haus ihrer Großeltern, aber es stand genau an dieser Stelle und hatte den gleichen Apfelbaum im Garten.

Svenja wusste nicht, was sie tun sollte. Sie entschied sich zu klingeln, was sollte schon passieren? Aber an dem Haus war keine Klingel.

„Na ja, klopfen geht doch auch, oder Holly?“

Als nach einigen angespannten Sekunden endlich jemand öffnete, war es eine sehr hübsche Frau, wahrscheinlich Mitte zwanzig. Sie sah Svenja etwas verwirrt an. „Entschuldigung, kann ich dir irgendwie helfen?“, fragte sie. „Ähm, ja, eigentlich schon, und zwar war ich gerade mit dem Hund meiner Großeltern spazieren, und als wir zurückkamen, war irgendwie alles durcheinander. In diesem Haus hier wohnen eigentlich meine Großeltern. Ich bin mir nicht sicher, ob ich im falschen Dorf gelandet bin oder wo genau ich jetzt bin und hinsoll.“

Die Frau sah aus, als wüsste sie nicht, wie sie darauf reagieren sollte. Svenja tat das leid und sie wollte sich schon entschuldigen, als sie sagte: «Komm doch erst mal rein, ich mache dir einen Tee und dann sehen wir weiter, vielleicht kann dich mein Mann später in dein Dorf fahren.» Normalerweise nahm Svenja solche Angebote von Fremden nicht an, aber heute war es anders, sie hatte das Gefühl, dass sie die Hilfe dieser Leute brauchte, um nach Hause zu finden. Also willigte Svenja ein und betrat das Haus.

Die Frau erzählte ihr, dass sie Elli, eigentlich Elisabeth, hieße und zwei Kinder hätte, Zoë, sieben Jahre und Jonathan, zwei Jahre. Ihr Mann Mateo wäre 29 Jahre alt. Sie selbst war 24 und arbeitete in einem kleinen Café. „Und jetzt erzählst du mir ein bisschen von dir“, sagte sie freundlich.

„Ich habe gerade Ferien und besuche meine Großeltern. Normalerweise wohne ich mit meinen Eltern und meinem kleinen Bruder in Berlin“, berichtete Svenja. Bei dem Wort Berlin zuckte Elli leicht zusammen. „Was haben Sie denn?“, wunderte sich Svenja. „Es muss schwer für dich gewesen sein, hierher zu kommen“, sagt Elli.

„Ähm, nein, eigentlich war es ganz einfach, ich kann mit dem Zug durchfahren.“

„Aber wohnst du im Osten oder im Westen von Berlin? Jetzt wo die Mauer da ist, kann das schon verwirrend sein.“

„Welche Mauer?“ Svenja verstand überhaupt nichts mehr. Wo war sie hier gelandet? Von einer Mauer in Berlin hatte sie zuletzt im Geschichtsunterricht gehört.

„Na, die Mauer, die vor zwei Jahren gebaut wurde.“ Elli klang genauso verwirrt, wie Svenja sich fühlte. „Aber die Mauer wurde doch 1961 gebaut, wenn ich im Unterricht richtig aufgepasst habe“, sagte Svenja.

„Stimmt, die Mauer wurde vor zwei Jahren gebaut.“

Sie sah Elli an und bemerkte dann eine Zeitung auf dem Tisch vor ihnen. Sie nahm sie und schaute auf das Datum, es war der 18.07.1963. Svenja erschrak, was sollte das denn, wollten ihre Großeltern sie aufziehen? Aber nein, das würden sie nicht tun. „Geht es dir gut?“, fragte Elli besorgt.

„Nein, ich glaube nicht. Bevor ich zur Burg gegangen bin, war ich in einem

anderen Jahr.“ Svenja erzählte Elli die ganze Geschichte über den Busch, den Spiegel und den Weg. Als sie mit ihrer Geschichte fertig war, schaute Elli sie erstaunt an, als könne sie nicht glauben, was mit Svenja und Holly passiert war. Svenja konnte es ihr nicht verübeln, sie verstand es ja selbst nicht.

Elli und Svenja unterhielten sich noch lange und überlegten, was sie jetzt machen sollten. Elli bot ihr an, vorerst bei ihnen zu wohnen, bis sie wüssten, wie sie wieder nach Hause käme.

Als es Abend wurde, kamen Ellis Mann und ihre Kinder nach Hause. Elli erzählte ihnen, dass Svenja und Holly in der nächsten Zeit bei ihnen wohnen würden. Die Kinder freuten sich über Holly, denn sie mochten Tiere sehr.

In den nächsten Tagen entwickelte Svenja eine Art Routine. Gegen 7 Uhr frühstückte sie mit der Familie, dann ging sie mit Holly raus. Sie besichtigten die Burg und schauten in den Spiegel – in der Hoffnung, dass sie Hinweise für den Rückweg fanden. Nachmittags half Svenja Elli im Haushalt und beim Kochen.

Sie wusste nicht genau, wie viele Tage auf diese Weise schon vergangen waren. Oft fragte sie sich, ob ihre Großeltern sich Sorgen machten oder ob die Zeit bei ihnen stehen geblieben war. Svenja hatte viele Fragen. Doch sie merkte auch, wie schön es war, wie nett die Leute waren und wie sehr sie Elli und ihre Familie schon ins Herz geschlossen hatte. Es war ein bisschen wie Urlaub, Urlaub von den sozialen Medien, Urlaub davon, immer erreichbar sein zu müssen und Urlaub davon, sich mit anderen zu vergleichen.

Svenja saß gerade mit Elli am Abendbrottisch, während Mateo sich über die Regelungen in der DDR und der BRD aufregte. Für Svenja war es immer noch verwirrend, wenn sie darüber sprachen, denn sie wusste schon, dass die Mauer wieder fallen würde. Aber sie hatte keine Ahnung, ob sie ihnen davon erzählen sollte. Oder ob sie ihnen sagen sollte, wie schwer die Strafen waren, wenn sie sich gegen die Bestimmungen wehrten. Die Familie lebte zwar in einem kleinen Dorf und nicht in Berlin, aber Mateo arbeitete in Berlin und spürte die Veränderungen durch den Mauerbau sehr stark. Svenja machte sich Sorgen, da er immer öfter darüber sprach, dass man sich wehren muss und dass er ja eine Demo organisieren könnte.

So kam der Tag, an dem Mateo mit einem stolzen Lächeln nach Hause kam und über eine große Demo in Berlin sprach. Mehr als eine Million Menschen sollen auf die Straße gegangen sein. Als Elli ihn darauf ansprach, ob er wüsste, wer die Demo organisiert und ob er etwas damit zu tun hätte, fing Mateo leicht an zu stottern, hatte sich aber schnell wieder im Griff. Er behauptete: „Ich habe nichts mit der Organisation am Hut und ich weiß auch nicht, wer diese Menschen sind, die das organisiert haben. Ich finde einfach nur gut, dass sie sich dagegen wehren, was hier gerade vor sich geht.“ Und damit war das Gespräch beendet und Mateo ging in sein Zimmer.

Svenja war gerade dabei die Küche zu wischen, sie dachte über die Demo nach und welche Strafen den Organisatoren der Demo drohen könnten, da klingelte es plötzlich an der Tür. Sie überlegte, wer das sein könnte. Elli war gerade beim Zahnarzt und die Post war schon da gewesen. Sie entschied sich, die Tür trotzdem zu öffnen, vielleicht war es ja etwas Wichtiges.

„Guten Tag“, sagte ein Mann, den Svenja nicht kannte. Er sah auch nicht so aus, als würde er aus einem der umliegenden Dörfer kommen. Er hatte eine unheimliche Aura und Svenja lief ein Schauer über den Rücken. Wer war dieser Mann und was wollte er hier?

„Guten Tag“, erwiderte Svenja etwas zittrig. „Wie kann ich ihnen helfen?“

„Wohnt hier ein Mateo Türschmitt?“

„Ja der wohnt hier. Warum wollen Sie das wissen? Wer sind Sie überhaupt?“

„Wir müssen mit Herrn Türschmitt einen Sachverhalt klären.“

Svenja erschrak, meinte er etwa die Demo, über die sich Mateo so gefreut hatte, von der er sagte, dass sie nichts mit ihm zu tun hatte?

„Herr Türschmitt ist leider außer Haus, aber wenn Sie möchten, können Sie gerne reinkommen und ich mache Ihnen einen Kaffee, während Sie auf ihn warten. Er wird sicher bald zu Hause sein“, bot Svenja ihm an. Der Mann willigte ein.

Svenja blieb in der Küche, während der Fremde es sich im Wohnzimmer gemütlich machte.

Nach einer Weile kamen Elli, Zoe und Jonathan nach Hause. Elli war überrascht, als sie den Unbekannten im Wohnzimmer sah, aber Svenja erklärte ihr schnell alles. Elli war schockiert.

Mit etwas Verspätung kam auch Mateo endlich nach Hause. Er schien sehr schnell zu begreifen, was hier los war und wurde blass.

„Guten Tag, Herr Türschmitt“, sagte der Mann. „Sie wissen doch, warum ich hier bin, oder?“

„Ich kann es mir denken“, antwortete Mateo selbstbewusst.

Elli hatte Tränen in den Augen und schob Svenja und die Kinder aus dem Wohnzimmer, damit sie nicht mitbekamen, was als nächstes passierte.

Svenja schickte die Kinder schnell in ihr Zimmer und ging zurück, um zu hören, was an der Tür gesagt wurde.

„Da Sie ja schon wissen, warum ich hier bin, fordere ich Sie hiermit auf, zur Klärung eines Sachverhaltes mitzukommen!“

„Sie meinen, zu einem Verhör, oder was?“, fragte Mateo etwas gereizt.

„Machen Sie hier keine Sperenzchen! Wenn Sie weiter Ärger machen, kann das später gegen Sie verwendet werden.“

„Ich habe nichts Unrechtes getan“, erklärte Mateo mit fester Stimme.

„Wie ich sehe, empfinden Sie keine Reue und haben auch keine Ahnung, welche Konsequenzen das alles für Sie haben wird“, staunte der Fremde über Mateos Reaktion.

„Ich denke, ich werde eine Strafe bekommen, aber ich habe den Menschen ein Stück Hoffnung zurückgegeben, dass das alles vielleicht bald ein Ende hat.“ Mateos Stimme klang fest und Svenja war erstaunt, dass er bei seiner Meinung blieb.

„Wenn das so ist, dann haben sie sicher auch kein Problem damit, wenn Sie mich jetzt begleiten.“

Svenja hörte Elli leise aufschreien. In diesem Moment brach wohl ihre ganze Welt zusammen.

Auch Svenja liefen Tränen über die Wangen. Doch plötzlich stand Zoe neben ihr und sie wischte sich die Tränen schnell weg. „Was ist denn los?“, fragte Zoe mit ihrer Kinderstimme. „Ich weiß es nicht genau, meine Süße, aber alles wird gut, versprochen“, versuchte Svenja Zoe aufzumuntern.

„Schon gut“, antwortete Mateo ruhig. „Darf ich mich vorher noch von meinen Kindern verabschieden?“ „Ja, das dürfen sie, ich erwarte sie in fünf Minuten vor der Haustür, versuchen sie gar nicht erst, wegzulaufen.“ Mit diesen Worten ging der Mann zur Tür.

Mateo rief Jonathan, Zoe und Svenja zu sich und umarmte seine Kinder. „Meine Lieben, ihr müsst jetzt stark sein und auf Mama aufpassen, ja? Wir sehen uns bald wieder.“ Als er sich von seinen Kindern verabschiedet hatte, ging er zu Svenja: „Ich wünsche dir noch ein schönes Leben, meine Liebe, mach was aus dir! Du hast das Zeug dazu.“ Es klang, als wüsste Mateo, dass er nicht zurückkommen würde. Zuletzt drehte sich Mateo zu Elli um, in seinen Augen stand Bedauern. Elli umarmte ihn und schien ihn nicht mehr loslassen zu wollen. Doch als die fremde Stimme durch das Haus hallte, löste sie sich von ihm. Mateo warf ihnen einen letzten Blick zu, dann ging er hinaus. Wahrscheinlich waren es die letzten Schritte als freier Mann, die er jemals gehen würde.

Die nächsten Tage waren eintönig und traurig. Die Kinder fragten ständig, wann Papa nach Hause käme. Elli weinte jeden Abend und Svenja wusste nicht, wie sie sie trösten sollte. Der Tag, an dem der Richter über Mateos Schicksal entscheiden sollte, rückte immer näher. Mit jeder Stunde, die verging, wuchs die Angst von Elli und Svenja. Beide hofften, dass es gute Nachrichten geben würde, aber die Hoffnung war nicht groß und beide wussten, dass Mateo wahrscheinlich mit einer langen Haftstrafe rechnen musste.

Es war ein Tag wie jeder andere, seit Mateo in Untersuchungshaft war. Aber heute war die Stimmung noch düsterer und schlechter, denn heute war der Termin beim Richter. Elli durfte bei der Gerichtsverhandlung nicht dabei sein, aber man hatte

ihr gesagt, dass man sie nach dem Termin anrufen würde, um ihr zu sagen, wie es gelaufen war und was die nächsten Schritte wären. Aber das Telefon blieb stumm, es war schon Abend und niemand hatte angerufen. Svenja spürte, wie Elli sich immer mehr Sorgen machte. Plötzlich klingelte es, es war ein schriller Ton, der alle in der Wohnung zusammenzucken ließ. Elli sprang auf und rannte zum Telefon. „Ja, guten Tag, Frau Türschmitt am Apparat“, meldete sie sich mit zitternder Stimme. Svenja versuchte mitzuhören, aber es gelang ihr nicht. Als Elli endlich auflegte, war sie blass, sie und die Person am anderen Ende der Leitung hatten heftig diskutiert. Elli sah Svenja an und sagte: „Als die Wärter ihn aus der Zelle holen wollten, war er weg.“ Elli brach in Tränen aus. „Was? Er war nicht da? Gibt es denn keine Wächter, die Tag und Nacht das Gefängnis bewachen?“ fragte Svenja verwirrt. „Er war einfach weg, aber die Polizei sucht ihn schon“, erklärte Elli. Svenja war sich sicher, wenn die Polizei ihn finden würde, gäbe es kein Zurück mehr. „Wie soll ich den Kindern erklären, dass ihr über alles geliebter Vater nicht mehr zurückkommt?“ Elli sah aus, als könnte sie das alles nicht ertragen. „Das kannst du den Kindern später erklären. Jetzt ist es erst einmal wichtig, dass wir vor der Polizei wissen, wo Mateo ist. Sonst ist es zu spät für ihn.“ Svenja tat es weh, diese Worte auszusprechen. Elli sah sie an und nickte langsam. Also überlegten sie nicht lange und fingen an, das Haus zu durchsuchen. Mateo war nicht dumm. Wenn er gewusst hätte, wer die Demonstration organisierte und welche Folgen das haben konnte, hätte er sicher irgendwo ein Zeichen hinterlassen. Aber sie fanden nichts, sie durchsuchten das ganze Haus, stellten alles auf den Kopf und kontrollierten jeden Winkel. „Was sollen wir jetzt machen?“, fragte Elli, ihre Stimme klang emotionslos. „Ich weiß es nicht, aber wir werden einen Weg finden, und wenn wir ihn in der ganzen Welt suchen müssen“, munterte Svenja Elli mit fester Stimme auf.

Am selben Abend lag Svenja mit Holly auf dem Sofa und dachte über ihr wirkliches Leben nach. Sie vermisste ihre Eltern, ihre Großeltern, ihre Freunde. Aber sie konnte Elli in dieser Situation nicht mit den Kindern allein lassen, schließlich waren sie wie eine zweite Familie für sie geworden.

„Svenja, schnell, steh auf, sie sind da!“ Elli lief hektisch auf und ab. Svenja war verwirrt, wer war da? „Was ist los Elli, beruhige dich“, sagte Svenja mit schläfriger Stimme. „Sie sind da, sie wollen uns verhören oder so. Oder sie wollen uns sagen, dass sie Mateo gefunden haben“, platzte es aus Elli heraus. Aber warum waren die Polizisten zu ihnen gekommen, sie hätten doch anrufen können, schließlich hatte die Familie im Gegensatz zu vielen anderen Familien ein eigenes Telefon.

Elli öffnete die Tür, als sie endlich wieder Luft holen konnte. „Ja, Guten Abend. Was können wir für Sie tun?“ fragte sie die Polizisten. „Guten Abend, sind sie die Frau von Herrn Türschmitt?“ „Ja das bin ich.“ Ellis Stimme klang fest. „Wir müssen

Ihr Haus durchsuchen, da wir vermuten, dass sich der Gesuchte hier aufhält“, sagte einer der Polizisten. „Tun Sie das, aber er ist nicht hier.“ Elli klang überzeugt und bat die Polizisten herein. Sie machten sich sofort an die Arbeit und sprachen nicht viel. Sie schienen aber nichts finden zu können und gingen bald wieder. Elli und Svenja waren mit den Nerven am Ende, sie hatten die ganze Zeit Angst, dass einer der Polizisten doch noch etwas finden könnte, was sie übersehen hatten.

Kurz nachdem die Polizisten weg waren, klingelte es wieder. „Vielleicht ist es der Postbote“, sagte Elli und öffnete die Tür. Ein Schatten huschte ins Haus und Elli schrie auf. Svenja rannte zu ihr und was sie sah, verschlug ihr die Sprache. Es war nicht der Postbote, es war Mateo. Und er sah aus, als ginge es ihm in Anbetracht der Umstände gut. Elli brach plötzlich zusammen und kauerte auf den Fliesen. Mateo half ihr aufzustehen. „Packt schnell eure Sachen, wir hauen ab!“ Elli sah ihn verwirrt an: „Was warum?“ Sie klang geschockt. „Wir müssen raus aus diesem Land, sonst wird es hier kein schönes Leben mehr geben. Für mich, für dich und für die Kinder“, versuchte Mateo zu erklären. Nach einer Diskussion zwischen den beiden packten alle ihre wichtigsten Sachen ein. Dann stiegen sie ins Auto. Mateo fuhr viel zu schnell. Svenja wurde mulmig, als sie durch den Wald fuhren, gleich mussten sie bei der Burg sein. Svenja spürte, dass sie nicht mit ihnen gehen konnte. Sie musste zurück in ihre Zeit. „Stopp!“ rief Svenja, als sie an der Burg vorbeifuhren. Elli sah sie verwirrt an, doch dann verstand sie. Svenja hatte Tränen in den Augen, als sie alle ein letztes Mal umarmte. Niemand sagte etwas. Sie nahm Holly auf den Arm und ging zum Eingang der Burg. Ein letztes Mal drehte sie sich um und blickte zum Auto zurück, das rasend davonfuhr.

Svenja und Holly liefen durch das alte Gemäuer. Aus irgendeinem Grund fanden sie sofort den Spiegel, aus dem sie gekommen waren. Svenja war sehr froh darüber, weil ihr diese Zeit, in der sie war, immer mehr Angst einjagte. Auch Holly schien, so schnell es geht, wieder zurück nach Hause wollen. Und siehe da, als sie in den Spiegel traten, wurden sie hineingezogen und kamen an der gleichen Stelle wieder heraus. Svenja lief zu ihren Großeltern. Und ja, es war wirklich das Dorf ihrer Großeltern und ja, als sie zu ihrem Haus kam, sah Svenja ihre Großmutter gerade den Tisch mit Kuchen und Saft decken. Als wären nicht einige Wochen vergangen, in denen Svenja nicht da war.

So saßen sie zusammen am Tisch und Svenja erzählte ihnen alles, als wäre es eine erfundene Geschichte. Svenja war nicht überrascht, als ihre Oma ihr erzählte, dass ihre Urgroßmutter Elli Türschmitt hieß.



## GLENMOORE CASTLE

Von Juliane Föhlich

ZÖGERLICH SCHLAGE ICH DAS BUCH ZU. „UND? WIE FINDEST DU ES?“ MUTTER SIEHT MICH MIT ERWARTUNGSVOLLEN AUGEN AN. ICH SEUFZE. „JOA, ES IST NICHT SCHLECHT, EBEN EIN KINDERBUCH“, BEMÜHE ICH mich, nette Worte zu finden. „Nicht schlecht, nicht schlecht“, wiederholt Mutter kopfschüttelnd meine Worte. „Es ist grandios, das wird ein Bestseller! Der nächste Bestseller.“ Mit einem stolzen Lächeln greift sie nach dem Buch und streicht mit den Fingern sanft darüber. „Meinst du nicht, Paige?“, skeptisch sieht sie mich an. „Doch, sicher. Meinem grandiosen Bruder ist wieder ein Meisterwerk gelungen. Die Abenteuer der Svenja. Einmalig, wirklich. So etwas hat es noch nie gegeben.“ Sarkastisch sehe ich weg. „Also, wirklich Paige, hör mit deinem Sarkasmus auf. Du kannst die Leistung deines Bruders schon anerkennen.“ Augenverdrehend nicke ich. Diese Diskussion würde ich nicht gewinnen. Seit dem ersten Buch meines Bruders, das in der Kategorie Fünf- bis Achtjährige irgendeinen Preis gewonnen hatte, war er der Star der Familie. Meine Mutter pries ihn in den Himmel und darüber hinaus, weil er es vollbracht hatte, in fünf Jahren fünf Bücher zu schreiben. Das längste umfasste in der fertigen Ausgabe mit Bildern genau 30 Seiten und erzählte die Geschichte eines Hasen, der in jeder Jahreszeit einen neuen Freund fand. „Pädagogisch wertvoll“, „die perfekte Vereinigung von kindlicher Vorstellungskraft und Lernzielen“, „grandioser Schreibstil“, lobten die Kritiker seine Bücher. „Haben die sie nicht mehr alle?!“, war das Erste, was mir damals in den Sinn kam, als mir meine Mutter stolz die zahlreichen Berichte unter die Nase hielt. Peter hatte weder Krebs geheilt noch die allumfassende Lösung für den Klimawandel entdeckt. Er schrieb Bücher über Tiere im Wald für Kleinkinder. „Guck mal, ich bin so stolz auf deinen Bruder. Er erreicht so viele Menschen mit seinen Geschichten. Das ist ein bedeutender Teil der Literatur, den er da geschaffen hat, meinst du nicht, Paige?“, hatte sie mich damals gefragt. Den leichten Unterton in ihrer Stimme jedoch habe ich bis heute nicht vergessen. Auch jetzt spürte ich das unangenehme Ziehen in der Brust, wenn ich an ihre Worte dachte und was sie bedeuten sollten: Dein Bruder macht was aus seinem Leben, er erschafft etwas Bedeutendes, ist erfolgreich, und du? Du bist eine Versagerin. Naja, der letzte Teil stimmte immerhin. Ich war eine Versagerin. Ich bin eine Versagerin. Auch wenn ich die Bücher meines so tollen Bruders lächerlich fand, hatte er in den letzten fünf Jahren immerhin etwas vollbracht, während ich zwei Studiengänge und eine Ausbildung abgebrochen hatte. „Das passt einfach nicht zu mir“, hatte ich meine Eltern vertröstet. Eine glatte Lüge. Die Studiengänge passten durchaus zu mir, aber ich nicht zu ihnen. Sobald es darum ging, Prüfungen oder Vorträge zu

absolvieren, überfiel mich die blanke Panik. Zu Beginn glaubte ich tatsächlich noch, meine Schweißausbrüche und Atemnot seien normale Prüfungsangst, aber als sich Nasenbluten und schließlich eine Ohnmacht mitten in der Prüfung dazugesellten, wusste ich, irgendetwas stimmt ganz gewaltig nicht mit mir. Meinen Eltern verschwieg ich all dies. „Über so etwas spricht man nicht, Paige.“ „Wenn dich jemand fragt, wie es dir geht, sagst du: gut. Alles Weitere belastet die Leute nur.“ Schon von kleinauf hörte ich solche Sätze von meiner Mutter. Also schwieg ich.

Ich schwieg so lange. Zu lange. Bis auf einmal gar nichts mehr ging.

Knapp zwei Wochen war es jetzt her, dass ich den letzten Versuch meiner Abschlussprüfung angetreten war. Meine Beruhigungsmittel hatte ich auf das Maximale dosiert und die ersten zehn Minuten schien auch alles gut zu laufen. Doch dann begann meine Hand zu zittern, erst nur ganz leicht, dann immer stärker. So gut ich konnte, versuchte ich, mein aufsteigendes Unwohlsein zu verbergen, aber es half nichts. Ich schluckte und krallte meine Hände in meine Strickjacke. „Alles in Ordnung bei Ihnen, Frau Henson?“, fragte mein Dozent mit ruhiger Stimme. „Äh, ja, alles gut“, stammelte ich. Eine Lüge. Nichts war gut. Ich wollte weg, einfach weg, aber ich konnte nicht. Komm schon Paige, reiß dich zusammen. Nur noch fünfzehn Minuten, dann ist es geschafft. Gedanklich versuchte ich mich zu beruhigen, das Zittern zu ignorieren und einfach die Lösung, so schnell ich konnte, an die Tafel zu schreiben, aber meine Hand versagte mir ihren Dienst. Die Kreide krachte auf den Boden und zerbrach in zwei gleiche Teile. „Entschuldigung“, flüsterte ich nur und bückte mich nach der Kreide. Ein und aus, ein und aus, Paige. Meine eigene Stimme hallte durch die Leere, die in meinem Kopf herrschte. Schnell ging ich in die Hocke und streckte meine Hand nach der Kreide aus. Gerade, als meine Finger nur noch Millimeter von ihr entfernt waren, verschwamm plötzlich meine Sicht. Ich blinzelte, erst langsam dann schnell, aber das Gefühl, unter Wasser zu sein, verschwand nicht. Ich kannte dieses Gefühl sehr gut, dennoch war es jedes Mal aufs Neue unglaublich unangenehm. „Miss Henson, geht es Ihnen gut?“, drang die Stimme meines Dozenten durch den wässrigen Nebel, der sich um meine Gedanken gelegt hatte. Erst jetzt realisierte ich, dass ich schon ziemlich lange am Boden hocken musste, wenn er mich das fragte. Ich wollte nicken, schnell aufstehen und weiter machen, doch es ging nicht. Zu dem Nebel gesellte sich jetzt eine Schwärze, die alles zu verschlucken drohte. Ich kämpfte gegen sie an, versuchte mit aller Kraft aufzustehen, wieder auf die Beine zu kommen, ich versuchte mich an den letzten klaren Gedanken zu klammern, im Hier und Jetzt zu bleiben ... vergeblich. Das Letzte, woran ich mich erinnern kann, ist, wie mein Kopf schmerzhaft auf den Boden aufschlug und ein stechender Schmerz sich zu der Schwärze gesellte. Dann war alles dunkel.

Ein grelles Licht und ein Pochen in meinem Schädel zogen mein Bewusstsein zurück in die Realität. „Sie wacht auf“, hörte ich die Stimme meiner Mutter. Vorsichtig öffnete ich meine Augen und fasste an meinen schmerzenden Kopf. Außer einem großen Pflaster an der Schläfe konnte ich nichts als Quelle meiner Schmerzen ausmachen. „Paige, mein Liebes, wie geht es dir?“ Sanft berührte Mutter meinen Arm. „Ja gut, nur mein Kopf tut weh“, stammelte ich, ohne weiter nachzudenken. Ich war völlig verwirrt. Wo war ich überhaupt? Langsam ließ ich meinen Blick schweifen und sah mir meine Umgebung an. Eindeutig ein Krankenzimmer. „Ich hole den Doktor, der gibt dir was gegen deine Schmerzen.“ Mutter wandte sich von mir ab und wollte gerade das Zimmer verlassen, da hielt sie eine mir sehr bekannte Stimme auf. „Mutter, sie darf nichts nehmen, hat der Arzt doch gesagt. Das verträgt sich mit dem Zeug nicht, was sie intus hat.“ So genervt hatte ich Peter nur selten erlebt. „Oh ja richtig, aber ich hole den Doktor jetzt trotzdem. Wir müssen doch Bescheid geben, dass sie wach ist.“ „Wenn du meinst“, Peter verdrehte die Augen. Dann verschwand Mutter durch die schwere Tür auf den Gang. Seufzend ließ sich Peter wieder auf den Stuhl fallen. „Wenn du so genervt bist, dann geh doch“, keifte ich ihn aus dem Nichts an. „Das kann ich nicht. Ich bin wegen Mutter hier, die sich den gesamten letzten Tag und die Nacht die Augen aus dem Kopf geweint hat, so krank war sie vor Sorge um dich. Und du hast nichts Besseres zu tun, als dich mit irgendwelchen Mitteln zuzudröhnen ...“, er winkte ab. „Ist doch auch egal.“ Fast bockig drehte er sich von mir weg. Mir stiegen die Tränen in die Augen. So hatte er noch nie mit mir geredet. Klar, wir hatten nie viel gemeinsam und er war ganze zehn Jahre älter als ich, trotzdem war es ein Schock. „Ich habe mich nicht zgedröhnt“, begann ich leise. „Was?“ Peter drehte sich wieder in meine Richtung. „Ich habe mich nicht ...“, weiter kam ich nicht, denn die Tür wurde geöffnet und herein trat ein Mann im weißen Kittel, ein Stethoskop um den Hals und einem Klemmbrett in der Hand, gefolgt von meiner Mutter. „Soooo Miss Henson, wir sind also erwacht“, begann er mit einem aufgesetzten Lächeln. Ich verdrehte die Augen. Zu gerne hätte ich etwas erwidert, dass nur ich gerade aufgewacht sei und für ihn hoffte, dass er seit Dienstbeginn wach war, aber dafür ging es mir zu schlecht. „Wie fühlen Sie sich denn?“, fuhr er aufgesetzt freundlich fort. „Ihr geht’s trotz ihres Drogenrauschs schon wieder ziemlich gut“, antwortete mein Bruder für mich. Ich wollte auch jetzt etwas sagen, aber der Arzt kam mir zuvor. „Hach“, lachte er kurz auf, „Mr. Henson, Ihre Schwester hatte keinen Drogenrausch, so wie Sie es betiteln. Wir haben jedoch eine enorme Menge an starken Beruhigungsmitteln in Ihrem Blut nachweisen können“, wandte er sich nun an mich. „Ihre Dozenten berichteten uns, dass Sie bewusstlos geworden und infolgedessen auf den Kopf gestürzt sind. Ist Ihnen das schon öfter passiert?“ Fragend zog er eine Augenbraue hoch, stoppte dabei aber sein

falsches Lächeln nicht. „Haha, ja, auf den Kopf gefallen ist sie oft“, lachte Peter düster auf, „das erklärt auch so einiges“, fügte er vernuschelt hinzu. „Peter! Sag so etwas nicht zu deiner Schwester. Sie hatte einen ernstzunehmenden Zusammenbruch und wir müssen für sie da sein.“ Empört stützte Mutter ihre Hände auf die Hüfte, als wäre Peter noch ein Fünfjähriger und von ihrem Tadel nur ansatzweise beeindruckt. Er verdrehte hingegen nur die Augen und murmelte etwas in seine Faust, auf die er sein Gesicht stützte. „Also?“, der Arzt wandte sich wieder mir zu. Unwohl rutschte ich im Bett herum, kratzte mich verlegen am Kopf und räusperte mich mehrmals, bevor ich zu einer Antwort ansetzte. „Wollen wir das lieber unter vier Augen besprechen?“ Dankbar suchte ich seinen Blick, in den sich etwas Aufrichtiges, vielleicht sogar Verständnis gelegt hatte und nickte. „Mrs. Henson, Mr. Henson, dürfte ich Sie bitten, mich und meine Patientin allein zu lassen?“ Langsam drehte er sich zu den beiden um. „Aber sie ist meine Tochter! Ich habe ein Recht zu erfahren, was mit ihr ist!“ Empört warf sie ihren seidenen Schal über die Schulter und verschränkte die Arme vor der Brust. „Miss Henson ist volljährig und bei Bewusstsein, also kann sie selbst entscheiden, was ihre Angehörigen über ihren Zustand erfahren und was nicht. Also, wenn ich Sie dann bitten dürfte“, er machte eine Geste mit der Hand und deutete in Richtung meiner Zimmertür. Fast eingeschnappt griff meine Mutter nach ihrer dunkelgrünen Tasche, die natürlich perfekt zu ihren Schuhen und dem Blumenmuster ihres Schals passte und stolzierte zu Tür. Ich senkte meinen Blick und starrte auf das grau-weiße Muster der Bettdecke, die auf meinen Schoß lag und mich angenehm wärmte. Ihren vorwurfsvollen Blick würde ich jetzt nicht ertragen. Den Schritten nach zu urteilen, folgte ihr mein Bruder gequält langsam. Obwohl mir nicht kalt war, bemerkte ich, wie das Zittern meiner Hände wieder begann. Schnell zog ich sie unter die Decke, wobei sich der Zugang an meiner Hand schmerzhaft tiefer in mein Fleisch bohrte. Scharf zog ich die Luft ein und mein Gesicht verkrampfte sich. „Haben Sie Schmerzen, Miss?“, fragte mich der Arzt, dessen Namen ich immer noch nicht kannte, als die Tür endlich ins Schloss fiel. „Ähm, nein, alles in Ordnung, danke, Doktor...“, ich stockte. „Oh Verzeihung, Doktor Goodman.“ „Goodman? Wirklich?“, ich musste mir so sehr das Lachen verkneifen, dass ich den Schmerz sofort vergaß. „Ja. Was ist daran so komisch?“ Er musterte mich fragend. „Naja, Sie heißen Goodman und sind Arzt, das ist wie aus einem schlechten Liebesfilm. Lassen Sie mich raten, Ihr Vater ist auch Arzt, sowie auch schon Ihr Großvater. Und der hat damals mit einer kleinen Praxis auf dem Land begonnen und eigentlich will Ihr Vater, dass Sie diese eines Tages übernehmen, aber Sie wollen mehr. Deshalb sind Sie hier in der Stadt, in diesem Krankenhaus. Fehlt nur noch, dass die Liebe Ihres Lebens Ihnen nach Feierabend in die Arme stolpert.“ Ich fühlte, wie meine Wangen vor Aufregung ganz rot wurden. „Sie haben ja viel

Fantasie, Miss. Und nein, mein Vater ist Elektriker. Er ist sehr stolz, dass ich Arzt geworden bin.“ Ein Grinsen stahl sich auf seine Lippen, bevor er wieder ernst wurde. „Oh“, kam es nur zögerlich aus meinem Mund. Auf einmal war mir meine überschwängliche Fantasiegeschichte schrecklich peinlich. „Aber vielleicht bewahrheitet sich der Teil mit der Liebe meines Lebens ja noch.“ Er schien mein peinlich berührtes Schweigen bemerkt zu haben. Verlegen blickte ich wieder zu ihm wieder auf. „Das hoffe ich für Sie, Doktor Goodman.“ „Also, jetzt zum ernstesten Teil. Ist Ihnen das mit der Ohnmacht schon öfter passiert?“ Geduldig sah er mich an. „Ja. Es ist bis jetzt genau vier Mal passiert.“ Er nickte kurz. „Und standen Sie in diesen Fällen unter enormem Stress, so wie gestern?“ „Ja. Es ist eigentlich immer vor oder nach einer Prüfung passiert.“ Wieder nickte er und notierte etwas auf seinem Klemmbrett. „Haben Sie vor der Ohnmacht noch andere Symptome außer Schwindel?“, fragte er weiter. „Ich habe nicht nur Schwindel. Der Schwindel und die Ohnmacht sind nur der Höhepunkt. Es beginnt mit dem Zittern meiner Hände, dann kommen Schweißausbrüche hinzu und dann schlägt mein Herz vor Angst so schnell, dass ich keine Luft mehr bekomme. Erst dann kommt der Schwindel.“ Ich hielt kurz inne, so überrascht war ich von mir selbst, wie nüchtern und sachlich ich auf einmal davon berichten konnte. Ich hatte erst mit einer einzigen Person darüber gesprochen, meiner Therapeutin, sonst mit niemandem. „Sind Ihnen Panikattacken ein Begriff?“, er sah von seinem Brett auf. „Ja, ich weiß, dass ich Panikattacken habe. Was meinen Sie, wo ich das Beruhigungsmittel herhabe?! Ich habe es ganz offiziell verschrieben bekommen und ganz klar mit meiner Ärztin geklärt, wie viel ich davon nehmen darf. Ich habe es mir nicht im Internet bestellt oder so, was mein Bruder vielleicht behauptet hat.“ „Niemand behauptet irgendwas, Miss Henson. Es ist gut, dass Sie in Behandlung sind.“ Er machte eine Pause. „Aber?“, skeptisch verengte ich meine Augen. „Aber es scheint nicht auszureichen. Sie haben Ihre Medikation auf das Maximale ausgereizt und trotzdem kam es zu einem derart schweren Anfall. Ich denke, die therapeutische Betreuung, die Sie momentan erhalten, reicht nicht mehr aus. Vielleicht ist es auch nötig, neue Medikamente in Betracht zu ziehen, um Ihnen langfristig helfen zu können.“ Seine Worte klangen nicht schlecht. Ich sehnte mich seit Jahren danach, dass diese Attacken von Angst und Panik endlich aufhörten, aber die Hoffnung hatte ich vor gut einem Jahr aufgegeben. Vor einem Jahr ... Meine Gedanken schweiften ab. Vor einem Jahr hatte ich den dritten von vier Prüfungsversuchen angetreten und abgebrochen, weil meine Medikamente nicht wirkten. Darauf folgte eine der schlimmsten Panikattacken, die ich je hatte, gefolgt von einer Ohnmacht, nach der ich mitten im Prüfungsraum, umgeben von Dozenten und hundert Studenten, wieder aufgewacht war. Vor Peinlichkeit wäre ich am liebsten gleich wieder bewusstlos geworden, aber diesen Gefallen tat mir mein

Körper nicht. Objektiv betrachtet, war die Situation gar nicht so schlimm gewesen. Man hatte mich in die stabile Seitenlage gedreht, mir ein kaltes Tuch auf die Stirn gelegt und die Sanitäter verständigt. Besorgt hatte man mir nach meinem Erwachen einen Becher mit Saft gereicht und mir dabei geholfen, mich ganz langsam aufzusetzen. Erst hatte ich es gar nicht bemerkt, doch die Prüfung war abgebrochen worden. Meinetwegen. Wie ich nach Hause gekommen war, wusste ich nicht mehr. Ich erinnerte mich nur daran, wie ich den Sanitätern geistesgegenwärtig die Telefonnummer meiner Therapeutin und nicht die meiner Mutter gegeben hatte und sie es war, die mich nach Hause brachte.

„Miss Henson?“, die Stimme des Doktors riss mich aus dieser Erinnerung. „Ja?“, verwirrt sah ich ihn an. „Wir sprachen doch gerade über neue Behandlungsmethoden, wissen Sie das noch?“ Etwas Besorgtes lag in seiner Stimme. Hatte mich diese Erinnerung so lange in sich gefangen genommen? Verlegen nickte ich. „Gut. Was halten Sie denn von der Idee einer Intensivbetreuung?“ „Intensivbetreuung? Das klingt ja so, als bräuchte ich Hilfe beim zur Toilette gehen.“ „Nein, keinesfalls, Miss Henson“, er lachte kurz auf, „es bietet Ihnen einfach die Chance, rund um die Uhr betreut zu werden. Dann haben wir auch die Möglichkeit, Sie neu zu medikamentieren, andere Formen der Therapie auszuprobieren und allgemein herauszufinden, was Ihnen guttut.“ Wieder nickte ich. Das hörte ich wirklich nicht schlecht an. Auch der Gedanke, nach dem ganzen Drama weit weg von meiner Familie zu sein, war wie Musik in meinen Ohren. „Ich würde Ihnen dann einige Kliniken empfehlen, bei denen Sie so zügig wie möglich Ihren Aufenthalt beginnen können. Soll ich dazu Ihre Familie wieder hereinbitten?“ Erwartungsvoll sah er mich an. „Es muss ja wohl sein, oder?“ Zögerlich nickte Doktor Goodman. „Könnten Sie dann nur meine Mutter holen? Ich ertrage die dumme Fres ... ähm, dummen Kommentare meines Bruders gerade nicht.“ „Kein Problem“, sagte er zu mir, schon im Drehen und trat hinaus auf den Flur. Dieser eine Moment Ruhe verschaffte mir so viel Erleichterung wie schon lange nicht mehr. Weit weg von allem? Weit weg von Mutters verurteilenden Blicken und Peters dummen Kommentaren? Weit weg von der Uni, meinen unzähligen Unterlagen zum Lernen? Das klang einfach nur herrlich.

Und nun sitze ich hier, im Wagen meiner Mutter, meine alte Lieblingsjacke an und ein Täschchen auf dem Schoß mit meinem Handgepäck. „Ach, Schottland und die Gegend hier sind aber hübsch“, durchbricht Mutter die Stille. „Guck doch mal, Liebes!“ Erwartungsvoll dreht sie sich zu mir. Genervt gucke ich aus dem Fenster. Weite grüne Landschaften, Wälder und Wiesen, in der Ferne kann man die Klippen erahnen. Wirklich schön, gestehe ich es mir gedanklich ein. „Was meinen Sie, Jefferson? Meine Tochter hat es wohl nicht nötig, mir zu antworten.“ „Wunderschön,

Ma'am“, ergreift Mutters Chauffeur statt meiner das Wort. Ich wage es nicht, sie anzusehen. Jedes Mal aufs Neue treffen mich ihre spitzen Worte. Über die Jahre habe ich gelernt, sie einfach zu ignorieren, aber trotzdem. Die ständige Kritik wird mich wohl nie ganz kalt lassen. „Da wirst du sicher schöne Spaziergänge machen können. Das ist ja schon Wellness beim Hinsehen, oder Jefferson?“ Jefferson nickt nur und wirft mir dann einen Blick durch den Rückspiegel zu. Ich weiß genau, was er damit sagen will. Es tut ihm leid. Zu oft habe ich weinend im Wagen gesessen, starre Blicke aus dem Fenster geworfen, während Mutter neben mir vor sich hin schimpfte. Nur Jeffersons Augen im Rückspiegel, die mehr Wärme und Mitgefühl in sich hatten als meine Mutter in ihrem ganzen Körper, hielten mich vom völligen Zusammenbruch ab. „Mutter, das ist kein Wellness-Urlaub. Das ist ein klinischer Aufenthalt, der mir helfen soll, endlich meine psychischen Probleme in den Griff zu bekommen.“ „Ja sicher, Liebes, diese Burg ist ein hervorragendes Resort, das hat mir der Doktor versichert. Dort wirst du dich gut entspannen können“, fährt sie fort, als hätte sie meine Worte nicht gehört. „Nochmal, Mama, es ist kein Wellness-Resort, ich mache da keinen Urlaub.“ „Ich weiß, aber das muss ja sonst niemand wissen.“ Unangenehm berührt streicht sie über ihren schimmernden Seidenrock. „Was meinst du denn damit?“, verwundert drehe ich mich nun doch zu ihr. „Naja, wie soll ich das denn Tante Petunia oder den Carlsons erklären? Ich werde dich und uns sicher nicht in einem noch schlechteren Licht darstellen lassen, indem ich öffentlich rumerzähle, dass meine Tochter verrückt ist und ein Drogenproblem hat.“ Entgeistert sehe ich sie an, wie sie sich verlegen ihre Perlenkette zurechtrückt. „Nein, ich habe natürlich gesagt, dass du dir eine Auszeit gönnst, nach den Anstrengungen der Prüfung. Und das machst du eben auf dem Land in einem Resort. Das wird als Information ausreichen müssen. Ach so, bevor ich es vergesse, ich habe dir Postkarten aus Westview in deine Tasche gelegt, dort befindet sich eben genau so ein Resort. Es wäre also angebracht von dir, diese nach zwei Wochen an Tante Petunia und deine Großmutter zu schicken.“ Ich bekomme kein Wort heraus. „Paige, habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?“ Mit Nachdruck sieht sie mich an. Schnell sehe ich weg. Tränen steigen mir in die Augen, und ich lege mir eine Hand vor den Mund, um ein Schluchzen zu unterdrücken. Nach all dem muss sie noch weiter lügen? Und schlimmer: Mich dazu zwingen, ihre Lügengeschichten mitzuspielen? „Paige?“, fragt sie wieder. „Ma'am, wir sind da.“ Jeffersons Worte retten mich davor, eine Antwort geben zu müssen. „Oh, das ist ja reizend hier. Jefferson, laden Sie dann gleich das Gepäck aus?“ „Gewiss Ma'am.“ Ruhig, wie immer, nickt Jefferson und steigt dann aus dem Wagen. „Soll ich dich noch begleiten, Liebes?“, fragt sie sanft, als hätte sie plötzlich ihre Wut vergessen. Verwirrt über die Liebe in ihrer Stimme, wische ich mir möglichst heimlich die Tränen weg und schüttle vehement

den Kopf. „Nein“, ich muss mich räuspern, „nein, das ist nicht nötig, ich schaffe das schon.“ „Gut, dann komm her.“ Sie streckt ihre Arme nach mir aus und zieht mich in eine etwas steife Umarmung. „Jetzt umarme mich richtig, mein Kind“, fordernd drückt sich mich näher an sich. Zögerlich folge ich ihrer Aufforderung. Nach einer gefühlten Ewigkeit lässt sie mich los und verabschiedet sich mit einem festen Kuss auf die Stirn. „Wenn etwas sein sollte, rufst du an, dann schicke ich Jefferson sofort zu dir.“ Ich zwingen mich zu einem Lächeln und nicke ihr zu, bevor ich endlich aussteige. Die Luft ist angenehm frisch und eine leichte Brise weht mir durchs Haar. „Sind Sie soweit, Miss?“ Ich drehe mich und sehe Jefferson, der bereits mit meinen Koffern vor dem großen Eingangsportal auf mich wartet. „Ja, ich komme schon“, sage ich und beeile mich, um das Auto herum und zu ihm zu gehen. Dabei komme ich nicht umhin, das gigantische Schloss zu betrachten. Gut, ein Schloss ist es nicht, sondern eine alte, steinerne Burg, die eine Art Gemütlichkeit und Sicherheit ausstrahlt und mich so in ihren Bann zieht. Ich merke bereits jetzt, noch während ich mit Jefferson die Burg betrete, wie die Anspannung der letzten Tage von mir abfällt.

Stauend und mit offenem Mund drehe ich mich im prächtigen Foyer um die eigene Achse. Dieser Raum scheint fast bis in die Wolken hineinzuragen. Die Decke ist zwischen ihren Querbalken, die sich in einem geometrischen Muster ineinander kreuzen, mit wunderschönen und im Licht schimmernden Malereien verziert. Man bräuchte wohl eine Ewigkeit, um sie alle im Detail zu bewundern. „Miss?“ Erst Jeffersons Stimme reißt mich aus meiner Gedankenwelt und lässt mich realisieren, dass ich wie eine Fünfjährige noch immer mitten im Foyer stehe und an die Decke starre. Vor Scham merke ich, wie mir das Blut in die Wangen schießt und sie vor Hitze förmlich glühen. Schnell wende ich meinen Blick zu Boden und nicke kurz, bevor ich eilig zu Jefferson aufschließe. „Sie müssen sich jetzt anmelden.“ Wieder nicke ich. „Hier sind Ihre Sachen. Man wird sie Ihnen gleich abnehmen.“ Jefferson macht eine Pause und seufzt leise. „Sie müssen jetzt gehen, richtig?“, frage ich, obwohl ich die Antwort bereits kenne. Bedächtig sieht er mich an und atmet deutlich hörbar aus. So sehr hatte ich gehofft, dass er mich noch weiter begleiten könnte, mir beistehen würde, aber er war eben kein Verwandter, sondern nur Mutters Chauffeur. Mit einem schweren Atemzug nehme ich den Griff meines Koffers. Schon wieder brennen Tränen in meinen Augen. „Sie schaffen das. Sie sind hier gut betreut und es wird Ihnen hier sicher gefallen. Und wenn nicht, dann schreiben Sie eine Geschichte über die Geister der alten Lords, die hier herumspuken“, beendet er seinen Satz mit einem Zwinkern. Ich muss grinsen. „Ja, das werde ich. Und ich werde sie Ihnen schicken, dann haben Sie was zum Lesen, während Mutter Sie warten lässt, weil sie das Seidenkleid noch in blau anprobieren muss“, verstelle ich die Stimme zu einem arroganten Tonfall. Etwas verlegen schaut Jefferson zu Boden.

Ich weiß ganz genau, dass er sich so sein Lachen verkneift. „Sie sollten jetzt wirklich gehen.“ Noch mit einem Grinsen auf den Lippen deutet er in Richtung der Rezeption, an der eine Dame in weißer Kleidung schon freundlich in unsere Richtung blickt. „Ist gut. Danke, Jefferson. Ich werde Ihnen schreiben.“ Ich weiß, dass es eigentlich nicht angebracht ist, aber ich umarme ihn so fest ich kann. Ich fühle, wie überrascht er im ersten Moment davon ist, doch dann erwidert er die Umarmung vorsichtig und legt mir eine Hand auf den Rücken. „Alles Gute für Sie, Miss Paige. Ich wünsche Ihnen nur das Beste.“ Er löst sich, nickt mir zu und dreht sich dann zum Gehen um. „Danke, für alles“, flüstere ich ihm nach. Erst als Jefferson das Foyer verlassen hat, drehe ich mich in Richtung der Rezeption, an der die Dame immer noch auf mich zu warten scheint. Auf geht's, Paige, sage ich gedanklich zu mir, greife mein Gepäck und gehe auf sie zu. „Miss Henson?“, mit freundlichen Augen sieht sie mich fragend an. Ich nicke etwas zögerlich. „Herzlich Willkommen auf Glenmoore Castle und in der MacAlister Rehabilitationsklinik. Haben Sie Ihre Unterlagen dabei?“ Sie tippt etwas in ihren Computer ein und sieht mich dann wieder an. Ich greife in meine Handtasche und ziehe wortlos eine Mappe heraus. „Perfekt, danke. Dann müssten Sie das hier schnell unterschreiben und hier ist Ihr Zimmerschlüssel und der Lageplan. Ihr Zimmer befindet sich im alten Schlosstrakt. Dazu gehen Sie die Treppe rauf, dann links, die Galerie entlang und dann rechts.“ Sie deutet mit dem Finger in die beschriebene Richtung. „Danke“, sage ich nur schnell und unterschreibe das Dokument. Wortlos greife ich nach dem Schlüssel, an dem ein goldenes Etikett mit der Zimmernummer hängt. Ich lächle der Dame noch kurz zu und mache mich dann auf den Weg in mein Zimmer. Meine Gedanken rasen. „Treppe hoch, dann links, dann rechts. Zimmer 113. Tasche hab ich. Koffer hab ich. Warte, Koffer!“ Abrupt bleibe ich auf der Treppe stehen. Hastig drehe ich mich um und gucke zurück ins Foyer. Da steht er. Einfach am Empfang, genau so, wie ich ihn vor wenigen Augenblicken abgestellt habe. Für eine Sekunde bin ich erleichtert, doch in der nächsten läuft mir ein kalter Schauer über den Rücken. Wie peinlich, wie kann man nur so dumm sein?! Wie kann man seinen Koffer vergessen? Ok, los, du gehst jetzt einfach runter und holst ihn und dann ist gut. Du musst gar nicht mit der Dame am Empfang reden, versuche ich mir Mut zuzureden. Schritt für Schritt und so leise ich kann, laufe ich Stufe für Stufe wieder zurück. Die Empfangsdame ist in ihren Computer vertieft und hat mich noch nicht bemerkt. Ein Glück, denke ich nur. Immer wieder schiele ich zu ihr herüber. Ich muss um jeden Preis vermeiden, dass sie mich sieht, dass wäre mein Untergang, denke ich immer wieder, während meine düsteren Gedanken mir die schlimmsten Dinge und schlechtmöglichsten Szenarien in den Kopf hexen. Mein Herz beginnt zu rasen, als ich endlich wieder im Foyer stehe. Ich schleiche auf meinen Koffer zu, immer noch unbemerkt. Gerade,

als ich ihn erreiche, sieht sie mich verwundert an. „Miss Henson, was machen Sie denn?“ Mein Herz scheint sich förmlich aus meiner Brust schlagen zu wollen. „Ich ..., ich ..., mein Koffer“, ich räuspere mich und versuche meine Verlegenheit zu überspielen. „Aber Miss, der wird Ihnen doch gleich hochgebracht. Ich muss nur noch Ihre Daten fertig eingeben, dann schicke ich jemanden. Brauchen Sie etwas daraus sofort?“ Besorgt sieht sie mich an. „Oh, nein, danke. Ich habe alles. Vielen Dank und Entschuldigung, ich wusste das nicht.“ Hitze beginnt meine Wangen zu färben. Wie dumm du doch bist, schimpft die Stimme in meinem Kopf sofort los. „Alles in Ordnung, Miss Henson, woher sollten Sie es auch wissen. Sie gehen jetzt einfach auf Ihr Zimmer und der Koffer wird Ihnen gebracht, ja?“ Ich nicke nur und drehe mich eilig um, damit sie die Tränen, die mir in die Augen steigen, nicht sehen kann.

Als ich endlich mein Zimmer betrete, scheint die Anspannung der letzten Stunde von mir abzufallen. Erleichtert atme ich aus und lege den Schlüssel wie selbstverständlich auf das kleine Tischchen neben der Eingangstür. Praktisch, denke ich nur kurz und betrachte dann mein Zimmer. Es ist geräumiger, als ich es erwartet hatte. Die Wand ist in einem warmen Beigeton gestrichen und lässt nur noch die Strukturen der alten Wandvertäfelung erkennen. Nun, ob das wirklich noch die originalen Wände sind, wage ich zu bezweifeln, aber immerhin wurde mir gesagt, dass ich noch im alten Schlossteil untergebracht bin, und ein wenig Fantasie erlaube ich mir. Das Bett steht mittig, die Decken darauf sind makellos und weisen nicht eine einzige Falte auf. Viel zu pompös für ein Krankenhaus, denke ich nur, als ich das große Bett mit golden schimmerndem Kopfteil skeptisch betrachte. Theatralisch lasse ich mich mit dem Rücken zuerst auf die Matratze fallen. „Oh, Ihre Majestät sind ohnmächtig“, verstelle ich meine Stimme und lache leise vor mich hin. „So schlecht ist es hier gar nicht. Diese Ruhe, herrlich.“ Ich weiß nicht wieso, aber warum auch immer scheint die Stille dieses Orts sich auch auf meine Gedanken auszuweiten und die Stimme, die mir sonst laut und präsent die schlimmsten Ängste und Gedanken einflößt, scheint für diesen Moment zu schweigen. Noch einen Augenblick bleibe ich liegen und starre die Ornamente an der Decke an, die sich fein ineinander kräuseln und schließlich in der Deckenlampe münden. Ohne weiter darüber nachzudenken, stehe ich auf und laufe auf das Fenster zu. „Die Aussicht ist ja herrlich“, stelle ich überrascht fest. Ich weiß nicht, womit ich gerechnet habe, aber damit sicher nicht. Mein Zimmer ist im Schloss südlich ausgerichtet, sodass ich die Einfahrt und das alte Tor von hier sehen kann. Aber das ist es nicht, was mich so erstaunt. Ich kann weit über den angelegten Park und den Zaun bis zu den Klippen und auf das Meer sehen, wie es kraftvoll und trotzdem verspielt auf die Klippen schlägt. Hastig fasse ich an den Griff. „Ob die Meeresbrise wohl bis hierher-

zieht?“ Das Fenster bewegt sich kein Stück, egal wie sehr ich daran ziehe. Erst, als ich den Griff in die andere Richtung drehe, gibt es meinem Wunsch nach und öffnet sich einen winzigen Spalt breit. Na toll. Die denken hier wohl an alles. Psychisch kranke Menschen im zweiten Stock, da schließen wir lieber mal die Fenster, nicht dass einer noch springen will, höhö. Mit verstellter Stimme lache ich höhnisch. Egal, dann eben so. Ich drücke mein Gesicht gegen die Wand, in der Hoffnung, durch den Spalt etwas von der salzigen Luft riechen zu können. Vergeblich. Toll, jetzt tut mein Nacken weh. Ich trete rückwärts vom Fenster weg, während ich meine Hand in den Nacken stütze. „Na, dann eben nicht“, denke ich und lass mich wieder aufs Bett plumpsen. Theoretisch könnte ich wohl einfach rausgehen und mir von dort das Meer ansehen, aber ich habe absolut keine Motivation, mit irgendjemandem zu reden, geschweige denn, gefragt zu werden, wo ich denn hin will. „Dann bleibe ich einfach hier, packe aus und genieße die Stille. Vielleicht lese ich was? Oder sollte ich was malen? Oder vielleicht sollte ich nach dem Plan fürs Abendessen fragen? Oder das Gebäude genauer ansehen? Immerhin weiß ich überhaupt nicht, wo hier was ist. Die Stille in meinem Kopf weicht dem tosenden Sturm an Gedanken und mein Herz beginnt zu rasen. Na toll, denke ich genervt und lege eine Hand auf meine Brust. Gerade als ich versuche, meine Gedanken zu beruhigen, klopft es an der Tür. Ich zucke zusammen. Nein, das darf doch jetzt nicht wahr sein, ich will niemanden sehen, schon gar nicht so. Ich kneife die Augen zusammen, nehme ein paar tiefe Atemzüge und gehe langsam auf die Tür zu, mir wohl bewusst, dass ich mich nicht davor drücken kann, sie zu öffnen. Zeitgleich setze ich ein falsches Lächeln auf und greife nach der Klinke. „Miss Henson?“ Ein junger Mann in einem weißen Overall steht vor meiner Tür und blickt mich freundlich an. Ich nicke nur kurz. „Ich bin Pfleger Colin. Wenn sie einen Moment Zeit haben, dann würde ich Ihnen jetzt die Anlage zeigen. Morgen beginnen Ihre Behandlungen und da müssen Sie ja wissen, wo sie hinmüssen. Ich habe hier auch die Liste mit Ihren Terminen für Sie.“ Er reicht mir eine hellblaue Mappe. „Danke“, antworte ich, immer noch falsch lächelnd. Langsam tut mein Gesicht weh und meine Lippe beginnt zu zucken. „Gut, dann wollen wir los?“ Colin sieht mich erwartungsvoll an. Überfordert mit mir selbst, bleibe ich Colin eine Antwort schuldig und erstarre förmlich. „Miss Henson, brauchen Sie noch irgendwas?“ Er zieht besorgt die Augenbrauen zusammen. Er muss mich doch für völlig bescheuert halten. Jetzt reiße dich zusammen, ermahne ich mich selbst. „Ähm, ich brauche nichts weiter, danke. Wir können gleich gehen.“ „Ok, dann vergessen Sie ihren Schlüssel nicht.“ Ich bin dankbar für seine freundliche Erinnerung, greife zum kleinen Tischchen und stecke den Schlüssel in meine Jackentasche.

Der Rest des Tages vergeht für mich wie im Rausch. Ich bekomme so viele neue

Eindrücke, die mein Gedächtnis füllen, dass ich mich wie auf Wolken gehend fühle. Alles fühlt sich weit weg an. Nach dem Abendessen schleiche ich direkt zurück auf mein Zimmer und verpasse mit Absicht die Willkommensveranstaltung für die neuen Patienten, von der mir Colin heute Nachmittag berichtete, als er mir den großen Saal zeigte. Stumm mache ich mich fertig fürs Bett und sobald ich mich auf das weiche Kissen fallen lasse, merke ich, wie meine erschöpften Muskeln sich entspannen und auch meine Gedanken allmählich zur Ruhe kommen. Schläfrig erinnere ich mich an die Erlebnisse von heute. Das Schloss, mein Zimmer, dieses pompöse Bett, in dem ich jetzt liege, die sagenhafte Aussicht und die Meeresbrise, nach der ich mich immer noch sehne. Müde gebe ich mich diesem Gedanken hin und sinke in ihn hinein.

„Was?“ Schwer atmend setze ich mich auf. „Was war das?!“ Panisch taste ich nach dem Lichtschalter. Endlich, da ist er. Das Zimmer wird sofort hell, als ich ihn drücke, sodass sich meine Augen reflexartig zusammenkneifen. Ich muss mich regelrecht dazu zwingen, sie wieder zu öffnen, aber ich muss wissen, woher dieses Geräusch kam. Hektisch sehe ich mich um. Nichts. Es ist alles still. „Ist es noch mitten in der Nacht? Oder schon früher Morgen? Wie lange habe ich geschlafen?“ Verwirrt taste ich nach meinem Smartphone, das gleich neben mir auf dem Nachttisch liegt. 22.34 Uhr zeigt die Uhr darauf. Wow, denke ich, ich habe nicht mal eine Stunde geschlafen. Das fängt ja gut an. Genervt setze ich mich im Bett auf, schüttele meine Arme und Beine kurz aus, die von dem Schreck ganz verkrampft sind. Die Stille in meinem Zimmer beunruhigt mich. Ich weiß nicht mal wieso, aber diese neue Umgebung, die unbekanntenen Geräusche und Schatten an den Wänden jagen mir eine Heidenangst ein. Als würde von ihnen eine Bedrohung ausgehen, sitze ich nun hellwach auf der Kante meines Bettes und suche mit den Augen erst das Fenster und dann die Tür nach Auffälligkeiten ab. Natürlich finde ich nichts. Warum solltest du auch? Das ist eine gesicherte und moderne Anlage, hier passiert nichts, spreche ich gedanklich zu mir selbst. „Aber was, wenn doch?!“ Da ist sie wieder. Die Stimme meiner Angst. Ich reagiere sofort auf sie, mein Nacken verspannt sich, meine Hände beginnen zu schwitzen und mein Herz beginnt zu rasen. „Nein, nein. Ich lasse das jetzt nicht zu. Es ist alles in Ordnung. Es ist nur ein neuer Ort, an den du dich gewöhnen wirst“, versuche ich ihr entgegenzuwirken. „Aber was, wenn ...“, flüstert sie zurück und schon flackern, wie bei einem alten Fernseher, Bilder durch meinen Kopf, die mir ganze Horrorfilme und mich als Protagonistin zeigen. Ich werde entführt, jemand bricht bei mir ein, es fängt an zu brennen und ich komme nicht raus. Mein Herz rast so sehr, ich glaube es wird aus meiner Brust heraus schlagen. Luft! Ich bekomme keine Luft! „Stopp!“, schreie ich auf. „Paige, erinnere dich, was sollst

du machen, wenn das passiert? Aufstehen! Verlasse die Situation. Steh auf!“, erinnert mich meine rationale Stimme. Und sie hat recht. Genau für solche Momente habe ich mich doch in der Therapie vorbereitet. So schwer es auch ist, ich muss hier raus, meinen Kopf mit anderen Eindrücken füttern. Aber wohin? Nach draußen? Ich glaube, das darf ich zu so später Stunde nicht mehr. Runter zum Empfang oder in die Halle? Nein, besser nicht. „Colin!“, erinnere ich mich plötzlich. Er hat heute Nachtdienst und sitzt vermutlich im Schwesternzimmer. Er wird mir sicher helfen. Immerhin hatte er mir sogar gesagt, ich solle mich jederzeit melden, falls was sein sollte. Und es ist definitiv etwas. Vielleicht kann er mir ja was zum Schlafen geben oder wenigstens etwas zu Beruhigung.

Immer noch ängstlich, aber mit einem klaren Ziel vor Augen, schlüpfte ich in meine Hausschuhe, ziehe meine Strickjacke wieder an und greife nach dem Schlüssel. „Los geht’s.“ Gegen meine Erwartungen ist der Flur nicht stockdunkel, sondern gedimmt erleuchtet. Auch sonst fehlt ihm jedes furchteinflößende Element, das ich mir eben noch ausgemalt habe. Erleichtert ziehe ich also los. Das Schwesternzimmer ist nicht weit von meinem Zimmer entfernt. Ich muss nur die Treppe runter ins Foyer und dann nach links in den Gang. Eilig habe ich es jedoch nicht. Ich versuche, mir so viel Zeit wie möglich zu lassen, immerhin muss mir noch einfallen, was ich zu Colin sage. „Ich hatte einen Alptraum.“ Nee, das ist dämlich. „Ich kann nicht schlafen.“ Dabei ist es erst halb elf. Das ist auch ne doofe Idee. Während ich so nachdenklich durch den Flur und zur Treppe schlurfe, betrachte ich die Gemälde, die den alten Schlosstrakt zieren. Alle sind in prächtigen Rahmen aufgehängt und werden geschickt durch die Wandlampen links und rechts beleuchtet. Ich muss schmunzeln, als ich den Gesichtsausdruck einer alten Dame auf einem Gemälde nahe der Treppe entdecke. Streng und von oben herab, scheint sie durch das Gemälde hindurch direkt auf ihre Betrachter zu starren. Mahnend, ja fast strafend und voller Abschätzung scheint sie mich anzusehen. „Was gucken Sie denn so? Ich war’s bestimmt nicht. Lady...“, ich suche nach ihrem Namen auf dem kleinen goldenen Schild, das direkt unter dem Gemälde hängt, „Lady MacAlister. Ich werde mich nun empfehlen und zur Nachtschwester gehen“, verstelle ich meine Stimme und deute eine Verbeugung an. Lachend gehe ich weiter und biege um die Kurve direkt zur Treppe. Auch hier komme ich nicht umhin, die Gemälde genauer zu betrachten. Der Burgherr mit seinen Hunden, seine Söhne als junge Knaben streng zurechtgemacht, sein Erbe mit seiner Familie. Ich will schon weitergehen, doch ich stolpere zurück. Dieses Gemälde. Mir stockt der Atem. Völlig entgeistert starre ich es an. Das kann nicht sein. Das ist ein Scherz. Ich gehe auf dem Treppenabsatz einige Schritte nach hinten, in der Hoffnung, das Bild noch klarer sehen zu können. Kein Zweifel. Ein Mann, zwei kleine Kinder und eine Frau. „Das bin ich!“, platzt es aus

mir heraus und meine Stimme hallt durch das Foyer. „Die Frau auf dem Bild bin ich!“ Ich kann es nicht fassen. Hastig stürme ich auf das goldene Schild zu. „Familie MacAlister: Herzog Logan von Glenmoore, Herzogin Paige von Glenmoore sowie ihre Kinder Earl George und Lady Amelia“

„Herzogin Paige?“, rufe ich ungläubig. Wieder mache ich einige Schritte zurück und betrachte die Frau in dem Gemälde noch einmal ganz genau. Braune, lockige Haare, elegant frisiert, Sommersprossen auf den Wangen und strahlend blaue Augen. „Das bin ich!“, rufe ich wieder. Meine Gedanken rasen. „Das kann doch nicht wirklich ich sein, oder etwa doch? Bin ich eine Zeitreisende? Oder ist sie meine Vorfahrin? Oder ist es doch nur Zufall? Nein, das kann nicht sein! Solche Zufälle gibt es nicht. Oh mein Gott, da hängt wirklich ein Gemälde von mir. Aber wer ist der Typ? Oh ja richtig, Herzog Logan.“ Prüfend sehe ich auf das Schild. „Und ihre Kinder“, wiederhole ich die letzte Zeile. „Kinder... Ich bin viel zu jung für Kinder. Obwohl, vielleicht nicht viel zu jung, aber jung. Und er ist dann mein Mann, oder was?!“ „Miss Henson?“ Eine Stimme reißt mich aus meinen wirren Überlegungen. „Was machen Sie denn hier? Haben Sie sich verlaufen?“ Schnell drehe ich mich um. Es ist Colin. Etwas hinter ihm erkenne ich noch jemanden, aber ich habe keine Ahnung, wer sie ist, und es ist mir auch egal. „Colin! Das da bin ich! Sehen Sie das?!“ „Paige, was meinen Sie denn?“, besorgt tritt er etwas näher an mich heran. „Na auf dem Gemälde, da, sehen Sie das nicht? Das, das bin ich! Herzogin Paige! Verückt, oder? Colin, denken Sie, dass das eine Vorfahrin von mir ist? Dabei ist mein Vater aus Amerika und meine Mutter ist Engländerin“, überlege ich laut vor mich hin. „Paige, wir sollten Sie jetzt auf Ihr Zimmer bringen. Es ist spät und Sie müssen sich etwas ausruhen.“ Sanft legt er eine Hand auf meine Schulter. „Nein, nein, ich kann jetzt nicht schlafen. Colin, das da bin ich! Ich muss rausfinden, warum hier ein Bild von mir hängt! Sehen Sie nicht die Ähnlichkeit?!“ „Doch sicher, Miss Paige, trotzdem sollten Sie jetzt schlafen gehen.“ Vorsichtig schiebt er mich zu den nächsten Treppenstufen. „Eine Dosis Diazepan, schnell. Und ruf Doktor Holander dazu“, murmelt er zu seiner Kollegin. Sie nickt nur wortlos und eilt dann davon. „Mir geht es gut, der Doktor muss nicht kommen. Ich bin nur so verblüfft und ich habe so viele Fragen!“ Völlig aufgekratzt blicke ich in Colins Augen. „Sicher, das verstehe ich Miss, aber können wir die nicht morgen in Ruhe klären? Ich verspreche, ich helfe Ihnen bei der Suche nach Antworten. Aber jetzt sollten wir wirklich, wirklich wieder hoch gehen, ok?“ Er presst seine Lippen aufeinander und auf seiner Stirn bildet sich eine tiefe Falte. „Na gut, gehen wir eben hoch. Aber ich kann eh nicht schlafen, deshalb wollte ich ja zu Ihnen“, nuschle ich verlegen in mich hinein. „Das ist völlig in Ordnung. Der Doktor kommt und gibt Ihnen etwas, dann können Sie schlafen. Und jetzt los, ich bringe Sie rauf.“ Langsam setzten wir uns in Bewegung.

Meine Gedanken rasen so sehr, dass ich gar nicht bemerke, wie wir mein Zimmer erreichen. Colin öffnet die Tür mit einem Schlüssel von seinem Schlüsselbund, was ich erst gar nicht hinterfrage. „Sie haben einen Generalschlüssel?“ Verwundert lasse ich mich auf mein Bett plumpsen, während ich Colin dabei beobachte, wie er behutsam die Tür schließt. „Ja, ich habe heute ja Nachtdienst und deshalb auch den Schlüssel. Für Notfälle natürlich.“ Er will sich gerade mir gegenüber auf einen Stuhl setzen, da klopft es an der Tür. „Ich mache das, bleiben Sie sitzen.“ Ohne auf meine Reaktion zu warten, dreht er sich prompt um und öffnet leise die Tür. „Ah, gut, dass Sie so schnell kommen konnten, Herr Doktor Holander.“ Er nickt dem Doktor zu und macht dann eine einladende Handbewegung, um ihn in mein Zimmer zu bitten. „Kein Problem.“ Er tritt ins Zimmer ein und sieht mich an. „Guten Abend, Miss Henson. Mein Name ist James Holander und ich bin Psychiater. Eigentlich sollten wir uns ja erst morgen sehen, aber es ist auch schön, Sie jetzt kennenzulernen. Möchten Sie mir erzählen, was passiert ist?“ Er stellt seine Tasche neben mein Bett und schiebt den Stuhl so zurecht, dass er fast vor mir sitzt. „Darf ich kurz Ihren Puls fühlen?“ Seine Stimme ist ruhig und irgendwie vertraue ich ihm auf Anhieb. Ich nicke, ziehe den Ärmel meiner Strickjacke hoch und reiche ihm meinen Arm. Konzentriert legt er zwei Finger auf mein Handgelenk und starrt auf seine Uhr. Abwesend sehe ich ihm dabei zu, bis meine Sicht verschwimmt und ich blinzeln muss. „Okay, vielen Dank. Wir können auch morgen darüber reden, wenn Sie mögen, aber ich würde Ihnen jetzt gerne etwas zur Beruhigung geben, damit Sie etwas schlafen können, ja?“ Ich nicke. Schlafen klingt himmlisch. Erst jetzt bemerke ich, dass die Erschöpfung mich wieder heimsucht und mein ganzer Körper nach einer Pause schreit. „Gut. Colin, sind Sie so nett?“ „Sicher, Doktor Holander“, erwidert Colin prompt. „Danke. Dann sehen wir uns morgen, um neun, richtig?“, fragend sieht er mich an. „Als ob ich das noch weiß“, denke ich nur. „Ähm, ja ich denke schon“, stammle ich schnell. „Ok, dann wünsche ich Ihnen eine gute Nacht und bis morgen“, dann wendet er sich Colin zu. „Falls nochmal was sein sollte, zögern Sie nicht, mich anzurufen.“ Colin nickt. „Ich sage Ihrer Kollegin unten Bescheid, dann können Sie hier bei Miss Henson bleiben.“ „Danke, angenehmen Heimweg für Sie.“ Wie bei einem Theaterstück, bei dem ich nur Zuschauer bin, sehe ich zu, wie der Doktor das Zimmer verlässt, Colin mir ein Glas Wasser im Badezimmer befüllt und nur wenig später seiner Kollegin mit einem Tablett in den Händen die Tür öffnet. „Hier. Die wird Ihnen beim Schlafen helfen.“ Er reicht mir einen kleinen Pappbecher mit einer Tablette darin. Ohne weitere Fragen zu stellen, nehme ich erst die Tablette und dann das Glas Wasser, das er mir reicht. „Wenn etwas sein sollte, Ihnen schlecht oder schwindlig wird, drücken Sie bitte den Notfallknopf hier neben Ihrem Bett.“ Ich nicke nur. Die Tablette hätte es wahrscheinlich gar nicht gebraucht, denn mir

fallen auch so die Augen zu. Ich bemerke gerade noch, wie Colin das Licht dimmt und dann das Zimmer verlässt, bevor ich in einen tiefen Schlaf falle.

Ein lautes Geräusch lässt mich aufschrecken. „Nein, nicht schon wieder. Sollte die Tablette nicht dafür sorgen, dass ich bis morgen fest durchschlafe? Und jetzt das. Jetzt bin ich einfach schon wieder von irgendwelchen Alpträumen oder eingebildeten Geräuschen aufgewacht.“ Genervt setze ich mich auf. Seltsam, durch meine Tür dringt flackerndes Licht. Wieder kracht es draußen. „Moment mal, die Geräusche kommen aber aus dem Flur und nicht vom Fenster.“ Ohne zu zögern, stehe ich auf und laufe zur Tür. Knarrend öffnet sie sich, als ich die Klinke drücke. „Was, das war doch vorhin noch nicht so.“ Viel Zeit, weiter über das Geräusch nachzudenken, bleibt mir nicht, denn als ich zwei Schritte heraustrete, bleibt mir vor Staunen der Mund offenstehen. Ich blicke direkt runter in das von Menschen gefüllte Foyer. Aber das ist es nicht, was mir die Sprache verschlägt. Es sind die lodernen Fackeln an den Wänden, die Männer in Rüstungen, die ihre Schwerter ineinander verkeilen, das Blut, die Schreie und nicht zuletzt die Frauen in pompösen Kleidern, die panisch davonrennen. „Mylady, was macht Ihr denn hier draußen? Hat euch der Lärm geweckt? Ihr solltet besser zurück auf Euer Zimmer gehen. Hier ist es gerade zu gefährlich für Euch.“ Eine junge Frau, etwas älter als ich, in einem dunklen Kleid und einer weißen Haube auf dem Kopf, tritt an mich heran und schiebt mich vom Geländer weg. „Was, was, was ist denn passiert?! Wo bin ich?“, stammle ich völlig verwirrt. „Die Burg wird wieder angegriffen, aber macht Euch keine Sorgen, es sieht aus, als wäre alles unter Kontrolle.“ Sie lehnt sich vor, späht über das Geländer hinunter und verzieht schmerzerfüllt das Gesicht. „Uhhh, das sieht übel aus. Aber nein, alles ist in bester Ordnung, Ihr seid hier so sicher wie in Mutters Schoß. Also in Eurem Zimmer.“ Eilig schiebt sie erst mich und dann sich selbst durch die Tür in mein Zimmer und lehnt sich dann erleichtert dagegen. „Euer Verlobter hat sicher alles unter Kontrolle.“ Sie rückt ihre Haube zurecht und setzt sich dann auf einen Stuhl gegenüber meines Bettes, auf das ich mich gerade sinken lasse. „Ach wie dumm von mir, es ist ja noch stockdunkel.“ Eilig springt sie auf, zieht etwas aus ihrem Rock und zündet mit einem Zischen gleich mehrere Kerzen im Zimmer an. Wieder bleibt mir vor Erstaunen der Mund offenstehen. Mein beiges Zimmer mit der etwas übertriebenen Einrichtung hat sich in ein Museum verwandelt. Die Holzvertäfelung ist einer bloßen Steinmauer gewichen und mein Bett, auf dem ich sitze, ist ein hölzernes Himmelbett statt des beigen Traums aus Samt und Bio-Baumwolle. Verdattert streiche ich über die dunkle Wolldecke. „Warte, wo sind meine Sachen? Was habe ich denn an?“ Ich springe auf und sehe an mir herunter. Statt meinem Schlafanzug, bestehend aus einem hellen Top und einer gepunkteten Hose, trage



ich nun ein bodenlanges, mit Spitze verziertes Nachthemd. „Oh, ich habe Eure Kleidertruhen in das Nebenzimmer bringen lassen. Ihr wart so erschöpft nach der langen Reise, da dachte ich, wir besprechen einfach später, wie Ihr Eure Kleider sortiert haben möchtet. Aber wenn Ihr etwas braucht, werde ich es natürlich sofort für Euch holen!“ Besorgt sieht sie mich an. „Ähm nein, danke ich brauche nichts, aber ich danke dir, äh ...“ Verdammt, ich erinnere mich nicht an ihren Namen, wenn sie ihn überhaupt schon genannt hat. „Oh Verzeihung, wir haben uns vorhin nur kurz gesehen, als Ihr angekommen seid. Ich bin Sabrina, die Haushälterin. Ich meine natürlich Mrs. Sabrina Cohen, die Haushälterin von Glenmoore Castle. Hocherfreut, Euer Gnaden. Oh, nein verzeiht, noch seid Ihr ja nicht verheiratet, Mylady.“ Verlegen beugt sie sich mit einem tiefen Knicks zu Boden. „Oh nein, das braucht Euch nicht leid zu tun“, versuche ich dieses irre Spiel mitzuspielen.

„Ich bin Paige, ähm, Lady Paige natürlich“, füge ich noch hinzu. „Wie schön, ich hatte gehofft, dass wir Freundinnen sein könnten. Man hat uns ja vorher berichtet,

dass Ihr völlig allein aufgewachsen seid, und da dachte ich, das muss doch schrecklich einsam gewesen sein für ein kleines Mädchen. Aber man hat sich auch erzählt, dass Ihr nach dem strengen englischen Hofprotokoll erzogen wurdet, daher waren wir uns alle nicht so sicher, ob Ihr nicht doch eine hochnäsige Ziege seid. Oh, bitte verzeiht, ich habe mein loses Mundwerk manchmal nicht unter Kontrolle.“ Erschrocken dreht sie sich von mir weg. Ich muss schmunzeln. Wo auch immer ich hier bin, ob es nun real ist oder ein Traum, diese Sabrina ist wirklich in Ordnung. „Oh nein, du hast mich nicht verletzt, Sabrina. Ich bin froh, einen aufrichtigen Menschen zu treffen, so wie du einer bist. Und du hast recht, meine Kindheit war einsam.“ Eigentlich wollte ich doch dieses Theater hier mitspielen, doch bei dem Gedanken an meine Kindheit werden meine Gedanken düster. „MyLady, ich bin ja so froh, dass Ihr das gesagt habt. Was habt Ihr denn plötzlich? Ihr seid ja ganz verändert. Suchen Euch etwa unguete Erinnerungen heim?“ Sabrina tritt an mich heran und nimmt meine Hände in ihre. „Ja, so ist es leider“, antworte ich nur kleinlaut. „Lasst den Kopf nicht hängen. Jetzt seid Ihr ja hier und mit Herzog Angus und Eurer Hochzeit morgen beginnt für Euch ein neues Leben.“ „Herzog Angus?“ Schlagartig vergesse ich meine trüben Gedanken und habe wieder das Portrait vor Augen. Ich bin mir sicher, dass dieser Traum hier und dieses Bild auf irgendeine Weise miteinander verknüpft sind. Nur wie? „Ja, Herzog Angus MacAlister. Der erste Sohn des verstorbenen Herzoges James MacAlister. Möge er in Frieden ruhen.“ Sie bekreuzigt sich und wirft einen Blick nach oben. Ich bin verwirrt. Auf dem Bild stand doch was von Logan. Nicht Angus. Noch bevor ich auf Sabrina eingehen kann, hämmert jemand heftig gegen die Tür. „MyLady“, ertönt eine tiefe Stimme. „MyLady, ich bin untröstlich, Euch stören zu müssen, aber es ist ein Notfall.“ „Ich mach das schon. Hier, zieht den schnell über. Es schickt sich nicht, wenn Euch jemand nur im Nachtkleid sieht.“ Sie wirft mir einen dunkelgrünen Morgenmantel zu, den ich mir schnell überziehe, bevor Sabrina die Tür öffnet. „Was willst du denn um die Uhrzeit von der Lady? Sie braucht ihren Schönheitsschlaf vor der Hochzeit, du Banause!“ „Ich weiß, nur, es gibt da ein Problem“, wird der große Mann, von dem ich nur Umrisse erkenne, ganz kleinlaut. „Der Herzog, er wurde verwundet“, stammelt er. „Oh. Na, dann müssen wir die Hochzeit eben verschieben. Dann kann sich die Lady auch noch von der Reise erholen. So und jetzt geh, Keith.“ Sabrina will schon die Tür schließen, da stellt der Mann einen Fuß auf die Schwelle. „Nein, warte Sabrina. Es wird keine Hochzeit geben können!“ Verwundert trete ich um die Ecke herum und sehe dem Mann direkt in die Augen. „Was meint Ihr damit? Es wird keine Hochzeit geben?“ „MyLady.“ Tief verneigt er sich vor mir. „Jetzt sagt schon, was vorgefallen ist.“ Bestimmt trete ich noch einen Schritt näher an ihn heran, sodass ich ihn im Kerzenlicht endlich erkennen kann. Er ist groß, hat rötliche lange Haare und einen vollen

Bart. Er trägt eine Kombination aus metallener Rüstung und Uniform mit Kilt. Auf seinem Rücken vermute ich eine Armbrust oder eine andere Waffe zum Schießen und mit seiner Hand hält er sein Schwert fest umklammert. „Mylady“, setzt er erneut an. „Ich bin untröstlich, aber Euer Verlobter, Herzog Angus, wurde bei dem Angriff auf unsere Burg schwer verwundet. Wir konnten den Feind besiegen und die Burg ist nun wieder sicher. Aber der Herzog“, er sieht zu Boden. „Er erlag nur wenig später seinen Verletzungen. Es tut mir leid.“ „Was?! Der Herzog ist von uns gegangen? Was für ein Unglück, oh nein, um Gottes Willen, nein!“ Sabrina bricht fast hysterisch in Tränen aus, lässt sich auf die Knie fallen und beginnt zu beten. „Was für eine Tragödie! Nein, nein! Der Herzog war doch noch so jung. Und die arme Lady Paige, morgen sollte doch Eure Hochzeit sein. Was für eine Tragödie!“ Sabrina hört gar nicht mehr auf zu jammern. Ich hingegen komme mir vor wie in einem Computerspiel, bei dem ich jetzt entscheiden soll, wie meine Reaktion auf diese Nachricht aussieht. Überschwänglich emotional wie Sabrina, oder ruhig und kontrolliert, so wie der Mann, der mir die Nachricht überbracht hat. Wenn das wirklich ein Test ist oder ein Traum oder mein Unterbewusstsein, das mir, in Kombination mit dem starken Schlafmittel, Streiche spielt, oder ... Ist doch auch egal. Ich muss mich entscheiden. „Nun“, beginne ich. „Ich bin zutiefst erschüttert von dieser Nachricht. Ja, ich muss sagen, ich bin bis ins Mark getroffen“, bemühe ich mich altmodische Formulierungen zu benutzen. „Jedoch, kann ich jetzt nicht nur an mich denken. Wie steht es um das Herzogtum? Ist ein Nachfolger bekannt?“ Ich setze ein ernstes Gesicht auf und falte meine Hände ineinander. „Ja, Mylady. Lord Logan, Herzog Angus' Bruder, wird den Titel erben.“ Der Bruder also. Ich wusste es. Es hängt doch zusammen. „Die edlen Herren wollen sich nach Sonnenaufgang beraten, was, naja, was mit Euch passiert.“ Verlegen sieht Keith mich an. „Was mit mir passieren soll?“ Entsetzt werde ich lauter als beabsichtigt. „Naja, ob Ihr nun wieder abreist oder vielleicht sogar Lord Logan heiraten solltet. Aber es steht noch nichts fest.“ Keith steckt sein Schwert in die Scheide an seinem Gürtel und presst die Lippen aufeinander. Das ganze Gespräch mit mir ist ihm sichtlich unangenehm. „Keith, ich danke dir. Es muss sehr schwer gewesen sein, mir diese Nachricht zu überbringen. Dafür danke ich dir. Und nun ruh dich aus. Wir sehen weiter, wenn die Sonne aufgegangen ist.“ Ich kann selbst kaum glauben, welche Worte da gerade aus meinem Mund kamen, aber Keith lächelt mir dankbar zu, legt sich die Hand auf die Brust und verabschiedet sich mit einer Verbeugung. „Oh Mylady, ihr müsst Euch auch ausruhen, Morgen wird sicher ein anstrengender Tag. Soll ich bei Euch bleiben, oder möchtet Ihr allein sein?“ Sabrina schließt die große Zimmertür und sieht mich besorgt an. „Bleib gerne bei mir.“ Nachdenklich lasse ich mich aufs Bett sinken. Was hat das hier alles zu bedeuten? Sicher, vorhin in der Klinik war ich vollkommen neben der Spur

und nicht ich selbst. Aber jetzt?! Meine Gedanken sind klar. Da ist kein Fünkchen Angst oder Zweifel. Sabrina macht es sich auf dem hellblauen Récamiere nahe dem Kamin bequem und beginnt fast sofort, leise zu schnarchen. Auch ich lege mich hin, aber schlafen kann ich nicht. Ich will es nicht. Noch macht es alles keinen Sinn. Das Portrait, Lord Logan, der Tod des Herzogs. Sind das alles Zeichen? Passiert es wirklich? Steckte in meinem Wahn doch ein wahrer Kern und ich bin in der Zeit gereist?

Erst, als die ersten Sonnenstrahlen durch das hohe Fenster in mein Zimmer scheinen, nicke ich für einen kurzen Moment ein. „Euer Gnaden, ich meine natürlich, Lady Paige?“, weckt mich Sabrinas Stimme nur wenig später. Sofort bin ich hellwach und schlage die Augen auf. Das Zimmer ist von der Sonne hell erleuchtet. „Wie spät ist es?“ Erschrocken setze ich mich auf. Ich habe geschlafen. Und ich bin hier wieder aufgewacht. Das ist kein Traum, es ist real und ich muss zu dieser Versammlung. „Hat die Versammlung schon begonnen?“ Hektisch springe ich aus dem Bett und will wieder in den Morgenmantel schlüpfen, doch Sabrina hält mich auf. „Nein, noch nicht. Ich habe Euch rechtzeitig geweckt. Wir müssen Euch doch noch ankleiden“, sie deutet auf mein Nachthemd. Ich sehe an mir herunter. Gut, ich wäre vermutlich einfach so geblieben, aber Sabrina hat wohl recht. Hier bin ich eine Lady und eine Lady muss sich eben auch entsprechend kleiden. „Du hast recht. Wenn ich dich nicht hätte.“ Sie kichert. „Möchtet Ihr das blassgrüne oder das meeresblaue Kleid?“ Erwartungsvoll sieht sie mich an. „Ich weiß nicht. Was meinst du? Wäre eines der beiden Kleider besser? Ich meine, angemessener?“, korrigiere ich meine Wortwahl. „Das meeresblaue. Das würde Eure Augen betonen.“ Verträumt hebt sie einen ordentlich gefalteten Haufen Stoff aus einer Truhe und hält ihn ins Sonnenlicht. Es ist wirklich schön, stelle ich in Gedanken fest. „Es ist perfekt.“ „Na dann wollen wir mal.“ Entschlossen entfaltet Sabrina das Kleid und legt mit sicheren Handgriffen alles zurecht. Meine Augen werden groß. Wie soll ich diese ganzen Lagen von Stoff nur anziehen? Sabrina scheint meinen Blick richtig zu deuten und lacht auf. „Ich helfe Euch natürlich. Ihr habt ja noch keine Zofe hier in der Burg.“ Wie selbstverständlich beginnt sie damit, mich anzuziehen. Peinlich berührt bleibe ich wie eine Schaufensterpuppe einfach nur stehen. Nicht nur meine Nacktheit beschämt mich, sondern auch der Fakt, dass ich mir so dumm vorkomme und keine Ahnung davon habe, was ich hier mache. Sabrina scheint davon jedoch komplett unbeeindruckt zu sein. Ich bin völlig überrascht davon, wie schnell sie ist. „So, das wäre es schon. Ihr seht fantastisch aus!“ „Wirklich?“ Unsicher drehe ich mich zu ihr um, was mein ausladendes Kleid in der Bewegung schwingen lässt. „Oh ja. Der Lord wird Augen machen. Oh, verzeiht Mylady. Wie ungeschickt von mir, den Lord

zu erwähnen.“ Verlegen senkt sie den Kopf vor mir. „Sabrina, dass muss dir nicht leidtun. Sicher, es ist tragisch, aber ich kannte ihn ja gar nicht. Und ich freue mich nun darauf, Lord Logan kennenzulernen.“ „Ihr wärt eine wunderbare Herzogin, wenn ich das so sagen darf. Und nun kommt, ich bringe Euch runter.“ Ich nicke und denke weiter über ihre Worte nach. „Ich wäre eine gute Herzogin? Wirklich? Zuhause schaffe ich es nicht mal, meine Dozenten um Aufschub zu bitten, oder irgendwo anzurufen. Wie soll ich da eine gute Herzogin sein?“ „Ausgeprägte Sozialphobie“, nannte meine Therapeutin es, als wir wieder mal über meine Ängste sprachen. „Da sind wir schon. Ihr müsst jetzt voraus gehen. Die edlen Herren treffen sich immer in der Bibliothek“, reißt mich Sabrinas Stimme aus meinen Gedanken. „Ich soll da jetzt einfach reingehen?!“ Abrupt bleibe ich vor der großen Holztür stehen. „Ja sicher. Man erwartet Euch schon. Ich bin ja hinter Euch, keine Sorge.“ Vorsichtig streicht sie über meine Schultern und legt einige Falten an meinem Rock zurecht. Dann tritt sie, ohne ein weiteres Wort zu sagen, an die große Tür heran und klopft ganz leise dreimal dagegen. Ich will ihr gerade sagen, dass das wohl niemand gehört haben wird, da beginnt sich die Tür mit einem lauten Knarren zu öffnen. „Darf ich ankündigen: Lady Paige“, säuselt eine affektierte Stimme, die ich nicht zuordnen kann. Zaghaft mache ich zwei Schritte nach vorn. Die Bibliothek ist von Sonnenlicht hell erleuchtet und in der Mitte der deckenhohen, dunkelbraunen Regale steht ein riesiger runder Tisch, um den zwei, vier, sechs, zehn, zwölf Männer Platz finden. Alle von ihnen sehen mich mit den unterschiedlichsten Gesichtsausdrücken an. Einige sind freundlich, vielleicht sogar erstaunt und lächeln mir zu. Andere wiederum blicken grimmig drein und scheinen das respektvolle Nicken in meine Richtung regelrecht erzwingen zu müssen. „Los, jetzt tretet schon ein, Mylady“, flüstert Sabrina hinter mir. Ich nehme einen tiefen Atemzug und gleich noch einen, dann setze ich mich langsam in Bewegung. Ein junger Mann mit rötlichen Haaren, die in der Sonne glänzen, der anders als alle anderen Anwesenden ein lockeres Leinenhemd trägt statt der steifen Uniform, räuspert sich und tritt dann um den Tisch herum auf mich zu. Vielleicht irre ich mich auch, aber es sah für einen Moment so aus, als hätte Keith, der neben ihm steht und den ich erst jetzt bemerke, ihn angestupst, so wie Sabrina mich eben auch. Ich muss schmunzeln. Ist er Logan? Angestrengt versuche ich mir das Gemälde wieder vor Augen zu führen. Doch meine Überlegungen werden unterbrochen, als er direkt vor mir steht, und ich habe keine Zweifel mehr, denn ich erkenne ihn. Er ist Logan. „Lady Paige“, er verneigt sich vor mir und alle anderen tun es ihm gleich. „Ich bin hochofregut, Euch endlich auf Schloss Glenmoore willkommen heißen zu dürfen. Ich bin Lord Logan MacAlister. Ich weiß, es hätte alles anders laufen sollen, Ihr hättet“, er stockt, „Ihr hättet meinen Bruder, also er hätte Euch begrüßen sollen, aber“, seine Stimme bricht und er muss

sich räuspern. „Euer Verlust tut mir aufrichtig leid. Aber ich bin mir sicher, dass wir das Beste aus dieser neuen Aufgabe machen werden, richtig, Mylord?“ Ich sehe, wie sehr es ihn mitnimmt. „Danke, Lady Paige, dass Ihr das sagt“, antwortet er und schenkt mir ein Lächeln. „Es ist wirklich gut, dass Ihr das sagt, junges Fräulein. Wir hatten schon Sorge, dass Ihr noch zu jung seid und den Ernst der Lage daher nicht erfassen würdet“, ergreift ein älterer Herr mit weißem Bart und einem grimmigen Ausdruck in den Augen das Wort. „Und Ihr seid?“, frage ich unterkühlt nach. Seine unhöfliche Wortwahl lasse ich mir nicht gefallen. Ja, ich mag hier die einzige Frau sein, das heißt aber lange noch nicht, dass ich keine eigene Stimme habe. Und außerdem bin ich eine Lady. Dieser Gedanke bestärkt mich so sehr, dass ich die Schultern straffe und ihn streng mit hochgezogenen Augenbrauen ansehe. „Oh, verzeiht. Ich bin Lord Frances Maverick, ein alter Freund und Berater des alten Herzogs. Möge er in Frieden ruhen. Was ich sagen wollte, ich bin froh, dass Ihr einen so hellen Verstand habt und Euch hoffentlich mit unserer Entscheidung abfinden werdet.“ Er macht eine dramatische Pause. „Wir, der Rat der Lords von Glenmoore, haben beschlossen, dass Ihr, Lady Paige, nun den neuen Herzog von Glenmoore, Lord Logan heiraten sollt. So wird der Frieden gewahrt, der Wunsch Eurer Eltern erfüllt und ganz Glenmoore bekommt seine lang versprochene Herzogin und damit endlich eine Zukunft.“ Feierlich bebt seine Stimme zum Ende des Satzes und er schlägt, wie bei dem Urteil eines Richters, auf den massiven Holztisch neben ihm. Ich blicke in die Runde. Die anderen Herren nicken zustimmend und sehen hoffnungsvoll zu mir und Lord Logan. Erwarten die jetzt echt eine Reaktion von mir auf diesen Richtspruch? Muss ich mich jetzt wieder wie in einem Computerspiel für eine Reaktion entscheiden? Will ich die weise und verständnisvolle Herzogin sein oder entscheide ich mich für die störrische und beleidigte Lady Paige? Ich blicke zu Logan. Auch er sieht mich erwartungsvoll an. Aber in seinem Blick ist mehr. Da ist Trauer. Da ist Scham. Und da ist ein Funken Hoffnung. „Ich verstehe den Ernst der Lage. Und ich möchte Euren und dem Wunsch meiner Eltern entsprechen und die neue Herzogin von Glenmoore werden. Daher willige ich in die Verbindung ein. Ich werde Lord Logan heiraten.“ Die Herren beginnen vor Freude zu lachen und in die Hände zu klatschen. „Doch“, setze ich erneut und lauter an, „doch ich verbitte es mir, dass Ihr noch einmal so über mich redet. Ja, Ihr kennt mich noch nicht und ich muss mich als Herzogin noch beweisen. Aber wenn Ihr schon davon ausgeht, dass ich dumm, zu einfach gestrickt und ein beschränktes Frauenzimmer bin, habt Ihr Euch gewaltig geirrt.“ Geschockt von meinen eigenen Worten lege ich eine Hand auf meine Brust und konzentriere mich darauf, wieder ruhiger zu atmen. Seit wann fällt es mir denn leicht vor so vielen und dazu noch unbekanntem Leuten zu sprechen? In der Bibliothek ist es ganz still geworden. „Ich bin mir sicher, niemand wird

je wieder den Fehler begehen und Euch unterschätzen, Mylady.“ Logan sieht amüsiert zu mir, dann mit ernster Miene in die Runde, die betreten zu Boden blickt. „Richtig, meine Herren?“, erhebt er die Stimme. „Sicher doch. Verzeiht, Mylady“, wendet sich nun der ganz kleinlaute Lord Maverick an mich. „Auf die neue Herzogin von Glenmoore!“, ruft Keith plötzlich und durchbricht die peinliche Stille. Die anderen schließen sich ihm an. „Auf die neue Herzogin!“ „Auf Herzogin Paige“, sagt Logan so leise, dass nur ich es hören kann. Verlegen muss ich lächeln. „Dann lasst uns mit den Vorbereitungen beginnen, wir wollen doch eine Hochzeit feiern. Lord Logan, wir werden erst heute Abend nach der Vermählung verkünden, dass Ihr der neue Herzog seid. So wollen wir Unruhen vermeiden“, erklärt ein großer schlanker Mann mit grünem Umhang. Logan nickt. „Ich denke, dass ist ein guter Plan. Ist der Priester informiert? Wir müssen uns auch um Angus Begräbnis kümmern.“ Wieder wird sein Blick von Traurigkeit geflutet. „Der Priester ist bereits eingetroffen. Es ist alles bereit“, antwortet der große schlanke Mann wieder. „Ich denke nur, dass ein Tag in Trauer um meinen Bruder zu wenig ist. Können wir die Hochzeit nicht um eine Woche verschieben?“ „Nein, das geht nicht. Die Leute aus dem Dorf rechnen fest mit einer Hochzeit, außerdem können wir unmöglich noch eine ganze Woche das Gefolge von Lady Paige versorgen. Wir haben uns überlegt, dass wir eine Erklärung veröffentlichen, in der wir alles begründen. Demnach war es der letzte Wunsch von Herzog Angus, dass die Vereinigung von Glenmoore und Dunhaven endlich vollzogen wird. Somit entsprechen wir seinem Wunsch.“ Logan runzelt die Stirn. „Es war wirklich einer seiner größten Wünsche, die Vereinigung der Ländereien mit der Hochzeit zu besiegeln. Er war sich seiner Verantwortung als Herzog sehr bewusst. Er wusste, dass es das Beste für Glenmoore und für Dunhaven sein würde.“ Er legt eine Pause ein. „Nun gut. Dann wollen wir dem Wunsch meines Bruders entsprechen. Auch wenn es sich falsch anfühlt, dass ich nun seine Verlobte heiraten werde.“ Er sieht mich verlegen an. „Es ist das Richtige. Wir können nunmal nicht nur an uns denken.“ Langsam macht es mir richtig Spaß die wohl überlegte Lady Paige zu spielen. Dunhaven, denke ich. Das muss der Ort oder das Herzogtum sein, aus dem ich komme. Oder besser gesagt, aus dem Lady Paige kommt. „Mylady?“ Sabrinas Stimme unterbricht meine Gedanken. „Wir sollten jetzt gehen und Euch fertig machen. Immerhin wird heute Abend geheiratet.“ Ich sehe, wie aufgeregt sie ist. Es scheint ihr regelrecht in den Fingern zu kribbeln. Ich nicke ihr zu. „Ich komme.“ „Mylord“, ich mache einen tiefen Knicks, „ich werde mich nun zurückziehen. Ihr habt es ja gehört, es gibt einiges zu tun. Wir sehen uns dann heute Abend, auf der Ho-Hochzeit.“ Aufregung kriecht durch meine Adern und lässt mich stottern. Ganz untypisch für mich, denke ich. Sonst bekomme ich vor Angst oftmals kein Wort heraus, aber jetzt ist es pure Vorfreude, die ich empfinde und die ein Krib-

beln in meinem Bauch verursacht. „Bis heute Abend, Lady Paige. Bis zur Hochzeit“, wiederholt er meine Worte, greift dann nach meiner Hand und verabschiedet sich mit einem sanften Handkuss. Ich merke, wie mir die Röte ins Gesicht schießt, also drehe ich mich rasch um und gehe Sabrina nach, zurück auf mein Zimmer. „Er ist doch wirklich reizend, oder? Ich wünschte, mein Mann wäre so aufmerksam und zuvorkommend“, fängt Sabrina an zu schwärmen, als sie die Zimmertür schließt und in einer der Truhen zu wühlen beginnt. „Er ist wirklich“, ich stocke. Wieder wird mein Gesicht ganz heiß. „Reizend?“, beendet Sabrina meinen Satz. Ich bringe kein Wort hervor und nicke nur rasch. Meine Gedanken rasen. Heute Abend werde ich heiraten. Einen Mann, den ich erst einmal getroffen habe, der mich durch Welten hindurch zu verfolgen scheint, der mein Schicksal ist. „Nein. Rede dir sowas gar nicht erst ein, Paige. Du kennst ihn nicht. Und du kannst dich nicht wie eine naive Disney Prinzessin in einen Mann verlieben, den du erst eben getroffen hast!“

Ich kann es kaum glauben, aber der Rest des Tages vergeht für mich wie im Rausch. Es passiert so viel um mich herum, dass ich keine weitere Sekunde zum Nachdenken komme. Sabrina hilft mir in mein Brautkleid, frisiert aufwendig meine Haare, eine Schneiderin kommt, steckt und näht an meinem Kleid herum, mir wird aufkleinen Tablett und silbernen Tellern Essen zum Verkosten gereicht, mir werden Blumengestecke und kunstvoll gefaltete Servietten vorgeführt. Und als die Sonne langsam unterzugehen beginnt, ist es Zeit. Feierlich richtet Sabrina meinen langen Schleier ein letztes Mal aus, schiebt eine Haarnadel an ihren Platz und wir laufen los. Der Weg rauf zur kleinen Kirche kommt mir in dem schweren Kleid viel länger vor als beschrieben. Völlig außer Atem bleibe ich vor dem hölzernen Eingangsportal stehen und lasse meinen Blick schweifen. Die Aussicht ist atemberaubend. Weit über die Klippen, bis aufs Meer hinaus kann ich sehen. Die Luft ist klar und das Licht der untergehenden Sonne taucht alles in eine romantische Atmosphäre. „Tust du hier auch das Richtige?“, frage ich mich gedanklich selbst. Doch das ist es. Wenn das hier ein Traum sein sollte, kann ich mir doch ruhig eine Märchenhochzeit erträumen und sie in vollen Zügen genießen. Und falls das hier alles doch real ist, dann bin ich jetzt zum ersten Mal seit Ewigkeiten mutig. Ich hinterfrage nicht, ich überdenke nicht jedes Detail, ich bin entschlossen. Ich bin mutig.

„Bereit?“, fragt mich Sabrina, als ich endlich wieder zu Atem gekommen bin, und reicht mir meinen Brautstrauß. „Ja, es kann losgehen.“ Ich trete in die Kirche hinein und höre sofort, wie der Chor zu singen beginnt. Langsam und wie in einem Film schreite ich den Gang zum Altar hinunter. Die Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt und alle Gäste sehen mich freudig an, als ich an ihnen vorbeigehe. Durch den Schleier hindurch und in dem gelblichen Licht, dass die Sonne dem Raum noch

schenkt, fällt es mir schwer, einzelne Details auszumachen. Aber eines sehe ich ganz deutlich. Logan. Er steht in einer dunkelblauen Uniform am Ende des Ganges und lächelt mir zu. Ich möchte ihm auch zulächeln, aber ich bin zu sehr darauf konzentriert, nicht über mein langes weißes Kleid zu stolpern. Endlich erreiche ich den Altar. Ich lächle. „Ihr seht unglaublich aus, Mylady“, flüstert Logan mir zu. „Danke, Ihr aber auch, Mylord“, gebe ich rasch zurück. „Nun lasset uns beginnen“, ergreift der Priester mit nieselnder Stimme das Wort.

Dem Großteil der Zeremonie höre ich nur mit einem halben Ohr zu. Meine Gedanken bringen wie Wellen immer neue Bilder heran, über die ich nachdenken muss. Die Versammlung heute Morgen, Logans Trauer über den Verlust seines Bruders, seine ehrliche Freude, als er mich jetzt gerade sah, der Weg zur Kirche, der Ausblick auf das Meer. „Lady Paige?“, dringt die Stimme des Priesters zu mir durch. Ich zucke zusammen. „Sprecht mir bitte nach: Ich, Lady Paige Elisabeth Catherine Claire McCloud von Dunhaven nehme Euch, Herzog Logan George August MacAlister von Glenmoore zu meinem Ehemann.“ Erst zögere ich, doch dann wiederhole ich die Worte des Priesters, bevor ich noch einen der vielen Vornamen vergesse. „Ich, Lady Paige Elisabeth Catherine Claire McCloud von Dunhaven nehme Euch, Herzog Logan George August MacAlister von Glenmoore zu meinem Ehemann.“ „Ich verspreche Euch die Treue und meine Liebe“, fährt der Priester fort. „Ich verspreche Euch die Treue und meine Liebe“, wiederhole ich auch diese Zeile, bevor der Priester mit Logan fortfährt. Ehe ich mich versehe, spricht er auch den letzten Satz: „Hiermit erkläre ich Euch zu Mann und Frau.“ Ich zucke zusammen, als die Hochzeitsgäste zu klatschen beginnen. „Paige?“ Schnell sehe ich zu Logan zurück. „Darf ich?“ Fragend sieht er mich an. Ich reiße die Augen weit auf. Was meint er nur? „Deinen Schleier“, hilft er mir flüsternd auf die Sprünge. „Oh, ja, verzeih mir, ich bin noch ganz überwältigt.“ „Mir geht es ähnlich.“ Er hebt behutsam mit jeweils zwei Fingern links und recht von meinem Gesicht den Schleier an und legt ihn nach hinten über mein Haar. „Wollen wir?“ Er hält mir seinen Arm hin. Ich nicke. Frische Luft und einen Moment Ruhe, diese Vorstellung klingt himmlisch.

Gemeinsam schreiten wir also den Gang hinunter in Richtung Ausgang. Ich winke, Logan schüttelt einige Hände, dann endlich empfängt uns die frische Abendluft. Ich lege meinen Kopf in den Nacken und atme tief durch. Bei dem ganzen Trubel wird mir ganz schwindelig. Zu schwindelig. Alles beginnt sich zu drehen, ich suche Halt, finde aber keinen. Meine Beine tragen mich nicht mehr und schwere Müdigkeit beginnt von mir Besitz zu ergreifen.

„Paige? Da sind Sie ja wieder. Guten Morgen! Wie geht es Ihnen?“ „Doktor Holander?“, verwundert sehe ich mich im Zimmer um. Da ist es wieder. Mein

beiges, perfektes Zimmer, mein Handy auf dem Nachttisch und mein Koffer, der immer noch unausgepackt neben dem kleinen Tischchen steht. „Ja Paige. Wie geht es Ihnen denn?“, fragt er freundlich und greift nach meinem Handgelenk. „Gut, ja gut, denke ich.“ Verwirrt fasse ich mir an den Kopf. „Prima. Puls ist etwas schwach“, er dreht sich um und lässt meine Hand wieder los. Erst jetzt bemerke ich die Frau, die im Zimmer steht und etwas auf einem Klemmbrett notiert. „Schwester Helena und ich kontrollieren nur Ihren gesundheitlichen Zustand, keine Sorge“, versichert der Doktor mir. „Mein Zustand, wieso?“ Vorsichtig richte ich mich im Bett auf. „Sie haben fast zwei Tage geschlafen, Miss Henson. Erinnern Sie sich noch an die Nacht, in der Sie so aufgebracht waren?“ Ich wühle in meinen Erinnerungen. Meine Gedanken sind so vollgepackt mit allem, was ich gerade noch zu erleben schien. Das Schloss, Logan, der zum neuen Herzog ernannt wird, die Hochzeit. Das schien alles so real. Kann es denn wirklich sein, dass ich nur geträumt habe? „Eine Hochzeit?“, fragend sieht mich Doktor Holander an. „Was, nein, ähm, ich habe nur etwas geträumt, glaube ich, es hat sich so echt angefühlt“, murmle ich vor mich hin. „Lebhafte Träume können nach extremen Anstrengungen und Veränderungen durchaus auftreten. Was haben Sie denn geträumt?“ „Von der Burg“, beginne ich. Wie kann sich ein Traum so echt anfühlen? Zwei Tage lang. Zwei Tage war ich in einer anderen Zeit, habe in ihr gelebt, habe mich gewundert, wo ich bin, habe versucht zu überleben, habe jeden Moment bewusst wahrgenommen. Wie kann das alles ein Traum sein? „Zwei Tage“, murmle ich wieder. „Äh, wie bitte?“ Der Doktor sieht mich jetzt noch verwunderter an. „Sie meinten, ich hätte zwei Tage geschlafen?“, hake ich nach. „Das ist richtig. Wir haben Sie in der Nacht Ihrer Ankunft hier zurück in Ihr Zimmer gebracht. Seitdem haben Sie geschlafen. Ich habe zweimal täglich Ihre Vitalwerte kontrolliert, aber meine Kollegen und ich waren uns einig, dass wir Sie schlafen lassen. Ihr Körper brauchte diese Erholung.“ „Warum fühlt es sich dann so an, als hätte ich kaum geschlafen? Als hätte ich zwei Tage und eine Nacht in absoluter Anstrengung und Verwirrung verbracht?“ Helena reicht mir ein Glas Wasser, welches ich dankbar entgegennehme. „Das ist durchaus etwas ungewöhnlich. Ich möchte noch mal Ihren Blutdruck kontrollieren und Ihre Temperatur messen.“ Mit geübten Handgriffen legt er mir eine Manschette an den Oberarm, während Helena in meinem Ohr die Temperatur misst. „Mhh, alles normal. Ihr Blutdruck ist noch etwas niedrig, aber das ist nach zwei Tagen im Bett verständlich. Ich werde Colin zu Ihnen schicken. Er wird Ihnen helfen, sich fertig zu machen, und dann beginnen Sie ganz langsam mit dem Tag hier. Wenn es Ihnen nicht gut gehen sollte, wird man mich informieren und dann sehen wir weiter, ja?“ Aufmunternd lächelt er mich an. Ich nicke. Was anderes bleibt mir wohl nicht übrig. Wie ein Blitz schießt mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Das Portrait. In meinem Traum hing

es noch nicht da, weil der Zeitpunkt, zu dem es gemalt wurde, noch nicht stattgefunden hatte. Logan und ich haben ja gerade erst geheiratet. Wenn das Bild also unverändert ist, habe ich den Beweis, dass ich in der Zeit gereist bin. Oder? Meine Gedanken stocken. Das ist völlig verrückt. Das muss überhaupt nichts bedeuten.

Schlurfend laufe ich über die langen Flure und versuche alle Details der letzten Tage zu einem logischen Bild zusammensetzen, aber es gelingt mir nicht. „Es macht keinen Sinn“, denke ich und bleibe wieder einmal auf dem Treppenabsatz vor dem Gemälde stehen. Es ist immer noch da. Unverändert. Warum sollte es auch anders sein? In meinem Kopf duellieren sich zwei Theorien: Die eine geht davon aus, dass ich so erschöpft war und durch die Ähnlichkeit mit dem Porträt in einen wahnhaften Zustand gefallen bin, auf den ein sehr lebhafter Traum folgte. Rational und logisch macht das mehr Sinn. Die andere Theorie jedoch lässt mehr Raum für das Unmögliche, für Zeitreisen. Wenn ich mich nämlich richtig erinnere, bin ich jedes Mal, wenn es zu einem Zeitsprung kam, vom wachen in den bewusstlosen Zustand gewechselt, entweder, weil ich geschlafen habe oder weil ich in Ohnmacht fiel. Ist es möglich, dass ich auf der Schwelle zwischen Wachsein und Traum in der Zeit springe?

Diese Frage lässt mich einfach nicht los. Auch die nächsten Tage nicht. Zwar kommt es nicht wieder zu einem derartigen Vorfall und ich finde mich immer besser in den Alltag in der Klinik ein, aber vergessen kann ich es nicht. Auch in den Therapiestunden erzähle ich Dr. Holander davon, wie sehr mich diese Überlegungen in ihren Bann ziehen. Er sagt kaum etwas zu meinen Erzählungen, notiert sich aber viel und ich kann an seinem Gesichtsausdruck sehen, dass er um mich besorgt ist. Werde ich allmählich verrückt? Ich halte so sehr an dieser möglichen Fantasie fest, dass ich mein Leben hier komplett vergesse. Vielleicht wird es Zeit, der Sache nicht mehr so viel Raum zu geben, beschließe ich, als ich mein Postfach aufschließe. Eine Karte, ein Flyer für den wöchentlichen Makramee-Kurs und ein Brief. Verwundert ziehe ich die Augenbrauen zusammen. „Der ist von der Uni“, stelle ich fest, als ich beginne, den Umschlag aufzureißen. „Sehr geehrte Miss Henson, aufgrund der abgebrochenen Prüfung“, beginne ich zu lesen. Mit jeder neuen Zeile, die meine Augen erfassen, scheint mein Herz schneller zu schlagen. „Exmatrikulation.“ Ich sehe von dem Papier hoch. Meine Sicht verschwimmt, heiße Tränen fließen über meine Wangen. „Miss Henson“, höre ich eine Stimme näherkommen. Alles dreht sich. Nein, das darf nicht sein! Ich habe doch alles gegeben! Bitte nicht. Vor meinem inneren Auge sehe ich immer wieder dieses eine Wort: Exmatrikulation.

Schwärze tritt in mein Sichtfeld und diesmal heiße ich sie willkommen. Meine Knie schlagen auf dem Boden auf, dann spüre ich nichts mehr.

Das Erste, was ich fühle, als ich wieder zu mir komme, ist Hitze. Mir ist entsetzlich heiß. „Sie wacht auf. Mylady? Könnt Ihr mich hören? Geht es Euch gut?“ „Sabrina?“, nuschle ich fragend. „Ja, Euer Gnaden. Geht es Euch besser? Ihr seid nach der Hochzeit einfach umgefallen. Wir haben Euch dann hierhergebracht. Der Herzog ist in schlimmer Sorge um Euch, weil Ihr die ganze Nacht nicht aufgewacht seid. Ich werde ihm sofort Bescheid geben, dass Ihr wieder wach seid.“ „Ja, mach das. Warum ist es so heiß hier drin?“ Ich strample die Wolldecke von mir. „Oh, ich habe den Kamin gerade mit frischem Holz versorgt. Ich wollte nicht, dass Ihr friert. Ihr wart gestern Abend nämlich ganz kalt, als wir hier ankamen.“ Verwundert lege ich den Kopf schief. „Gestern Abend?“ Gedankenversunken sehe ich mich im Zimmer um. „Ja, gestern Abend. Aber keine Sorge. Es gab keine Aufstände oder irgendwelche Probleme wegen der Hochzeitsnacht. Der Herzog hat alles so arrangiert, dass die Adligen denken, das frisch vermählte Paar hätte sich gemeinsam recht früh zurückgezogen. Er hat die ganze Nacht im Nebenzimmer verbracht und gewartet, dass Ihr aufwacht.“ Sie deutet auf die Tür, die zum Zimmer meiner Zofe führt. „Und wo hast du dann geschlafen, wenn er in deinem Zimmer war?“ frage ich sie verwundert. „Na hier. Ich war die ganze Nacht bei Euch natürlich. Möchtet Ihr etwas frühstücken? Ihr solltet Euch etwas stärken.“ Ich nicke. „Frühstück klingt gut.“ „Fein. Dann gebe ich erst dem Herzog Bescheid und dann hole ich Euch etwas.“ Sie lächelt, macht einen schnellen Knicks und huscht dann aus der Tür hinaus. Ich bin also zurück. Irgendwie freue ich mich darüber.

Ich habe kaum Zeit, weiter über dieses Gefühl nachzudenken, da klopft es zögerlich an der Tür. „Ist Sabrina schon zurück?“, wundere ich mich. „Ja bitte“, rufe ich. „Guten Morgen, Euer Gnaden, ich meine natürlich Paige. Darf ich eintreten?“ Es ist Logan. Seine Stimme erkenne ich sofort. „Guten Morgen“, antworte ich freudig. „Ja tritt bitte ein.“ Logan kommt näher, seine Schritte leise, als wolle er mich nicht erschrecken. „Du bist gestern Abend in Ohnmacht gefallen, Paige. Ich war bei dir, aber wollte dich auch nicht stören, als du dann schliefst. Sabrina hat mir dann ihr Zimmer für die Nacht angeboten. Ich hoffe, dass ist dir nicht unangenehm.“ Seine Stimme ist vorsichtig, fast behutsam. Überrascht blicke ich zu ihm auf. Er sieht erschöpft aus, als hätte er die ganze Nacht kein Auge zu getan. „Es tut mir leid, wenn ich dir Sorgen bereitet habe. Ich - es war alles so überwältigend“, ringe ich nach einer Erklärung, auch wenn ich selbst gar nicht so richtig weiß, was mit mir passiert ist. „Kein Grund zur Entschuldigung, Paige.“ Ein sanftes Lächeln spielt um seine Lippen. „Du hast viel durchgemacht, und die Umstellung ist sicher nicht leicht. Ich war einfach nur besorgt um dich.“ Seine Worte lassen mein Herz schneller schlagen. Die Distanz zwischen uns ist immer noch da, spürbar und doch - da ist etwas Neues, ein Band, das sich vielleicht gerade erst zu formen beginnt. Fast verloren in diesem

Gedanken starre ich Logan einfach nur an. Ein Klopfen an der Tür holt mich dann aber zurück in die Wirklichkeit. „Das wird Sabrina sein. Ja, bitte“, rufe ich erneut. Sabrina tritt mit einem silbernen Tablett in den Händen ein, stellt es auf den Nachttisch und unterbricht nun endgültig den Moment zwischen Logan und mir. „Euer Gnaden, ich habe etwas Leichtes vorbereitet, um eure Kräfte zu stärken. Ihr solltet zuerst etwas essen, bevor wir mit dem Tag beginnen.“ Ich nicke dankbar, nehme den Löffel in die Hand und beginne zu essen, während ich immer wieder zu Logan blicke. „Danke, Sabrina. Du bist immer so umsichtig.“ Logan steht am Fußende des Bettes, beobachtet mich still. Er wirkt erleichtert, aber auch unsicher, ob er bleiben oder gehen soll.

Als ich den letzten Bissen gegessen habe, hebe ich den Kopf und sehe Logan direkt an. „Logan. Es tut gut zu wissen, dass du bei mir warst. Auch wenn wir uns noch nicht lange kennen, es ist beruhigend, dass du da bist“, sage ich vorsichtig. Er tritt einen Schritt näher, sein Lächeln wird wärmer. „Ich werde immer für dich da sein, Paige. Ob wir uns nun gut kennen oder nicht, du bist meine Frau, und dein Wohlergehen ist mir wichtig.“ Seine Worte berühren mich, und für einen Moment weiß ich nicht, was ich sagen soll. Die Situation ist so neu, so anders, und obwohl ich die Ernsthaftigkeit in seinen Augen sehe, fällt es mir schwer, mich ihm völlig zu öffnen. Sabrina, die unsere Unsicherheit bemerkt, tritt erneut vor. „Lasst mich Euch helfen, Euer Gnaden. Es ist ein wichtiger Tag, und wir sollten dafür sorgen, dass Ihr Euch wohl fühlt.“ Ich lasse mich von Sabrina auf die Beine stellen. Meine Knie fühlen sich noch etwas wackelig an, doch ich bin entschlossen, den Tag zu beginnen. Logan bleibt in respektvollem Abstand, aber ich spüre seine Augen auf mir. „Es wird Zeit, dass ich meine Pflichten als Herzogin ernst nehme und den Tag beginne.“ Ich lächle leicht, während Sabrina und ich hinter den Paravent treten und sie mir beim Ankleiden hilft. „Deine Pflichten musst du heute noch gar nicht erfüllen“, antwortet mir Logan grinsend. „Aber ich möchte dir heute unseren persönlichen Berater und Botschafter vorstellen und dir in der nächsten Zeit dann die Umgebung, das Dorf und unsere Ländereien zeigen.“ Er macht eine Pause und sieht aus dem Fenster in die Ferne. „Und ich möchte dich als meine Frau auch im Dorf vorstellen. Alle freuen sich schon unheimlich auf die neue Herzogin“, er bricht ab und sieht verstohlen in meine Richtung. Sabrina zieht mir das schwere Gewand über die Schultern und bindet es sorgfältig zu. Sie ist konzentriert, aber sie scheint zu bemerken, dass ich zu zweifeln zu beginne. „Ihr seid stark, Euer Gnaden“, sagt sie leise, fast ermutigend. „Und mit der Zeit werdet ihr die Stärke und den Mut finden, die in euch stecken.“ Logan dreht sich wieder in meine Richtung und ich kann die Erleichterung in seiner Stimme hören. „Wir werden das gemeinsam schaffen, Paige. Schritt für Schritt. Für mich ist die Rolle als Herzog doch auch neu.“ Ich nicke und lächle ihm dankbar zu.

Als ich vollständig angekleidet bin, trete ich einen Schritt nach vorn, um mich an das Gewicht des Kleides zu gewöhnen. Logan kommt nun näher und bietet mir seinen Arm an. „Bist du bereit, die Burg zu erkunden?“ Seine Stimme ist sanft, fast schüchtern, als er mir den Arm reicht. Ich lege zögernd meine Hand auf seinen Arm, sehe ihm in die Augen. „Ja, Logan. Ich bin bereit. Und ich möchte alles sehen, mit dir.“ Sein Grinsen wird breiter, und gemeinsam verlassen wir das Zimmer, gefolgt von Sabrina. Während wir den Flur entlang schreiten, spüre ich eine leise Hoffnung in mir aufkeimen. Vielleicht könnte diese arrangierte Ehe doch mehr werden als nur eine formale Verpflichtung. Vielleicht, denke ich, könnte sie der Anfang von etwas Echtem sein.

Nur wenig später betreten wir die große Eingangshalle der Burg, die ich kaum wiedererkenne. Die hellen Marmorfliesen, die den Boden in meiner Zeit so elegant zieren, sind bunten Mosaiken und massiven Steinplatten gewichen. Auch die Wände sind nicht mehr so perfekt weiß mit beige Akzenten. Alte Wandteppiche und Wappen schmücken nun die kalten Steinmauern und erzählen stumm Geschichten aus vergangenen Zeiten. Ich kann das Gewicht der Geschichte förmlich spüren, das auf den Wänden lastet. Ich atme tief ein, versuche, die Ruhe in diesem Raum zu erfassen, doch in mir tobt ein Sturm aus Unsicherheit und Aufregung. Die Luft ist kühl und lässt mich kurz erschauern. Meine Blicke wandern von einem Wandteppich zum nächsten, und ich bin von jedem einzelnen und seinen Details völlig überwältigt. Als wir genau mittig in der großen Halle stehen bleiben, habe ich das Gefühl, dass die Burg eine Aura von Stärke und Geschichte ausstrahlt, die fast greifbar ist. Ist es das, frage ich mich gedanklich. Ist es die Burg, die mich in der Zeit springen lässt? Vielleicht wohnt in ihr eine Art Zauber, der mich auch jetzt magisch anzieht? Oder ist es einfach das Gefühl von purer Faszination, diese alte Burg in ihrem Originalzustand zu erleben, denke ich weiter nach und bemerke gar nicht, wie jemand hereinkommt. Vor uns taucht ein älterer Mann auf, der sich uns mit einer Mischung aus Würde und Zurückhaltung nähert. Sein Haar ist grau, und seine Augen verraten eine Weisheit, die nur das Alter mit sich bringen kann. „Paige“, sagt Logan, während meine Hand immer noch auf seinem Arm ruht, „das ist Sir Edric. Er ist seit vielen Jahren der Berater des Herzogs. Er wird dir bei deinen neuen Pflichten als Herzogin zur Seite stehen.“ Ich trete einen Schritt vor und verneige mich leicht, um meine Dankbarkeit zu zeigen. „Es ist mir eine Ehre, Euch kennenzulernen, Sir Edric.“ Sir Edric erwidert meinen Gruß mit einer Verbeugung. „Euer Gnaden, die Ehre ist ganz auf meiner Seite. Es ist eine Freude, Euch in unserer Mitte willkommen zu heißen. Die Burg hat viele Veränderungen erlebt, aber eine neue Herzogin bringt immer neuen Glanz mit sich.“ Seine Worte lassen mich für einen

Moment innehalten. Ich spüre, wie meine Wangen leicht erröten, unsicher, wie ich auf solche Komplimente reagieren soll. Zum Glück lenkt Logan das Gespräch geschickt auf die Burg selbst. „Ich denke, es ist am besten, wenn wir mit einem Rundgang beginnen. So kannst du die Burg besser kennenlernen und dich mit den Räumen und ihrer Bedeutung vertraut machen.“ Ich nicke, froh über die Ablenkung. „Ja, das wäre sehr hilfreich. Wirst du uns begleiten, Logan?“ Er nickt lächelnd und wir gehen die breite Steintreppe hinauf, die in die oberen Stockwerke der Burg führt. Sir Edric folgt uns, während Sabrina ein paar Schritte hinter uns bleibt. Die Burg ist beeindruckend mit ihren hohen Decken und den großen Fenstern, durch die das Licht sanft in die Flure fällt. „Hier befinden sich die privaten Gemächer der Familie“, erklärt Logan, als wir vor einer massiven Holztür stehenbleiben. „Das hier sind unsere Gemächer. Ein Ort, an den du dich zurückziehen und Ruhe finden kannst. Ich weiß, es ist etwas unkonventionell, aber diese Burg ist so gebaut worden, dass Herzog und Herzogin sich ein Schlafgemach teilen. Mein Großvater ließ dann die Zimmer weiter hinten so umbauen, dass noch getrennte Schlafgemächer entstanden sind. In einem von diesen wohnst du gerade noch. Er und meine Großmutter hatten keine glückliche Ehe. Sie war wohl eine sehr herrische und strenge Frau“, fährt er kleinlaut fort. „Meine Eltern aber wiederum, die waren sehr glücklich darüber, dass sie zusammenwohnen konnten und auch mein Bruder und ich nicht in einem anderen Teil der Burg, sondern direkt neben ihnen untergebracht waren.“ Ich blicke auf die Tür, die zu meinem neuen Zuhause führt. Ein Raum, der uns gehören soll, inmitten dieser überwältigenden Umgebung. Logan führt mich weiter durch die Flure, zeigt mir verschiedene Räume, die ich bald kennen und nutzen lernen soll. Ein Studierzimmer, ein Salon, um Gäste zu empfangen und einen Badesaal. Als wir die Bibliothek betreten, halte ich unwillkürlich den Atem an. „Das ist die Bibliothek“, sagt Logan, während er die Tür für mich öffnet. „Du kennst einen Teil davon ja schon. Der ist da vorne. Wir nutzen ihn für Versammlungen im kleinen Kreis. Die großen Versammlungen werden allerdings unten im Speisesaal oder der großen Halle geführt.“ Logan muss bemerkt haben, dass mir vor Erstaunen der Mund offensteht. „Sie dich ruhig um. Sie ist wirklich beeindruckend, oder?“ Ich nicke nur sprachlos. „Sie ist eine der größten in der Region. Ich dachte mir schon, dass du diesen Ort schätzen würdest.“ Ich betrachte die Regale, die sich bis zur Decke erstrecken und mit Büchern gefüllt sind. „Das ist unglaublich. So viel Wissen an einem Ort. Ich werde sicher viel Zeit hier verbringen.“

Wir gehen weiter, und Sir Edric tritt näher, als wir uns dem großen Saal nähern. „Euer Gnaden“, beginnt er mit einer sachlichen Stimme, „ich würde nun gerne ein wenig über Eure Pflichten als Herzogin sprechen. Es gibt einige wichtige Aufgaben,

die Eure Aufmerksamkeit erfordern werden.“ Ich halte inne und sehe ihn an. „Natürlich, Sir Edric. Ich möchte meine Rolle so gut wie möglich verstehen.“ „Als Herzogin“, fährt er fort, „werdet Ihr nicht nur repräsentative Aufgaben haben, sondern auch eine Schlüsselrolle in der Verwaltung des Landes spielen. Zu Euren Pflichten gehören die Überwachung der Haushaltsführung, das Wohl der Dienerschaft und die Koordination der Aufgaben des Herzogs. Es wird auch erwartet, dass Ihr in Abwesenheit des Herzogs an Ratssitzungen teilnehmt und Entscheidungen trefft, die das Land betreffen.“ Die Worte wiegen schwer, und ich spüre die Verantwortung, die auf mir lastet. „Das ist eine große Aufgabe. Wie werde ich wissen, welche Entscheidungen die richtigen sind?“ Besorgt sehe ich Logan an. Er ahnt ja nicht, was in mir vorgeht. Ich komme mir mehr und mehr wie eine Betrügerin vor. Ich bin nicht Paige, die Prinzessin, Herzogin oder was auch immer. Ich bin Paige Henson, die nichts auf die Reihe bekommt. Wie soll ich da den Aufgaben einer Herzogin gerecht werden? Ich kann ja nicht mal vor drei Dozenten flüssig sprechen, ohne zu zittern und ohnmächtig zu werden. Wie soll das vor einer ganzen Versammlung von mir gänzlich unbekanntem Menschen funktionieren? Mein Herz beschleunigt seinen Rhythmus und ich fasse mir an den Hals, da ich plötzlich das Gefühl habe, mir würde etwas die Luft abschnüren. „Du bist doch nicht allein. Wir machen das zusammen. Ich werde dir vertrauen und ich hoffe, dass du auch mir vertrauen wirst. Wir werden uns beraten und austauschen und dann Entscheidungen treffen. Ich werde da sein.“ Vorsichtig nimmt Logan meine Hand, die bis eben noch auf seinem Arm ruhte, und drückt sie. Dabei sieht er mir tief in die Augen. Seinem Blick wohnt so viel Wärme, so viel Vertrauen und Fürsorge inne, dass das Engegefühl mit jedem Atemzug etwas mehr verschwindet, bis ich wieder frei atmen kann und auch mein Herz allmählich wieder in seinen ruhigen und gleichmäßigen Rhythmus zurückfindet. Erleichtert atme ich aus. So einfach habe ich mich noch nie beruhigt. Es ist, all sei Logan ein wahrgewordener Traum. Sir Edric nickt leicht. „Ihr werdet nicht allein sein, Euer Gnaden. Der Herzog, ich selbst und der Rat stehen Euch zur Seite. Doch es wird auch Momente geben, in denen Ihr Eurem eigenen Urteilsvermögen vertrauen müsst. Ihr seid die Herzogin, und Euer Wort hat Gewicht.“

Ich nehme seine Worte in mich auf und lasse sie in mir nachklingen. So fühlt es sich also an, unterstützt zu werden? Warum sind hier alle Menschen, denen ich begegne, so zuvorkommend und glauben an mich? Nicht mal meine Eltern tun das. Aber gut, hier habe ich keine Eltern mehr und vielleicht ist das auch besser so. Ich habe Logan.

Die große Halle, in die wir nun eintreten, wirkt einschüchternd. An den Wänden hängen Karten des Herzogtums, und ein mächtiger Tisch dominiert den Raum. Sabrina legt beruhigend eine Hand auf meinen Arm. „Es mag überwältigend

erscheinen, Euer Gnaden, aber jeder Schritt bringt Euch näher an die Gewissheit, die Ihr sucht.“ Verwundert drehe ich mich zu ihr um. „Weiß sie etwas? Weiß sie von den Zeitreisen und den ganzen Fragen, die ich mir die ganze Zeit stelle?“ „Alles wird gut werden. Mit der Zeit werdet Ihr alle Antworten bekommen, die Ihr braucht“, fügt sie noch hinzu. Mit großen Augen sehe ich sie an. „Wollen wir weiter?“, fragt mich Logan plötzlich. Ich nicke nur schnell und drehe mich dann zu Logan um. „So viele Erwartungen. Aber vielleicht liegt in diesen Aufgaben auch die Möglichkeit, meinen eigenen Weg zu finden. Vielleicht ist dies der Schlüssel“, taste ich mich vorsichtig voran. Vielleicht bekomme ich ja eine Reaktion, die mich näher an die Lösung des Geheimnisses führt. Aber sowohl Logan als auch Sir Edric scheinen nur darauf zu warten, dass ich meinen Satz beende. „Um mich wirklich als Herzogin zu fühlen“, füge ich also schnell hinzu. Logan lächelt sanft und erwidert meine Worte: „Ich bin sicher, du wirst deinen Weg finden, Paige. Und ich werde an deiner Seite sein.“ Mit diesen Worten führt er mich weiter durch die Burg, und ich spüre eine leise Entschlossenheit in mir aufsteigen. Diese Burg und ihre Zeit mögen noch fremd für mich sein, aber mit Logan und Sabrina an meiner Seite könnte sie eines Tages mehr werden als nur ein Ort des Protokolls. Vielleicht könnte sie wirklich mein Zuhause werden.

Die Sonne steht hoch am Himmel, als Logan und ich die Burg verlassen und die weitläufigen Gärten betreten. Der Wind trägt den Duft von Kiefern und Heidekraut zu mir, und ich atme tief ein, um die frische Luft in meinen Lungen zu spüren. Logan führt mich langsam den schmalen Pfad entlang, der sich durch das Grün windet, und ich bin überrascht, wie schön die Landschaft hier ist. Sie ist wild und ungezähmt, wie ein Teil der Natur selbst, der sich nur leicht von den Menschen hat formen lassen. „Ich dachte, du würdest die Umgebung kennenlernen wollen“, sagt Logan, während wir nebeneinander gehen. Seine Stimme ist ruhig und entspannt, aber ich spüre, dass er auf meine Reaktion achtet. „Das möchte ich“, antworte ich leise, meine Blicke über die sanften Hügel schweifend. „Es ist wunderschön hier, ganz anders als das, was ich gewohnt bin.“ Er lächelt leicht. „Schottland hat seine eigene Art von Schönheit. Die Wildheit und die raue Natur können überwältigend sein, aber sie haben eine tiefe Anziehungskraft.“ Während wir den Weg entlanggehen, zeigt Logan mir die verschiedenen Orte, die ihm wichtig sind. Er spricht von den Wäldern, in denen er als Kind gespielt hat, von den Bergen, die er als junger Mann bestiegen hat, und von den kleinen Dörfern, die sich in den Tälern verstecken. Seine Worte malen ein Bild einer Welt, die mir fremd ist, aber in der ich mich allmählich heimischer fühle. Die Stunden vergehen, während wir weiter durch die Landschaft streifen. Die Gespräche zwischen uns werden leichter, ungezwungener.

Wir lachen gemeinsam über Geschichten aus seiner Vergangenheit, seiner Kindheit und er erzählt mir von Erinnerungen, die ihn geprägt haben. Ich beginne, Logan auf eine Weise zu sehen, die ich vorher nicht wahrgenommen habe. Er ist nicht nur der Herzog, mein Ehemann aus Pflicht, sondern ein Mann mit Tiefen und Nuancen, die ich erst jetzt zu erkennen beginne. Trotzdem überkommen mich auch immer wieder Zweifel, denn ganz ehrlich kann ich zu ihm nicht sein. Ich muss ständig darauf achten, wie ich meine Geschichten erzähle, lasse Details aus, die er nicht verstehen würde. Sollte ich ihm die Wahrheit sagen? Sollte ich ihm sagen, dass ich aus einer anderen Zeit komme? Dass ich alles dafür tun würde, hier, bei ihm, in dieser Zeit zu bleiben, aber ich einfach nicht weiß, wann ich wieder zurückspringen muss. Nein, das kann ich nicht. Ich sollte es einfach genießen, solange es eben dauert.

Als die Sonne langsam tiefer sinkt, erreichen wir einen kleinen See, dessen Wasser in der Abendsonne golden glitzert. Wir setzen uns auf einen Felsen am Ufer, und ich spüre die Wärme der letzten Sonnenstrahlen auf meiner Haut. „Es ist erstaunlich, wie viel Zeit wir hier draußen verbracht haben“, sage ich, während ich die friedliche Szenerie betrachte. „Es fühlt sich an, als wäre der Tag wie im Flug vergangen.“ Logan nickt und sieht mich mit einem Ausdruck an, den ich nicht ganz deuten kann. „Ja, die Zeit scheint manchmal stillzustehen, wenn man in guter Gesellschaft ist.“ Seine Worte lassen mein Herz schneller schlagen, und ich fühle eine Wärme, die nichts mit der Sonne zu tun hat. In den letzten Stunden habe ich das Gefühl gehabt, dass eine Verbindung zwischen uns wächst, etwas Zartes und Kostbares. Ich blicke zu ihm auf, und für einen Moment begegnen sich unsere Blicke und verweilen länger als gewöhnlich. „Es ist schön, dich so kennenzulernen, Paige“, sagt er leise, als würde er meine Gedanken lesen. „Nicht nur als Herzogin, sondern als die Frau, die du wirklich bist.“ Ich senke meinen Blick und fühle, wie meine Wangen leicht erröten. Nur dieses Mal schäme ich mich nicht dafür. Es ist keine Scham, keine Angst oder Peinlichkeit, die diese Reaktion verursachen, es ist seine Nähe, in der ich mich unheimlich wohl fühle. „Ich habe auch das Gefühl, dich auf eine neue Weise zu sehen, Logan. Es ist, als würden wir uns endlich wirklich begegnen.“ Ein leises Lächeln umspielt seine Lippen, und er legt vorsichtig seine Hand auf meine. Die Berührung ist leicht, fast wie eine Frage, und ich antworte, indem ich seine Hand sanft drücke. Für einen Augenblick sitzen wir einfach nur da, den Sonnenuntergang betrachtend, während unsere Hände ineinander verschlungen sind. Mit dem langsamen Verschwinden der Sonne hinter den Bergen fühle ich, wie sich die Distanz zwischen uns weiter verringert. Es ist, als hätten wir den ganzen Tag darauf hingearbeitet, diesen Moment zu erreichen, an dem Worte nicht mehr nötig sind. Die Stille zwischen uns spricht Bände, und ich weiß, dass etwas Besonderes begonnen hat. Unsere Blicke sind ineinander verhakt und ich merke, wie ich ihm immer

näherkomme, bis sich unsere Lippen in einem Kuss begegnen. Erst ganz sanft, dann wird der Kuss fordernder und leidenschaftlicher mit einem Versprechen auf mehr. Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergeht und es ist mir auch egal. In diesem Moment steht die Zeit für uns still. Als wir uns voneinander lösen, sehe ich, wie Logan lächelt. „Das habe ich nicht erwartet“, er wird rot. „Ich auch nicht, aber es war wunderschön“, hauche ich in seine Richtung. „Wir sollten langsam zurückgehen, sonst wird man uns noch suchen.“ Er deutet auf den kleinen Pfad, von dem wir gekommen sind. Ich nicke. „Aber wir könnten das hier ja auch dort fortsetzen“ Vorsichtig sieht er mich an. Ich muss schmunzeln und wieder steigt mir die Wärme ins Gesicht. „Ja, das hört sich gut an“, sage ich und kann mein verlegenes Lachen nicht mehr zurückhalten.

Als wir uns schließlich auf den Rückweg zur Burg machen, bleibt diese neue Nähe zwischen uns bestehen. Der Weg zurück erscheint mir kürzer, als ob die Zeit uns entgegenkommt. Logans Hand hält weiterhin meine, und obwohl wir nicht viel reden, spricht seine Berührung für sich.

Als wir endlich in der Burg ankommen, verschwenden wir keine Zeit und gehen direkt die Treppen hinauf zu unseren Gemächern. Logan nickt höflich den Menschen zu, denen wir über den Weg laufen und ich tue es ihm gleich. Manche kichern oder sehen uns noch nach, als wüssten sie, was wir vorhaben, aber das ist mir schlicht egal. Ich halte immer noch Logans Hand und als er mit dem Daumen über meinen streicht und mir ein Grinsen zuwirft, verstärkt das die Hitze nur noch, die in mir brodelte. Ich will seine Hand nicht loslassen. Seine Wärme und der leichte Druck erden mich so sehr. Mit jedem weiteren Schritt steigt die Hitze in mir. Ich weiß, was wir gleich tun werden, und ich kann nicht bestreiten, dass es mich nervös macht, aber ich will es. Nur wenige Wimpernschläge später stößt er endlich die Tür zu unserem Schlafzimmer auf. Die Nacht ist still und schwarz, nur das leise Flackern der Kerzen tanzt an den Wänden unseres Schlafgemachs. Der Tag war lang, doch die Stille der Dunkelheit bringt eine Vertrautheit mit sich, die mir fast den Atem nimmt. Für einen Moment löst er seine Hand von der meinen, geht zur Tür und dreht mit einem lauten Knacken den Schlüssel im Schloss. Auch wenn es nur für einen kurzen, sogar winzigen Moment ist, sehne ich mich sofort nach seiner Berührung. Mit langsamen Schritten kommt er auf mich zu und streckt seine Hände nach mir aus. Sanft umfasst er mein Gesicht und streicht mir eine lose Haarsträhne hinter das Ohr. Er zögert. Seine Hand verharrt kurz an meiner Wange, die Wärme dieser Berührung sendet einen wohligen Schauer über meinen Rücken. „Ich möchte, dass du weißt, dass ich nichts überstürzen will. Wenn du bereit bist, nur dann.“ Seine Worte treffen mich tief, und ich fühle eine Welle der Dankbarkeit. Logan war von Anfang an respektvoll, hat meine Grenzen stets geachtet. Doch jetzt, in diesem Augenblick, weiß ich, dass ich ihm nahe sein möchte, dass

ich diesen nächsten Schritt mit ihm gehen möchte. „Ich will es“, wispere ich heiser. Sein Blick ist weich, liebevoll, aber auch durchdrungen von einer Zärtlichkeit, die ich in dieser Tiefe noch nie zuvor gespürt habe. „Ich will dich“, füge ich kratzig hinzu. Ich schlucke gegen die Trockenheit in meinem Hals an. Er lächelt und in seinen Augen sehe ich dieselbe Mischung aus Zärtlichkeit und Verlangen, die auch in mir brennt. Langsam beugt er sich vor und unsere Lippen treffen sich. Es ist ein zärtlicher, achtsamer Kuss, der sich langsam vertieft, während die Welt um uns herum stiller wird. Kurz lösen wir uns voneinander und sehen uns einfach in die Augen. Erneut küsst Logan mich. Doch diesmal ist der Kuss fordernd und voller Leidenschaft. Seine Hand wandert von meiner Wange hinunter über meine Schulter und ich lasse meine Hände über seinen Nacken in sein Haar gleiten. Er fährt mit den Fingerspitzen weiter über meine Seite und eine heiße Gänsehaut breitet sich an dieser Stelle aus. Zärtlich lässt er von meinem Mund ab, küsst erst meine Wange und schließlich meinen Hals. Ein Stöhnen bahnt sich einen Weg aus meiner Kehle, meine Haut prickelt vor Hitze und von meinem Unterleib breitet sich ein heißes Ziehen in meinem ganzen Körper aus. Logans Laute, das heisere Stöhnen, dass ich ihm entlocke, als ich meine Hand unter sein Hemd schiebe und über seine nackte Brust gleiten lasse, bestätigen mein Gefühl, dass es ihm nicht anders geht. Er liebkost erst sanft und dann intensiver meinen Hals und schließlich mein Décolleté. Wieder kommt ein Stöhnen aus mir. „Soll ich dir beim Ausziehen helfen?“ Seine Stimme ist rau und kratzig, was das Kribbeln zwischen meinen Beinen noch deutlicher macht. Ich nicke nur stumm und raune ein „Ja“. Schnell dreht er mich um und löst die Schnürung meines Kleides. Jedes Mal, wenn Logan über meinen Rücken und meine Seite streicht, schnappe ich nach Luft. Endlich fällt das Kleid lautlos auf den Boden. Mit einer fließenden Bewegung lässt er seine Hände über meine Taille gleiten. Ich lege den Kopf in den Nacken und lehne mich an ihn. Seine Küsse an meinem Hals und meiner Schulter lassen mich nur ungeduldiger werden. Als er sich endlich wieder meinem Korsett widmet, es zu lösen beginnt, und schließlich über meinen Kopf von meinem Körper streift, kann ich endlich wieder frei atmen. Meine erhobenen Arme lege ich nach hinten um seinen Nacken und gewähre ihm mit seinem Mund und Händen freien Zugang auf meinen nackten Oberkörper. Er streicht über meine erhobenen Arme, dann über meine Rippen. Ich atme schwer aus. Als seine Hände noch höher wandern und meine Brüste umfassen, kann ich ein Stöhnen nicht mehr unterdrücken. Seine Berührungen und der leichte Druck seiner Hände bringen mich jetzt schon aus der Fassung. Als diese mich nach zu kurzer Zeit verlassen, drehe ich mich um. Logan zieht gerade sein lockeres Hemd über den Kopf, was sein Haar noch weiter durcheinanderbringt. Als er bemerkt, dass ich ihn beobachte, bleibt sein Blick für einen Moment auf mir liegen. Ich sehe,

wie meine nackte Haut seine Erregung befeuert. Ruckartig macht er einen Schritt auf mich zu und lenkt mich Richtung Bett. Seine heiße Haut auf meiner zu spüren, vernebelt mir alle logischen Gedanken. Langsam lassen wir uns auf die Matratze sinken. Ich schiebe mich noch weiter auf das Bett und er löst sich von mir. Wir benötigen keine Worte. Ein einziger Blick genügt. Er kniet am Bettende und knöpft an meiner Seite meine Unterhose auf. Ungeduldig trete ich sie von meinen Beinen. Logan küsst zuerst meinen Knöchel und fährt dann immer weiter hoch, in Richtung des Kribbelns zwischen meinen Beinen. Mein Kopf drückt sich gegen das Kissen, als ich seine Zunge genau dort spüre. Mir stockt der Atem, als er so geschickt und feinfühlig um diesen Punkt meiner Lust kreist. Als ich meine Augen wieder öffne, hat auch er sich von seinem letzten Kleidungsstück befreit. Sein ganzer Körper ist voller Verlangen und Erregung. Als er sich auf mich legt und ich sein Gewicht auf mir spüre, wandert meine Hand von ganz allein seinen Rücken hinunter. Er küsst weiterhin meinen Nacken und meine Brust. Als er in mich eindringt, entweicht mir ein tonloser Aufschrei. Ich brauche ihn noch näher. Langsam, ganz langsam spüre ich die wellenartigen Bewegungen seines Beckens. Ich nicke atemlos und er beschleunigt seinen Rhythmus. Ich drücke den Kopf in das Kissen und kralle meine Finger stärker in sein Haar. Das Kribbeln ist inzwischen zu einem heftigen Brennen geworden, das immer intensiver wird. Ich umfasse das Laken, als das Brennen in einem explodierenden Höhepunkt zerspringt und sich in meinem ganzen Körper ausbreitet. Logan stöhnt laut auf und ich spüre, wie sich sein ganzer Körper spannt. Langsam zieht er sich zurück und legt sich schwer atmend neben mich. Ich sehe ihn an und drehe mich auf die Seite in seine Richtung. Im Kerzenlicht sehe ich Schweißperlen auf seiner Brust glitzern, die sich immer noch schneller hebt und senkt. Er legt seinen Arm um mich und zieht mich, so als würde ich nichts wiegen, noch näher an sich heran. Sacht lege ich meinen Kopf auf seine Brust und lausche seinem Herzschlag. „Ich weiß, es ist zu früh, das zu sagen, aber ich, ich liebe dich, Paige.“ Rasch erhebe ich mich von seiner Brust und sehe ihm in die Augen. „Ich, ich liebe dich auch“, stammele ich. Ich kann nicht glauben wie mir geschieht. Eine unglaubliche Welle von Gefühlen überrennt mich, doch dieses Mal ist es keine Panik, keine widerliche Angst, die mir den Atem nimmt. Nein, es ist die Liebe, die ich für diesen Mann empfinde. Ich küsse ihn voller Hingabe. „Wollen wir das hier mal wiederholen?“, frage ich schelmisch und presse die Lippen aufeinander. Logan lacht herzlich auf. „Naja, wir als Herzog und Herzogin müssen sowieso einen Erben zeugen.“ Grinsend legt er die Hand an sein Kinn, so, als müsse er lange überlegen. Jetzt muss auch ich lachen. Kichernd löst er sich aus seiner Haltung, küsst mich und zieht dann die Daunendecke über uns.

Die Wochen verfliegen wie ein Traum, und jeder Tag bringt mich Logan näher. Ich denke kaum noch an meine Zeit und all ihre Sorgen und Verpflichtungen. Zum ersten Mal seit Ewigkeiten fühle ich mich sorglos und glücklich. Aber es ist nicht nur Logan, der das in mir auslöst. Es scheint, als wäre diese ganze Umgebung, die Menschen, ihre Worte und Wertschätzungen für die einfachen Dinge im Leben, wie Balsam für meine Seele und für meine sonst so wirren Gedanken. Ich habe endlich das Gefühl, angekommen zu sein, zu Hause zu sein.

Heute ist ein besonderer Tag, denn Logan hat mir versprochen, mir das Dorf zu zeigen, das am Fuße der Burg liegt. Es ist ein Ort, von dem ich bisher nur aus Erzählungen gehört habe, aber ich freue mich darauf, ihn endlich mit eigenen Augen zu sehen. Wir gehen Hand in Hand den schmalen Pfad hinunter, der von der Burg zum Dorf führt. Die Sonne scheint warm auf uns herab, und ich genieße die frische Luft, die nach Heu und blühenden Blumen duftet. Die Geräusche des Dorfes werden allmählich lauter, das Lachen von Kindern, das Hämmern eines Schmieds, das Murmeln von Gesprächen. Es ist eine lebendige, pulsierende Welt, die ganz anders ist als die stille, erhabene Burg, und ich fühle mich sofort von ihr angezogen. „Hier unten pulsiert das wahre Leben unseres Herzogtums“, sagt Logan, als wir das erste Haus erreichen. Seine Stimme ist voller Stolz, aber auch Zuneigung für die Menschen, die hier leben. „Ich wollte dir schon früher zeigen, wie die Leute hier leben und arbeiten, aber es schien immer etwas Wichtigeres zu geben. Heute gehört dieser Tag nur uns.“ Ich sehe ihn an und lächle. „Ich bin froh, dass du mich mitgenommen hast. Es ist wichtig, diesen Teil unseres Lebens kennenzulernen.“ Wir gehen durch die schmalen Straßen, vorbei an einfachen, aber liebevoll gepflegten Häusern. Die Dorfbewohner grüßen uns mit Respekt, aber auch mit einem Hauch von Vertrautheit, als würden sie Logan gut kennen. Er spricht mit jedem, bleibt stehen, um ein paar Worte zu wechseln, und ich merke, wie sehr er hier geschätzt wird. „Das ist die Bäckerei“, sagt er, als wir an einem kleinen, steinernen Gebäude vorbeikommen, aus dem der Duft von frisch gebackenem Brot strömt. „Der Bäcker und seine Frau machen das beste Brot, das du jemals kosten wirst“, schwärmt er. „Ich war als Junge sehr oft hier. Vater hat sich immer auf Angus und seine Ausbildung konzentriert, da hatte ich sehr viel Zeit, um alles hier genauestens zu erkunden. Und wenn ich hungrig von meinen Streifzügen und Abenteuern war, dann kam ich hierher.“ Er lacht, und ich spüre, wie sein Lachen mein Herz wärmt. „Ich kann es kaum erwarten, selbst zu probieren“, antworte ich und sehe zu, wie er mit dem Bäcker plaudert und bald darauf mit einem warmen Laib Brot in der Hand zu mir zurückkommt. Wir setzen unseren Spaziergang fort, während ich an dem Brot knabbere. Der Geschmack ist einfach, aber köstlich, und es erinnert mich wieder daran, wie wenig es braucht, um wirklich zufrieden zu sein. Logan zeigt mir die Schmiede, die

Mühle und das kleine Gasthaus, in dem die Dorfbewohner sich abends treffen, um Geschichten zu erzählen und Musik zu machen. Als wir schließlich zum Dorfplatz kommen, bleiben wir stehen, um das bunte Treiben zu beobachten. Kinder spielen, und die Erwachsenen gehen ihren Geschäften nach. Ich spüre, wie Logan meinen Blick sucht, und als ich ihn ansehe, sehe ich eine Tiefe in seinen Augen, die mich berührt. „Das alles gehört nun auch dir, Paige“, sagt er leise, und seine Worte sind wie ein Versprechen. „Die Menschen hier, sie werden sich auf dich verlassen, genauso wie auf mich. Es ist nun unsere Verantwortung, dass es ihnen gut geht. Aber ich weiß, dass wir das zusammen schaffen werden. Du machst das so unglaublich gut als neue Herzogin, als wärest du dafür geboren.“ Er beendet seinen Satz mit einem leidenschaftlichen Kuss. Als wir uns wieder voneinander lösen, nicke ich langsam, und merke, wie seine Worte mein Herz bewegen. „Es fühlt sich gut an, Teil von etwas Größerem zu sein“, sage ich schließlich. „Ich weiß, dass es nicht immer einfach sein wird, aber ich bin bereit, es zu versuchen.“ Logan lächelt, und in diesem Moment fühle ich eine tiefe Verbundenheit zwischen uns, die über die Worte hinausgeht. „Ich bin froh, dass du hier bist, Paige“, sagt er, und ich spüre, wie seine Hand sanft meine drückt. „Ich könnte mir niemand Besseren an meiner Seite vorstellen.“ Wir stehen dort, Hand in Hand, und ich weiß, dass dies erst der Anfang unserer gemeinsamen Reise ist. Das Dorf liegt ruhig vor uns, und ich fühle eine seltsame Ruhe in mir, als hätte ich endlich meinen Platz gefunden – nicht nur in dieser Welt, sondern auch an Logans Seite.

Plötzlich beginnt meine Sicht zu verschwimmen. Was passiert hier? Ein Strudel aus Schwindel saugt mich in sich hinein und ich merke, wie ich schlagartig das Bewusstsein verliere. Meine Welt zerbricht in tausend Teile und ich versuche mich in diesem Moment, als ich nicht weiß, ob ich wach bin oder träume, an jede einzelne Scherbe zu klammern. Ich will nicht zurück. Ich will bei Logan bleiben. Ich will mich selbst nicht wieder in meiner Trauer verlieren und vergessen, wer ich wirklich bin und was mich ausmacht.

Als ich einen sterilen Geruch wahrnehme, weiß ich sofort, wo ich bin, und Tränen fließen in Strömen aus meinen noch geschlossenen Augen. Das alles kenne ich schon zu gut. Man freut sich, dass ich endlich wach bin, erklärt mir, dass ich bewusstlos geworden bin und wie lange ich nicht ansprechbar war. Diesmal erklärt mir der Arzt noch, dass ich von nun an starke Medikamente gegen meine Psychosen nehmen muss. Abwesend nicke ich und starre weiter in die Leere. Niemand wird jemals verstehen, was ich verloren habe.

„Jetzt sind Sie schon einen Monat bei uns, Miss Henson. Wie geht es Ihnen heute Morgen?“, fragt er mich freundlich und reißt das alte Kalenderblatt ab. „Sind denn Ihre Träume wieder aufgetreten?“ Er setzt sich mir gegenüber und nimmt einen

Stift und das Klemmbrett in die Hände. Ich zögere. „Sollte ich ihm die Wahrheit sagen? Damit ich nur mit neuen Medikamenten zugedröhnt werde, die noch mehr Übelkeit und Schwindel auslösen? Oder behalte ich diesen doch sehr schönen Traum, in dem ich Logan endlich wiedersah, einfach für mich?“, überlege ich hin und her, während ich durch das Fenster nach draußen starre. „Miss Henson?“ Ich zucke zusammen, gleite aus meinen Erinnerungen heraus und sehe ihn an. „Sie haben wieder geträumt, oder?“ In seiner Stimme liegt dieser besondere Klang, der mir verrät, dass er die Wahrheit schon kennt. Wie er das macht, ist mir immer noch ein Rätsel. Ich nicke nur und wende den Blick ab. „Gut, dann erzählen Sie mal, was ist dieses Mal passiert?“ Erwartungsvoll drückt er die Mine aus seinem Kugelschreiber und sieht mich an. Sein Blick ist geduldig, dennoch bringe ich keinen Ton raus. „Paige, Sie wissen doch, Ihre komplexen Träume geben uns Aufschluss über Ihr Trauma. Daher ist es sehr wichtig, die Symbole aus den Träumen zu analysieren und einzuordnen. Nur so können Sie die Dinge verarbeiten und heilen“, erklärt er sanft. Ich seufze tief. „Ich weiß das ja, aber diesmal war der Traum anders. Es war“, ich mache eine Pause, „es war schön. Wirklich schön. Ich habe mich wohl gefühlt und als ich mich diesem Gefühl hingegeben habe, konnte ich für einen Moment vergessen.“ Doktor Holander sieht mich mit zusammengezogenen Augenbrauen an. „Ich habe meine Ängste vergessen, ich habe mich frei gefühlt. Ich bin einfach geritten und es hat sich so gut angefühlt, mal nicht zu hinterfragen oder zu überdenken, sondern einfach zu leben. Der Ausritt, es war, als würde ich fliegen.“ Ich merke gar nicht, wie ich meine Arme ausbreite und für einen Moment, in dem ich die Augen schließe, wieder den Wind zu spüren scheine. „Ein Ausritt also?“ Hastig öffne ich meine Augen und rutsche unwohl in meinem Sessel hin und her. „Ja, genau. Logan und ich hatten etwas freie Zeit, da sich die Unruhen endlich gelegt hatten und wir in den nächsten Tagen sowieso zum König reiten wollten. Naja, und Logan wollte wissen, ob ich reiten kann, und dann sind wir einfach los, ganz spontan.“ Bei dem Gedanken daran muss ich grinsen. „Sie haben mir jetzt schon die letzten Male von Logan erzählt. Sah er diesmal anders aus oder hat sich anders verhalten, sodass in Ihnen diese Gefühle von Freiheit entstanden sind?“ Mit dem Beenden seines Satzes sieht er wieder zu mir hoch. „Nein, Logan sah wie immer aus. Und er hat das Gefühl nicht ausgelöst. Es waren die Umstände. Ich meine, sicher, Logan und ich, wir sind uns sehr nah und ich vertraue ihm. Und es war seine Idee, auszureiten. Vielleicht hat er damit zu tun, dass es sich so leicht und frei angefühlt hat. Er gibt mir einfach das Gefühl, geliebt zu werden und von Sicherheit und vielleicht“, ich halte inne. „Vielleicht was?“ Doktor Holander legt den Kopf etwas schräg. „Vielleicht kann ich mich nur mit ihm so frei und unbeschwert fühlen, weil er mich liebt und mir Sicherheit gibt.“ Ich merke, wie ich bei dem Gedanken an Logan erröte und lächeln muss.

„Paige, Logan ist nicht real. Das war ein Traum. Ich weiß, es fühlt sich für Sie real an, doch das ist es nicht. Das müssen Sie sich bewusst machen.“ Seine Worte versetzen mir einen Stich ins Herz und mein Lächeln verfliegt. „Ich weiß das“, meine Stimme bricht und Tränen quellen aus meinen Augen, „nur wäre es so schön, wenn diese Welt so existieren würde. Eine Welt, in der sich das Leben nicht so schwer anfühlt.“ Ich wische mir mit dem Ärmel meiner Strickjacke übers Gesicht. „Ihre Heilung ist ein Prozess. Sie sind auf dem richtigen Weg, vergessen Sie das nicht. Es gibt Tage, da fühlt es sich leichter an und es gibt Tage, da fühlt man sich wie gelähmt. Aber diese Tage gehen vorüber. Sie sind nicht allein, Paige.“ Mit einem sanften Lächeln reicht er mir die Packung Taschentücher, die bis eben noch auf dem Tischchen zwischen uns stand. Dankbar greife ich danach. „Unsere Zeit ist nun leider um. Denken Sie an Ihre Übungen, ja? Wir sehen uns dann morgen wieder.“ Er steht auf und öffnet eines der großen Fenster. Die Tränen in meinen Augen lassen mich noch etwas verschwommen sehen, aber ich stehe auf, stopfe das zerknüllte Taschentuch in meine Hose, verabschiede mich und gehe auf den Flur hinaus. Für einen Moment stehe ich einfach nur da. Fast alle Leute, die an mir vorbeigehen, mustern mich fragend, aber das ist mir gerade egal. Mein Kopf fühlt sich leer und übervoll zugleich an. Gedanken kommen, werden lauter und verblassen sofort, sodass ich keinen davon greifen kann. Wie automatisch beginnt sich mein Körper in Richtung meines Zimmers zu bewegen, während mein Kopf in einer Zeitschleife gefangen zu sein scheint. „Logan ist nicht real, das wissen Sie doch.“ „Heilung benötigt Zeit.“ Die Sätze von Doktor Holander hallen durch meinen Kopf, wie ein Echo durch eine Schlucht. Warum fühlt es sich dann so echt an? Das Schloss, die Pferde, die Wachen, die Köche, Sabrina, meine Zofe, die mir jeden Tag beim Ankleiden hilft, die engen Korsagen, der seidige Stoff meiner Kleider, über den ich immer wieder streiche, Logans Lächeln, seine Hand in meiner, als er mich zum Stall führt, seine Finger auf meiner Wange, als er mir die Haare aus dem Gesicht streicht, das Kribbeln und die Wärme, die meinen Körper auszufüllen scheinen, wenn seine Augen direkt in meine sehen, seine Küsse und Berührungen, wenn wir allein sind. Warum? Warum? WARUM? Die Trauer und Verzweiflung quellen nur so aus mir heraus, dass ich mich nicht mehr auf den Beinen halten kann und nach vorne auf die Knie sacke. Für diesen Moment gestatte ich mir meine Gefühle. Ich hätte es unmöglich noch länger geschafft, sie alle in mir zu halten, also lasse ich meinen Tränen freien Lauf. Ich weiß nicht, wie lange ich so sitzen bleibe und schluchze. Irgendwann spüre ich, wie meine Emotionen zur Ruhe kommen. Wie nach einem Sturm legen sich die Wellen meiner Gedanken und die dunklen Wolken, die mir noch bis eben die Gedanken vernebelt haben, ziehen langsam ab. Ich nehme einige tiefe Atemzüge. Die kalte Luft beruhigt mich. Als ich meine Augen wieder öffne, sehe ich nur den blauen Himmel, der durch einige

weiße Wolken geziert wird. Verwirrt sehe ich mich um. Ich bin draußen?! Peinlich berührt, richte ich mich weiter auf und betrachte meine Umgebung. Hinter mir ist das Schloss. Gut, denke ich und atme erleichtert aus. „So weit bin ich gekommen, nur bis zu den Klippen. Nun, so gut ist das vielleicht doch nicht. Immerhin bin ich in meiner Verzweigung, ohne es zu merken, auf Klippen zu gerannt.“ Ich fahre mit den Händen durch das kühle, grüne Gras, in dem ich hocke. Wieder schließe ich meine Augen. „Aber hier ist es so friedlich“, denke ich und lasse mich auf meinen Rücken fallen, sodass ich nun im Gras liege mit dem blauen Himmel über mir. Da niemand mich bemerkt und auch keiner nach mir zu suchen scheint, beschließe ich, einfach noch hier draußen zu bleiben. Die Kälte der Luft und des Bodens erfrischen mich regelrecht und schaffen es, dass etwas Ruhe in mir einkehrt.

Irgendwann, als ich meine Zehen vor Kälte kaum noch spüren kann, beschließe ich, mich wieder dem Chaos zu stellen und zurück in die Burg zu gehen. Die Sonne steht schon weit westlich, wie ich bemerke, als ich mich aufsetze. Mein Kopf schmerzt etwas und meine Sicht verschwimmt kurz. „Das war wohl zu schnell“, ich fasse mir an die Stirn. Erst jetzt merke ich, dass auch meine Hände eiskalt sind. „Es wird wirklich Zeit, wieder reinzugehen.“ Zügig stütze ich mich ab und komme hoch auf meine Beine. Der Horizont ist weit entfernt, doch scheint er plötzlich näher zu kommen. Sterne ziehen in mein Sichtfeld und die Welt beginnt sich zu drehen, immer schneller und schneller. Ich finde keinen Halt, meine Beine tragen mich nicht mehr, ich spüre noch, wie mein Gesicht das kühle Gras berührt, dann wird alles dunkel.

„Paige?“ Ist das wirklich seine Stimme? „Paige, du musst aufwachen.“ Diesmal höre ich sie noch deutlicher. Wie schön wäre es, wenn er jetzt wirklich bei mir wäre und das alles nicht nur Erinnerungen oder Hirngespinnste wären. „Logan“, seufze ich noch mit geschlossenen Augen. „Ja Paige, ich bin es, aber du musst jetzt wirklich wach werden, man erwartet uns doch mit Sonnenuntergang wieder im Schloss.“ Seine Stimme ist so warm und vertraut. Ich traue mich gar nicht, die Augen zu öffnen, aus Angst, dass das alles wieder davon geweht wird. „Jetzt komm schon, es reicht jetzt mit dem Nickerchen.“ Er stupst mich etwas unsanft in meine Seite. Vor Schreck schlage ich die Augen auf und bin sofort hellwach. Ich setze mich auf und da sehe ich ihn. Er sitzt wirklich neben mir auf der Satteldecke, die wir zum Picknick auf der Lichtung ausgebreitet hatten. Die Sonne scheint nur noch sanft und flach durch die schützenden Blätter der Bäume auf uns und die Wolken färben sich langsam orange. „Logan?!“ Ich stecke vor Unglauben meine Hand nach ihm aus und berühre seine Wange. „Ja, Paige, was hast du denn auf einmal?“ Ich beginne zu schluchzen. „Ich hätte einfach nicht gedacht, dass ich dich jemals wiedersehe.“ „Aber

ich war doch die ganze Zeit hier. Du hast so müde gewirkt, deshalb habe ich dich schlafen lassen.“ Er legt seine Hand auf meine, die immer noch auf seiner Wange ruht. Langsam, ohne die Blicke voneinander abzuwenden lassen wir unsere Hände nach unten sinken. „Warum weinst du denn?“ Besorgnis legt sich in seinen Blick. „Du bist nicht real!“ Ein tiefes Schluchzen platzt aus mir heraus. „Nicht real? Was meinst du denn damit?“ „Nicht echt, nicht wirklich. Das hier ist nicht echt.“ Ich breite meine Arme aus und deute auf unsere Umgebung. „Das hier, alles“, diesmal hebe ich den Stoff meines Kleids in meine Hände, „alles ist nur ein Konstrukt meiner Gedanken. Meiner verrückten und kranken Gedanken“, füge ich etwas leiser hinzu und fasse mir schmerzerfüllt an den Kopf. „Paige, ich bin echt und ich bin wirklich hier. Du bist wirklich hier. Und ich weiß, wir kennen uns noch nicht lange dafür, dass du meine Frau bist, aber das zwischen uns ist anders.“ „Ja, weil es nicht echt ist“, entgegnete ich mit rauer Stimme. „Nein, das meine ich nicht.“ Logan legt eine Hand auf meine, die ich immer noch gegen meinen Kopf drücke und seine andere auf meine Wange. Sanft löst er meine Anspannung und führt meine Hand in seiner zurück auf meinen Schoß. „Das meinte ich nicht. Ich weiß, die Umstände haben dazu geführt, dass wir erst schwören mussten, für immer zusammen zu bleiben, aber jetzt, da ich dich kennengelernt habe, bin ich sehr froh, dass es das Schicksal so wollte. Du bist nicht nur eine Freundin, eine Vertraute für mich geworden in dieser neuen Rolle, für die ich eigentlich nie vorgesehen war“, er winkt ab. „Du hast ganz und gar mein Herz erobert.“ Seine Worte lassen mich heftig schluchzen und ich kann nicht anders, als ihn zu küssen. In diesen einen letzten Kuss stecke ich alles, was ich habe. Meine Liebe für ihn, meine Trauer, ihn vielleicht nie wieder zu sehen und über den Verlust meiner Unbeschwertheit, die ich jedes Mal aufs Neue fühle, wenn ich hier bin.

„Ich muss in meine Welt zurückkehren. Ich muss mein Leben leben.“ Meine Stimme bricht und ich gewähre meinen Tränen freien Lauf. „Ich liebe dich, für immer“, flüstert er und ich kann hören, wie viel Schmerz seine Stimme erfüllt. „Ich liebe dich auch. Ich werde dich niemals vergessen, versprochen“, ich küsse ihn. Ich küsse ihn so lange, bis ich fast keine Luft mehr bekomme. „Auch wenn ich die Umstände noch nicht ganz verstehe, so bin ich mir doch ganz sicher: Wir werden uns wiedersehen.“ Vorsichtig streicht er mir eine Träne von der Wange. „Das wäre schön.“ Bei dem Gedanken, der mir so viel Hoffnung schenkt und den Schmerz des Abschieds zu mildern scheint, muss ich lächeln. „Ich bin mir ganz sicher. Wir werden uns wiedersehen. Wenn nicht in meiner oder in deiner Zeit, dann in einer anderen, aber wir werden uns wiedersehen, ja?!“ Eindringlich sieht er mich an. Seine Tränen fallen wie Regentropfen von seinen Wangen und brechen mir schier das Herz. „Wir werden uns wiedersehen“, wieder küsse ich ihn. „Wir werden uns wiedersehen“, wie ein Mantra sage ich diese Worte vor mich hin, bis ich merke, dass der

Schwindel und die Dunkelheit meinen Geist erobern. Ein letztes Mal sehe ich in seine leuchtenden Augen, wiederhole seine Worte in meinen Kopf, dann gebe ich mich der Dunkelheit hin.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergeht, aber ein ekelhaft hohes und konstantes Piepen holt meinen Geist zurück an die Oberfläche. Vorsichtig öffne ich meine Lider und nehme sofort ein grelles Licht wahr, sodass ich den Versuch, meine Augen zu öffnen, gleich wieder sein lasse. Mein ganzer Körper fühlt sich schwer an. Ich suche in meinen Erinnerungen. Ist denn irgendwas passiert, bevor ich bei Logan war? Denn auch, wenn ich nur einen Bruchteil meiner Umgebung wahrgenommen habe, erinnert sie mich doch stark an ein Krankenhaus. Gerade, als ich das Wort Krankenhaus auch nur denke, steigt mir der sterile Geruch in die Nase. „Miss Henson, können Sie mich hören?“ Jemand greift nach meiner Hand, dann zieht er meine Augenlider nach oben und leuchtet mit etwas direkt hinein. Ich bin so geblendet, dass ich den Kopf zur Seite drehe. „Sie wacht auf“, erleichtert atmet sie aus. „Pupillen reagieren normal, Reflexe auch. Miss Henson, können Sie mich verstehen?“, fragt die Stimme überdeutlich in mein Gesicht. Ich nicke. Mein Hals fühlt sich so trocken an, dass ich bezweifle, dass ich überhaupt jemals wieder ein Wort herausbringen werde. Langsam, um mich an das Licht zu gewöhnen, öffne ich meine Augen. „Willkommen zurück“, freudig und erleichtert sieht mich eine Frau im weißen Kittel an. „Können Sie sich erinnern, was passiert ist?“ Ich schüttele den Kopf. „Sie lagen bewusstlos vor Glenmoore Castle. Als man Sie gefunden hat, waren Sie völlig unterkühlt. Wir haben die ganze Nacht gebraucht, um Sie zu stabilisieren. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Sie sind wach, das ist ein gutes Zeichen“, die Ärztin lächelt. „Soll ich jemanden für Sie anrufen? Vielleicht Ihre Eltern?“ Ich schüttele den Kopf. Ich brauche noch einen Moment, um das alles zu realisieren. Ich bin im Krankenhaus, im Hier und Jetzt.

Ich bin zurück.



## DAS ENDE DER MENSCHHEIT

*Von Lina Voigt*

**K**ALTER WIND STREICHT DURCH IHRE HAARE, ALS SIE SICH DER BURG NÄHERT. EIN PAAR GOLDBRAUNE STRÄHNEN HABEN SICH AUS IHREM DUTT GELÖST UND FALLEN IHR INS GESICHT. SIE LÄSST SICH DAVON nicht irritieren und läuft weiter, ihre rote Handtasche in der einen Hand, den Koffer hinter sich herziehend. Wie eine Wissenschaftlerin nach klassischen Maßstäben sieht sie nicht aus. Dafür ist ihr Blick zu abwesend und ihre Erscheinung zu fragil, und doch hat sie mit ihrer Erfindung die Medizin revolutioniert - mit einer innovativen Technologie, die für die Heilung zahlreicher Krankheiten eingesetzt werden könnte. Für welche, das wusste selbst sie nicht, es interessierte sie auch nicht. Denn ihr Verstand befand sich seit frühesten Kindheitstagen auf der Flucht. Er raste und schaute weder rechts noch links. So war es ihren Mitmenschen auch ein Leichtes, ihr, deren Kopf immer in den Wolken war, stets das zu nehmen, was ihr gehörte. Ohne ihre Fähigkeit, Buchstaben und Zahlen mit Farben vor ihrem geistigen Auge zu sehen, wäre ihre Erfindung niemals möglich gewesen. Sie war lange zu sehr in ihrer eigenen Welt, um zu erahnen, dass andere Menschen diese imaginäre Sehfähigkeit nicht besaßen und verstanden, dass die Farbkombination hinter ihrer Technologie nur kurzfristig zur Heilung, aber unweigerlich zu einem vorzeitigen Lebensende führen würde.

Die Räder rattern über den harten Steinweg. Das Geräusch hingegen irritiert sie. So sehr, dass ihre Hand sich vom Griff des Koffers löst und sie ohne ihn das kalte Steingebäude betritt. Weder der Koffer noch sein Inhalt sind irgendwas Relevantes, nicht etwas, das man nicht ersetzen kann.

Sie legt ihre Hände auf die Wand und spürt die Steine, aus denen sie besteht. Kalt. Rau.

Sie streicht ihre Fingerspitzen sanft über die Wand und spürt, wie die garstigen Mineralien auf ihrer Haut kratzen. Der leichte Schmerz ist nichts im Vergleich zu dem, was sie in ihrem Inneren eingesperrt hat. Sie presst ihre Lippen auf das Gestein und nimmt den sandigen, leicht metallischen Geschmack auf.

Ihre Schritte hallen von eben diesen Wänden ab, als sie die Treppe erklimmt. E. hatte ihr genau erklärt, welche Bereiche der Burg sie nicht betreten sollte, da diese restauriert wurden. Auch wenn er wusste, dass solche Dinge sie nie stoppten.

Sie betritt einen Gang in der Burg, an dem sich auf der linken Seite fünf Räume befinden, sie hat den Querschnitt gesehen, deswegen weiß sie, dass diese Räume einen Blick auf den Innenhof haben.

Da sie die Zahlen eins, drei und vier hasst, alle aus verschiedenen Gründen, befindet sie sich im Zwiespalt zwischen Raum zwei und fünf. Die Zahl zwei assoziiert sie mit einem knalligen Gelb, wie die Butterblumen im Garten ihrer Großeltern, die sie als Kind immer gepflückt hat. Sie fühlt sich nicht gelb. Gelb stört ihre Schwingungen. Sie weigert sich, auch nur daran zu denken, diesen Raum zu betreten.

Fünf hingegen kann in ihren Augen verschiedene Gestalten annehmen. Hier, in der kalten, farblosen Burg mit den groben Holztüren und der feuchten Kälte, die sich selbst in den renovierten Teilen eingenistet hat, sieht sie den blassrosa Schein, der die Tür nahezu erleuchtet.

Rosa war ihre Lieblingsfarbe, seit bei einem Familientreffen, als sie fünf war, ihr Cousin zweiten Grades spöttisch ihr blaues Kleid kommentierte und sagte, kleine Mädchen dürften nur rosa tragen. Wissend, dass der Junge ihr nur eine rebellische Reaktion entlocken wollte, trug sie nach diesem Tag fast jeden Tag rosa, und wenn es nur ein Geschenkband aus dem Schrank ihrer Großmutter war, dass sie sich um ihr schmales Handgelenk band.

Sie macht einige eilige Schritte auf das Zimmer zu und öffnet die knarrende Tür.

Wie erwartet, besitzt die Wand ein quadratisches Fenster, das leicht über ihrer Hüfte anfängt und bis zu ihren Schultern reicht. Es erlaubt einen direkten Blick auf den grünen, verwilderten Innenhof.

Ein hölzernes Bett mit weißem Leinen steht direkt darunter, auf dem Kissen liegen eine Tafel teure Edelschokolade und eine Karte. E. will diese Burg in ein Luxushotel umwandeln. Sie zu beherbergen, so sagte er, wäre ein guter Test, um zu sehen, wie wohl sich Menschen in dieser Burg fühlen würden.

Das Innere des Zimmers ist tatsächlich sehr gemütlich, findet sie, die Wand ist weiß gestrichen und durch die niedrige Wand fühlt sie sich eingebettet, als kenne sie ihren Platz. Für Leute mit Klaustrophobie könnte es ungemütlich werden, denkt sie.

Sie öffnet eine ebenfalls weiß gestrichene Tür und betritt ein Bad, starrt in ihre klaren, blauen Augen in dem Spiegel. Sie war immer eine wunderschöne Frau gewesen, aber in ihrem jetzigen Zustand ist keine Frau schön. Es sind nicht die

tiefen Augenringe, ihr halbgelöster Zopf oder gar der Mangel an Make-Up, die diese Tatsache unterstreichen. Es ist der leere, apathische Blick, mit dem sie sich selbst begegnet.

Sie will weinen, aber hat vergessen, wie.

Stattdessen verlässt sie ihr Zimmer wieder, läuft an den fünf Türen vorbei, Rosa, Rot, Grün, Gelb, Weiß, der Mangel an Blau in den Zahlen stört sie, runter die Treppen und nach draußen.

Es ist schon Abend. Die Dunkelheit fließt in den Himmel wie Tinte, die man in ein Wasserglas gibt. Nur, dass es in dem Fall die Sonne ist, die sich verkriecht. Eilig wischt sie den Tropfen von ihrer Wange und scheltet sich, um verlorene Sachen weint man nicht.

Ihr Blick fällt auf ihren schwarzen Koffer und sie beschließt, ihn mit hineinzunehmen. Sie trägt ihn, weil sie das Geratter nicht ertragen kann. Der Dreck der Reifen landet auf ihrer Jeans. Sie hievt den Koffer in den Treppeneingang und geht wieder raus.

Die süßliche Waldluft füllt ihre Lungen, sie kann sie fast schmecken. Sie schaut hinauf in den Himmel, die endlose schwarze Dunkelheit, das All, tiefe Meeresabgründe, endlose Weiten, durch die sie fliegt.

Panik ergreift sie.

Wie ein aufgeschrecktes Huhn springt sie auf, sie rennt die Treppen hinauf, wobei sie den Koffer zur Seite stößt. Rein in ihr Zimmer, das nur in ihrem Kopf diese rosa Farbe hat, stürzt sie sich aufs Bett und zieht sich die Schuhe von den Füßen, dann die Socken, denn, wer schläft mit Socken? Nach und nach reißt sie sich die Kleidung vom Leib, bis sie nichts mehr trägt, vergräbt sich in den Decken und rollt sich zusammen wie ein Embryo im Bauch der Mutter. Sie rollt sich zusammen und liegt dort, bis sie nichts mehr fühlt, und dann schläft sie ein.

In ihren Träumen schwebt sie durch Dunkelheit, dann fällt sie, fällt und fällt, sie schreit und schreit, bis sie aufwacht und noch einen Moment weiterschreit, während draußen die Vögel ihre Frühlingslieder singen.

Sie ist kein Fan von Namen. Die Krankheit, die sie geheilt hat, nie hat sie sich

den Namen dieser Krankheit angeschaut. Die Bücher, die sie gelesen hat, sie hat die Bezeichnung der Krankheit rausgestrichen. Schwarzer Edding verdeckt die schwarzen Buchstaben.

Sie weiß nicht, was sie geheilt hat. Vielleicht war das ihr fataler Fehler, vielleicht hat sie deswegen zu spät verstanden, dass die Scheidungsurkunde, die eines Tages auf ihrem Nachttisch lag, nicht nur das Ende einer zehnjährigen Ehe beschrieb, sondern ihr Mann sie jahrelang ausgenutzt hatte und sie als Forscherin nicht mehr brauchte.

Sie schafft es nicht, aus dem Bett zu kriechen, bis die Sonne hoch am Himmel steht und die Lieder der Vögel verklungen sind. Sie schält sich aus den Decken und verschwindet im Badezimmer.

Die Dusche ist nicht nur altmodisch, sondern funktioniert auch nicht sonderlich gut. Abwechselnd lässt sie eiskaltes und kochend heißes Wasser über ihren Körper fließen. Als sie aussteigt, fühlt ihre Haut sich taub an und kribbelt. Aber wenigstens fühlt sie sich wieder.

Heute ist ihr erster Tag in der Burg. E. wird ihr regelmäßig Kisten mit verschiedenen Lebensmitteln zuschicken lassen. Wenn sie eine zurückschickt, hat sie die Möglichkeit, auf einem Zettel Essenswünsche zu notieren. Die Box von heute sollte bereits angekommen sein.

Nachdem sie sich in ein weiches Handtuch gewickelt hat, steigt sie barfuß die Treppen hinunter, um die Box hereinzuholen. Der harte Stein unter ihr zieht die Wärme aus ihren Füßen, wie die letzten Geschehnisse ihr die Lebensenergie entzogen haben.

Tatsächlich steht draußen eine simple Holzbox vor der Tür, ihr Name prangt an der Frontseite. E. weiß genau, was sie von ihrem Namen, der die falsche Farbe hat, hält, er hat das sicherlich mit Absicht gemacht. Sie rollt ihre Augen und hebt die erstaunlich leichte Kiste hoch.

Drinnen inspiziert sie den Inhalt. Ein wenig Gemüse, Tomaten in verschiedenen Farben, grün, gelb, dunkelrot, aber nicht die typische Tomatenfarbe, ein Laib Brot und ein verpackter Käse. Ein Pappkarton mit Erdbeeren. Sie ist E. dankbar, dass er sie gut genug kennt, um keine tiefroten Tomaten in die Box zu tun, wenn die Erdbeeren bereits rot sind, denn dann können die Tomaten ja nicht auch rot sein.

Ein dunkelblauer Kugelschreiber und hellbraunes Recyclingpapier befinden

sich ebenfalls in der Holzkiste. Sie ist froh darüber, nicht, weil ihr die Umwelt so am Herzen liegt, sondern weil der Käse bereits weiß verpackt ist. Zusätzlich befindet sich noch verschiedenes Besteck im Korb, darunter ein Brotmesser mit dunkelbraunem Griff. Man kann das Holzmuster an dem Griff noch erkennen. Sie fährt mit ihrem Finger darüber und widersteht dem Drang, ihn auch über das spitze Metall des Messers gleiten zu lassen.

Sie läuft hoch in ihr Zimmer und holt alles aus der Box, breitet es auf dem Tisch aus. Es wird vermutlich nicht für lange reichen, weswegen sie mit dem Kuli eine Liste von Lebensmitteln, die sie haben will, auf das Papier kritzelt (ihre Schrift ist schrecklich, aber wenn jemand sie entziffern kann, dann wird es E. sein) und legt das Blatt in die nun leere Box.

Sie rennt die Treppe erneut herunter und stellt die Box an ihren alten Platz zurück. Danach eilt sie hoch und legt sich aufs Bett.

Das Schöne an weißen Oberflächen ist, dass man sie als Leinwand verwenden kann, denkt sie, als sie an die Decke starrt. Ihr Kopf spielt Bilder ab, sie sieht das Gesicht ihres Ex-Mannes, sie sieht E. und sich selbst. Ihr Ex-Mann ist über einen Bildschirm gebeugt und tippt hastig auf einer Tastatur herum. E. steht vor einem Spiegel und rückt sich gerade seine Krawatte zurecht. Dann sieht sie sich. In einem Labor stehend, hastig Notizen machend über ein Versuchstier, eine kleine graue Maus, der sie einige Stunden zuvor ihr neu entwickeltes Heilmittel gegeben hat. Blitzschnell schließt sie die Augen. Schwarz.

Sie kann es nicht ertragen, sich selbst zu sehen, sie blendet alle Erinnerungen aus, bis die Erschöpfung von zehn Jahren Arbeit sie einholt und sie einschläft.

Als sie erwacht, ist es schon früher Nachmittag. Sie erkennt das am Winkel, in dem die Sonne durch ihr Fenster bricht. Müde schließt sie die Augen und öffnet sie dann wieder. Ihr Magen verkrampft sich auf einmal schmerzhaft und sie zuckt zusammen. Der Geschmack in ihrem Mund ist widerlich. Trotz des Dranges, etwas an ihrem üblen Zustand zu ändern, bleibt sie für einige Sekunden auf dem Bett liegen und hievt sich dann allmählich hoch.

Ihr Blick fällt auf den hellbraunen Karton mit den Erdbeeren, und ehe sie sich versieht, stopft sie sich eine Erdbeere nach der anderen in den Mund, reißt vorher achtlos den grünen Blätterteil ab und denkt an all die Pestizide, die sie gerade zu

sich nimmt, weil sie die Erdbeeren vorher nicht gründlich gewaschen hat. Aber irgendwie ist es ihr egal.

Danach ist das Brot dran.

Sie muss an das Experiment denken, bei dem Forscher Kindern ein Schokoladenei gegeben und ihnen gesagt haben, sie könnten das Ei jetzt essen, oder eine Stunde warten und noch eins kriegen. So wäre es für sie um einiges lohnenswerter, von dem Brot erst einige Scheiben abzuschneiden und es dann mit dem Käse oder den Tomaten zu verzehren. Doch sie beißt einfach in den Laib, ihre Zähne brechen knirschend durch die dunkelbraune Kruste und ihr Kopf fühlt sich leerer an als je zuvor.

Die Tage verschwimmen. Sie wacht auf, wäscht sich, isst, bestellt neues Essen, indem sie es auf dem Zettel notiert und den Korb draußen hinstellt, dann erkundet sie die Burg. Sie irrt zunehmend orientierungslos durch die steinernen Gänge und findet wie durch ein Wunder jedes Mal zurück. In ihrer Isolation wird sie von ihren Träumen und Albträumen überwältigt, sie sieht Dinge in schillernden Farben, die nicht da sind. Sobald sie die Augen schließt, befindet sie sich in anderen Welten. Egal, wie groß das Universum ist, sie ist in diesen Momenten überzeugt, dass ihr Gehirn eine größere Welt behütet. Einmal lässt sie sich am frühen Vormittag auf dem Steinboden eines Ganges nieder, um sich auszuruhen, direkt unter einem Fenster, durch das ein Sonnenstrahl fällt, und schließt die Lider. Als sie die Augen wieder öffnet, ist es draußen bereits dunkel und ihre Wangen sind nass von ihren Tränen.

Es war mitten in der Nacht, als sie den Anruf von E. bekam. Es sei überall in den Nachrichten. Sie solle den Fernseher einschalten. Sie antwortete ruhig, dass sie keine Nachrichten schaue. E. hat geseufzt. Er hat dir alles, wirklich alles, geklaut. Wer, fragte sie. Er, antwortete E. Dein Ehemann. Er benutzte den Namen ihres Ehemannes, der sie zusammenzucken ließ. Deine Forschungsergebnisse. Er hat sie geklaut und als seine eigenen veröffentlicht.

Sie holt rasselnd Atem und versucht, die Erinnerung schnell loszuwerden. Sie ohrfeigt sich selbst, hört auf zu essen. Einige Stunden später verschlingt sie dann doch wie im Wahn ihre ganzen Vorräte. Sie würgt das Essen wieder hoch und stellt sich unter die Dusche, bis ihre Haut vom kochend heißen Wasser faltig geworden ist.

Die Farben der Welt um sie herum sind immer noch so grell wie vorher. Sie schreit, aber hört sich selbst nicht, die Ohren rauschen. Sie schlägt gegen die Wand, bis ihre Faust rot und geschwollen ist, vor Schmerz taub, aber sie sieht die Farben immer noch.

Dann bricht sie zusammen.

Sie wacht auf. Eine Welle grellen Lichts knallt ihr ins Gesicht. Blinzelnd schaut sie sich um. Sie richtet sich auf. „E.“, sagt sie.

Er steht da an ihrer Seite und mustert sie aus seinen forschenden Augen. Er nimmt ihre Hand.

E. ist immer da, wenn sie will. Er drückt ihre Hand, A-L-L-E-S-G-U-T im Morsecode, oder vielleicht bildet sie es sich nur ein.

Sie weiß, dass E. sie liebt, dass er es schon immer tat. Es ist für alle, die die beiden anschauen, offensichtlich. Sie ist trotzdem nie auf die Idee gekommen, sich mit E. zusammenzutun. Ihn auch zu lieben. Erst jetzt, zehn Jahre nach ihrer Hochzeit. „Ich“, fängt sie an, denn sie fängt immer mit „Ich“ an.

„Ich weiß“, sagt E. nur und drückt ihre Hand erneut. Seine hellbraunen Augen haben im gelben Licht der Krankenhauslampen einen orangefarbenen Ton angenommen, als würde der Sonnenuntergang sich am Abendhimmel spiegeln. „Ich weiß.“ Und sie schließt die Augen.

„Sie haben ihn“, sagt E. „Sie haben ihn“, wiederholt er, um sicherzugehen, dass sie ihn hört, denn sie starrt vor sich hin, beide Hände um seine Hand geklammert.

„Ich will ihn nie wieder sehen“, sagt sie. „Ich will, dass er tot ist.“

E. drückt ihre Hand. „Stell dir vor, dass er es ist“, sagt er einfach. Sie wünscht sich, sie könnte das. Ihre Vorstellungskraft ist groß. Aber trotzdem denkt sie einen Moment an ihren Mann, wie er war, als sie ihn kennenlernte. Und dann wieder denkt sie an ihn, wie er vor einem Pult steht und ihre Ergebnisse vorstellt, als wären es seine. Die Version, die jetzt im Gefängnis steckt. Dank E. Doch sie weiß, sie wird nie glücklich sein, bis er tot ist.

E. schaut sie an.

„Du wirst die bekannteste Wissenschaftlerin der Welt sein“, erklärt E. in sachlichem Ton, wie von ihm zu erwarten ist. „Sie werden dich feiern, du hast die Welt der Medizin revolutioniert.“ Sie nickt.

Dann denkt sie an die Mäuse, denen sie die fertige Medizin gegeben hat.

Sie schaute in die matten Augen der Maus, wie sie vor sich hin quiekte. Eine Pfote vor die andere setzte und nun genau tat, was von ihr erwartet wurde, wie ein Roboter. Wie das Medikament nach und nach alles an der Maus getötet hatte, was sie als Individuum ausgemacht hat. Was für eine Maus vielleicht nicht viel war. Doch sie lächelte, als sie sich vorstellte, was für vernichtende Auswirkungen diese Medizin auf einen Menschen hätte - und bald schon haben würde. Die neue Technologie würde dazu führen, dass die Menschheit ausstirbt. Die Vorstellung, mehr zu wissen als alle anderen, erfüllte sie mit einem wohligen Gefühl. Das Chaos, das immer ihr steter Begleiter war, wird unweigerlich um sich greifen und einzig ihr Leben sortieren, eine Ordnung erzeugen, die sie nie gekannt hat.



## DER EINSAME TURM

Von Louise Ottshofski

**W**IE VERSTEINERT STAND SIE DA UND KONNTE SICH NICHT REGEN. DIE AUGEN GROSS AUFGERISSEN VOR ENTSETZEN. ABER SIE HATTE NICHT GESCHRIEN. HATTE SICH NICHT EINEN MILLIMETER VON der Stelle gerührt. Erst nachdem ihre Freunde einer nach dem anderen verschwunden waren, löste sich ihre Starre und sie rannte so schnell sie nur konnte den Gang und dann die Treppen runter. Kletterte aus dem eingeschlagenen Fenster hinaus, wo sie zuvor hereingekommen war. Rannte durch das Feld und den Wald, ohne auch nur einmal zurückzuschauen. Stieg in ihr Auto. Fuhr zurück nach Hause. Schloss die Tür ab. Schob den Schuhschrank vor die Tür. Machte die Rollläden zu. Und setzte sich in die Küche. Mit einem Messer in der Hand.

„Wie konnte es nur so weit kommen?“, war der Gedanke, der sie nicht mehr losließ.

Es war der letzte Freitag der Sommerferien. Ab Montag würde das neue Semester beginnen. Das wäre dann Enjas zweites Semester am Institut für Germanistik. Bis jetzt hatte es Enja sehr gut gefallen, vor allem, da sie viele neue Leute kennengelernt hatte. Darunter Josua, der schon im fünften Semester war und Nahla, die wie sie im zweiten Semester war. Enja verstand sich sehr gut mit den beiden und die drei hatten fast die ganzen Sommerferien zusammen in der Bibliothek gelernt. Josua war ein lustiger Typ, der immer einen lockeren Spruch auf den Lippen hatte und sie stets aufheitern konnte, während sie schon an den Hausarbeiten verzweifelte. Er nahm die Uni auf die leichte Schulter und das Leben nicht so ernst. Josua zeigte ihr coole Plätze in Berlin und nahm sie mit auf abenteuerliche Ausflüge.

Nahla war das Gegenteil von Josua, sie war sehr organisiert und half ihr oft bei Übungen für die Uni. Enja hielt Nahla für wahnsinnig schlau und bewunderte ihren Ehrgeiz. Nahla war praktizierende Christin, Religion war für sie ein wichtiger Teil ihrer Identität.

Zusammen ergänzten sich die drei ganz gut. Auch wenn Josua und Nahla aufgrund ihrer verschiedenen Werte manchmal aneinandergerieten, war Enja die Brücke zwischen den beiden, da sie offen und einfühlsam war. Sie konnte gut mit Konflikten umgehen und hielt die Truppe zusammen.

Eines Tages, als die drei in der Bibliothek waren, stieß Josua auf ein Buch über alte Burgen in Deutschland. In diesem Buch war Josua besonders von einem mitt-

lerweile sehr heruntergekommenen Turm im Osten Deutschlands fasziniert, der durch seine langjährige Geschichte viele Touristen angelockt hatte. Dadurch, dass er zur Zielscheibe vieler Gruselgeschichten wurde, galt er schon seit einigen Jahren als verlassener Ort.

Nahla war zuerst nicht für den Ausflug zum Turm zu begeistern. Sie war sehr religiös, ja spirituell. Während Josua und Enja über die Gruselgeschichten lachen konnten und sie als Aberglauben abstempelten, fand Nahla den Turm nur unheimlich. Enja hingegen interessierte sich immer mehr für den Turm und fing mit Josua an, einen lustigen Ausflug dahin zu planen.

Einen Ausflug kurz vor Ende der Sommerferien, in dem man mit dem Auto zu einem Parkplatz in der Nähe fahren und von dort eine Wanderung durch den Wald und über eine Wiese zum Turm machen würde. Dann diesen kurz erkundete und anschließend wieder zurückführe, also nichts weiter als ein kleiner Tagestrip.

Nachdem Enja immer wieder Nahla versicherte, dass es bestimmt viel Spaß machen würde und es doch ein netter Abschluss der Ferien sei, ließ sich Nahla schließlich doch überreden, mitzukommen.

Enja wartete mit dem Auto vor der Bibliothek. Hier wollten Josua und Nahla dazu steigen. Zuerst sah Enja, wie Josua mit einem großen Rucksack auf sie zukam.

„Was willst du denn da alles mitschleppen?“, fragte Enja verwundert.

„Das wird dir bestimmt gefallen“, grinste Josua breit, während er seinen Rucksack vor Enja öffnete.

Im Rucksack war ein Haufen Elektronik, die Enja nicht näher identifizieren konnte, und noch anderes Zeugs.

„Ich habe einen EMF-Reader, Projektoren, Salz, Weihwasser, Kameras und Taschenlampen mit“, berichtete Josua stolz. Er hatte wohl die ganze Zeit über heimlich geplant, den Ausflug in eine Geisterjagd zu verwandeln, um den Gruselgeschichten des Turmes auf die Schliche zu kommen.

Enja konnte über Josua nur noch den Kopf schütteln. Sie wusste, dass Josua gerne verrückte Sachen machte, aber dass er so einen Blödsinn machen wollte, hatte sie nicht erwartet.

„Das wird Nahla bestimmt gar nicht gefallen“, meinte Enja kleinlaut.

„Ach Quatsch, das wird bestimmt lustig. Daraus kann man ein geiles Video machen“, erwiderte Josua.

„Was wird bestimmt lustig?“, fragte Nahla, die gerade ankam.

„Josua hat vor, unseren Ausflug in eine Art Geisterjagd umzugestalten“, sagte Enja und verdrehte die Augen.

„Ach komm, habt euch mal nicht so. Es ist ja nicht so, als ob es Geister wirklich gäbe. Ich will nur ein paar Aufnahmen machen und am PC kriegt man dann den

Rest mit Nachbearbeitung hin“, verteidigte sich Josua.

„Gut, aber dann werde ich draußen vor dem Turm warten“, sagte Nahla etwas verunsichert.

„Wenn du den ganzen Spaß verpassen willst, dann mach das, du Langweilerin!“ antwortete Josua pampig. „Ich werde mit dir draußen warten, Nahla. Wir können in der Zeit, in der Josua im Turm ist, ein bisschen spazieren gehen“, sagte Enja, um den Trip, der für alle ein schöner Tag sein sollte, zu retten. Nahla nickte und nun, da sich alle mit der Situation einigermaßen zufriedengaben, fuhr Enja los. Während der Autofahrt knallte die Sonne noch auf das Auto. Doch als sie nach zwei Stunden ankamen, sah man in der Ferne schon einige Wolken auftauchen. Enja guckte vorsorglich auf ihre Wetterapp und erfuhr, dass erst in ein paar Stunden ein Gewitter kommen sollte. Und obwohl der Weg zum Turm nicht so weit war, beschlossen die drei sich trotzdem zu beeilen.

Als sie nach einer halben Stunde am Turm angekommen waren, hatte sich der Himmel schon komplett verdunkelt und es fing an, stark zu regnen. „So ein Mist!“, schimpfte Enja, die von ihrer Wetterapp enttäuscht wurde.

Der einsame Turm ragte inmitten einer Wiese empor. Die Spitze sah man nicht, sie war von dem dunklen Himmel ganz verschluckt worden. Das Gemäuer war von außen zum Teil mit Moos überzogen. Trotz der grünen Fassade wirkte es kühl und abweisend. Nahla zögerte einen Moment, weiterzugehen. Enja warf ihr einen Blick zu und las in ihrem Gesicht, dass sie Angst hatte, sich dem Turm zu nähern. Auch Enja fühlte sich jetzt deutlich unwohler als am Anfang des Trips. Nur bei Josua schien die Freude noch größer geworden zu sein. Begeistert filmte er mit seiner Kamera den Turm, der durch das Unwetter einen schaurigen Anblick lieferte.

Josua versuchte nun, die Tür des Turmes zu öffnen, doch diese war fest verschlossen. Neben der Tür war ein größeres Fenster, das bereits eingeschlagen war. Er kletterte durch, in den Turm hinein. „Worauf wartet ihr?“, fragte Josua, sich zu ihnen umdrehend, als er bemerkte, dass Enja und Nahla bang stehengeblieben waren. Das Wasser triefte schon aus Enjas Klamotten und auch Nahla sah wie frisch geduscht aus. Der Wind ließ sie am ganzen Körper erzittern. „Lass uns den Regen drinnen abwarten“, wandte sich Enja an Nahla. Nahla schien wenig begeistert von der Idee, den Turm betreten zu müssen, doch auch ihr setzte der Regen stark zu. „Das Gewitter wird hoffentlich bald vorüber sein“, versuchte Enja sie aufzuheitern.

Zögerlich kletterten die beiden nacheinander durch das zerbrochene Fenster.

Die drei fanden sich in einem kleinen, runden Zimmer wieder. Der Boden war aus Stein, darauf lag mal ein Teppich, über die Jahre waren aber nur noch vereinzelte Stücke von ihm übriggeblieben. Die Tapete war löchrig und es gab Spuren von

Schimmel und Wasserflecken. Am anderen Ende des Zimmers war eine Treppe, auf der man ins nächste Stockwerk gelangte. Es waren auch mehrere kleine Graffiti an die Wand gesprüht. Neben dem Fenster waren die Worte „Turm des Teufels“ zu lesen. Enja sah, wie Nahla sich bei den Worten bekreuzigte.

„Kommt, lasst uns weiter nach oben gehen“, sagte Josua, der zur Treppe sprintete.

„Ist alles okay bei dir, Nahla?“, fragte Enja, die um ihre Freundin besorgt war.

Nahla nickte nur. Enja guckte durch eines der zerschlagenen Turmfenster. Draußen nahm das Gewitter seinen Lauf. Hinter der Wiese am Waldrand sah man die Bäume hin und her wippen, als würden sie von Riesen geschüttelt werden. Der schwarze Himmel schien von hellen Blitzen zerrissen zu werden. Es regnete zu ihnen hinein. Auf dem Fußboden, neben ihnen, entstand eine Pfütze. Sie wichen ein Stück zurück und folgten Josua.

Das Zimmer im zweiten Stock war dem unteren vom Aufbau her sehr ähnlich. Die Tapete dort war lose. Ein Tisch und ein kleiner Schrank standen an einer Wand, das Holz der Möbel war aber in einem sehr schlechten Zustand, sodass es schien, als würden sie jederzeit zusammenbrechen. Josua stand mitten im Raum und war voller Tatendrang. Er holte mehrere Sachen aus seinem Rucksack. Er drückte Enja und Nahla je eine Taschenlampe in die Hand. Seine Kamera hatte er bereits auf ein Stativ gestellt und filmte sich dabei, wie er mit seinem EMF-Reader den Raum durchquerte.

„Was für ein Idiot“, flüsterte Enja Nahla ins Ohr. Nahla nickte und fragte leicht verunsichert in den Raum: „Wofür ist das Ding überhaupt da?“ Über seine Schulter blickend lächelte Josua die beiden an: „Um die Geister in unserer Nähe zu finden.“ Dabei sprach er mit tiefer, verstellter Stimme. Nahla, der, wie es aussah, ein kalter Schauer über den Rücken jagte, wurde von Josua ausgelacht und selbst Enja konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. „Hey, glaub dem Spinner doch nicht!“ Schließlich lächelte auch Nahla und entspannte sich etwas.

Die beiden Frauen sahen sich im Licht der Taschenlampen im Raum um. Die Wände des Turmes waren schon so heruntergekommen, dass sich kleinere Löcher im Gemäuer gebildet hatten und der Sturmwind durch die Spalten pffif. Doch das war nicht das einzige Geräusch, das zu vernehmen war, denn plötzlich ertönte ein Schrei. Ein Schrei so hoch und hell, dass er nur von einer Frau kommen konnte. Zu Tode erschrocken, schauten Enja und Nahla sich um. Die Lichtkegel der Taschenlampen schwirrten nervös umher. „Was war das?“, fragte Enja, die kreidebleich geworden war.

Josua zitterte und schaute ganz erschrocken zu seinen Füßen hinab. Enja senkte ihre Taschenlampe verunsichert, um zu sehen, was den tapferen Josua in einen solchen Zustand versetzte. Als das Licht den Boden erhellte und die Konturen sichtbar

wurden, trauten die beiden kaum ihren Augen. Nahla versuchte, sich an Enjas Schulter festzuhalten. Die Lampe fiel aus ihrer Hand und rollte ein Stück weit über den rauen Boden. Ein lautes Lachen - Nahlas Lachen - schallte im Raum umher und auch Enja konnte in dieser Situation nicht an sich halten und prustete los. Das gemeinsame Lachen der beiden und das Echo, das der Turm erzeugte, umschlossen Josua wie ein Sound der Peinlichkeit. Vor ihm kroch kein Geist aus den Ritzen des Gemäuers, sondern krabbelte eine harmlose Schabe.

„Insekten mögen wir zwar auch nicht, aber du musst doch nicht gleich los-schreien, Josua!“, neckte ihn Enja. „Lasst uns lieber weitersuchen“, entgegnete ihr Josua genervt. Enja gab Nahla die Lampe wieder, die zwei Schritte weiter entfernt gelegen hatte. Auf die Treppe zum Erdgeschoss hinunter leuchtend fragte Nahla: „Können wir wieder nach unten gehen?“

Josua richtete den Lichtstrahl auf die wacklig aussehende Treppe in das dritte Stockwerk: „Gehen wir doch einfach weiter nach oben, wenn wir schon hier sind“, und betonte mit Nachdruck, dass das Gewitter noch eine Weile andauern würde. Enja fühlte sich ebenfalls unwohl damit, noch weiter den Turm hinaufzusteigen. „Bleiben wir doch lieber erstmal hier, immerhin ist es unten nass und die Treppe ist unsicher“, redete sie auf die beiden ein.

Nach kurzem Überlegen willigte Nahla ein, im zweiten Stock zu warten. In Gedanken war sie schon am Lernen in der Bibliothek, einem Ort, wo sie viel lieber gewesen wäre als in diesem Turm. Mehr schlecht als recht stimmte Josua dem Vorschlag zu, blieb jedoch an der Treppe stehen und leuchtete diese hinauf, um zumindest einen kleinen Einblick zu bekommen, was sich dort oben befand.

Die drei konnten nicht abschätzen, wie lange sie wohl noch ausharren mussten. Draußen stürmte es heftig. Um die Batterien der Taschenlampen zu schonen, einigten sich Enja und Nahla darauf, dass Enja ihr Licht abschaltete. Da das zweite Stockwerk nicht viel zu bieten hatte, fingen die beiden an, sich über eine Serie zu unterhalten, welche sie zusammen geschaut hatten. Vertieft in die Thematik, wer der favorisierte Charakter war und wen man aus der Serie hätte streichen können, merkten weder Enja noch Nahla, dass sich Josua heimlich in den dritten Stock aufgemacht hatte.

„Was ist eigentlich mit dir los, Josua, du sagst ja gar nichts mehr?“, wunderte sich Enja. Nachdem darauf keine Antwort kam, griff Nahla nach der Taschenlampe und leuchtete von links nach rechts den ganzen Raum einmal ab, doch Josua war nirgends zu sehen.

„Josua, du Idiot, wo bist du hin? Das ist nicht lustig!“, rief Enja genervt und ihre Stimme erschallte im ganzen Turm. Aus dem dritten Stockwerk ertönte das Geräusch von knarzendem Holz. „Ich wollte mich nur umschaun, macht euch



nicht gleich in die Hose“, schallte seine Stimme mäßig laut zu ihnen herab. Enja ging zur Treppe. „Komm wieder runter zu uns“, bat sie. „Oder ihr kommt einfach hoch, ich schau mich hier noch um“, entgegnete er und fuhr mit seinen Untersuchungen fort, wie es der wandernde Schattenverlauf im Treppenaufgang vermuten ließ. Einander anschauend, hielten Nahla und Enja kurz inne. Nahlas Hand ergreifend, nickte Enja ihr zu. Mit jeder Stufe wurde auch das Unwohlsein, das sie empfanden, stärker. Das dritte Stockwerk erreichend, sahen sie Josuas Lampe einsam auf dem Boden liegen.

„Josua, das ist nicht witzig, irgendwann hört so ein alberner Spaß auch auf“, rief Nahla unsicher in den Raum hinein. Enja knipste ihr Licht an und ließ es in dem dunklen Raum umherwandern. Sie traute ihren Augen nicht, als sie zunächst die

Schuhsohlen und dann die liegende Gestalt erkannte. Nahla, die das ganze Lichtspiel beobachtet hatte, rannte wütend auf Josua zu: „Das geht selbst für deine blöden Späße zu weit!“, schrie sie lauthals los, während sie auf die Knie ging, um an Josua zu rütteln.

„Was findet ihr nicht lustig?“ Die Stimme war eindeutig die von Josua, doch weder Nahla noch Enja konnten sehen, wie sich seine Lippen bewegten. Einen kurzen Moment später schoss es Enja durch den Kopf: Die Stimme kam eindeutig von hinten. Doch Josua lag zu ihren Füßen, vor ihnen. Enja drehte sich in die Richtung, von der die Stimme kam.

Sie traute ihren Augen nicht, als sie vor sich eine Gestalt mit dem Gesicht von Josua sah. Die Gestalt hatte die gleichen Züge wie Josua, aber sah nicht menschlich aus. Sie sah aus wie eine Projektion an der Wand, wie ein, nun ja, wie ein Gespenst.

Enja konnte durch sie hindurch die Tapete an der Wand sehen. „Was ist denn los, Enja?“, fragte die Gestalt. Sie brachte kein Wort heraus, schaute abwechselnd die Gestalt, die vor ihr war und die, die auf dem Boden lag, an. Die beiden Josuas. Sie konnte sich nicht erklären, was sie gerade erlebte. Enja konnte sehen, wie Nahla die ganze Situation zu viel wurde und sie ihr Gleichgewicht verlor. Enja eilte, noch bevor Nahla zu Boden fiel, zu ihr. Enja hatte schon ein paar Mal erlebt, wie Nahla in Ohnmacht gefallen war. Das passierte ihr öfter.

„Ist alles okay bei dir?“, fragte die durchsichtige, bläulich leuchtende Gestalt, die wie Josua aussah. „Ja, aber was geschieht hier und wer zur Hölle bist du?“, fragte Enja verzweifelt und legte die in ihren Armen ruhende Nahla langsam und sicher auf den Boden.

„Ich, ich weiß nicht, was hier passiert. Ich kann mich nur noch daran erinnern, wie ich die Treppe hochgelaufen bin und dann plötzlich über etwas stolperte und fiel. Als ich wieder zu mir kam, stand ich hier und lag da ...“

Die Gestalt schaffte es nicht mehr, den Satz zu Ende zu sprechen. „Bin ich ...“, setzte die Gestalt wieder an, „tot?“

Enja ging zu dem am Boden liegenden Josua. Sie kniete sich neben ihn, beugte ihr Gesicht über seines und hielt ihr Ohr an seine Nase. Angespannt lauschte sie. Ein Stein fiel ihr vom Herzen, als sie spürte, dass er – wenn auch schwach – atmete.

„Du bist bewusstlos“, erklärte Enja ihm. „Dein Geist scheint sich von deinem Körper getrennt zu haben.“ Nie hätte sie gedacht, so einen Satz jemals in ihrem Leben sagen zu müssen.

„Wir müssen deinen Körper so schnell wie möglich ins Krankenhaus bringen. Als Erstes werde ich dich seitlich hinlegen und wir müssen herausfinden, warum du bewusstlos bist.“

Enja schossen tausend Gedanken gleichzeitig durch den Kopf. Sie war voller Adrenalin. Sie wollte alles tun, um ihren Freund zu retten.

Das Gespenst von Josua hatte gesagt, dass er hingefallen war. Vielleicht hatte Josua durch den Fall eine schwere Verletzung erlitten, um die sie sich kümmern musste. Plötzlich hielt Enja inne und schaute das Gespenst von Josua an.

„Was ist los?“ fragte es verunsichert.

„Du sagst, du bist nach oben gekommen und gefallen. Aber Nahla und ich haben kein Geräusch gehört.“ Das noch vor einer Minute verunsicherte Gesicht von Josua fing plötzlich an zu lachen. Es war ein tiefes, hallendes Lachen. Enja erblasste. Alle Härchen richteten sich auf. Doch das Gespenst hörte nicht auf zu lachen. Das Lachen wurde immer schriller. Das Gesicht des Gespenstes fing an, sich zu verändern. Nase, Mund und Augen wurden kleiner. Nun hatte es keine Ähnlichkeit mehr mit Josua. Es hörte nicht auf, sich umzuformen, bis Enja plötzlich die Gesichtszüge von Nahla in dem Monster wiedererkannte. Sie guckte sich um, Nahla lag noch immer auf dem Boden.

Nicht mal in ihren dunkelsten Träumen hätte sie sich vorstellen können, was da gerade passierte. Das Monster lachte immer noch und nahm nacheinander immer wieder andere Gesichtszüge an. Mal von Josua, mal von Nahla. Dann auch von Menschen, die Enja nicht kannte.

Enja fand keine Worte mehr für das, was sie sah.

Sie konnte keinen einzigen Gedanken mehr fassen.

Sie schaute auf den Boden.

Der Körper von Josua war mit einem Mal verschwunden.

Sie drehte sich um.

Der Körper von Nahla war auch weg.

Einfach fort.

Wie versteinert stand sie da.

Ein Tag war vergangen, seitdem die schaurigen Ereignisse im Turm geschehen waren. An diesem einen Tag hatte Enja weder schlafen können noch sonst irgendetwas machen können. War das alles nur ein schlechter Traum gewesen? Nie und nimmer war all das passiert, dachte sich Enja. Aber ihre Freunde waren weg. Auf Anrufe reagierten sie nicht. In ihrem Rucksack lag noch die Taschenlampe, ihre Schuhe waren von dem starken Regen noch immer ein bisschen nass. Aber es war gerade passiert und nichts hätte Enja auf diese Ereignisse vorbereiten können. Sie hatte keine Ahnung, was sie nun tun sollte. Enja hatte einen verpassten Anruf auf ihrem Handy, Nahlas Mutter hatte sie angerufen, aber Enja war nicht rangegangen. Sie wusste nicht, was sie hätte sagen sollen, ohne wie eine Verrückte zu klingen. Wie konnte sie nur in so eine irre Situation geraten. Sie überlegte, begonnen hatte alles in

der Bibliothek. Als Josua dieses Buch entdeckt hatte. Könnte das Buch der Schlüssel zu den Ungereimtheiten sein, könnte es das schier Unmögliche erklären?

Enja bezweifelte es, aber es war auch ihr einziger Ansatz. Sie versuchte den Wahnsinn, der in ihrem Kopf vorging, zu verdrängen. Noch konnte sie sich das Geschehene nicht erklären, aber vielleicht war noch nicht alle Hoffnung verloren. Vielleicht waren ihre Freunde noch im Turm. Doch sie würde nicht noch einmal naiv genug sein, den Turm ohne Weiteres zu betreten. Wenn sie noch einmal einen Fuß in dieses Gemäuer setzte, musste sie vorbereitet sein. Enja ging entschlossen in Richtung Bibliothek. Ab jetzt würde sie sich voll darauf konzentrieren, ihre Freunde zu retten. Das Buch hatte sie schnell gefunden. Sie blätterte bis zu den Seiten, in denen es um die Gruselgeschichten ging. Diese hatten damit angefangen, dass zwei Jugendliche aus dem Dorf in den Turm gegangen und nie wieder danach gesichtet worden waren. Während die Polizei davon ausging, dass die zwei Jungen wohl von zuhause abgehauen waren, hatten andere Anwohner düsterere Vorahnungen.

In dem Buch gab es ein Interview mit Anwohnern, das vor zwanzig Jahren geführt worden war. Der Turm des Teufels, so soll der von den Anwohnern genannt worden sein. „Warum Teufelssturm?“, fragte die Reporterin. Woraufhin eine sehr christliche Anwohnerin antwortete: „Der Teufel ist die Inkarnation des Bösen, er kann alles sein. Der Teufel trägt viele Gesichter.“

Enja zitterte am ganzen Körper, als sie den Satz las und an die wandelnde Gestalt dachte.

„Die Polizei kam zu dem Schluss, dass die zwei Jungen weggelaufen sind. Aber Sie sehen das anders?“, fragte die Reporterin weiter.

„Sie sind im Turm. Sie sind nicht die ersten, die von ihm verschluckt worden sind und Gott bewahre, dass dieser Turm noch mehr Leben nimmt!“, antwortete die Anwohnerin.

„Die Polizei hat den Turm schon durchsucht und die Jungen nicht gesehen“, hakte die Reporterin nach. „Was dort passiert, liegt außerhalb des menschlich Sichtbaren. Um zu verstehen, was an diesem Ort passiert, muss man hinter die Fassade schauen.“

Das Interview hörte an dieser Stelle auf, doch Enja wusste nicht wirklich, was sie damit anfangen sollte. Doch mehr Information würde sie von hier nicht bekommen. Es blieb ihr keine Wahl, sie musste noch einmal in den Turm.

Sie nahm ihren Rucksack, stieg ins Auto und fuhr los. Der Weg kam ihr diesmal

viel kürzer vor. Es war nachmittags, der Turm schimmerte gräulich im warmen Sonnenlicht und nichts ließ darauf schließen, was für gruselige Taten hier gestern geschehen waren.

Es kostete Enja großen Mut, noch einmal durch das Fenster zu klettern. Aber die einzige Alternative, zurückzufahren und ihre Freunde im Stich zu lassen, kam für sie nicht in Frage. Gestern hatte sie die Angst übermannt und sie war weggelaufen. Noch einmal könnte sie sich das nicht verzeihen.

Vorsichtig stieg sie in die zweite Etage. Von ihren Freunden keine Spur. Mit zitterigen Füßen kletterte sie nun zur dritten Etage. Hier hatte sie ihre Freunde gestern verschwinden sehen. Der Raum war völlig leer. Nicht einmal mehr die Rucksäcke ihrer Freunde lagen hier noch. Es kam ihr so vor, als wäre es auf einmal viel kälter geworden, sie fror. Enja sah in einer Ecke einen komischen Schatten an der Wand. Aber sie sah keinen Gegenstand, der diesen Schatten warf. Enja dachte an das Interview. „Was dort passiert, liegt außerhalb des menschlich Sichtbaren.“ Sie dachte daran, wie sie gestern die Gestalt im Dunklen gesehen hatte. Die Gestalt hatte bläulich geleuchtet. Enja hatte sie gar nicht mit der Taschenlampe anleuchten müssen, um sie zu sehen. So ungeheuerlich sie den Gedanken auch fand, Enja musste warten, bis es im Turm ganz dunkel sein würde. Gestern war es auch am Tag wegen des Gewitters schon dunkel, doch heute würde sie bis zu den Abendstunden warten müssen. Die Stunden vergingen und Enja ging in Gedanken immer wieder das Interview im Buch durch. Draußen wurde es immer dunkler, und durch die kleinen Fenster im Turm kam nicht mehr genug Licht herein, um noch richtig sehen zu können. Und gerade als Enjas Sicht schwarz zu werden begann, da sah sie ein leichtes bläuliches Flimmern aus der Ecke. Und nach einer Weile konnte Enja das Gesicht von Josua erkennen. „Du trägst zwar das Gesicht meines Freundes, doch ich kenne dich nicht“, sagte Enja zu der Gestalt. „Wieso bist du zurückgekommen, Enja?“, fragte die Gestalt mit Josuas Stimme. „Du hast mir meine Freunde weggenommen“, sagte Enja. „Meinst du die?“ Die Gestalt nahm nun Nahlas Gesicht an. Enja wurde lauter: „Du trägst ihre Gesichter und redest mit ihren Stimmen, aber du bist nicht sie!“ „Du weißt nicht, wer ich bin, ich kann sein, wer ich will“, zischte die Gestalt. „Du magst vielleicht ihr Aussehen annehmen, aber sie sein kannst du nicht. Du bist nicht Josua, der sich aus allem nur einen Spaß macht und es nicht schafft, etwas ernst zu nehmen, nicht einmal, wenn die Gefühle anderer davon abhängen. Und du kannst nicht Nahla sein, die Dinge manchmal zu ernst nimmt, aber Probleme hat, sich durchzusetzen. Du kennst diese Personen nicht einmal, die du vorgibst zu sein.“

Die Gestalt schien über Enjas Worte zu grübeln. Dann guckte sie Enja tief in die

Augen. Wieder änderte sich ihre Form, doch diesmal blickte Enja in ihr eigenes Gesicht. „Aber ich bin du. In dem Moment, wo deine Freunde in größter Not waren, bist du weggerannt. Du bist deiner Freunde nicht würdig, denn du hast sie im Stich gelassen, weil du nur an dich gedacht hast“, sagte die Gestalt, während sie immer größer wurde. Fast nahm sie schon den ganzen Raum ein und Enja schien von ihr verschluckt zu werden.

Enja nahm noch einmal all ihren Mut zusammen. „Ich bin zurückgekommen. Ich habe meine Freunde nicht im Stich gelassen. Ich werde sie retten.“ Enja setzte alles auf eine Karte. „Du hast DICH beschrieben, nicht mich. Du versteckst dich hinter anderen Leuten, um nicht in dein eigenes Gesicht blicken zu müssen.“

Ein lauter Schrei entfuhr der Gestalt, als sie anfang, sich aufzulösen. Erst als das blaue Licht komplett erloschen war, verstummte sie. Es wurde still. Enja kramte in ihrem Rucksack nach einer Taschenlampe. Sie durchleuchtete den ganzen Raum, doch von ihren Freunden war keine Spur zu sehen.

Sie ging in die zweite Etage und schließlich ins Erdgeschoss, niemand. War all das umsonst gewesen? Hatte Enja versagt?

Auf einmal klingelte ihr Handy. Schnell ging sie ran.

„Oh Gott Enja, was ist bloß passiert? Josua und ich sind in der Bibliothek eingeschlossen“, sagte Nahla am anderen Ende.



## DIE GEHEIME ZAUBERSCHULE

Von Anyla Fox

### 1. WO STECKT HOLLY?

Also sammelt sie all ihren Mut zusammen und folgt ihrem Hund durch das Tor. Beim Hereinkommen nimmt Svenja das Tor ein bisschen genauer unter die Lupe. Erkennen kann sie ein mysteriöses Muster aus eleganten Rosen, kleinen Blättern, hier und da ein Regentropfchen, Figuren in seltsamen Positionen und mittendrin noch ein paar unverständliche Symbole. Das alles sieht vereint wunderschön aus, vor allem, da das Tor aus rötlich gefärbtem Steingemäuer erbaut wurde, inzwischen moosüberwachsen. Svenja berührt sanft das kissenweiche, leicht feuchte Grün. Es erinnert sie an einen Barfußspaziergang im Regen, den sie mit ihrem Vater mal gemacht hatte. Jetzt erscheint auch noch unheimlicher Nebel. Hinter dem Eingangstor stehen kleine Büsche. Svenja weicht reflexartig zurück, sie erkennt die Büsche sofort. Es sind diese Dornzweige von vorhin. Sie blickt sich um. Durch den Nebel kann man fast nicht mehr hindurchschauen, dennoch hat sie Glück, dass dieser weiße Schleier nur auf dem Boden schwebt. „Holly?! Holly wo bist du?“ Stille. „Holly!“ Zögernd nähert sich Svenja der Burg. Eine leichte Windbrise streift ihre Haut und sie verharrt, als kurz darauf eine kleine Gestalt blitzschnell an ihr vorbeizischt. Sie blickt ihr hinterher, kann aber nichts und niemanden mehr sehen. Jetzt hört sie auch noch ein zartes Gewimmer aus der Richtung, in der die Erscheinung verschwand. Doch zu Svenjas Enttäuschung hört sich dies nicht nach dem Gejaule eines Hundes an. Sie bemerkt, wie ihre Beine zu zittern beginnen und sich ein Gefühl der Ohnmacht in ihr ausbreitet.

„Hallo? Ist da jemand?“, stößt sie angsterfüllt hervor. Ihre Stimme versagt. Sie hat das Gefühl, dass sich nun auch der Wind gegen sie wendet. Er bläst so heftig, dass sie Mühe hat, sich zu halten. Dreck weht ihr ins Gesicht und die Haare peitschen ihr um die Ohren. Nach ein paar Minuten legt sich das Gewirbel wieder und Svenja erkennt jetzt einen riesigen Schatten, der vor ihr fliegt. „Ein Geist!“ In diesem Glauben rennt sie davon, hinein in die steinerne Burg, wählt den ersten Gang links, der durch eine Halle führt. Am Ende der Halle steigt sie eine Treppe hinauf, an vielen Zimmern vorbei und endlich bleibt sie völlig außer Atem vor einem der Zimmer stehen. Dieses Zimmer hat ihre Aufmerksamkeit erregt. Neugierig tritt sie ein. „Wow, was ist das hier?“, fragt sie sich. Es schallt leise zurück. Der Raum, in dem sie sich befindet, ist voller Juwelen, Diamanten, Schmuckstücke, ja sogar Gold befindet sich hier. Ihr Blick wandert zum Burgfenster, dort steht ein weiß geschmücktes Himmelbett. Es sieht alles so edel aus. „Hat hier damals der Burgherr

gewohnt?“ An der Wand hängt eine sehr schwere und auffallend alt aussehende Ritterrüstung. Diese muss Golmur, dem mutigsten Ritter von allen gehört haben. Svenjas Großvater hatte viel von ihm erzählt. Er hatte allerdings auch erwähnt, dass sie früher im Waisenhaus nie in dieses Zimmer gehen durften, also – schleunigst raus hier! Als sie draußen zurück zur Treppe geht, trifft sie auf „Holly!“ Die Hündin kommt mit freudigem Ausdruck auf sie zu gerannt. „Wo warst du denn bloß?“ Auf diese Frage scheint sie antworten zu wollen.

## 2. DAS SELTSAME MÄDCHEN

Die schlaue Hündin bellt vielsagend, dreht sich um und läuft dieselben Treppen hinunter, die sie gerade auch hinaufgelaufen war. Sogleich folgt Svenja ihr. Unten angekommen, bleiben sie vor einer Tür stehen, die hellbraun-golden glänzt. Zunächst steckt Holly ihr kleines Näschen unter den Türspalt, dann springt sie immer wieder hoch, um an der Tür zu kratzen. „Ist ja gut, AUS, du machst noch die Tür kaputt!“ Sie hält ihr Ohr an das wertvoll aussehende Gehölz. „Da sind Stimmen.“ Svenja lauscht gespannt. Sie hört eine verärgerte Frauenstimme. „Kaum zu glauben, das ist jetzt schon das fünfte Mal! Ich verstehe nicht, wieso Direktor Willson dich nicht schon längst rausgeworfen hat. Sei froh darüber und höre endlich auf, diese blöden Streiche zu spielen. Irgendwann kommt wirklich der Moment, an dem er das nicht mehr duldet und dann ist es vorbei!“ „Ja, tut mir leid, ich werde versuchen, mich zu bessern. Kann ich jetzt gehen?“, erwidert eine genervte Mädchenstimme. „Na gut, ich hoffe, du hast deine Lektion gelernt.“ Als das Gespräch offenbar beendet ist, kommen Schritte auf die Tür zu. Svenja nimmt Holly auf den Arm und rennt mit ihr in den nächstbesten Raum, der sich als Abstellkammer entpuppt, gerade so groß, dass sie mit den Händen ihrer ausgestreckten Arme die Wände berühren kann. Hier findet sie Besen, ein Regal mit Vasen und Pflanzkübeln aber auch anderes Gerümpel, das hier einfach gelagert wurde. Die goldbraune Tür nebenan geht geräuschvoll auf und Svenja bleibt vor Aufregung der Atem stehen. Sie hört Schritte einer Person, die beruhigenderweise immer leiser und leiser werden. Voller Erleichterung will sie die Tür öffnen, um sicher zu gehen, dass die Luft rein ist, doch dabei stößt sie aus Versehen einen der Besen um, die in der Nähe vom Eingang stehen. „Verdammt!“ Svenja beißt sich auf die Lippe. Nun werden die Schritte wieder lauter. Panisch schaut sich Svenja um. Gerade, als die Tür aufgeht, hat sie es rechtzeitig in einen riesigen Laubsack hineingeschafft. „Ohhh, bist du süß!“, hört man jetzt die Mädchenstimme sagen. Svenjas Augen weiten sich. Jetzt wird ihr bewusst, dass sie Holly gar nicht versteckt hat. Reflexartig springt sie aus dem grünen Sack und ruft beschützend: „Das ist mein Hund!“

Sie kann nicht fassen, was sie da gerade tut. Das Mädchen gibt einen Schrei von sich. „Du kannst mich sehen?“ Svenja zögert, das Mädchen muss wohl verrückt sein. „Ja kann ich, wieso denn nicht?“ „A-aber du bist ein normaler Mensch?“ Das kann sie doch nicht ernst meinen! Was soll ich denn sonst sein, überlegt Svenja. „Ja, ich denke schon.“ „Das ist nicht gut!“

Jetzt erst bemerkt Svenja, wie das Mädchen gekleidet ist. Sie trägt eine Regenjacke über einem weißen T-Shirt, dazu eine schwarze Leggings und Schuhe, die an Reiterstiefel erinnern. Aber das Seltsame ist ihr spitzer, schwarzer Hut. „Wie heißt du eigentlich?“, fragt das Mädchen. „Svenja... und du?“ „Ich bin Evelina“, erwidert sie gelassen. „Komm mit, wir sollten hier nicht weiterreden!“

### 3. ZWEI ROTE GESICHTER UND EIN KNURRENDER HUND

Auf dem Weg in den dritten Stock müssen sie alle vierzig Stufen der Wendeltreppe erneut hinaufsteigen. Oben angekommen, muss Svenja erst einmal durchatmen, doch Evelina scheint wenig angestrengt zu sein. Sie geht direkt auf eine Tür zu und öffnet diese mit einer schnellen Bewegung. Svenja fragt sich, ob sie wohl einen Schlüssel dabei hatte. Als Evelina hindurchgeht, frage sie: „Kommst du?“

Svenja setzt sich auf das Bett und schaut sich um. Sie entdeckt Poster, Lichterketten, Wandcollagen und einen aus Büchern geformten Namen. „Willkommen in meinem Zimmer.“ Evelina sitzt auf einem Stuhl und starrt Svenja an. Offensichtlich überlegt sie. Eine ganze Weile ist es still. „Was führt dich hierher?“, fragt sie schließlich. „Ich habe Ferien und wohne gerade bei meinen Großeltern. Sie haben mir viel von dieser Burg erzählt und ich wurde neugierig.“ Svenja erzählt vom Gassigehen bis hin zum glitzernden Raum. „Du warst in dem Raum des Burgherrn?“, ruft Evelina. Svenja nickt etwas beschämt. „Das ist cool, da wollte ich schon immer mal rein! Wie war es?“ „Staubig und glänzend!“ Plötzlich zuckt Svenja zusammen. „Da ist der Geist wieder, der von vorhin im Garten!“ Doch der Schatten wird überraschenderweise immer kleiner und kleiner. Da erkennt sie auch das Gejaule von vorhin und entdeckt eine kleine, grau-schwarz gestreifte Katze. „Meila ist das Gespenst, das du gesehen hast?“ Evelina lacht. „Sie ist nur ein bisschen heiser.“ Svenja wird rot. Jetzt kommt die Katze näher, um sich von ihrer Besitzerin kraulen zu lassen. Wie bist du hier überhaupt reingekommen?“, fragt Evelina. „Das Tor stand offen.“ Evelina murmelt etwas wie: „Jannik, immer musst du das Tor offenlassen!“ Jannik? Diesen Namen hatte Svenja schon sehr lange nicht mehr gehört. Bilder aus vergangenen Zeiten tauchen vor ihrem inneren Auge auf: Jannik, wie er einen Drachen steigen lässt und Svenja, wie sie lachend um ihn herumtanzt. Oder wie sie einmal hingefallen war und Jannik sie tröstend in den Arm nahm. Aber das ist lange her. Eve-

lina holt sie aus ihren Gedanken: „Ist alles okay? ... Svenja?“ „Was?“ Svenja zuckt zusammen. „Habe ich irgendetwas Falsches gesagt?“ „Nein, nein“, stottert Svenja. „Alles okay.“ „Aber du siehst echt blass aus. Komm erzähl, was ist denn plötzlich los?“ Svenja zögert. „Das ist eine lange Geschichte, willst du sie wirklich hören?“ „Ich habe Zeit“, entgegnet Evelina blitzschnell. So erzählt Svenja von ihrem Halbbruder Jannik, der seit langer Zeit als verschollen gilt. Niemand weiß bis heute, was aus ihm geworden ist. „Wow, das ist krass. Danke, dass du mir das erzählt hast. Das tut mir sehr leid für dich. Hattet ihr ein gutes Verhältnis?“ „Grrr!“, macht es plötzlich. Holly, die inzwischen aus einem tiefen Schlaf erwacht ist, knurrt Meila an, als diese versehentlich ihren Rücken streift. „Aus!“ Holly beruhigt sich sofort wieder und kuschelt sich an Svenja. Nach einer kurzen Pause wechselt Svenja das Thema. „Ich habe das Gespräch von dir und einer Dame gehört. Du spielst also gerne Streiche?“ Nun ist es Evelina, die rot anläuft. „Die Dame ist unsere stellvertretende Schulleiterin.“ „Ihr habt hier drinnen eine Schule?“ „Nein, also – doch, ich meine, du... du solltest jetzt lieber gehen, Svenja. Ich habe schon zu viel gesagt und außerdem willst du doch noch hier rauskommen, oder?“ Evelina springt auf und schiebt sie vor das Zimmer. „Die Tore werden gleich geschlossen, beeile dich!“ Svenja nickt völlig perplex. „Was war das denn gerade?“, überlegt sie irritiert. Draußen angekommen, beginnt es auch noch zu regnen.

#### 4. EIN NASSES WIEDERSEHEN

Klitschnass kommt Svenja bei ihren Großeltern an. Vorsichtig klopft sie an die Tür - im gleichen Takt wie ihr Herz, nur, dass dieses immer schneller wird. Mist, es gibt doch bestimmt gleich einen Riesenärger. Ihre Oma öffnet die Tür und fällt ihr sofort um den Hals. Danach tut Opa es ihr gleich. „Wo warst du denn so lange? Wir haben uns solche Sorgen gemacht!“ „Es tut mir leid, Holly ist mir davon gelaufen in die Burg, von der ihr mir erzählt habt und ich dachte, ich hätte ein Gespenst gesehen, dabei war´s eigentlich nur eine Katze. Vor Schreck bin ich in die Burg und ausgerechnet in den Raum vom Burgherrn und“ „Du warst in dem Raum vom Burgherrn!“, unterbricht Svenjas Opa sie. „Erzähl mir alles!“ Zusammen gehen sie an den Stubentisch, essen Kuchen und trinken den kalten Kakao. Danach muss Svenja erst einmal duschen. Als der Mond am Himmel steht, ist es auch schon Schlafenszeit.

Eine Woche ist vergangen und Svenja hat viele schöne Dinge mit ihren Großeltern erlebt, wobei ihr das seltsame Erlebnis in der Burg nicht mehr aus dem Kopf gehen möchte. Es ist Abend und graue Wolken stehen am Himmel. Plötzlich sieht

sie dort oben etwas Kleines, das sich immer schneller bewegt und auf sie zurast. Für einen Moment möchte sie in Panik ausbrechen, aber dann sieht sie genauer hin. Es ist Evelina! Sie stürmt mit einem Besen panisch auf Svenja zu und ruft immer wieder ihren Namen. Evelina prallt mit einer Sturzlandung auf die Terrasse und hechelt hektisch. „Du musst unbedingt mitkommen! Wir brauchen dich sofort!“ „Was ist denn los? Was ist passiert? Oh Gott, du hast einen fliegenden Besen?“ „Bitte komm erstmal mit, ich erkläre dir alles unterwegs.“

## 5. IN DER LUFT

Svenjas Miene verändert sich, sie wirkt erschrocken. „Was - jetzt? Ich kann jetzt nicht gehen, ich muss noch mit Holly raus, Hausarbeiten erledigen und bald schlafen gehen.“ „Ach, das ist doch leicht geregelt. Ein bisschen Magie und alles hebt ab.“ Jetzt fuchtelte Evelina wild herum, es sieht ein bisschen so aus, als würde sie eine Fliege verscheuchen. Svenja muss sich echt bemühen, nicht zu lachen. „Das wird do...“ „Schhhht, ich muss mich konzentrieren! Wie war das nochmal, Mist, hätte ich doch besser in <Lebenssprüche> aufgepasst. Aaah ja!“ Jetzt murmelt sie auch noch etwas, das sich anhört wie ein Gebet. Svenja strengt sich weiter an, ernst zu bleiben. Sie möchte nicht unhöflich sein. „So, fertig.“ „Ähhh, was hast du denn gerade gemacht?“ Evelina schmunzelt. „Ich habe dafür gesorgt, dass deine Hausarbeiten auch ohne deine Anwesenheit erledigt werden.“ Sie strahlt Svenja an. „Holly kannst du gleich mitnehmen, wir können jede Verstärkung gebrauchen.“ „Und was ist mit meinem Schlaf?“ „Tja, kannst du darauf nicht eine Nacht mal verzichten? Es geht um Leben und Tod!“, schreit Evelina schon fast. „Okay, okay. Was soll ich tun?“ Svenja ist entschlossen, zu helfen. „Steig auf, ich erkläre dir alles unterwegs!“ „Ähh, auf den Besen!“ Sie ist drauf und dran, loszulachen. Schon wieder. Evelina starrt sie an. „Ja na klar, was denkst du denn!?“ Jetzt fällt es Svenja wieder ein: „Und was ist mit meinen Großeltern? Werden sie sich nicht fragen, wo ich bleibe?“ „Keine Sorge, ist alles geregelt.“ „Okay, alles klar, aufgeht's.“ Sie holt Holly, nimmt sie auf den Arm und steigt etwas misstrauisch auf den Besen. Sie fliegen Richtung grauen Himmel, der in leichtem Nebel liegt. Sie fliegen beinahe so hoch, dass es sich kälter anfühlt als ein Winter in Deutschland. Vor der Burg angekommen, steigt Svenja wackelig ab. Auf dem Weg hat Evelina ihr erklärt, was in den letzten Tagen passiert war.

Nachdem Svenja die Geschichte von sich und Jannik erzählt hatte, ging Evelina mit dieser Information zum Schulleiter, als Jannik immer öfter negativ auffiel. Mit Hilfe eines einfachen Zaubers stellte sich heraus, dass es sich tatsächlich um den Halbbruder von Svenja handelte. Nachdem sein Vater gestorben war, hatte er irgend-einen fiesen Plan ausgeheckt, um der gesamten Schule die Magie zu entziehen.

## 6. GRUNDLAGEN DER MAGIE AN EINEM TAG

„Ich erzählte dem Direktor von der Begegnung mit dir. Er meinte, es sei zwar riskant, aber ich solle dich herholen. Ich könne mit der letzten Magie der Schule zu dir fliegen, denn du seist vielleicht die Einzige, die uns noch retten kann. Die Magie wurde dir noch nicht entzogen. Du kannst Dinge erkennen, die normalen Menschen verborgen bleiben und die dort nur eine alte, verlassene Burg sehen. Vielleicht können wir dir beibringen, wie du deine Kräfte kontrollieren kannst.“ Das alles muss Svenja erst einmal verarbeiten.

Evelina nimmt Svenja an die Hand und läuft mit ihr in die Burg, in den Raum, aus dem sie das Gespräch von der Dame und Evelina mitgehört hatte. Dort waren Schüler und Lehrer versammelt. „Dieser Raum ist magisch gesichert. Er ist der einzige Raum, den Jannik nicht überschreiten kann“, sagt der Direktor zu Svenja. Jetzt versteht sie. Deshalb ist die Tür auch aus Gold. „Also mir wurde erzählt, ich sei auch magisch?“ „Ja, das ist richtig. Jannik ist dein Halbbruder. Und deine Mutter und der Vater von Jannik sind beide magisch. Also seid ihr es auch.“ „Ahhh, verstehe. Warte – was!? Meine Mutter ist magisch?“ Der Direktor seufzt. „Jetzt sollten wir dir erstmal schleunigst beibringen, wie du dich kontrollieren kannst“, quietscht es jetzt aus Evelinas Ecke.

„Setz dich, Svenja.“ Der Direktor deutet auf einen Stuhl, der mitten im Raum steht. Sie gehorcht. Jetzt holt ein Schüler, angewiesen durch einen Fingerzeig des Direktors, einen Eimer. Was sich darin befindet, kann Svenja nicht erkennen. Der Direktor nickt und Evelina nimmt den Eimer, um ihn über Svenja zu schütten. Es ist gar nicht kalt, wie erwartet, sondern warm und angenehm. Es ist bunt und verhält sich nicht gerade wie eine normale Flüssigkeit. „Was ist das!?!“, fragt Svenja erschrocken. „Irma?“, murmelt der Direktor. Kurz darauf tritt ein Mädchen vor, das sehr nach einer Streberin aussieht. „Das ist Regenbogenfiltrat. Man kann es nur ernten, wenn man von einer Katze zum Lichtdynast ausgebildet wurde. Außerdem muss man auch erst einmal warten, bis ein Regenbogen erscheint. Und ja, es funktioniert auch, wenn man das Wetter beherrschen kann und einfach Sonne und Regen zusammenführt. Es gibt verschiedene Wirkungen, je nach Anwendung. Wenn man es kocht, kann man es zum Heilen benutzen, aber auch in Zauberkunde spielt es eine sehr große Rolle. Wir haben es mit Kristallkalk vermischt, und das zeigt in wenigen Minuten ein kitzelndes Fazit. Wir vermuten, dass wir deine Fähigkeiten aus dir herauskitzeln können. Falls das nicht funktioniert, dann ...“ „Genug! Danke für deine Zusammenfassung, Sabine.“ Der Direktor wollte diese Methode wohl noch nicht erwähnen. Das macht Svenja einerseits sehr neugierig, doch andererseits skeptisch. „Probieren wir erst einmal diese Variante.“

Der Direktor stellt sich vor: „Ich bin übrigens Direktor Ulf. Ulf Willson.“ Okay, denkt Svenja nur, ein bisschen schräg, aber okay.

## 7. DIE WIRKUNG

„Direktor Willson, es wirkt!“ Das Regenbogenfiltrat beginnt zu kitzeln. Erst muss Svenja nur kichern, doch kurz darauf artet es in einen totalen Lachanfall aus. Als Svenja jetzt schon am Boden liegt, schießt ein Blitz aus ihrer Hand, haarscharf an Sabine vorbei. Der Zauber lässt nach. „Wow, was war das!?“ „Deine Verteidigungskraft.“ „Meine was?“ „Deine Verteidigungskraft“, wiederholt der Direktor. Nun schaut Svenja staunend ihre Hände an. Sie beginnen auf irgendeine Weise merkwürdig zu kribbeln. Jetzt geht Sabine ein paar Schritte zurück und dreht sich schließlich vollständig um. Sie holt einen Apfel, den sie vor Svenja auf den Tisch legt. „Was soll ich damit?“ Svenja ist verwirrt. „Du sollst einen Schutzmantel um den Apfel legen. Durch deine Magie.“ „Und wie soll ich das machen?“ Es tritt ein Junge vor. „Richte deine Hände auf den Apfel. Denke dann ganz fest an diese magische Schutzschicht, die unzerstörbar ist für alle anderen, außer von dir. Sie wird sich langsam bilden und du darfst nicht aufhören, dich zu konzentrieren.“ Dies versucht Svenja währenddessen, so gut wie möglich auszuführen. Langsam, aber sicher bildet sich eine Art Eishülle. Svenja bewegt ihre Hand ein wenig, schließlich ist der Apfel vollständig von einer Eisschicht umgeben. Der Direktor tritt vor und nimmt den Apfel hoch, den er jetzt mit voller Wucht auf den Boden wirft. „Der Apfel hat bestanden!“, sagt er, als er sieht, dass der Apfel unversehrt bleibt. „Yay!“, jubelt Svenja. „Wuff“, bellt Holly. „Was kommt als Nächstes?“ „Nicht so voreilig, junge Dame. Jetzt versuchst du es noch einmal mit einer Blume.“ Svenjas Augen weiten sich. „Mit einer Blume? Wie soll denn das gehen?“ Svenja weiß zwar kaum etwas über die Magie, aber beim Zaubern des Schutzwalls bemerkte sie schon, dass man sich sehr auf den Gegenstand konzentrieren muss. Je mehr Details, umso schwieriger ist es. „Ich dachte, es geht nur mit runden Gegenständen.“ Der Direktor schüttelt den Kopf. „Du musst dich nur konzentrieren.“ Nur ist gut. Sie betrachtet die Rose, die inzwischen vor ihr liegt. Sie streckt die Hand aus und versucht ihr Glück. So geht das die halbe Nacht weiter. Bis sie bestimmt drei, vier Zauber recht gut beherrscht. Dann sinkt sie um 23.03 Uhr todmüde in den Schlaf.

Svenja lernte in dieser Nacht viel über Magie.

## 8. DER ALPTRAUM

Svenja schreckt hoch. Sie erwacht aus einem Alptraum und schaut aus dem Fenster. Die Welt ist neblig grau. Sie hört die Grillen zirpen. Alles ist friedlich, also legt sie sich wieder schlafen, doch sie bekommt kaum ein Auge zu. Evelina, die ihre Unruhe mitbekommt, fragt sie, ob alles in Ordnung sei. Da erzählt Svenja von ihrem Traum: „Es war dunkel. Eine schwarze Gestalt geisterte durch die Gegend. Eine Katze miaute. Wohl war es auch für sie eine kalte und finstere Nacht. Die schwarze Gestalt kletterte einen Hügel hinauf, rannte eine Weile und blieb schließlich außer Atem vor einem riesigen Stein stehen. Darauf stand etwas geschrieben. Verziert und ein wenig mit Moos überwuchert. Er sah aus wie ein Grabstein. Die Gestalt hechelte und weinte zugleich. ‚Warum hast du mich verlassen?!‘ Nach einem tiefen Seufzer beruhigte sie sich wieder. ‚Aber weißt du was? Ich weiß jetzt, wie es sich anfühlt, Verlust zu erleiden. Ich habe einen Plan entwickelt. Ich werde auf ein magisches Internat gehen, wie du es wolltest. Dort werde ich mehr lernen als alle anderen, aber ohne, dass irgendjemand davon etwas mitbekommt. So überliste ich die Schule und setze einen Fluch in diese Welt. Dieser holt alle verstorbenen Menschen eines vergangenen Jahres zurück. Dann werde ich dich endlich wiedersehen und der zweite Fluch sorgt dafür, dass jeder Mensch für immer lebt!‘ Inzwischen hörte sich die Person eher verrückt an und der Plan klang wie der eines Wahnsinnigen. Wenn man das als Plan bezeichnen konnte. Hinter der Gestalt knackte es. Sie drehte sich um, sodass man ihr Gesicht erkennen konnte. Sie sah aus wie...“ „Jannik!“ rief Evelina entsetzt. „Ja, mir fiel es mit einem Schlag wieder ein. Ich hatte ihn zum letzten Mal gesehen, als ich vier Jahre alt war. Mein verschollener Bruder Jannik, der jetzt offensichtlich nicht mehr verschollen ist.“ Diese Situation ist vielleicht damals passiert. Jetzt setzen sich beide auf. „So real, wie du diesen Traum wiedergeben kannst, glaube ich fast, das war kein einfacher Traum. Es scheint eine Warnung zu sein.“ Keine der beiden kann diese Nacht noch schlafen. Sie planen bis zum Morgenrauen, bis sie gemeinsam eine Idee entwickeln.

## 9. EIN DURCHEINANDER

Die anderen Schüler und Lehrer quälen sich um 05:30 Uhr aus dem Schlaf, damit sie möglichst im Vorteil sind. Sie hören aus der Ferne einen Hahn krähen, doch dieser ist nicht der Einzige, der diesen Morgen Krach macht. Plötzlich wackelt die Burg und man hört, dass in den oberen Etagen ein ziemliches Durcheinander herrscht. „Was ist da los?“, fragt Evelina. Der Direktor geht zu einem Schrank, aus dem er ein paar Dinge entnimmt. Er mischt diese in einem Kessel und lässt seine

Magie spielen. Ein paar Handbewegungen und schon sieht man darin, wie durch einen Zauberspiegel, was sich über ihren Köpfen abspielt. „Das ist Jannik“, sagt Evelina. „Was tut er da?“, fragt Svenja. „Er macht irgendwelche Zaubertrankexperimente.“ „Schaut doch, Leute! Er hat eine mit Seelen befüllte Glaskugel! Da, in diesem Schrank“, ruft Sabine. Der Direktor schlägt die Hände über dem Kopf zusammen: „Das verheißt nichts Gutes.“ Evelina gibt Svenja einen Wink und sie erzählt allen von ihrem Traum und was sie und Evelina die ganze Nacht überlegt haben.

Svenja öffnet vorsichtig und möglichst leise die goldbraun glänzende Tür. Sie schaut sich wachsam um und schleicht hinaus. Vorsichtig geht sie den Gang zur Treppe entlang. Keine Wachen oder andere Lebewesen weit und breit. Außer... Svenja hört etwas, das klingt wie ein Scharren. Es kommt auf sie zu und wird immer lauter. Ein Kratzen am Fußboden. Sie will gerade die Flucht ergreifen, da miaut es. Zum Vorschein kommt Meila, die grimmige Katze. Erleichtert atmet sie auf. Svenja läuft zielstrebig weiter und verfolgt ihre Mission. Oben vor dem Raum angekommen, horcht sie vorsichtig an der Tür, was dahinter los ist. Aber sie hört nichts. Stille. Also öffnet sie langsam die Tür und lugt durch den Spalt. Keiner zu sehen. Misstrauisch betritt sie den Raum. Es sieht wirklich so aus, als ob hier eine Bombe explodiert wäre. Alles liegt überall verteilt, ein totales Durcheinander. „Schlimmer als bei meiner Cousine im Zimmer“, entwischt es Svenja. Sie geht durch das Zimmer und tritt plötzlich auf etwas Seltsames. Aber so schnell kann sie nicht reagieren, wie sie von unten in ein riesiges Netz gezogen wird. „Mist“, flucht sie. „Das ist eine Falle!“ „Blitzmerker.“ „Jannik!“ Wieder richtig. Svenja setzt ein wütendes Gesicht auf. Jannik grinst nur. Denk an die Zauber, die du gelernt hast, zischt es durch Svenjas Kopf. Könnte ich irgendeinen für das Netz verwenden, Moment, ich brauche keinen Zauber, nur mein Taschenmesser! Während Jannik erzählt, wie er es so weit gebracht habe, hat Svenja schon einen fertigen Plan ausgeheckt. Jannik redet und redet, inzwischen dem Fenster zugewandt. Ein paar Worte kann Svenja aufschnappen. Er erzählt, wie schlau er alles eingefädelt hatte. Svenja schneidet das erste Seil durch, was gar nicht so einfach ist, wie gedacht. Jetzt noch die zwei anderen, ebenso dicken Seile. Als sie alle drei durchtrennt hat, steigt sie leise durch das Netz und versucht, möglichst geräuschlos auf dem Boden zu landen. Es klappt gut. Da Jannik seine Erfolgsgeschichte richtig feiert, merkt er nicht das Geringste von all dem. Svenja versucht, sich mit einem Zauber zu verdoppeln, den sie vergangene Nacht besonders intensiv geübt hatte. Es gelingt ihr noch nicht besonders gut und sie kommt langsam ins Schwitzen, aus Angst, aufzufliegen. Da bemerkt sie, wie die anderen Schüler ihr aus der Ferne helfen, den Zauber zu vollenden. Da ist sie sich sicher, die andern sind durch den Blick in den Kessel die ganze Zeit über bei ihr. Ihre Doppelgängerin soll sich jetzt in die Falle setzen, während sich ihr Original

hinter dem Schreibtisch nahe der Falle versteckt. Die Doppelgängerin hält die Seile hinter ihrem Rücken so zusammen, als ob nichts passiert wäre. „Und so habe ich es geschafft, dass du mir in die Falle getappt bist.“ Die Doppelgängerin setzt das gleiche wütende Gesicht auf wie Svenja vorhin. Oh man, das läuft ja wie am Schnürchen. Original Svenja öffnet leise die Schreibtischtür und wirft einen Blick hinein. Aber was ist das!? Es liegt nur noch das edle Samtkissen im Schrank. Nicht mehr die mit Seelen befüllte Glaskugel. Svenja entwischt ein geschocktes Staunen. Ups. Doch Jannik bemerkt nichts. Die Doppelgänger-Svenja rollt mit den Augen. „Na, Svenja?“ Ein Schauer läuft ihr den Rücken hinunter. „Suchst du die hier?“ Er holt mit einer Handbewegung die Glaskugel hervor, die Svenja stehlen wollte. „Ja, ich meine die originale Svenja.“ Mal wieder werden Svenjas Augen gigantisch. Sie kommt langsam aus ihrem Versteck hervor. „Woher weißt du das?“ „Hast du mir nicht zugehört? Ich plane das schon ewig und weiß einfach alles.“ Svenja gibt ein wütendes Geräusch von sich. „Komm mit.“ Schon verschwinden Jannik und Svenja einfach in der Luft.

## 10. WIE EINE DISCOKUGEL

Svenja findet sich mit Jannik in einem dunklen Raum mit einem Deckenfenster wieder. „In dieser Nacht werde ich die Glaskugel auf eine Weise zerstören, bei der du mir behilflich sein wirst.“ „Äh, nein, ganz bestimmt nicht.“ Jannik lacht nur. Drei Etagen darunter schauen der Direktor, Sabine, Evelina und alle anderen zu, was passiert. „Oh weh“, sagt in diesem Moment Evelina. „Was hat das zu bedeuten?“ Alle schauen den Direktor an. „Wir müssen auf alles gefasst sein.“ „Seht doch, da!“ Jetzt sieht man, wie die Tür auf geht und zwei pummelige Trolle hereinspazieren. „Wo hat Jannik denn Trolle her?!“, meint Evelina. Der Direktor murmelt: „Wahrscheinlich hat er den Vergrößerungszauber an unseren Miniaturtrollen für den Unterricht angewendet. Trolle setzen Svenja unsanft ab. „Ihr könnt jetzt gehen.“ Als Svenja sich aufrappelt, sind die beiden auch schon verschwunden. Svenja sieht sich um, der Raum ist komplett leer, abgesehen von ihr und Jannik und was er sonst noch dabei hat. „Nun ist es so weit.“ Aus dem Boden wächst auf einmal ein großer metallischer Ständer, der vermutlich als Halterung für etwas dient. Er ähnelt einem alten Zepter. Dort legt er die Glaskugel ab. Das Mondlicht trifft genau die richtige Stelle der Kugel. Sie leuchtet strahlend durch den Raum in allen Farben. Geblendet hält Svenja die Hand vor die Augen. Ein Zauber liegt in der Luft. Es ist, als ob Glitzer im Raum schwebt, so sehr funkelt der Mond. Eigentlich total schön, aber nur ein unbeabsichtigter Nebeneffekt in diesem Spektakel.

„So, Sis“, reißt Jannik sie aus ihren Gedanken. Stimmt, sie ist ja mit dem Kerl verwandt. „Nenn mich nicht Sis“, entgegnet Svenja.

Jannik zieht die Augenbrauen nach oben. „Aber es stimmt doch, oder?“ Svenja setzt eine grimmige Miene auf. Sie vermisst ihren alten, netten Bruder, mit dem sie so viel schöne Erinnerung teilt.

## 11. PLANÄNDERUNG

„Leute, ich habe eine Idee, wie wir Jannik aufhalten können“, sagt Evelina vor den anderen Mitschülern im Raum.

„Was meinst du? Wir haben doch den Plan“, meint Emil, ein Junge aus der Klasse.

„Ja, aber Jannik scheint davon mitbekommen zu haben. Wieso machen wir dann nicht einfach ...“

„... etwas Spontanes und Unüberlegtes! Evelina, das ist brillant!“, erwidert Emil mit großen Augen.

„Ich hätte gesagt, den Plan ändern und Svenja helfen, aber ja. Darauf wollte ich hinaus.“ Der Direktor streicht sich durch den Bart: „Hm, das könnte funktionieren.“

Inzwischen ist Svenja gefesselt von dem Anblick, der sich ihr bietet. Denn nun steht der Mond so am Himmel, dass sich verschiedene Bilder und Muster an der Burgwand bilden. Es sieht so beeindruckend und faszinierend aus, dass Svenja nicht aufhören kann, die Wand anzublicken. „Svenja, Svenja!“ Janniks Stimme wird immer lauter. Svenja ist total gedankenverloren, sie bekommt gar nicht mit, dass Jannik mit ihr redet. Sie ist so in den Augenblick vertieft, dass sie die Stimme von Jannik im Hintergrund kaum wahrnimmt. „Was denn?“, sagt Svenja mit piepsigem, leisem und entspanntem Ton.

„Wow, du warst ja echt weggetreten. Geht es dir gut?“ Das meint Jannik ernst. Svenja hat schon einige Bücher gelesen, in denen an solchen Stellen immer die Ironie einsetzt. Sie guckt Jannik nur an und nickt.

„Gruselig“, meint er. „Naja, weiter mit der Mission.“ Jannik geht zum Kessel hinüber, der plötzlich auftaucht, als Jannik ihn herbeizaubert. Er guckt skeptisch zu Svenja, aber sie ist seelenruhig. „Das muss die verzaubernde Nebenwirkung sein. Ich dachte, die wirkt nur bei Menschen, aber wir sind ja halb Mensch und halb Zauberer bzw. Hexe. Vielleicht wirkt die Kugel auf dich auch hypnotisierend. Ich spüre nichts, also bin ich vielleicht immun.“ Er braut einen Zaubertrank aus merkwürdigen Zutaten zusammen, die Svenja nicht kennt. Plötzlich platzt Evelina herein. „Evelina!“, ruft Jannik. „Aber was machst du hier? Der Plan war doch, dass Svenja hier ist.“ „Tja, wir haben ihn wohl geändert.“

## 12. DER KAMPF

Evelina richtet ihren Zauberstab auf Svenja und sagt: „Ukudana!“ Schon schießen rosa, blaue und gelbe Blitze wie gebundene Fäden aus der Spitze des Stabs. Als Svenja der Blitz trifft, kommt alles wieder hoch. Sie ist mit einem Mal erwacht aus ihrer hypnotischen Starre und wieder sehr wütend. Da die Schule durch Jannik ihrer Magie beraubt ist, hat Svenja Evelinas Zauberstab heimlich mit einem Teil ihrer Magie betankt. „Svenja, Planänderung. Schau auf den Boden, damit die Wirkung der Hypnose dir nichts mehr anhaben kann. Ich kümmere mich um Jannik!“ Sie schnellert auf ihn zu und lässt kleine orangene Blitze aus ihrem Zauberstab schießen, die auf Jannik zielen sollen. Der weicht aber geschickt aus. Jannik verteidigt sich mit einem Schleuderblitz, der Evelina trifft und sie nach hinten wirft. Svenja schleicht sich langsam, aber sicher an die Glaskugel. Evelina steht keuchend wieder auf. Das hat sie wütend gemacht. Nun verwendet sie einen anderen Zauber und lässt Blitze aus ihrem Zauberstab schießen, die Jannik zum Erstarren bringen sollen. Während sie wild durch den Raum schießt, läuft sie geradewegs auf Jannik zu. Kurz bevor sie bei ihm ankommt, tippt Svenja ihm auf die Schulter. Jannik dreht sich reflexartig um und Evelina schubst ihn nach vorn. Er stößt gegen den Kessel. Dieser kippt um und die gesamte Brühe läuft heraus. „Neeein! Ihr Idioten habt meinen Zaubertrank ruiniert!“ „Oh, musst du jetzt heulen?“, grinst Evelina. „Na warte!“ Nun entwickelt es sich zu einer richtigen Schlacht. Svenja zaubert sich wieder eine Doppelgängerin und macht sich unsichtbar. Da stolpert Evelina ungeschickterweise. Als Jannik ihr zu nahekommt, tritt sie ihm in den Bauch, sodass er zurückfällt und sie aufstehen kann. Doppelgänger-Svenja und Evelina beugen sich bewaffnet über ihn. Die echte, unsichtbare Svenja tritt ihm seinen Zauberstab aus der Hand und Evelina reagiert blitzschnell. Sie zerstört ihn mit einem Schlag. Während Jannik aufheult, kümmert sich die unsichtbare Svenja darum, die Kugel mit einem Schutzmantel zu versehen. Konzentriere dich, denkt sie. Es gelingt! Nach und nach bildet sich eine Hülle um die Kugel. Als der Zauber beinahe vollzogen ist, stellt Jannik der Doppelgänger-Svenja ein Bein, sodass diese hinfällt. Evelina schreit: „Svenja!“

## 13. DIE SCHLAUE LIST

Die echte Svenja schreckt zurück und blickt sich um. Mist! In diesem Augenblick wird ihr bewusst, dass Jannik inzwischen über ihren Unsichtbarkeitszauber Bescheid weiß. Er hat es vermutlich bemerkt, als er sah, dass der Hypnosezauber keinen Einfluss auf die Doppelgängerin hatte. Wie hinterhältig von ihm. Er ist schlau. Jannik versucht nun, die Kugel zu erwischen, bevor der Schutzzauber voll-

endet ist. Svenja muss schnell handeln, also nimmt sie die Kugel und läuft, so schnell sie kann. Den Zauber von vorn zu beginnen, würde zu lange dauern. Beinahe wäre Svenja gestolpert. Nach Luft schnappend kommt sie kurz darauf bei dem Direktor und den anderen an. „Hier ist sie!“ Direktor Willson zaubert in zwei Sekunden einen Schutzmantel und legt die Kugel auf den Tisch. „Nun ist sie gesichert“, sagt er. Svenja starrt ihn mit großen Augen an. Doch fürs Staunen hat sie später noch Zeit. „Evelina!“, fällt es ihr ein. Alle rennen zu dem verzauberten Kessel, um zu verfolgen, was oben gerade geschieht. Es ist zu sehen, wie Evelina versucht, Svenja zu helfen und dabei selber von Janniks Blitz getroffen wird. Als der Zauber beendet ist, löst sich die Doppelgängerin einfach auf. Als Svenja das sieht, eilt sie der am Boden liegenden Evelina zu Hilfe. Sie rennt in Richtung Tür. „Svenja, du willst doch nicht“ „Ich muss!“ Sie reißt die Tür auf und rennt so schnell sie kann. Oben angekommen, sagt Jannik: „Dachte ich es mir doch!“ Dabei sieht er Svenja grinsend an. Der Mond scheint noch immer durch das Dachfenster, weshalb sie sich in achtnehmen muss vor dem Hypnosezauber. Inzwischen hat Jannik Evelina den Zauberstab entwendet und bedroht sie nun damit. „Gib mir die Kugel und ich lasse euch in Frieden!“ Svenja zögert. „Los, entscheide dich zwischen deiner Freundin und der Kugel.“ „Warum tust du das bloß?“, fragt Svenja.

#### 14. MANCHMAL IST ES BESSER ZU REDEN

„Warum!?“ Jannik lacht. „Ich meine es ernst. Du bist eigentlich nicht so. Du warst mal ein lieber, toller Junge, der sich gerne mein Bruder nennen durfte. Aber dann wurdest du verletzt. Durch jemanden oder etwas, das dich tief getroffen hat. Etwas, das du jetzt ändern willst, was du aber nicht ändern solltest – okay!? Es ist Schicksal. Ich weiß, es tut schrecklich weh, aber du musst ihn gehen lassen. Ja, ich weiß, was damals passiert ist. Ich weiß von deinem Vater. Du leidest unter dieser Trauer, die sich in Wut umwandelte und später dann dein ganzes Herz erobert hat. Wenn du jetzt nicht Halt machst und die Dinge so akzeptierst, wie sie sind, dann wirst du vermutlich zu einem Monster. Zu blind, um zu erkennen, dass du vielleicht die Menschen verletzt, die du liebst. Irgendwann bist du mittendrin und hast dich nicht mehr unter Kontrolle. Du wirst dich in dir selbst verlieren und glaube mir, das willst du nicht. Das wollen wir alle nicht. Wir lieben dich - aber nur deine wahre Persönlichkeit. Also bitte ich dich nun, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Wir können dein kaputtes Herz wieder flicken und dir beibringen, wie du auch die schönen Momente wieder genießen kannst. Der Ausgang dieser Geschichte liegt nun in deiner Hand. Frage dich einfach, was dein Vater dazu sagen würde, wenn er dich so erleben würde. Was ist dir wichtiger!?“ Sie sieht Jannik flehend ins Gesicht.

Während der Ansprache kommt Svenja immer näher. Inzwischen steht sie ihm gegenüber. Jannik fließen Tränen das Gesicht hinunter. Man sieht ihm an, dass seine Knie weich sind. Evelina sieht Svenja nur staunend an. Sie hätte es niemals geschafft, die Situation so auszudrücken.

## 15. EIN HOCH AUF UNS

Gemeinsam erschaffen sie eine magische Vitrine. Svenja und Evelina, Sabine und Emil, Direktor Willson und der Rest der Klasse. Der Direktor sagt ihnen einfach Stück für Stück, was sie tun sollen und worauf man achten muss und sich besonders konzentrieren soll. Es macht Spaß, ist höchst lehrreich und interessant. Als die Glasvitrine fertig ist, legt der Direktor die Seelenkugel auf ein weiches Samtkissen, das sich bereits in der magischen Vitrine befindet. Diese zaubert der Direktor unverzüglich zurück an seinen rechtmäßigen Platz im Magieministerium. Jannik überreicht der Schule wieder ihre rechtmäßige Magie. Der Zauberstab von Evelina hat nun seine eigene Magie zurück, aber auch noch Restenergie von Svenja behalten. Die Macht hat sich regelrecht verdoppelt und Direktor Willson muss ihn beschlagnahmen, da er jetzt der mächtigste Zauberstab der gesamten Schule ist. Damit kann Evelina nicht umgehen, da sie noch nicht in der Position ist. Sie wollte einfach nur einer Pflanze in ihrem Zimmer helfen, zu wachsen, da sie zu wenig Wasser bekommen hatte und schon halb tot war. Daher genügte es nicht mehr, sie einfach zu gießen. Aber statt diese Blume wieder aufzurichten, hat der Zauberstab ihr ganzes Zimmer vollgewuchert. Das war vielleicht lustig für Svenja, die danebenstand. Sie hatte überlegt, ob sie dem Zauberstab ihre Magie nicht einfach wieder entziehen konnte, aber so einfach war das nicht. Direktor Willson hatte sie davor gewarnt, es zu probieren. Es könnte sein, dass sich die gesamte Magie auf Svenja überträgt und das würde nicht gut ausgehen. Außerdem hat Svenja ohnehin keine Magie verloren, da sie schlauerweise ihre Magie geteilt und nicht übertragen hat. Evelina benutzt jetzt einen neuen Zauberstab, der vollkommen in Ordnung ist. Svenja, Evelina und Jannik gehen gerade mit Holly Gassi. „Ey Sis, humpelt Holly?“, fragt Jannik. „Oh je. Sie ist bestimmt wieder in einen Dorn getreten.“ Svenja sieht sich Hollys Pfote genauer an. „Ich glaube, die ist entzündet. Da muss ich wohl morgen mit meinen Großeltern zum Tierarzt“, seufzt sie. Svenja nimmt Holly auf den Arm. „Wir können dich begleiten“, meint Jannik. Evelina stimmt nickend zu. „Das ist lieb von euch.“ Svenja und ihr Halbbruder Jannik verstehen sich wieder richtig gut, seit er sich nach der Ansage von Svenja wieder besonnen hatte. Svenjas Großeltern wissen noch nicht über alles Bescheid, nur, dass Svenja jetzt Evelina als Freundin und Jannik als ihren Bruder gefunden hat. Sie waren total aus dem Häuschen, als Svenja sie vorge-

stellt hatte. Svenjas Eltern besuchen heute Abend sie und ihre Großeltern. Geplant ist eigentlich ein Filmabend, aber Svenja, Jannik und Evelina wollen alle mit der Story überraschen, die in den Ferien passiert ist. Das wird lustig. Svenja freut sich schon total auf den Blick ihres Vaters, wenn er erfährt, dass es Magie wirklich gibt. Und Jannik freut sich riesig, endlich seine Mutter wiederzusehen. Das Ganze ist natürlich mit Direktor Willson geklärt und abgesegnet worden. „Schaut, hier ist ein Eisladen!“, sagt Evelina voller Freude. Da alle gerade Lust auf Eis haben, bestellen sie die Sorten, die sie haben wollen. Während der kleinen Wartezeit bekommt Jannik eine Nachricht. „Die ist von Direktor Willson!“ „Lies vor.“ Evelina wird neugierig.

*„Lieber Jannik, ich nehme dein Angebot an, dass du an unserer Schule bleiben darfst, wenn du nichts Böses mehr tust, immer fleißig mitmachst, jeden Tag die Tische schrubbst, alle Dienste übernimmst und stets dafür sorgst, unser Geheimnis zu hüten. Ich freue mich auf dich. Genieße noch den Rest der Ferien mit deiner Schwester und deinen Freunden. Grüße deine Eltern von mir. Ich habe aber noch eine Bitte an dich. Frag Svenja von mir, ob sie Lust hat, das nächste Schuljahr auf unserer Schule zu verbringen. Sie hat großes Potential. Natürlich mit Erlaubnis ihrer Eltern. Da wir jedes Jahr den Standort der Schule wechseln, um nicht aufzufliegen, müssen wir leider wieder diesen schönen Ort verlassen. Nach den Sommerferien geht es auf die Insel Usedom. Ich freue mich, meine Klasse und vielleicht auch Svenja dort zu sehen. LG Ulf Willson.“*

Hast du gehört Svenja?!“, ruft Evelina. Vor lauter Aufregung macht sie einen Hüpf. Alle freuen sich riesig auf das neue Schuljahr. Mit ihrem Eis stoßen sie gemeinsam im Sonnenuntergang an. „Auf Svenja!“ Auch Holly scheint sich sehr zu freuen und wedelt aufgeregt mit dem Schwanz. „Und auf Holly! Denn ohne sie hätte ich niemals meinen Bruder gefunden und eine neue Freundin kennen gelernt!“ Holly springt fröhlich in die Luft, als hätte sie alles verstanden.





## MEIN KLEEBLATT

Von Sanya Lehmann

**L**ANGSAM SCHOBEN SICH DIE ERSTEN SONNENSTRAHLEN ÜBER DEN HÜGEL, WÄHREND DIE STERNE VERBLASSTEN. EIN LEICHTER WIND WEHTE ÜBER DAS DACH UND NAHM MEINE GEDANKEN MIT FORT. ES WAR DIE EINZIGE

Zeit am Tag, in der ich im Hier und Jetzt stand und von keinen Erinnerungen heimgesucht wurde. Unten auf der Burgmauer, die mittlerweile eher einer großen Ansammlung an Steinen ähnelte, schwebte Fiona und vollzog ihre morgendliche Energieumwandlung. Ich sah ihr gern dabei zu, obwohl es mich jedes Mal mehr schmerzte, dass ich es nicht mehr tun konnte. Heute waren die Energien vor allem in sanften Grün- und Blautönen aufgeladen. Sie wurden von Fionas Körper angezogen, während sie die Arme ausbreitete und die Augen schloss. Ich beneidete sie, wie die Energien durch ihren Körper waberten, sich vermischten, sie stärkten und farblos wieder aus ihr heraus in den Himmel zogen. Das war für mich die schönste Aufgabe an unserem Geisterleben – die Verarbeitung der Energien, damit unsere Burg und alles darin leben konnte. Nur, dass sie das jetzt nicht mehr konnte, weil keiner kam und sie bewohnte.

Früher ...

Ich schloss verkrampft die Augen. Nein, nicht jetzt schon. Ich krümmte mich und schnaufte. Keine Erinnerung! Als ich wieder aufblickte, sah ich den riesigen Wald. Die Vögel zwitschern und gerade galoppierte ein Pferd zwischen den Bäumen hervor.

„Nevo, hey.“ Aus der Ferne drang eine Stimme zu mir. Ich wurde geschüttelt und blinzelte. „Nevo!“ Der Wald verblasste und ließ das gelbe Meer aus Löwenzahn zurück.

„Wenn du weiter an der Regenerinne klammerst, als würde dein Leben davon abhängen, bricht sie ab und das wird sehr schmerzhaft.“ Ich öffnete die Augen und blickte über die Schulter zu Henry, der skeptisch die Regenerinne musterte. „Tschuldige.“ Tief durchatmend löste ich den Griff von dem Metall und rutschte ein Stück zurück.

„Schon gut“, erwiderte Henry und setzte sich neben mich, mit gebührendem Abstand zur Dachkante. Ich betrachtete ihn. Er sah durchscheinend aus, vielleicht mehr als gestern. Auch wenn Henry immer damit prahlte, dass wir Geister keine Falten bekommen konnten, wirkte er eingefallen und müde, auch wenn er sich Mühe gab, aufrecht zu sitzen. Kurz schloss ich die Augen, wahrscheinlich sah ich genauso aus.

„Ich hab‘ eben einige Steine zurück in die Außenwand gehievt. Sie sind alle wieder rausgefallen.“ Wir seufzten gleichzeitig. Unsere Burg zerfiel und wir suchten seit Jahren nach Möglichkeiten, sie wieder aufzubauen. Nichts funktionierte. Als Burggeister konnten wir nicht direkt in das Realitätsgeschehen eingreifen. Wir sorgten nur für klare Energien, verarbeiteten sie, sodass sich nichts anstaute und neue aufgeladen werden konnten. Nur leider gab es immer weniger, was die Energien auflud.

Ich schaute wieder hinunter zu Fiona. Sie ließ die Arme langsam sinken, die Umgebungsenergien ließen ihren Körper frei und verblassten. Die Pflanzen waren das Einzige, was noch Energie lieferte, sodass Fiona beschwingt durch die

Luft hüpfte und Saltos schlug. Henry stöhnte. „Jetzt fängt das Gehopse wieder an.“

Fiona schwebte von links nach rechts, drehte sich im Sturzflug um sich selbst und trällerte dabei ihre eigene Musik. „Hey Blümchen, hilft uns dein Gezappel irgendwie weiter?“ Ich stieß Henry in die Seite, aber Fiona ließ sich nicht stören und setzte zur Enddrehung an, bevor sie sich langsam auf das Dach schweben ließ und den Kopf zu einer Verbeugung senkte. Ich versuchte zu klatschen, aber mein Körper war zu durchscheinend, als dass ich ein Geräusch verursachen konnte. Angespannt ließ ich die Arme wieder sinken.

„Guten Morgen“, trällerte Fiona und streckte sich auf meiner anderen Seite aus. „Schlechter Morgen“, brummte Henry. Ich stimmte ihm still zu. An den letzten wirklich guten Morgen konnte ich mich nicht erinnern. „Ach, ihr beiden Depris, wie ich sehe, ist immer noch keine Besserung in Sicht.“ Sie musterte uns von oben bis unten. Henry verdrehte die Augen. Im Gegensatz zu unseren Körpern wirbelte Fionas Energie strahlend. „Gut erkannt, Detektiv“, sagte Henry säuerlich und starrte auf ein unbestimmtes Loch im Dach. „Mir fällt nichts mehr ein. Fi, wenn du wirklich an keine Menschen herankommst, die die Energien aufladen könnten, und wir keine Steine bewegen können, dann, dann, ...“ Ich stockte und wollte den Gedanken nicht zu Ende denken. Fiona schüttelte den Kopf. „Hier ist weit und breit nur Wiese. Meine Sperre hält mich irgendwann auf.“ Wir schwiegen und schauten auf den Horizont, wo die Sonne sich weiter nach oben arbeitete und den Himmel von dunkel- zu hellblau färbte.

„Ich hab‘ keine Lust mehr.“ Ich drehte den Kopf zu Henry, nicht ganz sicher, ob er etwas gesagt hatte. Aber er schaute mich nur an, schwieg und stand auf. „Ich geh‘ dann nochmal Steine schleppen“, murmelte er und verschwand in einem Loch im Dach.

„Ist ihm die Höhe schon wieder zu viel geworden?“ Fiona hatte offenbar nichts mitbekommen. Ich zuckte nur mit den Schultern und schaute wieder zum Horizont. Früher hatten wir zu dritt ... nein, keine Erinnerung! Mein Oberkörper

krampfte und ich beugte mich nach vorn. Den Wald sah ich schon vor mir, die Kinder lachten.

„Nevo, bleib bei mir!“

Ich schnaufte. Der Duft von Bratkartoffeln stieg mir in die Nase. Einige Frauen standen am Kräuterbeet und zupften in der Erde. Ich schrie und war plötzlich wieder im Hier und Jetzt. Die Frauen waren verschwunden, ebenso die Gerüche. Ich lag eingekeilt in der Regenrinne, über mir stand Fiona und starrte besorgt zu mir runter. „Tschuldige, ich wollte dich vor einer Erinnerung bewahren und da du nicht reagiert hast, habe ich dich gegen deine Sperre geworfen. Du bist ziemlich leicht geworden.“ „Danke“, schnaufte ich und versuchte mich aufzurappeln. Als Burggeister gehörten wir zur Burg und konnten uns nur in einem bestimmten Rahmen frei bewegen. Fiona hatte als Geist der Umgebung, dank der halb zerfallenen Burgmauer, den weitesten Freiflug. Henry konnte sich als Geist der Mauern noch ganz nah am Außengemäuer bewegen. Ich dagegen verarbeitete die Energie der Lebewesen in der Burg und hatte sie demnach noch nie verlassen. Und deshalb hatte nur ich Probleme mit Erinnerungen, Flashbacks. Mir gingen die Gefühle und Erinnerungen der Lebewesen zu nah. Früher hatte ich es geliebt.

Fiona half mir auf und wir setzten uns wieder nebeneinander aufs Dach.

„Ich habe dir etwas mitgebracht“, sagte Fiona nach einiger Zeit. Feierlich zog sie etwas hinter ihrem Rücken hervor. Hinter meinem konnte man alles sehen, aber Fi war noch so energiegeladen, dass ich nicht durch sie hindurchschauen konnte. Mein Mund klappte auf. Fiona hielt ein Kleeblatt in der Hand. Kein vierblättriges, aber ein grünes, aufrechtes Kleeblatt.

Mein Glück dieser Welt kommt hier zusammen. Drum dessen soll diese Burg mein Kleeblatt sein, damit die ganze Welt weiß, dass ich der glücklichste Mensch auf Erden bin.

Ich sah Augustin, den Burgherrn, vor meinem inneren Auge auf dem Balkon. Er hält das Gesicht mit geschlossenen Augen in die warme Sommersonne. Eine dunkelhaarige Frau steht an seine Brust gelehnt, ein Baby im Arm. Augustin schlingt die Arme um seine Familie und lächelt. Auf der Turmspitze flattert eine Fahne mit einem vierblättrigen Kleeblatt darauf.

Ich lächelte und nahm Fiona behutsam die Pflanze ab. Wann hatte ich zuletzt ein Kleeblatt gesehen? Es musste hunderte Jahre her sein. „Wo hast du das her?“

„Kurz vor meiner Sperre liegen noch umgestürzte Baumstämme. Darunter habe ich ein paar Setzlinge entdeckt und sie gepflegt. Eigentlich ist die Zeit für Kleeblätter schon wieder fast vorbei.“ „Es ist wunderschön“, hauchte ich, ohne den Blick von der Pflanze zu nehmen. „Tja, du weißt ja, ich bin eigentlich Team Löwenzahn ...“ Ich nickte. Augustin hatte ursprünglich das Kleeblatt als Wappenzeichen auserkoren, aber die Jahrhunderte danach konkurrierte es mit dem Löwenzahn. Beides wuchs gleichermaßen in der Burgumgebung, mal mehr, mal weniger. „Aber ich dachte, du kannst ein bisschen Glück gebrauchen. Wir alle.“ Ich lächelte sie an. Der Löwenzahn stand für Veränderung, aber dieses Kleeblatt gab mir Hoffnung. Ich drehte es hin und her. Der Stängel schmiegte sich in meine Handfläche und sandte Ruhe aus. Glück. Ich schloss vorsichtig die Faust und war mir sicher: Wir würden unsere Burg aufbauen und wieder zum Leben erwecken!



Glutrot erleuchten die Flammen die Nacht. Rauch steigt empor. Die Menschen schreien. Niemand weiß, wo oder wann es angefangen hat, aber jetzt herrscht Chaos. Kinder weinen, ein Netz wird gespannt, damit ein altes Ehepaar aus dem zweiten Stock springen kann. Einige schippen hektisch Sand gegen das Gemäuer – es bewirkt nichts. Die ersten Ziegel fallen, die Funken springen auf umliegende Bäume über.

Drei Schamanen stehen mit flatternden Umhängen in einem Steinkreis und strecken die Arme in Richtung der Flammen. Ihre Augen sind geschlossen und sie murmeln unverständliche Worte. Ein kleiner Junge mit einem Stoffhasen im Arm stolpert über herumliegende Schaufeln und schürft sich die Knie auf. Über ihm knackt es. Er dreht sich um, den Hasen fest umklammert. Der Ast hat Feuer gefangen, er senkt sich gefährlich herab. Es knackt noch einmal. Er bricht. Er fällt. Der Junge hält dem Hasen die Augen zu.

Ich schreckte auf. Das war es! Wenn wir die Energie umleiteten, wie ... irritiert hielt ich in meinem Gedanken inne. Wenn ich mich wieder im Hier und Jetzt befand, verstummten die Geräusche normalerweise. Dieses Mal nicht. Ich blickte zum Fenster. O je. Es grollte und Blitze zogen über den Himmel. Der Regen prasselte erbarmungslos auf die Erde, der Boden vor meinem Fenster, das einmal aus Glas bestanden hatte, glänzte feucht. Ich riss die Augen auf und schwebte an die Öffnung. Beim letzten Gewitter ... da passierte es schon. Ein greller Blitz zischte gefolgt von einem Donnerrollen über den Nachthimmel und schlug im gegenüberliegenden Turm ein. Ich zuckte nicht. Ich zitterte nicht. Ich rührte mich nicht. In

meiner Schockstarre sah ich dabei zu, wie sich erst einzelne Dachschindeln lösten und dann die obere Hälfte des Turms in sich zusammenfiel. Hätte ich ein Herz, würde es stehenbleiben. Der Regen prasselte durch mich hindurch, aber ich spürte nichts. Ich stand nur in der Luft und betrauerte ein weiteres Stück meines Lebens, wie es zusammenbrach. Bis ich zusammenzuckte. Henry! Schneller als ich es für möglich gehalten hätte, sauste ich aus dem Turmzimmer ins Erdgeschoss. Henry war buchstäblich die Gemäuer dieser Burg und gerade war ein Teil von ihm eingestürzt. Panisch durchsuchte ich das Untergeschoss. Er schlief nie am gleichen Ort, aber immer unten, denn obwohl Mauern stark und robust waren, plagte ihn schon immer eine leichte Höhenangst. Irgendwann hörte ich ein Wimmern aus dem Keller. Als ich die Treppe herunterflog, lag Henry zusammengekrümmt am Boden. Er keuchte und wimmerte. Ich schwebte neben ihm, traute mich aber nicht, ihn zu berühren. „Henry?“ Er krümmte sich nur noch stärker. Verzweifelt sah ich mich um. Wenn es den Mauern der Burg schlecht ging, ging es auch Henry schlecht und umgekehrt. „Nevo, Henry?“ Ich blickte zurück zur Treppe. Oben schwebte Fiona.

„Weiter runter komme ich leider nicht. Kann ich etwas tun?“ Die Sorge stand ihr ins Gesicht geschrieben. Ich zuckte mit den Schultern. „Energie?“ Wir konnten unsere Energien nicht direkt übertragen, aber Fiona nickte und sandte einen kleinen Energiestrom in Henrys Richtung. So konnte sie zumindest die Atmosphäre um ihn herum angenehmer gestalten. Henry stöhnte, hörte aber auf zu wimmern.

Ich setzte mich langsam neben ihn, während Fiona auf dem Treppenabsatz blieb.

„Können wir etwas für dich tun?“ Henry grummelte.

So saßen wir die ganze Nacht zusammen, waren still füreinander da, weil wir nichts anderes tun konnten. Erst als die Geräusche des Sturms verklungen, traute ich mich, etwas zu sagen. „Ich hatte vorhin eine Erinnerung. Vielleicht lag in ihr eine Lösung.“

„Was?“, quietschte Fiona von oben. Henry regte sich nicht, aber ich sah, dass er nicht schlief. „Kurz nach Augustins Zeiten gab es doch diesen Brand, auch wenn er kein Vergleich zu den Neunzigern war.“ Henry schnaubte. „War aber genauso schmerzhaft.“

Erleichtert darüber, dass er wieder reden konnte, erklärte ich weiter. „Dort hatten Schamanen das Feuer beschworen, oder besser gesagt, die Energie des Feuers, damit es sich nicht ausbreitete.“ „Nevo“, schob Fiona vorsichtig dazwischen. „Du weißt aber schon, dass Menschen Energien weder lenken noch umwandeln können, oder?“

Ich schaute zu ihr hinauf und winkte ab. „Jaja, natürlich. Es geht mir ums Prinzip. Sie wollten die Energie des Feuers aufsaugen, das Feuer aus ihr verbannen und

die feuerlose Energie zurückschicken. Das können wir auch! Wir bekommen viel neutrale Energie, aber unaufgeladen bringt sie uns nichts. Deshalb müssen wir die aufgeladene Energie wieder zurück in unsere Burg lenken.“ Ich schaute die beiden strahlend an. Henry hustete und wirbelte den Staub vom Boden auf. Ich sah besorgt zu ihm, aber er fing unbeirrt an zu sprechen. Seine Stimme klang rau. „Ich weiß, dass du verzweifelt bist, Nevo. Deshalb hast du es vielleicht vergessen: Wir verarbeiten die aufgeladene Energie, damit es zu keinem Energiestau kommt. Die daraus resultierende neutrale Energie strömt in den Rest der Welt. Damit wird ein zu kleiner Energiekreislauf verhindert, der bewirken könnte, dass ein Ort einfach ausgelöscht wird, wenn dort keine Energie mehr fließt. Denn Energie bedeutet Leben.“

Während seiner Rede, hatte Henry sich aufgerichtet und starrte mir tief in die Augen, als würde er mich von einer Erinnerung abhalten wollen. Noch war es zu dunkel, sodass ich in seinen Augen nichts lesen konnte. Ich nickte und sprang auf. „Hier gibt es bald aber keine aufgeladene Energie mehr. Kein Leben für uns. Wir müssen mit der Energie arbeiten, die wir haben.“ Ich blickte hoch zu Fiona. „Sonst ist es bald vorbei.“

Sie räusperte sich und inspizierte die zerbröckelten Treppenstufen vor sich. „Es hat einen Grund, warum wir das nicht machen. Es ist gefährlich.“ „Aber wir sterben!“ Nun brüllte ich schon fast. „Unsere Burg wird sterben.“ Stille. Ich zitterte vor Anspannung, als wollte die gesamte Frustration der letzten Jahre genau in diesem Moment ausbrechen.

„Naja, Blümchen hat ja auch nicht so viel zu verlieren“, murmelte Henry neben mir.

„Bitte?“ Empörung schwappte zu uns herunter. „Nur weil der Löwenzahn draußen gut gedeiht und ich ausreichend Energie bekomme, bedeutet das nicht, dass es mir gut geht. Wenn ihr beide sterbt, sterbe ich ebenfalls, weil es dann keine Burg mehr gibt, die eine Umgebung braucht. Ohne ein Gebäude ist die Umgebung nichts – und ich bin die Umgebung.“ Fiona schluchzte. Ich schluckte und Henry zog die Schultern hoch. Natürlich war uns beiden das bewusst. „Wenn ein Gebäude steht, hat es automatisch eine Umgebung, aber es braucht diese Umgebung nicht, um ein Gebäude zu sein. Ich als Umgebung brauche aber ein Gebäude, um die Umgebung sein zu können. Ich brauche euch.“ Erneute Schluchzer durchbrachen die Stille. Ich schwebte zu Fiona hoch und umarmte sie von der Seite. „Wir brauchen uns alle gegenseitig.“ Hinter mir hörte ich Henry die Treppe keuchend hinaufschweben. Er hatte noch immer Schmerzen.

„Aber ohne Umgebung ist ein Gebäude ziemlich einsam“, murmelte er, als er bei uns ankam. Fiona schniefte. Ich forderte ihn mit einer Kopfbewegung dazu auf,

sich in unsere Gruppenumarmung zu gesellen, er verschränkte nur die Arme als Antwort.

Fiona atmete tief durch. „Wir können das mit der Energie ja probieren.“ Ich strahlte sie an und blickte zu Henry. Wir schauten einander in die Augen, bis er den Kopf geschlagen senkte und leicht nickte. Ich lächelte und sprang auf. Wir brauchten Kreide.



„Durch Mauern und Zeit, durch Liebe und Leid, strömet die Energie.

Auf Mensch und Geist, auf Pflanz' und Tier, wir stehen fest im Jetzt und Hier.“

Ich hielt meine Augen geschlossen und spürte die Energie durch mich hindurchwallen. Wohlig legte ich den Kopf in den Nacken und streckte die Arme aus. Wir fassten uns an den Händen und bildeten einen Kreis der Dreisamkeit. Wann hatte ich zuletzt so viel Energie auf einmal gespürt? Ich nahm die restliche Energie der Lebewesen dieser Burg auf und sammelte sie. Dann öffnete ich die Augen und bewunderte das Farbenmeer. In Fiona schillerten sanfte Grün-, Blau- und Gelbtöne, während Henry vor allem starkes Rot und Braun anzog. Henry und ich sammelten unsere letzten Reserven zusammen.

Wir schwebten im Kreis in der Eingangshalle. Natürlich hatte ich in unserer leeren Burg keine Kreide gefunden, weshalb ich mit Sand drei ineinander verschlungene Kreise gezogen hatte. Innenleben. Gemäuer. Umgebung. Während wir weiter die Beschwörungsformel murmelten, schloss ich wieder die Augen. Gleich war es so weit. Langsam lehnte ich mich nach vorn, bereit, den natürlichen Strom der Energie zu unterbrechen und sie zurück in unsere Burg zu leiten, in uns zu verankern. Die Luft sirrte. Mein Körper kribbelte, ich spannte mich an. Plötzlich wurde der Energiefluss unterbrochen. Ich sackte nach unten und blinzelte. Das beflügelnde Kribbeln verebbte.

„Was?“ Ich drehte mich zu Fiona. Sie schüttelte verwirrt den Kopf. Ich drehte mich zu Henry. In diesem Moment wurde mir bewusst, dass ich Fionas Hand noch hielt, aber seine nicht mehr. Er hatte losgelassen. Henry schwebte vornübergebeugt auf dem Boden und keuchte. Schnell kam ich an seine Seite. „Hey, war es zu viel? Sitzt heute Nacht noch zu tief?“ Er antwortete nicht. Hilfesuchend drehte ich mich zu Fiona. Sie sah Henry aber auch nur nachdenklich an. „Können wir etwas für dich tun?“ Ich wollte Henry eine Hand auf den Rücken legen, aber er zuckte zurück. „Henry, vielleicht ...“

„Nein, Nevo!“ Henry sah zu mir hoch und ich machte erschrocken einen kleinen Satz nach hinten. Seine Augen funkelten zornig. „Oder ja, du kannst etwas für mich

tun. Hör‘ endlich damit auf, so naiv zu sein, die Burg wiederaufbauen zu können!“ Perplex konnte ich mich nicht rühren. In diesem Tonfall hatte er noch nie gesprochen – so wütend, verletzt. „Wir leiden, alle. Und du willst einfach nicht wahrhaben, dass langsam ein Ende kommt. Oder es schon da ist.“ Die Energie wallte in ihm, verschiedene Rottöne rangen miteinander. „Aber wir ...“ „Nichts aber!“, schnitt er mir das Wort ab. „Ich habe keine Lust mehr, auf das Unmögliche zu hoffen. Ich habe Schmerzen. Ich verblasse. Ich will nicht mehr. Im Grunde weißt du das, willst es aber nicht wahrhaben. Dir geht es doch genauso.“ Noch immer konnte ich mich nicht rühren und starrte in sein verkniffenes Gesicht. Er hatte sich aufgerappelt und schwebte mir gegenüber. In voller Größe überragte er mich um mindestens einen Kopf. „Du hast mit Absicht losgelassen?“ Meine Stimme klang schrill. Sein Schweigen war Antwort genug. „Du willst unsere Burg verkümmern lassen?“ Er schnaubte. „Verkümmern? Das hier ist eine Ruine!“ Er breitete die Arme aus und zeigte auf eingestürzte Säulen, Gras zwischen den Bodenplatten und den Staub, der überall zu finden war. „Fi?“ Zitternd drehte ich mich zu ihr, in der Hoffnung, dass sie mir sagte, dass ich mich in einer verzerrten Erinnerung von einem wütenden Kind befand. Sie beachtete mich gar nicht, sondern sah mit schief gelegtem Kopf zu Henry. „Du willst die Burg in die Luft sprengen, oder?“ „Bitte?!“, schrie ich.

Er nickte. Mein Freund bejahte die mutwillige Zerstörung meines Lebens. Seines Lebens.

Mein Sichtfeld verschwamm und ich merkte, wie mein Geist aus dem Hier verschwand und in eine Erinnerung gezogen wurde. Ich fiel und es war mir egal.

„Wir sind Kämpfer! Wir sind Verteidiger! Wir sind eine Einheit!“ Die Menge grölt.

„Wir gewinnen gemeinsam, und wir verlieren gemeinsam.“ „Aber wir werden gewinnen!“, brüllt die Menge. Augustin nickt zufrieden, springt von seinem Podest und schlägt mit einigen Männern ein. Ihre Kettenhemden rasseln.

Kurz meinte ich, Fiona zu sehen, aber sie verschwamm und die nächsten Bilder drängten sich vor mein inneres Auge.

Augustin klopft gerade seinem Gegenüber auf die Schulter, als er im Augenwinkel an der angelehnten Hintertür etwas aufblitzen sieht. Er runzelt die Stirn und dreht sich um. Im Vorbeigehen nickt er seinen grölenden Männern zu. An der Tür angekommen, schiebt er sie vorsichtig auf und blinzelt. Seine Augen müssen sich an die Dunkelheit gewöhnen. Aus der Ecke erklingt ein Wimmern. „Hey, mein Schatz.“ Schnell kniet sich Augustin vor seine Tochter und zieht sie in seine Arme.

Sie schluchzt. Er streicht ihr übers Haar und drückt sie an sich. „Was ist passiert?“ Sie zieht die Nase hoch und drückt sich an die Brust ihres Vaters. „Das Feuer in meinem Traum war wieder da“, flüstert sie. „Und dann bin ich wachgeworden und es war so laut.“ Ellen dreht den Kopf in Richtung Tür. Klirrende Rüstungen, schwere Schwerter und laute Rufe vermischen sich zu einer einzigen Lärmwolke. Augustin drückt seine Tochter noch fester an sich. „Entschuldige, bitte. Es wird bald leiser, dann sind wir weg.“ „Du gehst?“ Ellen zittert leicht und Augustin vermutet in dem schummrigen Licht Tränen in ihren Augen glitzern zu sehen.

„Du darfst nicht gehen!“ Augustin atmet geräuschvoll aus. „Ich komme wieder, mein Schatz. Das weißt du doch.“ „Nein, was wenn nicht?“ Ellens Stimme klingt schrill.

Augustins Herz zieht sich zusammen und streichelt seiner Tochter beruhigend über den Kopf.

Ich mache das für dich! Du sollst ein ruhiges Leben führen können, ohne Kämpfe und Krieg. Deshalb führe ich sie jetzt für dich.

„Du gehst einfach wieder schlafen, und dann bin ich ganz bald wieder bei dir.“

Ellen klammert sich an ihren Vater, als wollte sie ihn nie wieder loslassen. Er tat es ihr gleich. Ich werde wiederkommen. Ich kämpfe für dich.

Das Bild wurde schwarz und ich lag mit meinen Gedanken am Boden. Am Boden zerstört. Ich hatte gekämpft. Ich wollte kämpfen. Aber ich lag hier.

Mit einem Seufzen drehte ich den Kopf in Richtung Tür. Die Energien der anderen konnte ich in der Nähe spüren. Blitzartig holten mich meine eigenen Probleme wieder ein. Henry wollte die Burg sprengen. Es war mir egal, woher Fiona das wusste, aber sie hatte weder verärgert noch verletzt geklungen, sogar eher verständnisvoll.

Henry wollte die Burg sprengen. Ging es ihm so schlecht, dass ihm nur noch Selbstmord in den Sinn kam? Henry wollte die Burg sprengen. Wie funktionierte das überhaupt? Nein, ich verbot mir jeden weiteren Gedanken und fuhr mit den Händen über den kühlen Stein. Ich wollte nicht über Eventualitäten nachdenken!

Plötzlich spürte ich, wie mir etwas Weiches durch die Hand glitt. Ich drehte den Kopf und sah das Kleeblatt dort liegen. Es war an den Rändern braun. Fiona musste es zu mir gelegt haben. Ich schloss die Faust darum. Es fühlte sich leblos an. Meine Hoffnung war vertrocknet. Schwer schluckend ließ ich den Kopf zurück auf den Stein fallen.

Augustins Augenlider flattern. Er liegt auf dem Rücken und breitet die Arme aus. Die weißen Wolken ziehen über den Himmel und zeigen nichts vom Gemetzel,

das eben noch stattgefunden hat. Er fährt mit den Händen über das weiche Bett aus Gras. Der gelbe Löwenzahn schmiegt sich an seinen Körper, bis er ein kleines Kleeblatt findet. Seins hat er bis zum Schluss verteidigt, aber der Löwenzahn übernimmt nun wohl die Führung. Vergänglichkeit, das symbolisiert er.

Während sein Blut auf das Grüne tropft und das Kampfgebrüll in weite Ferne rückt, stiehlt sich ein Lächeln auf seine Lippen. Sein Kopf fällt zur Seite und Dunkelheit breitet sich aus.

„Nevo, Nevo.“ Aus der Ferne drangen Stimmen zu mir. Ich versuchte, meine Augenlider zu heben, aber das Licht blendete so sehr, dass ich sie wieder schloss. „Hey Blümchen, schüttle ihn nicht so! Nicht, dass er noch mehr Energie verliert“, warnte Henry. „Aber was sollen wir denn sonst tun? Ich kann ein paar Ameisen suchen und sie in den Keller setzen, vielleicht bekommt er dann etwas ...“ Fionas Stimme klang panisch.

„Du willst ein paar arme Tierchen entführen und Nevo mit ihrer Angst wieder aufpäppeln?“ Ich fühlte mich leer. Ausgesaugt. Zwar konnte ich nicht weinen, aber ich wusste, wie es sich anfühlte und genauso fühlte ich mich. „Hey, er bewegt sich! Nevo.“ Jetzt öffnete ich doch die Augen und schaute in zwei besorgte Gesichter. „Bleib' liegen, du bist so durchscheinend, dass wir schon fast jedes einzelne Staub- und Sandkorn unter dir zählen können.“ Henry versuchte sich in einem Witz, aber das Lachen erreichte seine Augen nicht. „Ich dachte, dass wollt ihr beiden so“, krächzte ich. Fiona funkelte mich empört an. „Hier will niemand, dass du verblasst!“ „Aber ihr wollt die Burg zerstören.“ „Nevo.“ Henry schüttelte den Kopf und seufzte. „Erstens will ich das, auf Fiona musst du nicht böse sein. Und zweitens, ist diese Burg schon zerstört. Sieh dich an, du bist bald nicht mehr zu sehen und damit weg. Mir geht es genauso. Das Einzige, was ich will, ist, das Leiden zu beenden.“ Ich schluckte. Fiona nickte. „Ich wäre niemals auf die Idee gekommen, etwas in die Luft zu sprengen, aber ich glaube, es wäre besser als deine Energieumleitung.“ Sie sah mich entschuldigend an. „Ich will euch nicht länger beim Leiden zusehen und vorhin habe ich gesehen, dass ich ebenfalls verblasse. Ihr verblasst, mein Gebäude zerfällt, und damit verblasse ich ebenfalls.“ „Wollt ihr euer Leben einfach wegwerfen?“ Ich hatte meine Stimme selbst kaum verstanden, aber Henry schüttelte den Kopf. „Wir hatten ein wundervolles, langes Leben. Jahrhunderte lang war ich stolz darauf, ein Burggeist dieser Burg sein zu dürfen. Aber weißt du, ich bin Team Löwenzahn. Alles ist vergänglich und ich habe damit Frieden geschlossen.“ Ich zitterte, wollte mich aufsetzen, aber es ging nicht. Ich war zu schwach. „Augustin hat gelächelt, als er gestorben ist. Ich habe nie verstanden, warum.“ Langsam versickerte etwas in mir, was ich bis jetzt von mir ferngehalten hatte. Erkenntnis. „Ich denke, er war glücklich

mit seinem Leben.“ Meine beiden Freunde schauten zu mir hinunter und mir fielen die vielen schönen, gemeinsamen Momente ein. Wie wir uns nach dem Stehen der Grundplatte, unserer Geburt, peinlich berührt die Hände zur Begrüßung gereicht hatten. Wie Henry Ellen im Wiegebett ein schiefes Schlaflied vorgesungen hatte. Wie Fiona jeden neuen Gärtner auf Schritt und Tritt verfolgt hatte. Wie wir drei gegen die Abholzung des Waldes protestiert hatten. Wie wir uns im Sonnenuntergang gemeinsam im Arm hielten.

All diese Erinnerungen prasselten auf mich ein und ich wusste, wie ich mich bei jedem dieser Erlebnisse gefühlt hatte: glücklich. Ich vertraute den beiden. Ich wollte nicht, dass sie litten und wenn ich in meinen Körper hineinhorchte, wollte ich es auch nicht mehr. Zwischen meiner immer noch zur Faust geballten Hand spürte ich das Kleeblatt zerbröseln. „Okay.“ Tief atmete ich ein. „Das Leben ist wohl eher ein Löwenzahn und kein Kleeblatt.“ Ich sah zu Henry. „Was hast du dir überlegt?“ Er richtete sich ein Stück auf und schaute mich fragend an. Ich nickte. Er schaute zu Fiona. Sie nickte ebenfalls.

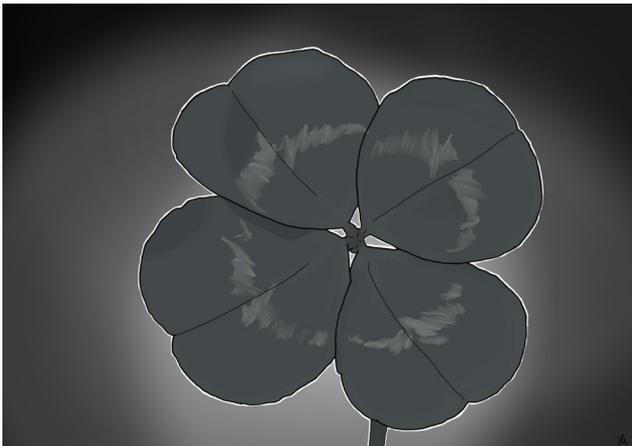


„Die Burg. Erbaut von Augustin Henrich im Jahre 1273. Wir verteidigten sie bei feindlichen Angriffen, wir schützten sie bei Gewitter und Sturm, wir gaben den Menschen ein Zuhause und dem Land ein Wahrzeichen. Hier weinten Ritter, hier lachten Kinder, hier kämpften Katzen, hier feierten Jugendliche, hier starben Menschen, hier kam neues Leben zur Welt. Es gab gute wie schlechte Tage, aber die Ära dieser Burg nimmt nun ein Ende.“

Fiona, Henry und ich hielten uns an den Händen und hielten die Augen geschlossen. Wir lagen nebeneinander auf dem Boden des Kellergewölbes. Henry hatte uns erklärt, wie die Burg aufgebaut war und wo die tragenden Pfeiler standen. Überall dort hatten wir jede Menge Schwarzpulver verteilt. Wie sich herausstellte, hatte Henry heimlich über viele Jahre die verlorenen Feuerwerkskörper der Menschen gesammelt, die ihre Partys in dem verlassenen Gebäude gefeiert hatten. Es waren erstaunlich viele gewesen, weshalb ich ihn gefragt hatte, seit wann er über das Sprengen der Burg nachdachte. Er hatte nur mit den Schultern gezuckt. Vor meinem inneren Auge zogen die Bilder der Jahrhunderte vorbei. Ich krampfte und flackerte. Als ich die Augen öffnete, sah ich, dass es Henry genauso ging. Das hier war eine gute Entscheidung. Fiona ließ meine Hand los und stand auf. Sie half uns beiden ebenfalls in die Höhe und gab uns jeweils einen brennenden Ast. Wir sahen uns fest in die Augen und nickten einander zu.

Fiona nahm die provisorische Fackel und zündete das erste Häufchen trockener Äste mit Schwarzpulver an. Dann flog sie zum nächsten. Ich lehnte mich gegen Henry und er zog mich in eine feste Umarmung. Ich legte meinen Kopf an seine Schulter und schniefte. Dann ließ er mich los und verteilte ebenfalls das Feuer. Ich folgte ihm.

Da hörte ich den ersten Knall und zuckte zusammen. Wir trafen uns in der Mitte des Gewölbes. „Das war’s.“ Ich zitterte, aber breitete die Arme aus. Wir drückten uns in eine Umarmung und ließen uns nicht mehr los. Rauch breitete sich aus, die Luft knisterte. Mit immer weniger Abstand explodierten die Schwarzpulverhäufchen. Steine rieselten auf uns hinab. Die Wände stürzten ein. Ich spürte, wie die Lebensenergie der Menschen sich immer weiter von mir entfernte. Henry wurde unter meiner Hand immer schwerer zu greifen. Niemand von uns schaute auf, als die Decke über uns zusammenbrach. Die gesamte Burg fiel in sich zusammen und begrub ihre drei Geister unter sich. Unser Kleeblatt hatte lang gelebt, aber jetzt war es an der Zeit, dass irgendwo anders ein Neues wuchs. Das Letzte, was ich hörte, war Henry. „Ich denke, das Leben ist eine Mischung aus Kleeblatt und Löwenzahn.“





## EPILOG

*Von Grit Poppe*

Die ersten Schritte durch das dunkelrote Tor in die Burg hinein lief Svenja mit angehaltenem Atem. Geröll knirschte unter ihren Füßen, sonst war nur das Bellen der Hündin zu hören. Svenja rannte beinahe, stolperte einmal über ein Stück Metall, eine antike, mit Mustern verzierte Türklinke, wie sie verblüfft registrierte. Dann ging sie vorsichtiger weiter, berührte die raue Steinwand, suchte nach einem Halt. Das Gekläff hallte zu ihr, schien aus allen Richtungen gleichzeitig zu kommen. Auf einmal erklang ein kurzes Winseln, ein hohes, schrilles Jaulen. Svenja erschrak. Was hatte das zu bedeuten? Sie presste sich dichter an das Gestein und lauschte. Die Laute waren jäh verstummt.

„Holly?“ Die Stille kam ihr noch unheimlicher vor als das klägliche Gewinsel. Sie blieb einen Moment stehen, wartete darauf, dass die Hündin sich wieder melden würde. Ein schwacher Schmerz pulsierte in ihrem Daumen – da, wo sie den Dorn herausgezogen hatte. Auch Holly musste sich in dem Gestrüpp verletzt haben. An der langen Schleppeine war sie in die Büsche gelaufen, ohne dass Svenja die Chance hatte, sie zurückzuhalten. Die Hündin hatte eindeutig gehumpelt. Und dann auch noch einen Zweig auf die empfindsame Schnauze abbekommen. Es war fast, als wollten die stacheligen Pflanzen Mensch und Tier davon abhalten, die Burg zu betreten. Zu spät. Svenja musste an Dornröschen denken, an das Märchen, das ihre Oma ihr früher oft erzählt hatte. An die Dornenhecke, hinter der eine andere, eine schlafende Welt verborgen war. Eine Welt namens Vergangenheit: Sie schlief nur, sie konnte wieder erwachen – so wie Dornröschen nach hundert Jahren wieder erwachte. Die Königstochter hatte gar nichts mitbekommen von all den Prinzen, die sie retten wollten, in die Hecke gerieten und dort wegen ihr starben wie die Fliegen. Sie schlief einfach weiter. Nacht für Nacht, Tag für Tag, hundert Jahre lang. Verschliefe Elend, Leid und alle Probleme. Verschliefe aber auch Glück, Freude und hundert Geburtstage. Oder waren es nur 99? Erst als die Zeit reif war, weckte sie ein simpler Kuss eines Prinzen, der mehr Glück hatte als die anderen, und alles wurde wieder gut. Als wäre nie etwas Böses geschehen. Aber dies hier war kein Märchen und kein romantisches Märchenschloss, sondern eine halb verfallene uralte Burg, ein Gemäuer, aus dem bei Wind oder starkem Regen Brocken herausbrachen und Steine abfielen wie Äpfel von einem Baum. Svenja musste aufpassen, dass sie nicht über einen der Steinklumpen stolperte oder in das Loch im Boden stürzte, das wie eine Felsspalte aufklaffte.

Sie warf einen Blick in die Tiefe und sah nichts als Dunkelheit. Wenn das ein Keller war, dann einer ohne Fenster. Was konnte dort schon sein? Doch als sie ein

heiseres Bellen vernahm, schien es direkt aus dieser Finsternis zu kommen. „Mist, so ein Mist!“, flüsterte sie vor sich hin und schob sich auf einer bröckelnden Kante balancierend an der Mauer entlang, an dem weit aufgerissenen steinernen Rachen vorbei. „Holly, du bist doch nicht etwa ...?“ Da unten? Wenn es wirklich so war, wie sollte sie dorthin gelangen? Aber soviel wusste sie: Sie konnte unmöglich ohne Holly zu den Großeltern zurückkehren. Einen kurzen Moment dachte sie daran, in die Dunkelheit zu springen. Vielleicht war es gar nicht so tief? Und wenn doch? Dann würde sie sich die Knochen brechen und vor allem: Wie sollte sie dann wieder hinaufkommen? In diesem Loch könnte sie um Hilfe schreien so viel sie wollte – niemand würde sie hören. Svenja stöhnte leise. „Holly? Komm her! Komm her zu mir!“ Sie ahnte, dass es sinnlos war, die Hündin zu rufen, aber sie wollte die Hoffnung nicht aufgeben. Sie klopfte auf ihre Hosentasche, genauer gesagt, auf das Bonbonpapier, das sich dort befand. Das leise Knistern musste für Hundeohren gut zu hören sein. Und so ein Geräusch bedeutete für Holly, dass es womöglich ein Leckerli für sie gab. Auf solch eine Einladung reagierte sie eigentlich immer. Aber nichts passierte. Es war wieder totenstill. Svenja nahm nur ihr eigenes Seufzen wahr. Noch einmal konzentrierte sie sich darauf, in den Abgrund vor ihren Füßen zu blicken. Vielleicht hatten sich ihre Augen indessen an die Finsternis gewöhnt? Und tatsächlich – etwas schimmerte dort unten. Ein kaum wahrnehmbares Licht. Wo kam das her? Irgendwo musste die Quelle sein.

Svenja beugte sich ein Stück vor, doch sie konnte nichts Genaueres erkennen. Sie zog das Handy aus der anderen Hosentasche. Immer noch kein Empfang, stellte sie fest und tippte auf das Taschenlampensymbol. Als plötzlich ein schwarzer Schatten durch den grellen Lichtkegel huschte, zuckte sie zurück. Das Telefon rutschte ihr aus der Hand, fiel erstaunlich lautlos in die Tiefe. Beinahe verlor Svenja das Gleichgewicht. Hastig schob sie sich in eine Ecke zwischen zwei Wänden und krallte sich mehr schlecht als recht an den Kanten des Gemäuers fest. „So eine Scheiße!“ Das Handy war zwar nur ein gebrauchtes, das ihr Vater ihr überlassen hatte. Aber trotzdem ... Ein verschwommener Punkt leuchtete wie ein Irrlicht zu ihr hoch. Geröll rieselte hinab. Ein Knurren war die Antwort.

„Holly!“, rief Svenja beinahe erleichtert. „Ich komme runter, ja?“ Wenn sie bloß wüsste wie! Erst jetzt nahm sie wahr, dass die seitliche Wand schräg vor ihr gar keine Wand aus Stein war, sondern eine Art Holzbrett, dunkel und zerschrammt. Eine Tür? Sie wagte kaum, es zu hoffen. Die Klinke fehlte und an der Stelle, an der wohl einst das Schloss gewesen war, befand sich eine kreisrunde Öffnung. Zentimeter für Zentimeter schob sie sich vorwärts. Die Kante, auf der sie balancierte, war beinahe so schmal wie ein Seil. Ihr Körper, ihre Hände pressten sich an das Gemäuer. Sie spürte das Kratzen auf ihrer Haut, die Eiseskälte der Burg durchströmte sie.

Svenja zitterte, einen Moment klapperten ihre Zähne. Und ihr Großvater war als Kind hier gewesen? Wie hatte er das ausgehalten? Sie musste ihn unbedingt nach seinen Erlebnissen fragen.

Das Holzbrett war tatsächlich eine Tür, uralt und mit Rissen, als hätten Krallen sie zerkratzt. Sie quietschte in den Angeln und schabte stöhnend über den Boden, als Svenja sie mit einiger Mühe Stück für Stück öffnete. Nervös lugte sie durch den Spalt. Was für Überraschungen warteten hier noch auf sie? Doch dann konnte sie ihr Glück kaum fassen: Eine Wendeltreppe! Licht fiel auf die Stufen aus Stein, sie sahen beinahe unbeschädigt aus. Da oben, nur ein paar Schritte entfernt, gab es offenbar einen Ausgang, aber sie musste hinunter, zu Holly. In die Finsternis. Einen winzigen Augenblick zögerte sie. Vielleicht sollte sie lieber von hier verschwinden und Hilfe holen? Dann hörte sie ein leises Winseln, als würde die Hündin sie rufen. „Ich komme!“, antwortete sie.

Das wuchtige Tor zum Keller am Fuß der Wendeltreppe ähnelte einer Gefängnistür und stand ein Stück weit auf. Svenja schob sich entschlossen in den dunklen Raum, in dem es nach Feuchtigkeit und Schimmel roch. Ein aufgeregtes Kläffen empfing sie, das im nächsten Moment in ein Jaulen umschlug. Warum kam Holly nicht zu ihr?

Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen, als sie das kleine Licht erblickte. Ihr Handy! Es funktionierte noch. Zumindest die Taschenlampe. Der Strahl leuchtete schwach nach unten. Das Gerät schien in der Luft zu schweben. Jedenfalls lag es nicht auf dem Boden. Svenja wollte auf den Schimmer zugehen, als sie gegen einen Widerstand stieß. Etwas ratschte metallisch über Stein und sie zuckte erschrocken zusammen. „Verdammt nochmal!“, murmelte sie und tastete sich an dem unbekanntem Ding vorwärts, das sich wie ein kaltes Rohr anfühlte. Ihr Telefon hing nicht in der Luft, es lag offenbar auf etwas, das unter dem Druck ihrer Hand nachgab und quietschte. Draht? Vorsichtig nahm Svenja ihr Handy an sich, als könnte es plötzlich doch noch komplett ausfallen. Auf keinen Fall wollte sie allein und verloren in dieser unheimlichen Finsternis stehen! Sie ließ das Licht durch den Raum schweifen und erkannte endlich, was sich hier befand: Es waren Betten. Alte rostige Metallbetten, ohne Matratzen.

Die Gewölbedecke des Kellers lag rund und schwer über ihr. Alles kam ihr eng und bedrückend vor. Erdrückend. Hatte hier ihr Großvater, als er klein war, mit den anderen Kindern gelegen? In diesem fensterlosen Verlies? Ein Schauer jagte ihr über den Rücken. Dann nahm sie eine dunkle Gestalt wahr, die auf einem der Gestelle hockte. Leuchtende Augen starrten Svenja an. Das konnte nur ein Geist sein, oder? Oder ...

„Verdammt nochmal, Holly! Hast du mich erschreckt!“

Sie drängte sich an den nackten Betten, die irgendwie wie Skelette aussahen, vorbei und erkannte jetzt, warum die Hündin hier gefangen war: Die lange Leine hatte sich um die Metallbeine und den Draht gewickelt. „Warte, das haben wir gleich“, meinte Svenja. „Du Arme.“ Sie seufzte, streichelte die Hündin, die trotz ihrer misslichen Lage voll Freude mit dem Schwanz wedelte. Svenja ließ zu, dass Holly ihr Gesicht abschleckte, obwohl sie das eigentlich nicht mochte. Die Leine hatte sich verheddert und verknotet, und sie in dem Halbdunkel zu entwirren, war schwieriger als gedacht. Außerdem dauerte es zu lange. Sicher warteten ihre Großeltern schon auf sie und begannen sich Sorgen zu machen.

Geröll rieselte auf sie hinunter, als würde es kleine Steine regnen. Svenja blickte nach oben und sah die Umrisse der Ruinenwand, an der sie eben noch gestanden und sich festgekrallt hatte. Sie wirkten schwarz und bedrohlich. Kurz entschlossen löste Svenja die Leine von der Hündin. „Und jetzt nichts wie weg hier!“ Gerade, als sie Holly auf den Arm nehmen wollte, erblickte sie etwas Weißes auf dem Gestell. Ein Buch? Wie kam das denn hierher? Es lag aufgeschlagen da, als hätte gerade jemand darin gelesen und es sah neu aus, kein bisschen vergilbt. Svenja nahm es auf und betrachtete neugierig den Umschlag.

Die Burg, las sie verwundert. Sie wollte den Band wieder weglegen, doch unwillkürlich blätterte sie durch die Seiten, die offenbar Geschichten über die Burg enthielten. Als sie die ersten Sätze erfasste, pochte ihr Herz plötzlich schneller:

*Holly, die junge Hündin, zog ungeduldig an der Leine. Sie waren längst vom Weg abgekommen. Svenja stolperte ihr auf dem unebenen Waldboden hinterher.*

Erschrocken ließ sie das Buch fallen, schnappte sich Holly und registrierte noch, dass immer größere Steinbrocken in den Keller herunterprasselten. Sie mussten hier raus! Sofort!

Die Wendeltreppe rannte sie so schnell hinauf, dass ihr schwindlig wurde. Draußen flogen ein paar Spatzen davon. Sie blinzelte ihnen im grellen Sonnenlicht nach, rang nach Luft und drückte Holly fest an sich.



## RESÜMEE DER TEILNEHMENDEN

*Leonie Dittrich*

Die Zusammenarbeit mit unserer diesjährigen Storytausch-Autorin Grit Poppe fand ich besonders schön, da wir uns einmal persönlich kennenlernen konnten und so die Möglichkeit hatten, uns direkt auszutauschen. Während der gesamten Arbeitszeit, welche sich über mehrere Monate erstreckte, stand sie uns jederzeit erreichbar zur Verfügung und ermutigte uns, sie bei Fragen um Hilfe zu bitten. Auch das Korrekturlesen gefiel mir, da wir dank Grits Kommentaren wussten, inwiefern wir was ändern müssten und sie uns Alternativsätze anbot.

*Luise Döring*

Das Schreiben meiner Geschichte für den Storytausch 2024 hat mir, wie immer, sehr viel Freude bereitet. Besonders spannend fand ich die Recherche zu Kinder-spezialheimen in der DDR, dem Thema meiner Geschichte. Es war faszinierend, etwas über die wahren Geschichten und Erfahrungen von Menschen, die in solchen Heimen gelebt haben, zu erfahren, und in meine eigene Geschichte einfließen zu lassen. Das war mir persönlich besonders wichtig, um den realen Schicksalsschlägen eine Stimme zu verleihen und auf die Geschehnisse aufmerksam zu machen. Das Feedback von Grit Poppe war für mich sehr hilfreich, denn ihre Anregungen halfen mir generell, meinen Schreibstil in einigen Punkten zu überdenken und zu verbessern. Ich bedanke mich bei allen Teilnehmenden für die diesjährige Erfahrung.

*Zora Draebert*

Das Schreiben hat mir sehr viel Spaß gemacht. Ich fand das Thema sehr interessant und ich habe auch Vieles dazu gelernt. Ich hatte viele Ideen für meine Geschichte, jedoch war es nicht immer leicht, diese umzusetzen. Mir hat es sehr geholfen, manche Dinge zu googeln, damit ich sicherstellen konnte, dass meine Geschichte in der Zeit, in der sie spielt, Sinn ergibt.

*Gregor Drieselmann*

Der Schreibfluss war meinerseits suboptimal ausgeführt. Nichtsdestoweniger hat mich dieses Projekt erfolgreich von dem Berg an Schreibprojekten, die ich offen herumzuliegen habe, abgelenkt, und somit meinen Geist guttuend erfrischt. Alles in allem eine spaßige Erfahrung.

*Johanna Föhlich*

Im Rahmen des diesjährigen Storytausch habe ich eine Geschichte verfasst, die sich mit dem Thema der Hexenverbrennung befasst. Die Aufgabe bestand ja darin, die Burg einzubauen, was eine interessante, aber auch herausfordernde Grundlage für meine kreative Arbeit darstellte.

Die Entscheidung für dieses Thema war motiviert durch mein Interesse an historischen Ereignissen und der düsteren Atmosphäre, die das Thema mit sich bringt.

Der Schreibprozess gestaltete sich jedoch als äußerst schwierig. Eine der größten Herausforderungen bestand im zeitlichen Rahmen. Neben dem alles einnehmenden Abitur legten sich dann noch mehr Steine in meinen Weg. Es begann bei der fast achtmonatigen „Ideenfindungsphase“, die dann bei einer derartigen komplexen Idee endete, die wahrscheinlich ein eigenes Buch geworden wäre und deshalb für den Storytausch aussortiert wurde. Dann ging es weiter mit einer abgewandelten und gekürzten Variante. Hier sollte ein Speicherfehler mein Untergang sein, der mir einen großen Teil meiner Arbeit und Inspiration sowie Motivation zunichte machte. Und somit sind wir in der Zeitlinie bei fast drei Wochen nach der Abgabefrist. Ich verwarf schließlich den zweiten Entwurf und verfasste einen deutlich kürzeren Text, der auf einer sehr alten und bisher verworfenen Idee basierte. Fast drei Wochen zu spät erhielt Renate endlich meinen Text. Nach einer weiteren Woche meiner Überarbeitung hatte ich endlich die Ehre, der geduligen Renate final die fertige Version zu überbringen.

Danke an dieser Stelle an die Geduld in Person: Renate. Auch, wenn du meine Bestechungsversuche ausgeschlagen hast, möchte ich noch einmal an dieser Stelle danke sagen.

Danke auch an Pia, die mich dieses Jahr sehr beim Korrekturlesen und Überarbeiten unterstützt hat.

Und, so wie jedes Jahr, danke an meine Schwester. Nani, danke für deine dann doch eher mentale Unterstützung dieses Jahr. Und nicht nur dafür. Danke für deine Unterstützung in diesem letzten, schrecklichen Jahr meiner Schulzeit, die ich ohne dich nicht überlebt hätte. Danke für jeden Text, bei dem du mir geholfen hast. Danke für all deine ehemaligen Materialien, die ich recyceln konnte. Danke, dass du immer ans Telefon gegangen bist, wenn mein Kopf nur noch ein orange-farbener Sturm war. Danke, dass du nicht nur meine beste Freundin bist, sondern meine Vertraute, meine Ratgeberin, meine Sponsorin, der Mensch, mit dem ich am liebsten lache und weine. Danke, dass du einfach meine Schwester bist.

*Juliane Föhlisch*

In diesem Jahr war unser Thema sehr frei, wir hatten durch Grit Poppe kaum Vorgaben, bis auf eine Burg, die das Zentrum unserer Geschichten bilden sollte. Aber auch dabei waren keine Grenzen gesetzt. So steht meine Burg in Schottland inmitten einer fast unberührten Landschaft mit Blick auf den Atlantischen Ozean.

Eine komplexe Idee, wie meine Geschichte aussehen soll, hatte ich recht schnell, doch beim Schreiben stellte ich dann fest, dass es mir nicht so leichtfiel, wie sonst mit diesem sensiblen Thema wie psychischen Erkrankungen eine Geschichte zu kreieren. Meine Protagonistin ist an einem Punkt angelangt, wo für sie einfach gar nichts mehr funktioniert. Oft überkommen sie ihre Emotionen und sie wird von Angst und Trauer geplagt. Nur die Burg scheint einen Ausweg darzustellen, die sich dann für sie als viel mehr entpuppt. Ich habe meine Geschichte an vielen Stellen so gestaltet, dass man nicht umhinkommt, sich zu wundern. Warum weint sie? Warum ist sie wie besessen von einem Gemälde? Warum ist Herzog Logan so perfekt? Wie kann man sich innerhalb eines Tages in jemanden verlieben? Im Gegensatz zu meiner Protagonistin stellt sich der aufmerksame Leser diese Fragen und kommt dann vielleicht zu einer eigenen Erklärung, ob Paige nun zeitreisen kann oder ob diese perfekte Welt der Burg doch nur eine rettende Fantasie ist.

Es fiel mir teilweise wirklich schwer, diese Emotionen zu Papier zu bringen, vielleicht, weil ich auch zu oft im Alltag mit ihnen konfrontiert bin. Über Ängste zu schreiben ist, denke ich, niemals leicht. Auch bei dem Ende meiner Geschichte war ich mir dementsprechend nicht sicher, wo ich hinmöchte. Lasse ich Paige in dieser traumhaften Welt, wo ihr alles leichtzufallen scheint? Oder hole ich sie zurück in die Realität und bringe sie dazu, sich ihren Problemen zu stellen? Das war keine leichte Entscheidung und so habe ich Renate leider noch länger hinhalten müssen, die schon sehnlichst auf meinen Text gewartet hat. Wo ich schon bei Renate bin: Liebe Renate, ich danke dir für deine Mühe, deine Geduld, deine lieben Ratschläge und nochmal, für deine Geduld! Auch möchte ich Hanni danken, die mich beim Verfassen einer sehr intensiven Szene tatkräftig unterstützt hat!

Nicht alle Menschen verstehen manchmal, wie es im Inneren eines Menschen aussieht. Doch denjenigen, die es tun, möchte ich zum Abschluss noch eines sagen: Ich danke und liebe euch.

*Tim Gärtner*

Diesmal wollte ich mich an einer Figur versuchen, die nicht gut ist. Das hat gut geklappt.

Nicht geklappt hat die Arbeit am Kapitel zusammen mit meinen Prüfungen und allem anderen, was so passieren kann.

Von daher hatte ich diesmal die Deadline gerissen - für das Verständnis von Frau Poppe und Renate noch einmal vielen Dank!

Das Lektorat nach der Abgabe war toll. Der Fokus auf den historischen Kontext war erfrischend und hat mich darin bestätigt, bei der Recherche immer konzentriert und beim Schreiben nah an der Sache geblieben zu sein.

Manchmal empfand ich beim Schreiben Beklemmung, obwohl ich doch die Kontrolle hatte (haben sollte?). Ich glaube, Figuren auf der falschen, der bösen Seite mit einem komplexen Hintergrund auszustatten, ist gar nicht so einfach - meine ersten Schritte auf diesem Feld haben auf jeden Fall Eindruck hinterlassen. Danke für diese Möglichkeit!

*Candy Krüger*

Im Vergleich zu meinem ersten Storytausch letztes Jahr fand ich es gut, dass wir uns öfter mit der Autorin zusammengesetzt haben und dementsprechend Feedback bekommen konnten und Fragen stellen konnten, was mir einen besseren Einblick in meine Zeitspanne gegeben hat. Ich fand es gut, dass wir uns die Zeit und unsere Handlungen selbst aussuchen durften und uns selbst entfalten konnten. Die Idee für meine Geschichte war sehr schnell klar, nur die Ausführung und diese in wenigen Seiten unterzubringen, war schwierig. Der Storytausch ist eine gute Gelegenheit und es freut mich, auch nächstes Jahr wieder teilzunehmen.

*Sanya Lehmann*

Es ist eine schöne Erfahrung, gemeinsam mit anderen ein Buch zu schreiben, wobei mir das Gemeinsam ein wenig gefehlt hat. Natürlich konnte ich mich mit anderen Teilnehmenden austauschen, aber im Grunde hat jeder für sich selbst seine Geschichte geschrieben und das war's. Sie hängen bis auf das wiederkehrende Symbol nicht zusammen.

Dafür hat das Konzept für viel Freiheit gesorgt, sodass ich mit der „Burg“ einen Anhaltspunkt bekam, aber ansonsten völlig frei entscheiden durfte. Für diese kreative Freiheit bin ich dankbar, denn es ist spannend mit anzusehen, was auch die anderen aus der Aufgabenstellung machen.

Dass Grit Poppe im gesamten Text detaillierte Hinweise oder Veränderungen vorschlägt, hat mich positiv überrascht. Ich hatte nur mit einem Korrektorat gerechnet und bin umso froher, dass jemand mit mehr Erfahrung den Text noch besser gemacht hat.

Zuletzt bedanke ich mich bei Renate, dass sie es für Jugendliche möglich macht, ihren eigenen Text als Buch in den Händen halten zu können. Die Schreibwerkstatt ist jeden Monat ein kleines Highlight. Danke!

*Marlene Mahlow*

Das Thema hat mir sehr gut gefallen. Ich hatte mir alle meine Ideen stichpunktartig aufgeschrieben und dann die Geschichte in langer Form aufgeschrieben. Da ich ein sehr frühzeitiges Thema hatte, musste ich nicht so viel recherchieren. Das Lektorat hat mir sehr gut gefallen. Ich kam sehr gut damit klar. Schreibtechnisch habe ich gelernt, sehr sachlich zu schreiben, da eine Menge Zeitungsartikel in meiner Geschichte vorkamen. Sehr hilfreich für mich war ein Treffen, wo wir uns intensiv über das Buch unterhalten haben und auch Fragen stellen konnten.

*Vivian Victoria Nestler*

So ist nun also ein weiterer Storytausch durch, wenn uns Renate nach den Resümees fragt. Ein weiteres Projekt, das uns viel Zeit, Nerven und manchmal auch Tränen gekostet hat, aber vor allem auch erneut unglaublich viel Spaß gemacht hat. Grit Poppe hatte ein neues Konzept für uns, das uns aber unglaublich viel Freiraum ließ, worüber ich sehr dankbar bin. Natürlich hat man sich untereinander während des Schreibens rege ausgetauscht, auch mal abgeglichen oder zusammen gelacht, wenn man ähnliche Ideen hatte, größtenteils saß ich jedoch erneut in meinem nicht ganz so stillen Räumchen – Musik hilft mir unbeschreiblich sehr beim Schreiben und tippte vor mich hin, kürzte Szenen, strich Charaktere und versuchte alles kürzer und bündiger als ursprünglich geplant zu verfassen. Der Grund dafür ist simpel: Letztes Jahr tat ich das nicht und verrannte mich vor allem zeittechnisch, aber auch, was meine physischen und psychischen Ressourcen anging. Ich neige, wie man auch hier sieht, zum Ausschmücken und Abschweifen. Ich denke aber, dass ich durch das frühere Kürzen dieses Mal ein stimmiges Bild, eine sinnige Geschichte schaffen konnte. Auf jeden Fall bin ich stolz auf sie, bin dankbar für diese Möglichkeit, sie zu veröffentlichen und hoffe, dass etwas dieser Gefühle auch beim werten Leser ankommt.

*Lea Neubert*

Dieser Storytausch war der erste, bei dem ich mitgemacht habe. Dem entsprechend war das alles sehr aufregend und neu für mich. Trotzdem bin ich relativ gut in den Storytausch reingekommen. Die Gespräche, die wir alle vorab mit Grit Poppe geführt haben, haben mir sehr bei der Ideenfindung geholfen. Ich hatte direkt einige Ideen für eine Geschichte und das, obwohl ich das Konzept noch nicht kannte.

Als ich dann das Konzept kannte, wusste ich nach einiger Bedenkzeit, worüber ich schreiben wollte. Da unsere Gespräche mit Grit sich meistens um Jugendwerkhöfe drehten und da ich wirklich schockierend fand, wie schlecht die Insassen dort behandelt wurden, wusste ich, dass ich darüber schreiben möchte.

Besonders interessant finde ich, wie Menschen, die solche Erfahrungen gemacht haben, weiterleben und ob und wie sie diese verarbeiten.

Das Thema des Storytauschs war sehr gut umsetzbar, da einem viele Türen offenstanden. Man konnte quasi jedes Genre schreiben. Mit der Einschränkung, dass sich die Geschichte um die Burg drehen musste, kam ich sehr gut klar. Die Burg ist vor allem auch durch ihre Geschichte ein besonders spannender Schauplatz.

Ich musste, bevor ich anfang zu schreiben, erst einmal zu Thema „Jugendwerkhof“ recherchieren, da meine Geschichte realistisch werden sollte. Bei meiner Recherche und beim Schreiben kamen dann immer wieder Fragen auf, auf die ich teils keine Antwort im Internet finden konnte. Manchmal fand ich Informationen, bei denen ich mir nicht sicher war, ob sie stimmten. In solchen Fällen konnte ich mich immer an Renate oder Grit wenden, die dann eine gute Antwort parat hatten.

Die Betreuung des Storytauschs lief sehr gut, wie ich finde. Uns wurden viele Freiheiten gegeben und trotzdem wusste man, wie weit die anderen waren und was sie schrieben. Einmal haben wir uns getroffen und besprochen, wie es bei uns läuft und was wir schreiben. Am Ende hat jeder ein konstruktives Feedback bekommen und wusste, was er noch verbessern konnte. Auch das Lektorat war sehr hilfreich, da in meinem Text noch einige Schusselfehler waren, die ich selber nicht finden konnte. Außerdem haben mir die Verbesserungsvorschläge von Grit sehr geholfen. Sie hat mich auf Logiklöcher und Formulierungsfehler aufmerksam gemacht, die ich dann verbessert habe. Dadurch wurde auch mein Text besser.

Durch den Storytausch habe ich auch einiges gelernt. Nicht nur, was die Geschichte der Jugendwerkhöfe angeht, sondern auch, wie man die Zeichen bei der wörtlichen Rede richtig setzt. Außerdem habe ich gemerkt, wie wichtig es ist, erst einmal zu recherchieren, bevor man anfängt zu schreiben.

Alles in allem hat mir der Storytausch zwar sehr großen Spaß gemacht, er hat mir aber auch das Leid der Menschen, die in Jugendwerkhöfen inhaftiert waren, vor Augen geführt. Ich habe vieles erlebt und dazu gelernt, auf mehreren Ebenen. Dieser Storytausch war eine Bereicherung. Daher möchte ich mich abschließend bei Renate und Grit bedanken. Danke, dass ihr das möglich gemacht habt.

*Eddie Neumann*

Eine Geschichte zu schreiben, ist meiner Meinung nach niemals einfach. Das war diesmal nicht anders. Und letztendlich habe ich auch nur die Hälfte von dem geschrieben, was ich ursprünglich geplant hatte, zu schreiben. Der Zeitdruck zwang mich, einiges zu kürzen, wegzulassen und zusammenzufassen.

Mein Kapitel handelt von einem Waisenjungen im 19. Jahrhundert. Beim Schreiben seiner Geschichte verfiel ich relativ schnell in einen Tunnelblick, und

obwohl ich sehr spät angefangen hatte, verfasste ich über die Hälfte des Textes in einer einzigen ruhelosen Nacht. Am nächsten Morgen stellte ich den Text dann fertig und verpasste ihm in den folgenden Tagen mit etwas Hilfe noch den Feinschliff. Einen Tag vor der Abgabe war er dann bereit, abgeschickt zu werden. Zu meinem Bedauern hatte ich sehr lange gewartet, gerne hätte ich noch mehr geschrieben, meine Hauptfigur weiter ausgebaut und die Welt, in der sie sich bewegt, lebendiger gemacht. Aus zwanzig bis dreißig geplanten Seiten wurden sieben.

Das fertige, jedoch immer noch sehr kantige und verbesserungswürdige Manuskript schickte ich dann ab und erhielt relativ schnell mein Feedback. Dieses war auch sehr hilfreich. Auch wenn ich nicht mit allem einverstanden war, was Grit Poppe an meinem Text auszusetzen hatte, musste ich mir eingestehen, dass einige Stellen doch nicht so gut waren, wie ich erst angenommen hatte. Ich schätze, man muss einfach aus seiner Überzeugung, einen perfekten Text geschrieben zu haben, herauskommen und akzeptieren, dass man auch Fehler macht und niemand auf Anhieb perfekt schreibt. Diese Erkenntnis zu erlangen war nicht leicht, und ein wenig Stolz spielte dabei wohl eine Rolle, das gebe ich offen zu. Doch ich nahm die Tipps an und änderte einige Stellen, dabei lernte ich vielleicht sogar eine Sache oder zwei. Letzten Endes brachte ich es trotzdem nicht übers Herz, alles zu ändern, das markiert war. Manches gefiel mir einfach zu gut oder war mit Absicht „unverständlich“ formuliert. Ich denke, auch das ist manchmal ganz gut so. Das Buch ist sicher trotzdem lesenswert.

Alles in allem bin ich über den Schreibprozess, das Feedback und die Arbeit mit Grit Poppe relativ zufrieden. Es ist schade um das verschenkte Potenzial, aber es ist jetzt nicht mehr zu ändern. Vor allem bin ich dankbar, dass ich ein weiteres Mal dabei sein konnte.

*Louise Ottshofski*

Der Storytausch mit Grit Poppe hat mir sehr gut gefallen. Besonders das Thema rund um die Burg fand ich spannend, da es viel kreativen Spielraum bot. Daher bin ich schon sehr neugierig darauf, wie die Texte der anderen Teilnehmer\*innen sind. Das wiederkehrende Element des Turms in allen Geschichten und die Möglichkeit, verschiedene Zeitepochen zu wählen, erinnerten mich ein wenig an „Das Geheimnis des blauen Skarabäus“ – den Storytausch mit Iny Lorentz aus dem Jahr 2020. Ich fand das ausführliche Feedback von Grit Poppe sehr hilfreich, und auch das Korrekturlesen durch Renate Zimmermann hat meinem Text den letzten Feinschliff verliehen.

*Vivienne Pabst*

Ich nahm dieses Jahr zum zweiten Mal am Storytausch teil und es hat mir wieder sehr großen Spaß gemacht. Ich mochte sehr, wie vielfältig man die Burg in seine Geschichten einbauen konnte. Ich bedanke mich sehr bei allen, die hinter dem Projekt stehen und sich so bemüht haben, uns diese Chance zu ermöglichen.

*Charlotte Piotrowski*

Den Storytausch mit Grit Poppe dieses Jahr fand ich besonders interessant und abwechslungsreich. Ich fand es schön, mal wieder in sich abgeschlossene Geschichten zu schreiben, auch wenn mir die großen Geschichten der letzten Jahre, an denen jeder ein Kapitel schreiben durfte, auch gefallen haben. Hier konnte man sich doch etwas freier ausleben, sowohl im Schreibstil als auch losgelöst von den anderen Kapiteln. Spannend fand ich auch, dass man sich mit seiner Zeit befassen musste: Bücher lesen, Internetbeiträge suchen, recherchieren, damit die Geschichte besser auf die Lesenden wirken kann. Ich finde es total schön, komplett frei zu schreiben und in meine eigene Welt einzutauchen, deswegen fand ich es eine interessante und herausfordernde Aufgabe, möglichst nah an der historischen Realität zu bleiben. Jedenfalls an einem Ausschnitt davon. Das Lektorat war dieses Jahr zum ersten Mal sehr ausführlich und hat so geholfen, nochmal andere Einblicke auf die in den eigenen Augen fertige Arbeit zuzulassen und zu bemerken, was vielleicht doch noch nicht ganz fertig war. Ich freue mich schon ganz besonders, die ganzen Kapitel zu lesen und in die verschiedenen Zeiten einzutauchen und bin mir sicher, Ihnen geht es da nicht anders. Viel Spaß beim Lesen!

*Jessica Ritter*

Das Schreiben der Geschichte war eine schöne Erfahrung, da die Geschichte in den verschiedensten Varianten geschrieben werden konnte. Wir durften über alles schreiben, ob Fantasy, wie die Burg zu verschiedenen Zeitepochen war oder wie sie in der Gegenwart ist. Toll war auch, dass wir den Großteil der Figuren selbst erfinden konnten. Somit hat jeder seine eigenen Ideen einbringen können.

Das Thema war toll, da man sich zu einer mittelalterlichen Burg viel überlegen konnte. Da es nicht viele Informationen gab, konnte man sehr viel selbst gestalten und sich von so ziemlich allem inspirieren lassen. Es war toll, Fragen stellen zu können und sich auch von den Fragen der anderen inspirieren zu lassen. Da uns sehr viel Freiraum gelassen wurde, hatten wir die Möglichkeit, zum Beispiel auch Elemente aus Büchern, die wir selbst gelesen hatten, zu benutzen.

Da sich jeder eine Zeitepoche aussuchen durfte, konnten wir unsere Recherche selbst bestimmen. Auch das hat mir gefallen. Als wir uns gegenseitig unsere

Geschichten vorgestellt und Feedback von den anderen bekommen hatten, haben wir uns auch gegenseitig etwas inspiriert.

Nachdem wir unsere Texte abgegeben hatten, haben wir ein Feedback bekommen, das sich um die Rechtschreibung und Grammatik gedreht hat. An dieser Stelle fand ich toll, dass ich etwas dazu lernen konnte. Dieses Feedback war auch wichtig für mich, da ich so bemerken konnte, dass manches nur in meinem Kopf Sinn gemacht hat. So konnte ich alles so umändern, bis es hoffentlich jedem verständlich geworden ist.

Insgesamt war es ein sehr tolles Projekt. Und es hat sehr viel Spaß gemacht. Besonders am Anfang, als ich mir erstmal eine sinnvolle Story überlegen musste.

#### *Henriette Sitterlee*

Es war schön, mal eine andere Seite vom Storytausch zu erleben, aber ich weiß jetzt, wie Renate sich oft genug fühlt.

#### *Bianca Sprotte*

Jede Teilnahme am Storytausch fühlt sich immer ein bisschen anders an – dieses Mal mit sehr hilfreichen Lektorat! Mir persönlich hat die gründliche Kontrolle weitergeholfen, weil auf diese Weise auch inhaltliche Fehler korrigiert wurden. Ebenfalls fand ich die Idee mit der Burg als zentraler Schauplatz sehr gut, so konnte sich jeder eine Epoche aussuchen und seiner Kreativität freien Lauf lassen. Zum Schluss ein großes Dankeschön an Renate Zimmermann für die ganze Organisation!

#### *Novalee Steinig*

Wieder einmal eine super Planung, ein großes Lob an Renate dafür! Obwohl ich einige Zeit große Schwierigkeiten damit hatte, fertig zu schreiben, bin ich mit dem Endergebnis recht zufrieden. Ich persönlich bin nach wie vor der Meinung, dass die Schreibwerkstatt ein super tolles Projekt ist. Die Möglichkeit zu bekommen, mit Autoren zu schreiben und mehr zu lernen, ist Klasse. Ich freue mich sehr darauf, das Endergebnis zu sehen.

#### *Cassy Stibbe*

Ein neues Jahr, ein neuer Storytausch, eine neue, einzigartige Idee einer interessanten Autorin. Auch dieses Mal war ich gespannt darauf, welche Rahmenhandlung ich ausschmücken darf und wie sich meine Geschichte Stück für Stück zusammensetzt. Am Ende bin ich schon ein bisschen stolz auf meinen Text und natürlich neugierig auf das gesamte Werk. Meine Idee hatte ich schon lange, das Schreiben verzögerte sich um einige Monate. Das erste Mal hatte ich während des Storytau-

sches einen Vollzeitjob, der mir oft einen Strich durch meine Planung machte. Ich hatte nicht erwartet, dass die Zeit so schnell vergeht und ich trotz Urlaub zu wenig gekommen bin. Aber die Idee blieb und fand, wenn auch etwas später, den Weg auf den PC-Bildschirm.

(Nächstes Jahr möchte ich aber wieder mehr Zeit in dieses wundervolle Projekt stecken ...)

#### *Lina Sziedat*

Dies war mein erster Storytausch, an dem ich teilgenommen habe. Es war eine lehrreiche Erfahrung, die mich ein Stückchen näher an mein Ziel gebracht hat, Autorin zu werden. Ich hatte Hilfe von meiner Mutter und ihrer Freundin, bei denen ich mich ganz herzlich bedanken will. Ich konnte meiner Fantasie freien Lauf lassen, hatte aber trotzdem ein paar Schwierigkeiten. Auch wenn es nur ein Kapitel in einem ganzen Buch ist, ist es doch eine ganz schöne Herausforderung.

#### *Pia Vahl*

Es ist jedes Mal aufs Neue eine einzigartige Erfahrung, am Storytausch teilzunehmen. Zum einen, weil man selbst immer wieder etwas dazulernt und unerwartete Geschichten schreibt, die durch die Anregungen der Autoren erst entstehen können. Zum anderen ist es unglaublich faszinierend zu sehen, wie kreativ und vielfältig alle anderen Texte sind. Dieses Jahr war vor allem das Lektorat sehr gründlich. Das war total hilfreich bezüglich der Logikfehler, die sich dann doch relativ schnell in die Ausarbeitungen schleichen. Mir war das auch aus dem Grund sehr wichtig, um eine möglichst akkurate historische Geschichte zu erzählen. Da war es beruhigend zu wissen, dass der eigene Text noch einmal so genau durchgelesen wird. Danke an der Stelle! Die Idee für den Storytausch kam mir bei einer meiner Abiturprüfungen. Diese Idee war letztendlich mit deutlich mehr Recherche verbunden, als ich es aus anderen Jahren kenne, aber es war unglaublich interessant und gleichzeitig sehr bestürzend. Die Thematisierung des Nationalsozialismus bringt immer eine gewisse Traurigkeit mit sich. Und auch wenn es sich „nur“ um eine fiktionale Geschichte handelt, war es dennoch ein merkwürdiges Gefühl, sich in Figuren hineinzusetzen, deren Leiden gar nicht so unwahrscheinlich war. Die Vorstellung, dass Menschen diese Zeit durchleben mussten, hat mich dabei noch einmal auf andere Art und Weise beschäftigt. Letztendlich ging mir meine eigene Geschichte doch sehr nahe. Deswegen bin ich sehr dankbar für die Möglichkeit, den Text im Rahmen des Storytausches schreiben zu dürfen. Ich weiß nicht, ob ich die Idee auch ohne die Aufgabe und einer festen Frist, umgesetzt hätte.

*Lina Voigt*

Mir haben die schriftlichen Anmerkungen zur Story geholfen. Dabei habe ich gemerkt, dass ich mich noch mehr in die Lesenden hineinversetzen muss. Die regelmäßigen Treffen sind dabei sicher sehr hilfreich.

Die Idee zur Story habe ich schon länger im Kopf gehabt. Mich interessiert es, die Gefühle und Gedankengänge von Personen darzustellen, die nicht der Norm entsprechen.

*Matilda Wagner*

Ein Kapitel zu schreiben für ein richtiges Buch, war relativ schwer für mich. Ich hatte von Anfang an mehrere Ideen, die leider weder in der Umsetzung noch in der ausgereiften Planung funktionierten. Am Ende entschied ich mich für ein sehr kurzes Kapitel, eine Szene. Sie sollte komplett aus dem Zusammenhang gerissen sein.

Toll fand ich die Idee von Anfang an. Dass man fast komplette Freiheit beim Schreiben hatte, gab viel Platz. So konnte ich jede Idee ausarbeiten und mich am Ende entscheiden, ohne Angst zu haben, dass man ein Kriterium nicht erfüllt. Die Ideen kamen alle sofort, das richtige Ausarbeiten ebenfalls. Die Ideen formten sich sehr schnell in meinen Kopf und auch die Planung war einfach, schwieriger wurde es beim Umsetzen.

Ich schreibe schon sehr lange und lese ebenfalls sehr viel. Das half mir, besonders beim Schreibstil konnte ich mich viel von meinen Lieblingsautoren inspirieren lassen. Am Ende war das Schreiben aber meine Sache, und das ging tatsächlich relativ gut, auch wenn ich zwischendurch sogar einige Schreib-Blockade hatte.

Ich fand die Betreuung während des Projektes gut, wir konnten alle Fragen stellen und auch Grit Poppe war mehrmals da, so konnten wir zusammenarbeiten und uns verständigen. Wäre die Autorin nicht so oft da gewesen, wäre es viel schwerer gewesen.

*Maria Walter Oliveira Gala Monteiro*

Ich fand den Storytausch mal wieder ein tolles Projekt, welches jungen Autor\*innen unter der Leitung der erfahrenen Autorin Grit Poppe beim Konzipieren und Schreiben einer Kurzgeschichte verhalf. Dabei hat mir vor allem das Thema der Burg sehr gefallen, da man sich mit den unterschiedlichen Epochen der Burg auch unterschiedliche Welten, Personen und Burgen ausdenken konnte. So viele Genres gab es in einem Buch beim Storytausch noch nie!

*Mara Weinkauff*

Das Schreiben meiner Geschichte fiel mir diesmal echt schwer, weil ich noch nie etwas Historisches geschrieben habe. Die historischen Details richtig hinzubekommen, war eine Herausforderung – vor allem, weil die Ereignisse noch nicht lange her sind und es widersprüchliche Quellen gibt. Grund dafür ist meiner Ansicht nach, dass, je nachdem wo und wie man aufgewachsen ist, sich die Erfahrungen, die man gemacht hat, voneinander unterscheiden. Vor allem bei der Recherche habe ich gemerkt, dass das Schreiben von historischen Geschichten nicht so meins ist. Besonders die Nähe zur Realität hat mich oft an meine kreativen Grenzen gebracht und mich an meinen Fähigkeiten zweifeln lassen.

Die Ideensuche fiel bei mir im Prinzip weg, weil einige Zeitabschnitte vorgegeben waren und mich inspiriert haben. Trotzdem fand ich das Thema „die Wende“ und die späten 90er schwierig, weil mir der historische Kontext einfach zu nah ist. Dennoch konnte ich durch dieses Projekt meinen Horizont erweitern und meine kreativen Grenzen austesten. Es ist gut, hin und wieder auf Schwierigkeiten zu stoßen und zu sehen, wie man damit umgeht.

Außerdem bin ich froh, kein Lektor zu sein, vor allem weil meine Schulzeit schon länger her ist und ich eher mit englischer Grammatik vertraut bin. Auch wenn es um Entscheidungen geht, wie man den Lesefluss vereinfacht darstellen kann, zum Beispiel durch mehrere Absätze in Dialogen, die mich eher stören, anderen aber enorm beim Lesen helfen.

Wie nach jedem Schreibprojekt bin ich einfach froh, dass Schreiben für mich nur ein Hobby ist, das mir Spaß machen soll – und diese Projekte helfen mir, das immer wieder zu schätzen.

*Grit Poppe*

Als Renate Zimmermann mich fragte, ob ich beim Story-Tausch in der Mark-Twain-Bibliothek mitmachen möchte, freute ich mich über das Angebot und habe sofort zugesagt. Das hat verschiedene Gründe: Da ich auch Jugendromane schreibe, bin ich oft an Schulen unterwegs und in den Gesprächen nach den Lesungen standen nicht selten Jugendliche vor mir, die durchblicken ließen, dass sie selbst schreiben. Natürlich war die Zeit nach einer Veranstaltung zu kurz, um in die Tiefe zu gehen oder wirklich hilfreiche Tipps zu geben. Aber meine Neugier war geweckt: Worüber schreiben junge Menschen heute? Was sind ihre Themen? Und wie bearbeiten sie diese? Der zweite und wichtigere Grund sofort zuzusagen, ist die eigene Erfahrung. Als Kind habe ich viel gelesen und begann relativ schnell damit, mir eigene kleine Geschichten auszudenken. Ich hatte großes Glück, dass ich mit ca. elf Jahren begann, im „Club der jüngsten Poeten“ in Babelsberg mitzumachen. Der (Hörspiel-)Autor Ulrich Klingler bewies damals große Geduld mit den Texten der Kinder und Jugendlichen, die vor ihm saßen, und vor allem stellte er uns Weltliteratur vor. Sein Lieblingsautor war Hemingway und so lernte ich zum Beispiel, dass ein Happy End nicht immer die beste Idee ist. Auch Wolfgang Borchert las er uns oft vor, der mich tief beeindruckte. Themen für das eigene Schreiben wurden zum Glück nicht vorgeschrieben. Aber unsere Texte las er durchaus kritisch und ließ Logikfehler nicht durchgehen. Eine gute Schule alle 14 Tage, einige Jahre lang, bis Herr Klingler plötzlich aufs Land zog und Schäfer wurde. Natürlich suchte ich mir dann noch andere Schreibzirkel, aber die hohe Schule der Weltliteratur wurde da so gut wie nicht beachtet. Ich fuhr dann auch zu den Poetenseminaren nach Schwerin, die von der FDJ ausgerichtet wurden, was man leider manchmal zu spüren bekam. Zwar war das Zusammensein mit anderen schreibenden Jugendlichen interessant, die Förderung und Gespräche – je nach Leitung der Gruppe – mehr oder weniger anregend, aber der ideologische Druck war dort schon sehr deutlich. Erst Jahre nach der Wende erfuhr ich, dass die Staatssicherheit (sogenannte IMs, Inoffizielle Mitarbeiter) dort ebenfalls aktiv war und Berichte über die Teilnehmenden verfasst hat.

Erst im Nachhinein wurde mir mehr und mehr bewusst, was für ein Glück ich mit dem „Club der jüngsten Poeten“ im Babelsberger Klubhaus (heute Kulturhaus) hatte. Dort habe ich mehr gelernt als später im Literaturinstitut in Leipzig, auch weil die Atmosphäre viel freier war. Dass ich Autorin wurde, hat also mit dieser jahrelangen Schreibwerkstatt, die ich als Kind und Jugendliche erlebte, zu tun.

Für den Story-Tausch 2024 wurde von mir nur vorgegeben, dass eine Burg eine gewisse Rolle spielen sollte. Eine Burg, mit einer Geschichte, die vom Mittelalter bis in die Gegenwart reichte. Sowohl der Zeitabschnitt als auch das Genre waren dabei

den Schreibenden überlassen, historische und zeitgeschichtliche Themen wurden angeregt, waren aber nicht verpflichtend, auch Fantasy, Abenteuer- oder Geistergeschichten sollten z. B. möglich sein. Entsprechend vielfältig sind die Ergebnisse. Da das Ganze ja eine Werkstatt ist, ging es hier in erster Linie darum, dass die jungen Schreibenden sich ausprobieren können, recherchieren üben, vielleicht auch mal experimentieren, den eigenen Ton suchen und finden, und am Ende ein Buch entsteht mit den gesammelten Werken. Ein großes Privileg ist natürlich, dass die Texte gedruckt werden. Deshalb hielt ich ein Lektorat jeder einzelnen Geschichte für sinnvoll. Denn das ist auch das, was Profiautoren vor der Veröffentlichung erleben – je nach Lektorin (Lektoren gibt es eher selten) - kann das sehr hilfreich sein und den Text verbessern. Dabei habe ich – wie das auch bei den Verlagen üblich ist – mit „Änderungen nachverfolgen“ gearbeitet. Das heißt, die Autorin oder der Autor entscheidet selbst, was sie oder er annehmen möchte und was nicht. Zusätzlich gab es Vorschläge und Anmerkungen, manchmal auch Fragen von mir am Rand, z. B., wenn etwas unlogisch oder unverständlich erschien oder eine Idee noch nicht so ganz ausgereift war. Gefallen hat mir die Kreativität im Umgang mit der Vorgabe. Jede/r Teilnehmende hat ganz eigene Ideen entwickelt. Um eine Story durchgehend zu erzählen, braucht es neben Talent auch Phantasie und Durchhaltevermögen. Das hat gut geklappt. Natürlich schimmert da hin und wieder das durch, was gerade so gelesen wird. Ich gebe zu, dass ich mit manchen Modeerscheinungen, wie z. B. Romantasy (also einer Mischung aus kitschiger Liebesgeschichte und Fantasy), nichts anfangen kann. Die Bücher, die oft in rosa gehalten oder mit „romantischen“ Bildern versehen sind, verstopfen gerade die Buchregale in vielen Buchhandlungen und nehmen der lesenswerten Literatur den Platz (übrigens auch in den Programmen der Verlage) weg. Aber wie das heutzutage so ist: Wenn die Verlage damit Geld machen können, wird es eben gedruckt, egal wie schlecht diese Nicht-Literatur ist.

Wer ernsthaft literarisch schreiben möchte, sollte m. E. Bücher lesen, die einen gewissen literarischen Anspruch haben, sowohl stilistisch als auch thematisch. Ein paar Werke der Weltliteratur zu kennen, schadet jedenfalls nicht. Dabei kann man durchaus nach eigenen Vorlieben und Interessen gehen. Quälen muss man sich also nicht. In der Mark-Twain-Bibliothek lässt sich da sicher einiges an guter Literatur entdecken. Angefangen bei Mark Twain selbst zum Beispiel.

Schön fand ich, dass ich die Schreibwerkstatt besuchen, einen Einblick gewinnen und die jungen Schreibenden ein bisschen kennenlernen konnte. Dass wir da in großer Runde (und trotzdem gemütlicher Atmosphäre) saßen, hat mich sehr gefreut und ist u. a. sicher dem jahrelangen Engagement von Renate Zimmermann zu verdanken. Die Zusammenarbeit mit ihr, als die Texte nach und nach eintrudelten,

fand ich unkompliziert und angenehm. Ihre grenzenlose Geduld war für mich hilfreich, denn die Arbeit an manchem Beitrag war doch recht anstrengend. Auch dass Ideen und Vorschläge von mir umgesetzt wurden, ein Zeitzeugengespräch ebenso möglich war wie der Besuch im Lernort Keibelstraße, hat mich positiv überrascht. Vielen Dank, dass ich beim Story-Tausch dabei sein durfte. Vielen Dank an Renate Zimmermann und die Mark-Twain-Bibliothek!



ENDE



